

McGill University Libraries



3 100 142 881 2



DER QUERSCHNITT

Band 9/1
1929

KRAUS REPRINT

Nendeln / Liechtenstein

1970

DER
QUERSCHNITT

Band 9/1
1929

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by

KRAUS REPRINT

A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1970

Printed in Germany

DER QUERSCHNITT

BEGRÜNDET VON ALFRED FLECHTHEIM

HERAUSGEBER : H. v. WEDDERKOP

REDAKTION: VICTOR WITTNER



IX. JAHRGANG 1929

IM PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

INHALTS-VERZEICHNIS

AP
D43x
V.9:1

890637

I. TEXT

Autoren und Beiträge

Wenn die Seitenzahl einen * aufweist, steht der Beitrag in den Marginalien

	Seite		Seite
Achtung vor den Baptisten!	222*	Anzeigenkuriosa 44*, 55*, 57*, 58*, 63*,	
Ackermann, Werner, Merde!	629	120*, 122*, 129*, 132*, 139*, 214*,	
d'Ailly, Achille, Eve Lavallière, die		285*, 291*, 358*, 363*, 369*, 438*,	
durch den Teufel zu Gott fand	612	508*, 513*, 521*, 586*, 598*, 665*,	
Aldanoff, Mark, Briand	691	673*, 682*, 743*, 745*, 817*, 878*	
Alessandro, José, Ein Briefwechsel	682*	Arasti, Eduardo, Feiert den Sonntag! ..	589*
—, Broadway as it looks	268	Architektentöter, Der	211*
—, Lieber Querschnitt!	682*	Arcos, René, Denen, die ich nicht kenne	626
Allendy, R., Verdrängung, Sexualität		Arnold, Alma, Chiropraktische Vor-	
und Reklame	552	lesungen	315
Alles zu haben	514*	Artisten, Unter	44*
Alo, Sarrasani — wie ich ihn sehe	45*	Auftrag, Der	430*
Also es gibt keine Hölle	58*	Auktionen	214*, 287*, 589*
Altenberg-Anekdoten	142*, 666*	Aus einem literarischen Sonderheft der	
Alvensleben, Lexi v., Ich „acquiriere“ .	273*	Schlesischen Hochschulblätter,	
Amerika	222*, 738*	Breslau	57*
—, Das gebildete	663*	„Ausschweifung“	885*
—, das zweite „auserwählte“ Volk	222*	Ausstellung chinesischer Kunst	69*
Ammer, K. L., Der Anapäst des Gauls		Ausstellung von Fleischwaren im Har-	
und der Galopp der Verse	674*	monieklub	289*
Andacht, Höchste	878*	Ausstellungen 69*, 217*, 286*, 289*,	
Anekdoten und Kuriosa 44*, 46*, 49*,		372*, 374*, 375*, 430*, 503*, 521*,	
52*, 53*, 55*, 58*, 62*, 121*, 126*,		524*, 582*	
132*, 142*, 208*, 218*, 220*, 222*,		Autor, Der	819*
279*, 283*, 289*, 296*, 298*, 358*,		Bachrach, Norbert, Herkules auf dem	
363*, 365*, 368*, 430*, 432*, 435*,		Trottoir	667*
437*, 441*, 443*, 506*, 508*, 513*,		Balint, Georg, Henker-Interview	492
514*, 521*, 524*, 585*, 595*, 597*,		Bauer, Julius, Zur Relativitätstheorie ..	358*
598*, 599*, 663*, 665*, 666*, 669*,		Baumeister, Willi, Stuttgart und die	
672*, 673*, 682*, 736*, 738*, 739*,		Schwaben	180
746*, 814*, 815*, 819*, 878*, 884*,		Becker, Andreas, macht Besuch bei	
885*, 886*		Georges Minne	374*
Angebot und Selbstkritik	132*	Bedarf, Täglicher	438*
Anstrengungen	358*	Beethoven und Rolls-Royce	438*
Antoine, Lena Amsel	883*	Begleitbrief eines Lyrikers	814*
Anton, Die Leute vom Nebentisch	424	Behr, Toni, Auf der Tour	440*
—, Vier Parodien	516*	Bell, Clive, Genug Jazz!	557

	Seite
Beß, Im Generalkommando der alten Hosen	444*
Beter, Der kopfstehende	222*
Biche, Lebenslust in Zürich	728
Biffart, Der Berliner Spießbürger	746*
Blei, Franz, Karneval	102
—, Der schüchterne Wedekind	169
—, Zigaretten und Zigarren	792
Bloch, Ernst, „Hoffmanns Erzählungen“ zwischen Maschinen	219*
—, Jean Richard, Berliner Typen	276*
—, Max Hermann, Salon d'automobiles	813*
Bois, Curt, über Heinrich Mann	51*
Bontempelli, Massimo, Poker-Novelle ..	409
—, Von den Vorteilen des Zigaretten-drehens	795
Brenner, Max, Japanische Filmkunst...	680*
Bruckner, Ferdinand, Leben in der Anonymität	77
Bücher aus Paris	685*
Bücher-Querschnitt 72*, 147*, 223*, 299*, 376*, 479*, 525*, 602*, 685*, 756*, 826*, 891*	
Campanile, Achille, Die Agentur für Kümmernisse	858
—, Wie man keinen Roman schreibt ..	718
Carl Valentins, Weihnachten	279*
Carlo, Auf Deutschlands Parnaß	429*
Caesar und die Fliege	597*
Chaumet, Henri, Bêtes et Cie.	193
Chesterton, G. K., Im Bette liegen	425
Chotzinoff, Samuel, Toscanini furioso .	349
Christus als Klubmitglied	739*
Clermont-Tonnère, Duchesse de, Die Rothschilds	229
Cocktail, American	738*
Cohen, Walter, Die große holländische Ausstellung in London	372*
Courths-Mahler, Hedwig, Mein System	721
Crevel, René, Die Ästheteten von 1929	617
Desgrieux, Chevalier, Liebesbriefe von M. P.	407
Déctif, Basil Zaharoff und die Frauen	235
Dichterkinder	157, 208*
Dilettantenunfug	599*
—, Kassenärzte und Kassenpatienten ..	312
Dolbin, B. F., Attacke auf unsere Weltanschauung	368*
Domela, Harry, Einen Monat Kino-besitzer	771
Dreesen, Walter v., Drei Sterne in St. Pauli	485
Dymow, Ossip, Hotello und Isben. Amerikanische Erfahrungen	731

	Seite
Ebeler, Hub., Wie de Frau Türk veezehn Kinder gekrög hät	128*
Edthofer-Koeppke	202*
Eggebrecht, Axel, Aus einem Gespräch mit Remarque	523*
Ehrendoktor-Inflation	203*
Ehrenstein, Albert, Kypros	715
Einbrecher-Universität	738*
Eingesandt, Eutiner	736*
Einstein, Albert, Zum 50. Geburtstag ..	437*
Einstein eine ernste Gefahr	819*
Elbogen, Paul, Der „Ibsenstil“ im Film	592*
Ensor-Ausstellung in Brüssel	375*
Erziehung zur literarischen Leistung...	298*
Essen(-Ruhr)	507*
Eulenberg, Anselm, Minderbegabt	157
—, Herbert, An meinen alten Fordwagen	810*
Eustafieff, Victor K., Der goldene Tod. Jagd mit Adlern in den Kalmücken-Steppen	186
Ey, Mutter, in Düsseldorf feiert Geburtstag	288*
Fahsel, Kaplan, Für die Keuschheit	847
Faille, I. B. de la, an die Besitzer seines Van-Gogh-Oeuvre-Katalogs	50*
Falkenfeld, Hellmuth, Liebe verringert die Kriegsschulden	854
Familiientag	595*
Faesi, Robert, Die Kongreßnot	369*
Fedin, Konstantin, Wie schreibt man einen Roman?	716
Feminismus, Der	586*
Festtage, Heidelberger	679*
Feuchtwanger, Lion, Roman-Rezept ...	720
—, Song aus den „Petroleuminseln“	54*
Finck, Adele v., Zigeuner, Magie, Karten	473
—, Werner, Erschütternde Gedichte ..	580
Fish, David, Berlin's the Bummel town	244
Flechtheim, Alfred, Ascona, Lausanne, Winterthur	726
—, Derain in Deutschland und heute	286*
—, Le Bled, Jean Renoirs neuester Film	438*
Fleisch, Hans, Deutscher Reichstag für Unbefangene	706
Flipp, Flappy, Fahrt auf dem Solimoes	753*
Foelckersam, André Baron, Der Gelb-stern	130*
Forster, Rudolf, Spitalzug	195
Frau, Die deutsche	432*, 514*
Frauenfunk	878*
Friedell, Prolongationen	120*
—, weint um den alten Wein	55*
Frömmigkeit ein Scheidungsgrund	222*

	Seite
Frydland, Gedanken bei Musik	816*
Fürstenberg über den Anschluß	432*
Gabory, Georges, Wo steht heute André Derain?	261
Gade, Svend, Der amerikanische Him- mel	120*
—, Hollywood von hinten	1
Gaffé, René, Reflexionen eines Sammlers	340
Gaupp, Fritz, Der Schrei nach dem lite- rarischen Kind	292*
„Gebt den Kindern deutsche Namen“	673*
Geist und Gas	598*
Gerson-Bielefeld, Dr., Diätetik gegen Tuberkulose	649
Gerstäcker, Friedrich, Ein Boxerkampf in Cincinnati (1867)	324
Gide, Klassizismus	831
Girardi-Anekdote	283*
Giraudoux, Jean, Der Sport	198
Glaser, Curt, Chinesische Kunst in der Berliner Akademie	98
Goldschmidt-Rothschild, Marianne von, Pelze, Hüte, Mokkatassen, Hand- schuhe	282*
Gomez de la Serna, Ramon, Maria Wassiljewna	87
—, Ramonismen	542
Gomez de la Serna, Schwindel	776
Graefenberg, Rosie, Sowjetrussische Ge- selligkeit	247
Graphik-Ausstellung, Die französische, in Berlin	374*
Grohmann, Will, Neue europäische Kunst	177
Großmann, Rudolf, Seelenforscher am Zürich-See	722
Guitry und Rilke	132*
Gynt, Peer, Diplomaten, Delegierte, Sekretäre. Querschnitt durch den Völkerbund	633
Hackenberger †, Oscar	880*
Hammerschlag, Peter, Tiere tönen dich an!	138*
Hannes, Carl, Die Waldschule	802*
Harder, Wolf v., Marcel Proust und der Kammerdiener Albert	401
Hasenclever, Walter, Napoleon und Landru	696
Hatvany-Winsloe, Christa, Zigeuner ..	471*
Hayek, Max, Die neue „Moderne Ga- lerie“ in Wien	751*
Heiratsgesuche 55*, 58*, 122*, 139*, 214*, 521*, 586*, 673*	
Hemmer, Heinrich, Australien, das Land ohne Hunger	334

	Seite
Henry, Das abenteuerliche Leben des Manuel Martinez Hugué, genannt Manolo	590*
Hertz, Maria, Büsten	250
Herzfeld, Fränze, Musik von innen oder kosmische Tänze	681*
—, Vorschläge zur Psychoanalyse	362*
—, Vox populi	886*
Heydt, Eduard Freih. v. d., Der Christus wider Willen	677*
Hohenlohe, Prinz Max zu, Die Hetären von Tunis	34
—, Zulus als Zugtiere	545
Hollander-Munkh, Mira v., Gang im Osterregen	221*
Honorar vom Hause Habsburg	438*
Hönig, Fritz, Wörterbuch der Kölner Mundart (II)	124*
Horváth, Ödön, Fiume, Belgrad, Buda- pest, Preßburg, Wien, München ...	136*
Hüte dich vor der Wissenschaft!	588*
Huxley, Aldous, Das Land	864
Ingorata	524*
Isabelle, Menu für 1929	124*
Jäger, Walter, Radio-Querschnitt	70*
Jensen, Johannes V., Touristen in Jeru- salem	709
Journalisten-Geschichten	62*
Jubiläen	220*, 437*, 448*
Jugend von heute	363*
Julfest der Germanen	279*
Kainz, Josef, Brief an Max. Maxschulz	804*
Kaiser, Georg, Aus „Zwei Krawatten“	571
—, Refrain aus „Zwei Krawatten“	601*
Kaleko, Mascha, Berliner Gedichte ...	434*
Kalenter, Ossip, Aus Dresdens Kunst- und Geistesleben	676*
Kantorowicz, Alfred, Die freie Tribüne von Paris	670*
Kästner, Erich, Karneval der Mißge- launten	121*
Kaufmann, Lisbeth, Waldeck	431*
Kirchhoff, Walther, Dear Weddy!	135*
Kitter, Kort, Dunkel Amsterdam	482
Kleidung, Gute und schlechte	588*
Klein-Jena, Prof. Dr., Vom Naturheil- verfahren	644
Kleinschmidt gegen Picasso	439*
Klub, Ein, als Zeichen der Zeit	222*
Koch-Wawra, Friedrich, Ein Volk auf der Straße	264
Kochbuch, Ein neues	585*
Kolpe, Max, Egoistische Betrachtung ..	296*
Konstantin, Leopoldine, Meine geliebte Insel Sylt	504*

	Seite		Seite
Kontor-Regeln, Alte englische	205*	Meisl, Willy, Die schöne Helena (Helen Wills)	502*
Kötjemühle, Die	665*	Milhaud, Darius, Apropos Tonfilm ...	563
Krüger, Hellmuth, Berliner Festspiele 1929	353*	Möbel, Antike	445*
—, Kleinere Städte (Darmstadt, Worms)	596*	Molly, Walter, Über das „Hännesche“	129*
Kunstaussstellung im Rathaus	286*	Mont-parnasse, Deutscher	290*
Kuh, Anton, Geräuschfilm in Berlin ...	593*	Moore, George, Erinnerungen an Mallarmé	834
—, Intendanten, Direktoren, Stellvertreter. Theaterlexikon zu den Berliner Festspielen	342	Mopp (Max Oppenheimer), Schönberg vor zwanzig Jahren	598*
—, Professoren, Regisseure, Hausbesitzer. Berliner Theaterlexikon II ..	657	Morand, Paul, Box-Match	321
Kurella, A., Lesview, der Künstler-Vagabund	786	—, Mit allem Komfort	461
Kurz, Isolde, Der Ruf des Pan	74*	Morris, William, Schreibt deutsch.....	44*
Lakatos, Ladislaus, Kleine Geographie	271	Musikalien-Querschnitt	75*, 303*
—, Kleines Pantheon	112	Mussolini, Benito, Warnung an die moderne Frau	548
Lampel, Peter Martin, Nicht über mich — sprechen wir von den Jungs! ..	53*	Nachricht aus Spa	441*
Landsberg, Bob, Negerball in der Rue Blomet	107	Nacktkultur	746*
Landshoff, Werner, Taktlose Musik....	597*	Nago, Leben in Ägypten.....	391
Le Corbusier, Der Negermaler Kalifala Sidibé.....	888*	Nasché, Phil., Es geht um den Bart! ..	140*
Lehr, Fritz Herbert, Zirkus von hinten	41*	Natan, Heinz-Alexander, Gestüt Weil	515*
Leibl und Courbet	519*	Neubildungen, Bösertige	208*, 368*
Lewis, D. B. Wyndham, Ratschläge eines Weltmannes	459	Neumann, Mizzi, Toiletten aus „Anna Karenina“	598*
Liebermann-Anekdoten 208*, 669*, 682, 884*		Nichols, Beverley, Das kleine weiße Zimmer in Havanna	487
Limbour, Georges, André Masson	664*	Nicolson, Harold, The Charm of Berlin	345
Lindblad, Stina, Die Liebe in Schweden	769	Ohlschlaeger, Geno, Schwergewicht im Harem	68*
Linden, Hermann, Pariser Caveaux	258	O'Neill, Eugene, der Autor von „Strange interlude“	740*
Löbel, Josef, Als Frauenarzt in Franzensbad	364*	Ortega y Gasset, José, Hypertrophie der Wappen.....	539
Loos, Lina, Peter Altenbergs Flugversuche	97	Osborn, Max, Berlin und das Rokoko	347
Löwenstein, Margot, My favourite Schupos	359*	Ostwald, Wilhelm, Stil	379
Loewy, Siegfried, Kainz und König Ludwig	790	Otto, Vera, Reminiszenzen einer Kostüm-Verkäuferin bei Verch	280*
Luart, Ernst, Zug durch das dunkle Köln	104	Pal, Jean-Michel, Le Pacte Kellogg au Panthéon.....	38
Luca, Riccardo de, „Style anglais“ à la mode	684*	Parole, Die	373*
Lydor, Waldemar, Es taubert!	67*	Passanten-Gespräche (I. Berlin, Kurfürstendamm. II. Wien, Kärntner-ring)	499*
Mainz, Anni, Reklame, Reklame!.....	442*	Pazaurek, Gustav M., Die Bruderschaft der Vagabunden.....	477
Majakowski, Wladimir, Dekret N 2 an die Armee der Künstler	84	—, Mein „Kitschmuseum“	182
Mallarmé, Stéphane, Im Winter. I. Die Pfeife. II. Winterschauer.....	26	Permutationen	443*
Mann, Klaus, Früh vergiftet	163	Petersen, Albert, Durchsichtige Gründe	370*
Mann, Vortrag Thomas.....	137*	Petriconi, H., Ramón	135*
Marterl, Schwäbisches	746*	Pieper, Kurt, Das kommt davon	683*
May, Karl, und der lederne Brief	743*	Pierre-Quint, Léon, Sadismus und Liebe bei Lautréamont.....	661*
Medem, H. v., L'hospitalité	50*	Pinner, Erna, Die Frau im Orient	28
		—, Sommer in Ägypten	386
		Poesie der Schweiz	878*

	Seite		Seite
Pohl, Frank, Sonntag in der Banlieue ..	257	Schaeffers, Willi, Berliner Ballbericht...	210*
Prenn, Daniel, Taktik im Tennis	600*	—, Das laufende Festspielband	356*
Prévost, Jean, Boxkampftag	330	Schallplatten-Querschnitt 75*, 151*,	
Pribram, Hilde, Die kleine Avus in der		226*, 304*, 454*, 531*, 607*, 689*,	
Sezession	885*	754*, 829*,	848*
Primo de Rivera, Spanien und die		Scheikévitch, Marie, Die letzten Tage	
Spanier	533	Marcel Prousts	840
Pro cultura	585*	Scher, Peter, Cassis sur Mer	509*
Prohibition	739*	Schickele, Rainer, Uninteressant.....	158
Protektion	63*	Schiller, Paul, Richard Wagner — ein	
Psychophon, Ein, zu verkaufen	743*	Plagiator? Die Wahrheit über den	
Purges	49*	Pilgerchor	563
Querschnitt durch die Zeitschriften....		Schmidt, Alf, Begegnung mit André	
	452*, 606*	Gide	798*
Quinz, Matheo, Margarethe, Freifrau		—, Otto, Umgang mit Pferden	463
von Coburg (Heiratsvermittlung) ..	16	Schmidt, Peter, Krise der Medizin? ...	318
Radio-Querschnitt.....	70*	Schnack, Anton, Fränkische Städte	422
Rasputin, Marja Solovieff, Mein Vater		Schneider-Clauß, Wilh., En Modeprädig	
der heilige Teufel.....	81	vun der Groß.....	126*
Reboux, Paul, Besuch bei d'Annunzio	703	Schulenburg, Thisa v., Wallenstein im	
Rechtspflege, Vorbildliche	222*	Kloster	765
Reibaro, Die erweiterte	434*	Schulz, W. v., Kleine Erlebnisse in	
Reichsgerichtsentscheidung.....	433*	Brüssel	663*
Reinhardt, Fritz-Heinz, Hani, unser		—, Poesie im Album	851
Mathematikprofessor.....	808*	—, Die Hinrichtung	495
—, Max, Der Schauspieler	609	Schwind, Wolfgang von, Meine Größe	65*
Reinhold, Kurt, Danzig, die Hauptstadt		Seelen, Schwarze	746*
seiner selbst	427*	Sensationen	291*
Reisen bildet	595*	Sexualforscher, Für	291*
Reklame, Amerikanische	598*	Shaw, Bernard, Der König und die	
—, Berliner	599*	Ärzte	305
—, Pariser	598*	—, Sex appeal.....	759
Renard, Jules, Begegnungen.....	653	Sigwina, Klassenaufsatz	819*
Retour, Le, de Joséphine	806*	Sinsheimer, Hermann, Gustav Waldau	749*
Reuß, Erbprinz Heinrich XLV.,		Skidelsky, Valentin, Die Geburt der	
Deutsche Theatersituation.....	153	Mandschurei.....	638
Roeder, G., Pelizaeus und sein Museum	389	Skutsch, Karl Ludwig, Konzert.....	57*
Rolle, Die, der Frauenbüste im Kampfe		Sling, Erdgeist.....	297*
um den Mann	363*	Soldatenbrief 1870 aus dem belagerten	
Rösler, Jo Hanns, Interview.....	284*	Paris	669*
Rossius will Straßen taufen	506*	Spinelly, Andrée, La „Fantaisiste“.....	659*
Ruhm, Der	53*	Spitznamen.....	437*, 516*
„Sagen Sie, was haben Beethoven,		Städte, Deutsche	427*
Goethe, Bismarck mit Schaumwein		Starke, Ottomar, Bärte	110
zu tun?“	132*	—, Fassaden	773
Salmony, Alfred, Ein Shiva Nataraja...	216*	—, Kleiner Knigge	455
Saltarino, Signor, Genealogie der Fa-		Stein, Professor Ludwig, oder Politik am	
milie Knie.....	22	weißen Tisch	889*
Salten, Anna Katharina, Wohlbehütet..	160	Steindorff, Georg, Querschnitt durch	
Sammlung, Die, Simon Böhm	51	Kairo	382
Sauvage, Marcel, Die französischen		Sternberg, Graf Adalbert, Kavalkade ..	522*
Weine	621	Sternheim, Carlhans, Dichterkinder....	166
Schaefer, R. M., Indianer als Ölmagnaten	744*	—, Carl Sternheim, der Mensch und	
Schaffer, Heinrich, Der Leser illustrierter		Erzieher.....	9
Blätter	185	Sternheim-Anekdoten.....	53*, 296*

	Seite		Seite
Stierkampf	587*	Wedderkop, H. v., Anton Kuh.....	54*
Stimmen, Spanische	585*	—, Literaturbetrieb	871*
Strachwitz, Alda Gräfin, Die Tänzerinnen Ägyptens	30	—, Piperdrucke	881*
Straße, Die lange, einer amerikanischen Kleinstadt	738*	—, Pro Kathinka	520*
Straus-Ernst, Luise, Rheinischer Kunstfrühling	517*	—, Albert Renger-Patzsch	204*
Sündenbock und Prügelknabe	746*	—, Theater, Film, Kabarett	218*
Swaffer, Hannen, The Things I saw in Berlin	436*	—, Toscanini, Hindemith, Tonfilm und Zapfenstreich für König Fuad.....	510*
Térey, Edith von, Mac West	59*	—, Unsere junge Hauptstadt	820*
Theater	585*	—, Van-de-Velde-Film	442*
Theaterkritik, Wiesbadener	220*	—, Versäumen Sie nicht, in die Oper zu gehen!	117*
Tier, Max V., Zürich und die Zürcher	750*	—, Die Wahrheit über Van Gogh.....	206*
To my Ocean-Girl-Friend	58*	—, Klemperers Zauberflöte	879*
Todesstrafe für Mangel an Traditionsgefühl	673*	Wein, Weib und Gesang	126*
Trinkler, Emil, Nur-Dschehan, die Leuchte der Welt	869	Weinberg, A. von, Probleme der Inzucht	465
Tschuppik, Karl, Die hundert Familien. Österreichische Gesellschaft gestern und heute	12	Weltausstellung, Die, Barcelona 1929..	582*
Urgroßvater, Der	601*	Weltereignis	139*
Usch, Uschy, Zwei Tagebuchblätter eines jungen Mädchens	133*	„Wer mit einem kurzen, abgenagten Bleistift schreibt, der ist ein Redakteur“	52*
Valéry, Paul, Kleiner Brief über die Mythen	395	Wie spricht man „Reibaro“ aus?.....	358*
Valery Larbaud, Die Pariserin.....	254	Wiegler, Paul, Der liebe Gott steht auf der Bühne	56*
Verfügung, Wichtige, eines Postamtes	599*	Wilder, Billie, Die B. Z.-Frau und der deutsche Kronprinz	143*
„Verschiedenes“ aus „El Liberal“	588*	—, Stroheim, der Mann, den man gern haßt	293*
Vieillesse, Die verte	443*	—, Über einen Pokerkünstler (Fritz Herrmann)	446*
Villon, François, Ballade von den Frauen von Paris	616	Wittner, Victor, Filmdiven. I. Laura La Plante. II. Colleen Moore.....	7
Viot, Jacques, Der Totenkopfhändler ..	145*	—, Luftreise	419
Vlaminck, Maurice de, Hinter dem Krieg	778	—, Österreichische Stücke in Berlin ...	52*
Vor 40 Jahren	524*	—, Wörterbuch eines Wieners in Berlin (I u. II)	212*, 366*
Vorbedingung, Musikalische.....	222*	Wolff, Franz, Noon hour at Union Square	594*
Waleffe, Maurice de, Die nackten Deutschen	432*	Wolfskehl, Karl, Gegenspieler. Zur Metaphysik des Clowns	23
Wandsprüche, Berliner.....	815*	Woolf, Virginia, Das Streichquartett..	567
Warg, G., Un cuento verdadero.....	589*	Woyzek 1929.....	673*
Warum zeichnen Sie eigentlich nicht?	752*	Zille, Wie ich zu meinem Schicksal kam	480
Wäscherin, Die alte	121*	Zirkus Krone kommt nach Magdeburg	745*
Weber, Wolfgang, Barcelona	536	Zuchtschwein, Das wertvollste, Deutschlands	139*
Wedderkop, H. v., Die vollkommenste Aufführung.....	358*	Zuckmayer, Carl, Grabrede des Clowns auf Vater Knie	20
—, Gustav Fock, Leipzig, 50 Jahre ...	370*	Zusammenstoß, Heftiger, von Zeitwörtern	513*
—, Gesellschaft.....	240	Zuschriften von Rundfunkabonnenten	508*, 672*
—, Der alte Baron v. d. Heydt	818*	Zwischenfälle in Swinemünde.....	595*
— Immertreu	199*	Zylinderhut, Der gefürchtete	202*
— 100 Jahre Verlagsbuchhandlung Friedrich Cohen in Bonn	735*		
—, Komödie von II bis I	61*		

II. ABBILDUNGEN

Sujets und Künstler

* bedeutet: Kunstdruckteil hinter Seite . . .

	Seite		Seite		Seite
Adams, Martha	548	Bade- und Schwimm-		Dibbern, Elisabeth . . .	497
Affen	406*, 802*	sport 44*, 86, 498*,		Döcker, Richard	172*
Afrika 28*, 36*, 44*,		568*, 592*, 674*,		Dolbin, B. F.	155, 368
88*, 136*, 356*,		718*, 818*		Dongen, Kees van 52*,	818*
382*, 385, 386, 387,		Bali	850*	Dreesen, Walter von ..	580
390*, 393, 394, 398*,		Barcelona 536*, 552*,	584*	Dufy, Raoul	610*, 616
414*, 430*, 482*,		Barna, E.	159	Durban	544*
544*, 652*, 734*,		Bärte	96*, 110	Ebenhecht, Georg	
834*, 890*		Bauer, Bettina	337	Franz	348*
Ägypten 382*, 385, 386,		—, Hansi	3	Edzard, Curt	248*
387, 390*, 393, 394,		Bauknecht, Philipp . . .	77	Ehmsen, Heinrich 409,	837
398*, 414*, 430*		Baum, Franz	169	Eloy, Mario	551
Akt 4*, 19, 28*, 32, 33,		Baumeister, Willi 44*,		England	308*, 568*, 652*
36*, 52*, 60*, 80*,		172*, 600		Erfurth	353
101, 116, 120*, 204*,		Beckmann, Max 324*,		Essen-Ruhr	506*
238, 252, 253, 283,		802*, 818*		Essenther	854
305, 324*, 390*, 397,		Belling, Rudolf 164*,	466*	Exoten 28*, 36*, 44*,	
425, 465, 466*, 482*,		Bertsch, Karl	874*	60*, 88*, 120*, 136*,	
484, 490*, 492, 495,		Beyer, Lo	728	196*, 382*, 390*,	
506*, 534, 543, 549,		Bloch, Martin 186, 403,	539	398*, 414*, 430*,	
568*, 590, 592*, 647,		Boilly, Louis-Leopold .	28*	474*, 482*, 544*,	
652*, 674*, 702*,		Bonnard, Pierre	726*	636*, 652*, 734*,	
726*, 731, 734*,		Botzaris, Sava	308*	742*, 834*, 850*, 882*	
750*, 760, 810*,		Boxsport und Boxer 4*,		Exter, Alexandra	514*
831, 833, 850*, 854,		60*, 104*, 264*, 321,		Fahrenkamp, Prof. . . .	778*
882*, 890*		323, 324*, 327, 331,	466*	Feininger, Lionel	818*
Albert-Lazard, Loulou	418	Brach-Zineķ, Bernhard	234	Felixmüller, Conrad 11,	592*
Alpen	12*, 80*	Braque, Georges	818*	Feuerbach, Anselm . . .	406*
Amsterdam	482*	Braun, Eduard 457, 463,	863	Film 12*, 20*, 44*, 60*,	
Arabien	60*	Burkart, A.	313	96*, 120*, 128*,	
Architektur 164*, 172*,		Camerini, A.	411	196*, 232*, 356*,	
180*, 308*, 382*,		Cézanne, Paul	560*	628*, 660*, 702*,	
398*, 422*, 430*,		Ceylon	742*	718*, 794*, 874*	
448*, 506*, 536*,		Chagall, Marc 191, 484,	849	Fiori, Ernesto de 321,	324*
584*, 592*, 628*,		China	636*	v. Fircks-Medem	853
636*, 726*, 742*,		Cocteau, Jean 166, 231,		Fischer, Alfred	406*
750*, 778*, 874*		624, 625, 633		Fleck, Maria	104*
Arnstam, Kiril	329	Corinth, Lovis	471, 818*	Fleckenstein, Julius J.	573
Assuan	398*, 430*	Cranach, Lucas	694*	Foujita	193, 617
Ateliers 28*, 490*, 560*,		Danzig	422*	Frank, Erna 258, 259,	
794*, 866*		David, Hermine	489	699, 838	
Athen	264*, 267	—, Robert	365	Freese, Klaus	99, 103
Aufseeser, Ernst	31, 86	Degas, Edgar	466*	Freiluftsport 80*, 458*,	
—, Hans	470, 631	Degner, A.	269	498*, 702*, 762*	
Australien	324*	Derain, André 256*,		Fresnaye, Roger de la .	340*
Auto- und Motorrad-		482*, 610*, 616,		Freytag, Otto	535
sport 80*, 248*, 633,	810*	620*, 623		Fuchs, Heinz	541
Avenstrup	37, 243	Deus, Wilhelm	890*	Gäbel, Friedrich	798

	Seite		Seite		Seite
Gauguin, Paul...	610*, 882*	Interieurs	28*, 52*, 60*, 172*, 180*, 183, 356*, 406*, 474*, 584*, 628*, 716, 834*, 874*	Kunst, Buddhistische	36*, 188*, 204*, 742*, 750*, 874*
Genf.....	636*	Italien	60*, 544*, 726*, 810*, 842*	— der Indianer.....	742*
Gergely, Emmerich ...	312	Japan	104*, 636*, 660*, 802*	— der Neger ...	734*, 890*
Gessner, Richard	620*	John, Augustus	858*	— der Osterinsel	490*, 834*
Gonzales de la Serna, Ismael	534, 543	Kairo	382*, 394	— des Rokoko.....	348*
Gordine, Dora ..	104*, 652*	Kalckreuth, Barbara v..	466*	Lais, Otto	283, 805
Goerg, Eduard	242	Kalifala Sidibe	890*	Lascaux, Elie.....	260
Goursat	694*	Kanada.....	742*	Laurencin, Marie	659
Goya, Francesco	348*	Karneval	88*, 96*, 374*, 514*, 674*	Laurens, Henri	28*
Grimm, Arthur ..	163, 345, 557	Katzen	718*, 858*	Lauterbach, Heinrich..	718*
Gris, Juan	80*, 842*	Kerschbaumer, Anton .	271	Léger, Fernand.....	340*
Gromaire	760	Kinder	14, 156*, 161, 162, 196*, 204*, 222*, 248*, 308*, 340*, 374*, 414*, 482*, 536*, 568*, 578, 644*, 706, 733, 770*, 802*, 810*, 834*, 890*	Lehmbruck, Wilhelm .	810*
Grosz, George	15, 23, 83, 117, 153, 239, 245, 264*, 305, 339, 405, 421, 461, 501, 674*, 775	Kinderzeichnungen	264*, 329	Leichtathletik, Turnen	44*, 232*, 734*
Großmann, Rudolf	25, 39, 118, 199, 200, 248*, 315, 342, 343, 344, 460, 658, 722, 723, 724, 725, 791	Kirschenbaum, J. D. ...	95	Lesview	786*
Haller, Hermann.	490*, 726*	Klee, Paul	164*, 430*, 750*	Levy, Rudolf.....	79, 802*
Hamburg	482*, 485	Kleinschmidt, Paul....	845	Liebermann, Max.....	674*
Hammerschlag, Margarete	19, 622	Klimt, Gustav.....	734*	Lindgens, W. A... 96*, 264*	
Han Je-cho	112*	Knorr, Käte	161	Littlefield, Wm. K....	323
Hane.....	66	Kohl, Steffie	733	Loeb, Johanna	235
Harbin	636*	Kolbe, Georg	32, 101, 253, 850*	Los Angeles	592*
Helmsing, H.	769	Köln	88*, 164*, 308*, 770*	de Losques	615
Herbig, Otto	706	Krawtschenko.....	92, 93	Luca, Riccardo de	684
Herrmann, Eva.....	740	Kreibig, Erwin	162	Maçon, Jules	764
—, Rudolf	816	Kronenberg, Fritz	80*, 674*	Maginot.....	778
Hettenhausen, E.	36*	Kubin, Alfred	785	Maillol, Aristide 4*, 482*, 734*	
Heuser, Werner	729	Kunst, Altägyptische	382*, 390*, 393, 398*, 414*, 430*, 544*, 850*	Mandschurei	636*
Hildebrandt, Hans	183	—, Altchinesische	112*, 204*, 652*	Manet, Edouard ... 4*, 506*	
—, Lily	172*	Kunst, Altdeutsche	172*, 694*, 710*, 847, 868	Manolo ... 550, 576*, 590	
Hirschvogel, Augustin	868	—, Altitalienische	506*	Marc, Franz.....	466*
Hofer, Karl	88*, 327, 506*, 726*, 848	—, Altniederländische	340*, 348*	Marchand	195, 335
Holland ...	448*, 482*, 810*	—, Altpersische	652*	Masson, André .	164*, 620*
Holtz, Karl	35, 477	—, Altperuanische	652*	Matisse, Henri	390*, 866*, 869
Hoerschelmann, Rolf v.	63, 511, 631			Mayo	395
Huf, Fritz	4*			Mayrshofer, M. ..	492, 846
Hunde	187, 240*, 272*, 374*, 718*			Meckel, Heinz.....	793
Indianer	196*, 742*			Metsu, Gabriel	340*
Indien.....	874*			Milde, Peter	638, 773

Seite		Seite		Seite	
Mucchi, Gabriele	413,	Reppert, Irmgard v. . .	776	Südsee	120*, 490*, 834*, 850*, 882*
	542, 796	—-Bismarck, Jack v. . .	567	Survage	563
Mühsam, Erich	693	Richter, Klaus	229, 379	Szalit, Rachele	713
Multscher, Hans	172*	Ridinger, Joh. Elias	187	Tahiti	882*
Munch, Edvard	479	Roger, Suzanne	12*, 609, 697	Talukst	643, 709
Musik	28*, 95, 112*, 118, 204*, 272*, 351, 448*, 471, 479, 557, 559, 568*, 631, 734*	Rohlf, Christian	890*	Tanz, Ballett	31, 52*, 116, 120*, 153, 204*, 422*, 684, 762*
Neger	28*, 36*, 44*, 136*, 196*, 544*, 652*, 734*	Rothschild, Henri	628*	Taessler, Tosca	765
Nesch, Rolf	252, 254, 310	Roux, G. L.	164*	Tennis	592*, 600, 660*
Neu-Guinea	120*	Rugbysport	422*	Terechkovitsch, C.	858*
New York	592*	Rußland	498*, 786*, 802*	Thalmann, Max	618
Nordamerika	12*, 80*, 196*, 490*, 592*, 660*, 866*	Schäfer-Ast	555, 581, 582, 649, 731, 759, 792	Thayaht, Ernesto	544*
Orlik, Emil	261, 447	Schaffgotsch	487, 493	Theater	20*, 60*, 88*, 120*, 128*, 136*, 222*, 232*, 332*, 448*, 506*, 514*, 566, 610*, 628*, 750*, 770*, 786*, 874*, 882*
Palästina	710*	Scharf, Theo	691	Thöny, Wilhelm	41
Pankok, Otto	7	Schiffahrt	12*, 382*, 414*, 644*, 694*, 784	Tibet	36*, 120*
Paris	115, 256*, 258, 259, 260, 422*, 552*, 610*, 620*, 628*, 674*, 718*, 874*	Schinkel, Karl Fried- rich	882*	Tiere	12*, 28, 37, 39, 41, 112*, 164*, 168, 169, 180*, 187, 188*, 193, 240*, 272*, 332*, 337, 340*, 374*, 385, 386, 387, 390*, 393, 398*, 406*, 414*, 430*, 448*, 458*, 463, 465, 466*, 470, 474*, 490*, 544*, 560*, 568*, 576*, 644*, 694*, 718*, 750*, 776, 802*, 842*, 850*, 858*, 864, 890*
Pascin	175, 419, 495, 890*	Schlemmer, Oscar	172*	Tischbein d. Ä., Joh. Heinr.	96*
Paetzel	840	Schlenzig, Evamarie	761	Tischler, Victor	842*
Pauli, Fritz	750, 797	Schlopsnies, Albert	28*	Togores, José de	12*, 397, 549
Pfahler v. Othegraven	641, 864	Schoff, Otto	781	Touchagues	34, 115, 179, 237, 381, 634
Pferde und Pferdesport	80*, 164*, 169, 188*, 340*, 448*, 458*, 463, 465, 466*, 470, 474*, 560*, 644*, 850*	Schröder, Walter	559, 571	Troost, Cornelis	348*
Pflanzen	136*, 272*, 498*	Schweden, Norwegen, Finnland	12*, 794*	Tschelitschev	620*
Picabia, Francis	628*	Schweiz	12*, 80*, 636*, 726*, 750*	Tunis	35, 36*
Picasso, Pablo	172*, 177, 340*, 576*, 734*, 855	Schwind, Wolfgang von	64, 485	Tytgat, Edgar	28*
Pinner, Erna	28, 386, 387, 394	Sebba, Siegfried	87, 109, 427, 592*	Ungarn	88*
Ploberger	318, 425	Seewald, Richard	60*	Urban, Paul	566
Polen	136*	Segonzac	267, 331, 334, 831	Vagabunden	448*, 474*, 477, 479
Polosport	458*	Seurat, Georges	620*		
Poelzig, Hans	448*	Severini, Gino	417		
Prechner, Lotte B.	18, 650	Sidney	324*		
Pretzfelder, Max	440, 533	Sinogli, Hans	716		
Ramsgate	568*	Sintenis, Renée	168, 340*, 465, 850*		
Redon, Odilon	52*	Slevogt, Max	351		
Rembrandt	340*	Smith, Eddy	834*		
Renger-Patzsch, Albert	136*, 180*, 204*, 818*, 842*	Spanien	533, 534, 535, 536*, 539, 541, 542, 543, 551, 552*, 576*, 584		
Renoir, Auguste	458*, 694*, 833	Starke, Ottomar	1, 33, 40, 110, 247, 319, 455, 456, 635, 780		
		Stenbock, Graf Nils	655		
		Stilleben	36*, 80*, 136*, 576*, 818*, 842*		
		Stoffpuppen	28*, 136*, 778*, 834*		
		Strecker, Paul	674*		

Seite		Seite		Seite
Variété und Zirkus 23,		Wagler, Ilse.....	251	Wilczynski, Käte 16,
24, 25, 41, 99, 153,		Wagner, Wilhelm 14,		107, 108, 154, 211,
171, 324*, 420, 461,		24, 116		401, 439, 578, 597, 671
470, 471, 542, 571,		Walser, Karl.....	750*	Wintersport 80*, 222*, 842*
776, 802*		Wassersport.....	159, 324*	Wolff, Gustav.....
Venedig.....	60*, 842*	Waetjen, Otto von 167,	222*	—, Sophie.....
Veneto, Bartolommeo .	506*	Watteau, Antoine....	348*	Wollheim, Gert.....
Vlaminck, Maurice de	778*	Welsh, Devitt.....	204*	Zentralasien.....
Vögel 112*, 188*, 406*,		Werbekunst 552*, 762*,	778*	Zigeuner.....
544*, 652*		Wiegele, Franz.....	702*	Zille, Heinrich... 481, 647
Voigt, R. O.....	171	Willumsen, J. F.....	498*	Zollinger, Otto . 726*, 750*

III. ABGEBILDETE PERSONEN

Gemälde, Zeichnungen, Photos usw.

* bedeutet : Kunstdruckteil hinter Seite...

Ackermann, Sophus... 474*	Bildt, Paul..... 448*, 514*	Collin, Gaston..... 4*
Albers, Hans..... 232*	Bill, Neger..... 734*	Comnen, Mme. Antoi-
Alexander, Dr. Erich.. 398*	Bismarck, Fürstin	nette..... 316*
Alsen, Ola..... 248*	Otto v..... 762*	Coogan, Jackie, mit
Altenberg, Peter .96* 136*	Bleuler, Professor.... 724	Vater..... 196*
Alvensleben, Lexi v. . 272*	Bloch, Jean Richard... 278	Corinne, Miß..... 652*
Amenemhet III., König 414*	Bodenhausen, Baronesse	Courths-Mahler, Hed-
Ammer, K. L. (Karl	Christa..... 240*	wig..... 618*
Klammer)..... 674*	Bontempelli, Massimo . 411	Crevel, René..... 620*
Amsel, Lena..... 882*	Borchardt, Dr. Ludwig 390*	Curth van Endert, Eli-
Angoulvent, Museums-	—, Rudolf..... 850*	sabeth..... 248*
direktor..... 770*	Bourdelle, Bildhauer.. 674*	Cuspinian, Humanist.. 694*
d'Annunzio, Gabriele . 702*	Brancusi, Constantin.. 866*	Daelen, Fräulein Maria 316*
Arnstam, Kiril..... 810*	Bressart, Felix..... 332*	Dekobra, Maurice.... 834*
Arnthal, Die kleine.... 802*	Briand, Aristide..... 694*	Delbrück, Frau Berta.. 316*
Austin, Bunny..... 592*	Brinckmann, Prof. Dr. 770*	Dergan, Blanche..... 52*
Bancroft, George..... 742*	Brody, Lewis..... 196*	Destiée, Museumsdirek-
Bard, Maria..... 232*	Brose, Schauspieler... 448*	tor..... 770*
Barnowsky, Victor... 342	Brünning, Max..... 560*	Deutsch, Ernst..... 20*
Baschwitz, Frau Toni.. 374*	Bussche, Baron Hans	Deyers, Lien..... 810*
Bassermann, Albert	Ernst von dem... 834*	Diaghilew, Serge..... 422*
120*, 791	Campanile, Achille.... 858*	Dietrich, Marlene.... 858*
Baumaine..... 628*	Canti, Dr..... 368	Domela, Harry..... 770*
Baumeister, Willi.... 172*	Capart, Museumsdirek-	Doucet, Jacques..... 628*
Bäumer, Gertrud..... 44*	tor..... 770*	Dreyfus, Frau Martha.. 240*
Bazille, Minister..... 180*	Casa Maury, Marquise	Druma, Herzog von... 348*
Beckmann, Max..... 80*	de..... 474*	Dufour-Féronce, Albert 636*
Belling, Rudolf..... 560*	Chagall, Marc, mit Fa-	Dupierreur, Museums-
Below, Gerda v..... 104*	milie..... 794*	direktor..... 770*
Benois..... 422*	Chanel, Gabriele..... 652*	Durieux, Tilla... 374*, 390*
Berger, Frau Lilli v.	Christians, Mady (Frau	Duse, Eleonora..... 4*
240*, 316*	Sven v. Müller)... 248*	Edthofer, Anton..... 222*
Bergner, Elisabeth.... 44*	Clarenbach, Max..... 560*	Eduard VII., König... 308*
Beroldingen, Gräfin	Coats, Miß Dudley.... 474*	Eisinger, Irene..... 628*
Nora, mit Sohn... 374*	Coburg, Margarethe	Elzer, Karl..... 120*
Bibesco, Princesse	Freifrau von..... 60*	Englisch, Lucie..... 882*
Marthe..... 52*	Cocteau, Jean..... 136*	

	Seite		Seite		Seite
Eulenberg, Anselm, Till		Großmann, Frau Maria	248*	Kardorff-Oheimb, Ka-	
und Wolfgang	156*	Grosz, Peter Michael ..	644*	thinka von..	356*, 458*
—, Herbert	818*	Guappi	80*	Karsavina, Tamara ...	422*
—, Familie	810*	Guillaume, Paul	620*	Katz, Hilde und Ma-	
Ey, Frau	288	Gutmann, Frau Daisy.	272*	rienne	248*
Fahsel, Kaplan	850*	Hackenberger, Prof.		Kaufmann, Freddy	272*, 316*
Falkenhayn, Fritz v.	316*	Oskar	890*	Kayßler, Friedrich	222*
Falkenstein, Julius	448*, 514*	Haller, Hermann	750*	Kemeny, Guta	858*
Fancigny-Lucinge,		Hanriot, Mme.	694*	Kenyon, Doris	20*
Princesse Jean-		Hartkopp, Helmuth	324*	Keppler, Ernst	448*
Louis de	628*, 674*	Hasenclever, Walter	718*	Kinsky, Graf Ulrich	458*
Faure, Sänger	506*	Hassan Nahat Pascha	382*	Klages, Ludwig	722
Feist, Hans	674*	Hatsue Yuasa	104*	Klee, Paul	866*
Feuchtwanger, Lion	718*	Hauth, Eugenie	196*	Kleiber, Die kleine	222*
Fischler, Gastwirt	750*	Hayashi, Ch.	660*	Klein, Dr. Robert	344
Flößer, Marieluise	332*	Heinroth, Richard	374*	— -Jena, Prof. Dr.	644*
Forster, Rudolf	60*, 514*	Hem-On, Prinz	390*	Klemperer, Otto	222*
Foundoukidis, Mu-		Herrmann, Fritz	447	—, Die Kinder	222*
seumsdirektor	770*	Herzog, Frau Elsa	316*	Klöpfer, Eugen	60*
Frey, Rechtsanwalt Dr.	200	Heß, Fritz und Thisa	770*	Kobe, Albert	196*
Fuad, König von		Heuser, Werner	726*	Kobus, Kathi	770*
Ägypten	382*	Heydt, August Freiherr		Kogan, Moissey	770*
Fürstenberg-Cassirer,		von der	726*, 818*	Kolin, Nikolai	128*
Frau Lotte	316*	—, Baron Eduard v. d.		Königswald, Fräulein	
Gade, Svend	20*	Inge v.	316*, 726*	Inge v.	356*
Gandavillas, M. de	674*	—, Baronin Vera v. d.	374*	Konstantin, Leopoldine	222*
Gaunt, Geoffrey	272*	Hirota, Die Kinder des		Koppenhöfer, Maria	60*
Georg V., König	308*	Prof.	802*	Köppke, Margarete	222*
Gerbault, Alain	644*	Hofer, Carl	726*	Körber, Hilde	332*
Gerron, Kurt	514*	Höflich, Lucie	222*	Kortner, Fritz	232*
Gerson-Bielefeld, Dr.	644*	Homolka, Oskar.	20*, 222*	Koestlin, Reinhold	448*
Gide, André	794*	Hoerrmann, Albert	332*	Kozarek, Antal	490*
Gog, Gregor	474*	Horstmann, Frau Lali	374*	Krauß, Werner	188*
Goldschmidt-Roth-		Horváth, Ödön	136	Kremneff	422*
schild, Baronin		Houdon, Jean Antoine	28*	Krenn, Baritonist	514*
Bine v.	374*	Huck-Eibenschütz,		Kreutzberg, Harald	52*
—, Baron Erich v.	374*	Frau Camilla	248*	Krishnamurti	674*
—, Baronin Marianne v.	356*	Hugo, Mme. Jean		Kronenberg, Der kleine	890*
—, Baronin Marion v.	248*	Victor	698*	Ku Kai-chi	112*
Gómez de la Serna,		Huldschinsky, Paul	316*	Lampel, Peter Martin	128*
Ramón	91, 552*	Ibsen, Henrik	96*	La Plante, Laura	60*
Gontard, Fräulein Lilli-		Iliescu, Geiger	118	Lavallière, Eve	610*, 615
clär v.	374*	Jacob, Max	674*	Lederer, Hilde	204*
Gonzales de la Serna,		Jaffé, Fräulein Käthe	316*	Léger, Fernand	552*
Ismael	552*	Jeßner, Leopold	308*, 343	Leibelt, Hans	514*
Görtel, Fräulein Martha	316*	Jouvet, Louis	874*	Lenja, Lotte	332*
Gräser, Gusto	474*	Jukischinoff, Der Mon-		Lennartz, Elisabeth	120*
Graul, Prof. Dr. Ri-		gole	96*	Leschke, Prof. Dr. Erich	770*
chard	770*	Kainer, Frau Margret	316*	Lesview	786*
Graevenitz, Baronin	272*	Kainz, Josef	786*	Lichnowsky, Fürstin	
Graves, Mr.	248*	Kaiser, Georg	552*	Mechtilde	240*
Grigorieff	422*	Kalifala Sidibe	890*	Liechtenstein, Fürst Jo-	
Groeben, Gräfin von der	52*	Kardorff, Hans v.	458*	hann von und zu	20*
Gropius, Walter	104*	—, Siegfried v.	458*	Lifar, Serge	422*

	Seite		Seite		Seite
Lindemann, Hugo	398*	Pfister, Pfarrer	723	Schickele, Hans und	
Lobkowitz, Fürst		Picabia, Francis	628*	Rainer	156*
Zdenko	20*	Picasso, Pablo	552*	Schleich, Carl Ludwig	544*
Loti, Maud	628*	Pinner, Erna	390*	Schlemmer, Oscar	172*
Ludwig II., König von		Piper-Flemming, Frau	272*	Schmeling, Max	104*, 466*
Bayern	786*	Pitnam, Miß Sybil	474*	Schmidt, Otto	466*
Lustig, Hugo v.	356*	Pitschack („Immer-		Schmidt-Isserstadt,	
Maillol, Aristide	232*	treu“)	200	Hans	20*
Maks, C. J.	560*	Plauen, Graf Enzo	248*	Schnitzler, Heinrich	156*
Mallarmé, Stéphane	4*	Plietsch, Dr.	674*	Scholz, Emil	264*, 324*
Mann, Erika	156*	Poiret, Paul	256*	Schubert, Franz	180*
—, Golo	156*	Poelzig, Hans	448*	Schulze, Dr. Hanns	248*
—, Frau Katia	156*	Porembski, Alexa v.	406*	Schwabach, Paul v.	374*
—, Klaus	156*	Pongy, Liane de	256*	Schwartz, René u. Dodo	272*
—, Familie Thomas	156*	Préjean, Albert	874*	Sebastian, Dorothy	660*
Manolo	576*	Prenn, Daniel	592*	Seeckt, Herr u. Frau v.	248*
—, Frau	576*	Prévaux, Mme. de	240*	Seghers, Anna	128*
Martin, Karlheinz	155	Pribram, Frau Hilde		Seidler, Alma	514*
Mathies, Heinrich	332*		272*, 882*	Seiku, Meisterringer	636*
Matisse, Henri	866*	Primo de Rivera	544*	Shaw, George Bernard	308*
Mendelsohn, Frau Erich	104*	Proust, Marcel	406*	Shearer, Norma	660*
Mendelssohn, Eleonora		Pulver, Max	725	Shurman, Miß	272*
und Francesco v.	248*	Rasputin	128*	Simon, Hugo	374*
— -Bartholdy, Frau		—, Maria	128*	Sorel, Cécile	610*
Lotte v.	374*	Reich Zenaida	308*	Soupault, Philippe	20*
Mengelberg, Willem	448*	Reinhardt, Max	343	Speyer, Fräulein	770*
Menjou, Adolphe	96*	Réjane, Mme.	256*	Spoliansky, Mischa	734*
Meyerhof, Dr. Max	390*	Remarque, Erich Maria	128*	Stein, Prof. Dr. Ludwig	890*
Meyerhold, Wsewolod	308*	Renoir, Pierre	874*	Steinrück, Albert	128*, 154
Michels, Frau Leni	240*	Reppert-Bismarck,		Stephenson, Miß Violet	474*
Milhaud, Darius und		Jack v.	762*	Sternheim, Carl	11, 196*
Marianne	552*	Rethberg, Elisabeth	28*	—, Klaus	156*
Mistinguett	718*	Richthofen, Baronin		—, Vater	196*
Moholy-Nagy	222*	Karin	316*	Stinnes, Clairenore	552*
Moore, Colleen	12*	Ringelnatz, Joachim	834*	Stohrer, Dr. v.	382*
Morand, Paul	628*	Roberts, Ralph Arthur	882*	—, Frau v.	382*
Mornand, Mme. Louise		Rockefeller, John D.	196*	Stössel, Ludwig	332*
de, und Tochter	406*	„Rohesser-Schwarz-		Straub, Agnes	222*
Müller, Hein	4*, 324*	fuß“, Indianer	742*	Strauß, Richard	620*
—, Renate	514*	Rohlf, Christian	890*	Strawinsky, Igor	448*
Mussolini, Benito	544*	Roland, Ida	128*	Stresemann, Gustav	764, 858*
Nijinsky	422*	Roltsch, Studienrat	474*	—, Frau Käthe	240*
Noailles, Comtesse de	52*	Rosenheim, Frau Edith	316*	Strindberg, August	96*
Nostitz, Baronin Helene		Rosenthal, Philipp	674*	Stroheim, Erich v.	232*, 718*
von	248*	Rothschild, Miriam	20*	Stückgold, Grete	514*
Novotna, Jarmila	882*	—, Lord Nathanael	232*	Sugimura, Yotato	636*
Odemar, Fritz	120*	Rotter, Alfred	658	Swann, Mr. Frederick T.	316*
O'Neill, Eugene	740, 742*	—, Fritz	658	Tag, Fräulein Lissy	316*
Oprescu, Museums-		Saaz, Natalja	802*	Tessenow, Heinrich	52*
direktor	770*	Saharet	762*	Tessier, Valentin	874*
Orloff, Ida, mit Sohn	204*	Sahm, Heinrich	422*	Tetelmann, Alexander J.	316*
Page, Anita	660*	Salten, Familie Felix	156*	Thimig, Hermann	332*
Pansa, Mario	374*	Samek, Hans	316*	Thyme, Miß Ulrica	474*
Pazaurek, Gustav E.	183	Schey, Baronin Else	240*	Tagores, José de	552*
Pelizaecus, Wilhelm	390*			Toscanini, Arturo	332*

	Seite		Seite		Seite
Tschitscherin.....	702*	Wäscher, Aribert	448*	Wirl, Erik	514*
Tucher, Baronin Steffi.	272*	Weber, Fritz	674*	Wischnewskaja, Valen-	
Tytgat, Edgar	28*	Weilhammer, Franz ..	332*	tine	332*
Urach, Fürst Albrecht v.	172*	Weinberg, Carl v.	466*	With, Dr. Karl	770*
Üxküll, Baronin Naki..	240*	Weismann, Dr. Robert		Wolff, Arthur	374*
Vecht, Jack	770*		240*, 514*	—, Fräulein Lilli.....	316*
Verdura, Duc de	674*	Weißgerber, Andreas..	351	—, Peter	128*
Victor Emanuel III.,		Weitz, Paul	356*	Yotato Sugimura	636*
König	810*	Werewkin, Marianne v.	729	Young, Arthur	272*
Victoria, Königin	308*	West, Max	44*	Yuasa, Hatsue	104*
Vlaminck, Maurice de.	778*	Whiteman, Paul	20*	Zaharoff, Sir Basil	232*
Wagner, Elsa	514*	Whitman, Walt.....	96*	Zamfiresco.....	374*
Waldau, Gustav	734*	Wiedmann, Willi	180*	Zborowski, Kunst-	
Wales, Prinz von	308*	Wiese, Ursula v.....	729	händler.....	52*
Walker, James J.	80*	Wilhelm, Exkronprinz.	356*	Zille, Heinrich	481
Wangel, Hedwig	120*	Windisch-Graetz, Prinz			
Wartmann, Dr.	750	Otto	20*		

VI. BESPROCHENE BÜCHER

	Seite		Seite
Andreas, Fred, Das große Sorgenkind .	303	Carco, Francis, Printemps d'Espagne ..	376
Aretino, Pietro, Sonette	897	Castell, Alexander, Zug der Sinne	301
Arnau, Frank, Der geschlossene Ring ..	528	Cendrars, Blaise, Du monde entier.....	893
Arnheim, Rudolf, Stimme von der		Cheng Tscheng, Meine Mutter	451
Galerie	224	Cocteau, Jean, Les enfants terribles ...	688
Arseniew, Nikolaus von, Die russische		Collins, Dalo, Feuerprobe	300
Literatur der Neuzeit und Gegen-		Conrad, Josef, Freya von den sieben	
wart	376	Inseln	893
Baedeker, Karl, Spanien und Portugal	602	Constantin-Weyer, Shakespeare	688
Baum, Vicki, Menschen im Hotel	756	Croce, Benedetto, Geschichte Italiens	
Baumeister, Willi, Sport und Maschine	224	1871—1915	225
Beebe, William, Das Arcturus-Abenteuer	223	Dekobra, Maurice, Hamydal le Philo-	
Belloc, Hilaire, Die Juden	299	sophie	895
Belzner, Emil, Iwan der Pelzhändler		Documents	606
oder die Melancholie der Liebe	895	Döblin, Alfred, Berlin Alexanderplatz ..	826
Benn, Gottfried, Gesammelte Gedichte	893	Dreiser, Theodor, Sowjet-Rußland	449
—, Gesammelte Prosa	223	Droste-Hülshoff, Annette v., u. Levin	
Bilderlexikon Kulturgeschichte.....	147	Schücking, Briefe	72
Blei, Lehrbuch der Liebe und Ehe.....	72	Du Gard, Roger Martin, Die Thibaults	376
Borchardt, Rudolf, Ewiger Vorrat deut-		Elvestad, Sven, Der Gast, der mit der	
scher Poesie	892	Fähre kam	604
Breton, André, Manifeste du Surréalisme	685	Elwenspoek, Kurt, Rinaldo Rinaldini	605
Bridges, Victor, Isabel und Mollie	894	Erzähler, 30 neue, des neuen Rußland	147
Brod, Max, Zauberreich der Liebe	377	Eulenberg, Herbert, Schubert und die	
Brües, Otto, Der Rhein in Vergangen-		Frauen.....	73
heit und Gegenwart	526	Ewers, Hanns Heinz, Fundvogel	301
Burlandt, Louis, Träume der Seele	605	Fabricius, Johann, Charlottes große	
Burlitt, William C., So etwas tut man		Reise	897
nicht	605	Fadejew, A., Die Neunzehn	73
Butler, Samuel, Jenseits der Berge	895	Fay, Bernhard, Littérature Française ...	686
Cabell, James Branch, Jürgen.....	72	Flake, Otto, Es ist Zeit	525
Cankar, Ivan, Der Knecht Jernej	827	—, Ulrich von Hutten	828

	Seite		Seite
Flesch, Die beiden Wege	74	Kober, A. H., Rund um die Manege. Tagebuch eines Zirkusmannes.....	452
Friedell, Egon, Kulturgeschichte	449	Konrad, Martha, Klotztiere.....	605
Friedlaender, Max J., Echt und unecht	150	Krökel, Fritz, Europas Selbstbesinnung durch Nietzsche	303
Frondaie, Pierre de la, Die Frau von zweimal zwanzig	529	Kunst, Deutsche, und Dekoration	452
Galsworthy, John, Forsyte Saga	897	Langspeer, Eine Selbstdarstellung des letzten Indianers.....	605
Ghéon, Henri, La Pause sous l'escalier	893	Lawrence, David Herbert, Die Frau, die davonritt	74
Gide, André, L'école des femmes 685†,	893	Le Franc, Marie, Eva und der Einfältige	149
—, Les Faux Monnayeurs	894	Leip, Hans, Die Blondjäger.....	828
Gigant, Der, an der Ruhr	527	Levy, Sara, Oh, mon Goye!	376
Gomez de la Serna, Das Rosenschloß	602	Lewinsohn, Richard, Basil Zaharoff, der Mann im Dunkel	450
—, Torero Caracho	148	Lidin, Wladimir, Der Abtrünnige	604
Gorki, Maxim, Das blaue Leben	147	Lint, Hermann, Der Gesellschafts- mensch	828
Gourmont, Remy de, Die Physik der Liebe	300	Löbel, Josef, Von der Ehe bis zur Liebe	450
Grieben-Reiseführer	758	London, Charmian, Jack London. Sein Leben und Werk	451
Griese, Friedrich, Die Flucht	74	—, Jack, Die Herrin des großen Hauses	897
Hall, Peter, Der Seehof	827	—, Mondgesicht	450
—, Radcliffe, Quell der Einsamkeit ...	893	—, Nur Fleisch	826
—, The Well of Loneliness	377	—, Siwasch	300
Harich, Walter, Jean Paul in Heidelberg	604	Lothar, Ernst, Der Hellseher	450
Hauser, Heinrich, Brackwasser.....	73	Luschnat, David, Abenteuer um Gott..	606
Hegemann, Werner, Der gerettete Christus	225	Mann, Heinrich, Sieben Jahre.... 529†,	895
Henry, Daniel, Juan Gris	150	Maurice, Martin, Liebe. Terra Incognita	686
Hill, F. T., Der Schöpfer einer Nation (Abraham Lincoln)	756	Megede, Johannes, Richard zur, Der Überkater	897
Hofmannsthal, Hugo v., Buch der Freunde	891	Meyer, Conrad Ferdinand, Jürg Jenatsch, Angela Borgia	72
Hoehne, Edmund, Die Reportage Gottes	150	Meyerson, Identité et Réalité	894
Hortense, Memoiren der Königin	378	Michael, Friedrich, Attentat. Chronik einer fixen Idee.....	605
Höxter, John, So lebten wir	378	Michaelis, Karin, Bibi	300
Huch, Ricarda, Neue Städtebilder im alten Reich	827	Michelet, Jules, Geschichte der fran- zösischen Revolution	897
Hull, Heinz, Mortelli	756	Morris, William, Neues aus Nirgend- land	892
Hülsenbeck, Richard, Der Sprung nach Osten.....	223	Mühlen, Hermynia zur, Heute und morgen	757
Humm, Rud. Jak., Das Linsengericht	299	Müller, Hans von, Zehn Generationen deutscher Dichter und Denker	149
Huxley, Parallelen der Liebe	891	—, Robert, Tropen	892
Innendekoration	452	Natonek, Hans, Der Mann, der nie genug hat	828
Istrati, P., Nerrantsoula	149	Neutra, Richard, Wie baut Amerika?	529
Johann, A. E., 40000 Kilometer, eine Jagd auf Menschen und Dinge rund um Asien.....	896	Nicolson, Mrs. Plimsoll u. andere Leute	603
Joyce, James, Ulysse	891	Olden, Balder, Das Herz mit einem Traum genährt.....	757
Jouvenel, Henry de, Graf Mirabeau der Volkstribun	449	Ostwald, Hans, Das galante Berlin	149
Jussupoff, Fürst Felix, Rasputins Ende	148	Plüschow, Gunther, Silberkondor über Feuerland	896
Kemp, Harry, Johnnie Vagabund des Lebens.....	223		
Klages, Ludwig, Handschrift und Cha- rakter.....	224		
Klein, Ernst, Die tolle Herzogin	897		
Knipsen — aber mit Verstand!	606		

	Seite		Seite
Pol, Heinz, Entweder—Oder	604	Stepun, Fedor, Die Liebe des Nikolai Pereslegin	892
Poliakoff, Wladimir, Die Tragödie einer Kaiserin	606	Stern, Clara und William, Die Kindersprache	74
Propyläen-Kunstgeschichte, Die abgeschlossene	758	Sterne, Lawrence, Tristram Shandy ...	897
Proust, Marcel, A la Recherche du Temps Perdu	894	Tarkington, Booth, Der Mann mit den Dollars	149
Rachilde, Das Weibtier	301	Timmermans, Felix, Pieter Breughel ...	149
Renard, Jules, Le Journal	891	Tzara, Tristan, De Nos Oiseaux	686
Ringelnatz, Joachim, Allerdings	74	Trautwein, Susanne, Zauberflöte	301
—, Matrosenbuch	224	Tuite, Hugh, Der Pottleton Bridge Club	73
Rode, Walter, Justiz	526	Uhde, W., Picasso et la tradition française	378
Roland, Frau, Memoiren über die französische Revolution	223	Ulitz, Arnold, Aufruhr der Kinder	299
Roman-Rundschau, Die	757	Urbantschitsch, Rudolf, Die Probeehe ..	604
Roth, Joseph, Die Flucht ohne Ende ..	891	Villiers, A. v., Die Briefe eines Unbekannten	891
Schickele, René, Maria Capponi	895	Volne Smery	452
Schiefler, Gustav, Edvard Munch. Das graphische Werk 1906—1926	529	Wagner, Adolf, Die Vernunft der Pflanze	224
Schmidt, Peter, Das überwundene Alter	72	Wassermann, Jakob, Columbus	897
Schmidtbonn, Wilhelm, Mein Freund Dei	895	Wedderkop, H. v., Paris. (Was nicht im Baedeker steht)	688
Schriften der Neuen Schweizer Rundschau	452	Weiskopf, F. C., Wer keine Wahl hat, hat die Qual	828
Schücking, Levin, u. Louise von Gall, Briefe	72	Weiß, Ernst, Die Feuerprobe	528
Schweitzer, Albert, J. S. Bach	73	Wells, H. G., Die Weltgeschichte	526
Seghers, Anna, Aufstand der Fischer von St. Barbara	148	—, Wenn der Schläfer erwacht	891
Seuphor, M., Lecture élémentaire	688	Wiegler, Wilhelm I., sein Leben und seine Zeit	147
Shakespeare, Königsdramen	897	Winder, Ludwig, Die Reitpeitsche	603
Spunda, Franz, Der Heilige Berg Athos, Landschaft und Legende	378	Woolf, Virginia, Eine Frau von fünfzig Jahren	73
Stahl, Fritz, Rom	150	Zelle, Jeanne, Das Cocktail-Buch	602
Stendhal, Armance	893	Zille, Heinrich, Für Alle!	528
—, Lucian Leuwen	897	Zoellner, Adalbert, Arkanum. Des Porzellanbuchs zweiter Teil	606



Die amerikanische Filmdiva Colleen Moore



Die Urner Alpen vom Rigi aus

Photo Weltrundschau



Nordische Wintereinsamkeit

Photo Wilse

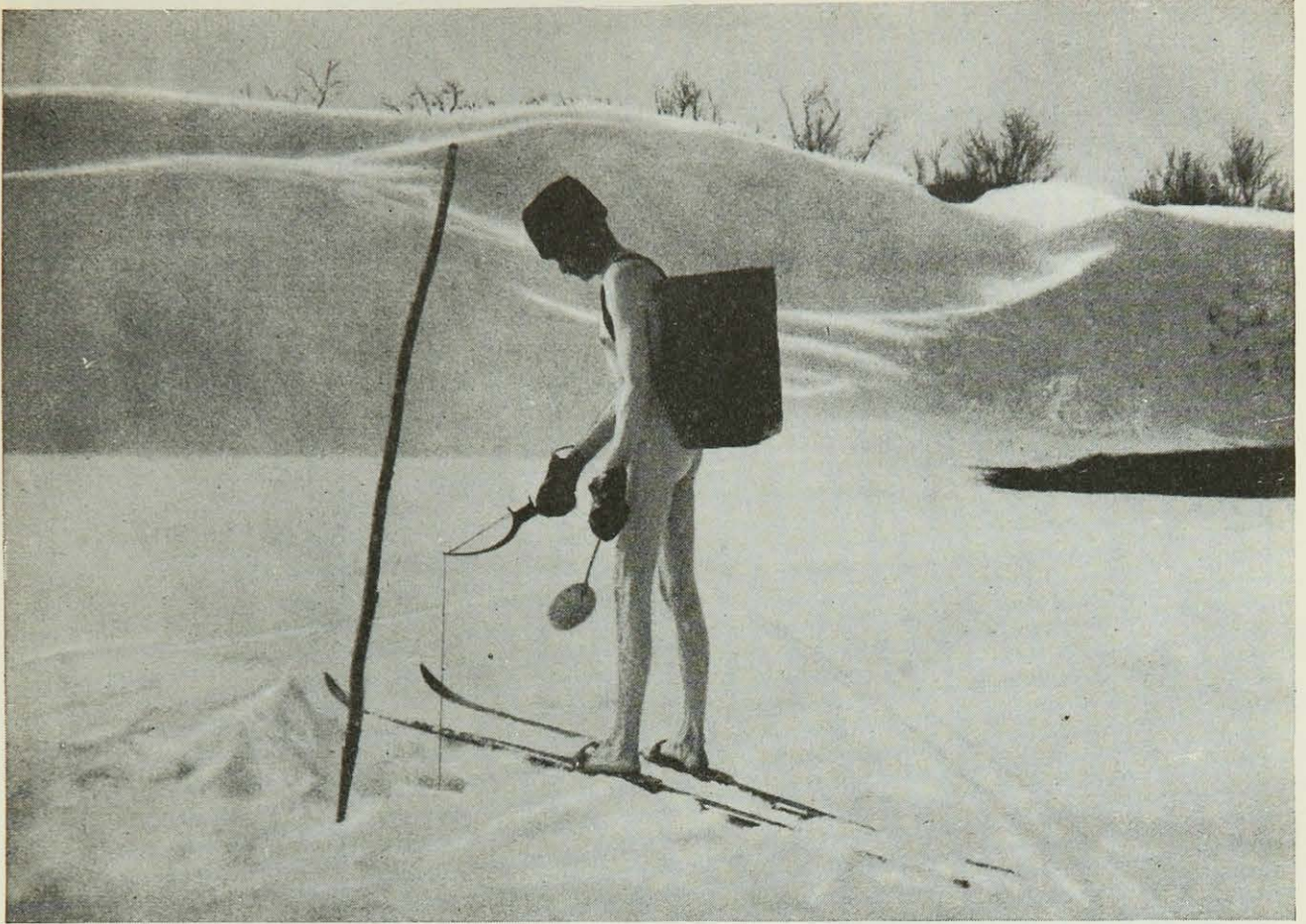


Photo Riebicke

Schwedischer Fischer beim Fischfang in Lappland

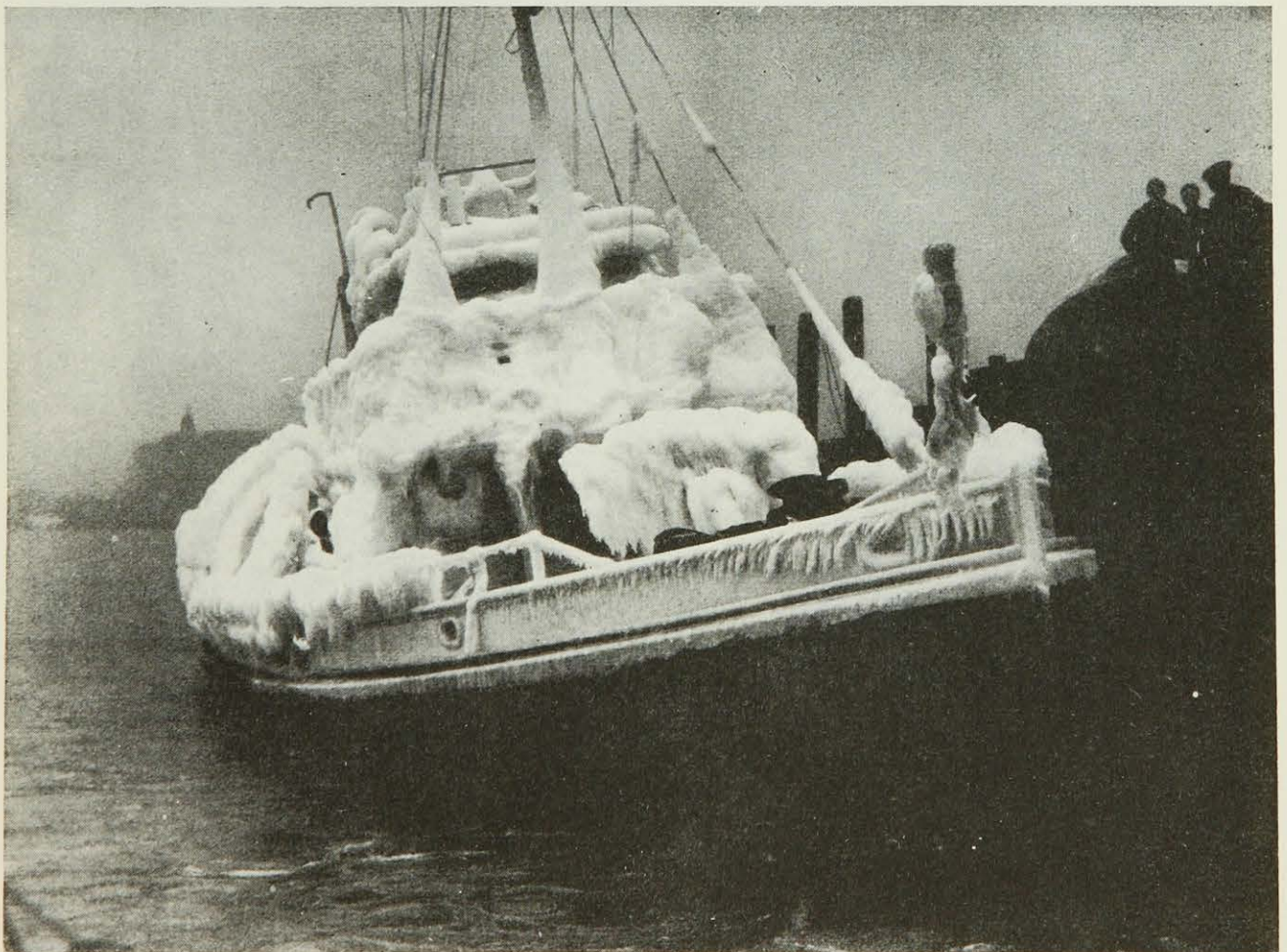


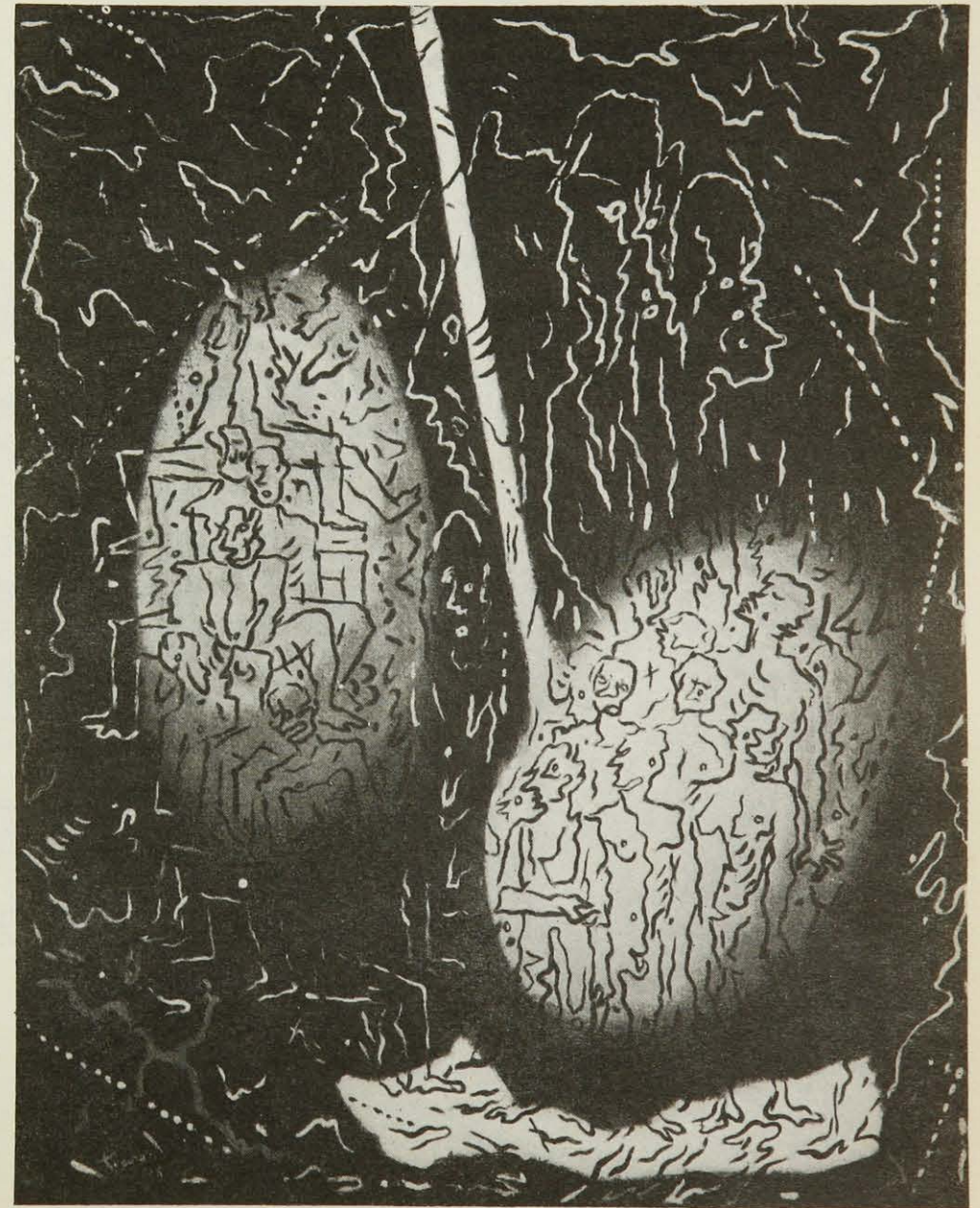
Photo Wide World

Vereister Alkoholjäger im Hafen von Boston

Junge Kunst



Galerie Simon, Paris
Suzanne Roger, Vogelbauer. Oelgemälde 1928




Galerie Simon, Paris
José de Togores, Akte. Oelgemälde 1928

DI RICH



DER MANN, DER NICHT GENUG KRIEGEN KANN!

Preis: 2.20 und 3.75, ½ Ltr. 6.—, 1 Ltr. 10.50



Ullstein-Reisen 1929:

Spanien

vom 3. bis 25. März

Oberitalien

vom 12. bis 26. Mai

Neapel

vom 23. März bis 11. April

Schweiz

vom 6. bis 20. Juli
und 14. bis 28. August

Paris

vom 9. bis 16. Mai
und 13. bis 20. Juni

Rhein

vom 15. bis 23. Juni
und 6. bis 16. Juli

Donau

vom 11. bis 25. Juli

Außerdem sind verschiedene hochinteressante Wochenendfahrten
zu volkstümlichen Preisen vorgesehen.

Austührlicher Prospekt und Auskunft durch:

ULLSTEIN REISEBÜRO, BERLIN SW 68
KOCHSTRASSE 22-26

Mit Ullstein durch die Welt!

DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang

Berlin, Ende Januar 1929

Heft 1

INHALT

<i>Spvend Gade: Hollywood von hinten</i>	1
<i>Victor Wittner: Filmdiven</i>	7
<i>Carlhans Sternheim: Carl Sternheim, der Mensch und Erzieher</i>	9
<i>Karl Tschuppik: Die hundert Familien</i>	12
<i>Matheo Quinz: Margarethe Freifrau v. Coburg (Heiratsvermittlung)</i>	16
<i>Carl Zuckmayer: Grabrede des Clowns auf Vater Knie</i>	20
<i>Signor Saltarino: Genealogie der Familie Knie</i>	22
<i>Karl Wolfskehl: Zur Metaphysik des Clowns</i>	23
<i>Stéphane Mallarmé: Im Winter</i>	26
<i>Erna Pinner: Die Frau im Orient</i>	28
<i>Alda Gräfin Strachwitz: Die Tänzerinnen Ägyptens</i>	30
<i>Prinz Max zu Hohenlohe: Die Hetären von Tunis</i>	34
<i>Jean-Michel Pal: Le Pacte Kellogg au Panthéon</i>	38

Marginalien

Radio-, Bücher-, Musikalien-,
Schallplatten-Querschnitt

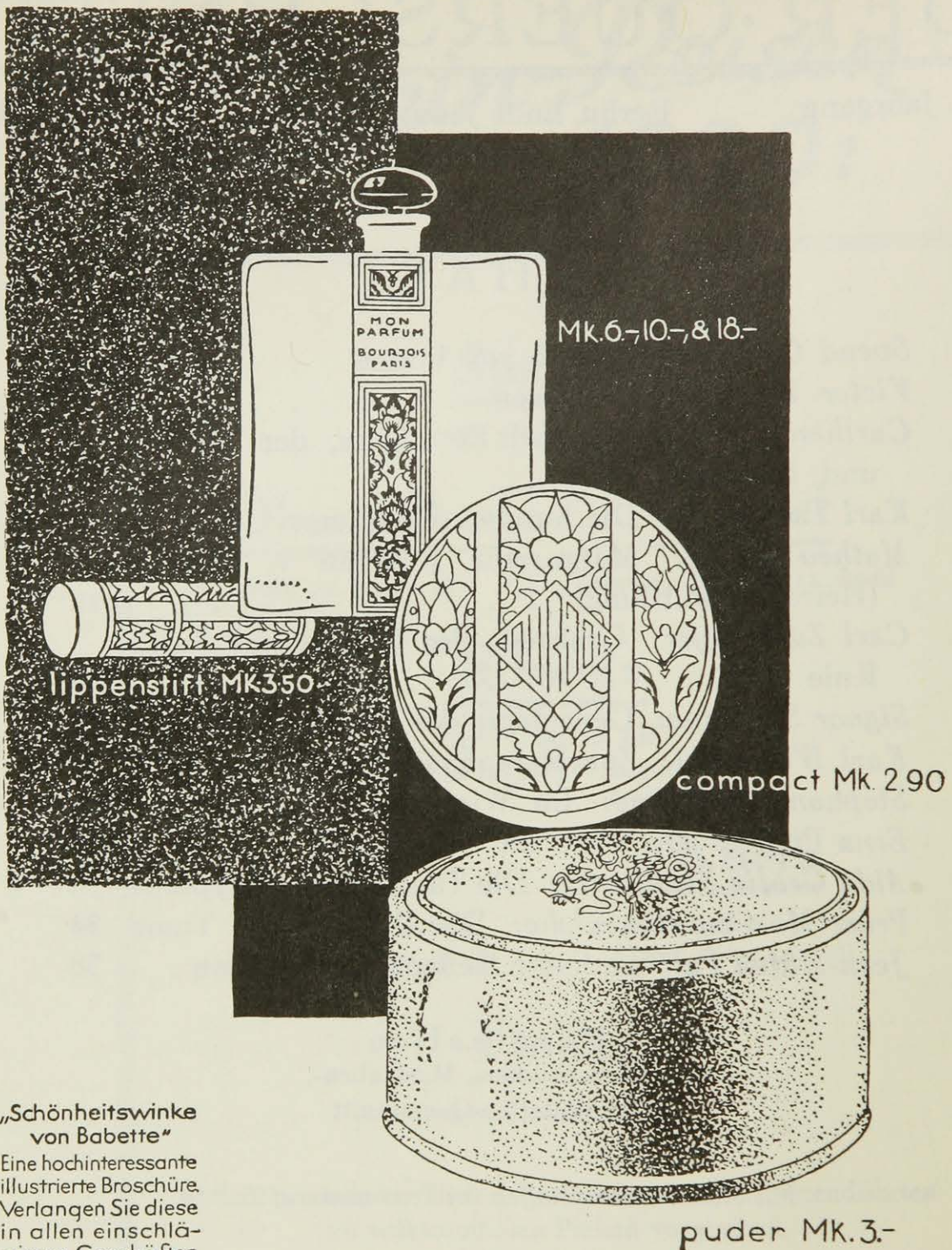
Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einem Holzschnitt von M. Kogan

Herausgeber: H. v. Wedderkop. — Verantwortlicher Redakteur: Victor Wittner,
Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Walter Mattheß, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co.,
G. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag.
Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner
durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Charlottenstraße 7-8.



„Schönheitswinke
von Babette“

Eine hochinteressante
illustrierte Broschüre.
Verlangen Sie diese
in allen einschlä-
gigen Geschäften
Gratis.

mon parfum
VON
BOURJOIS
PARIS

NIEDERLAGE: BERLIN SW.68. ALEXANDRINENSTR.105/106



Ottomar Starke

HOLLYWOOD VON HINTEN

Von
SVEND GADE

Es war vor ungefähr fünfzehn Jahren ein genialer Einfall, den Film nach Hollywood zu verpflanzen. Es wäre vielleicht heute ein ebenso genialer Einfall, ihn von dort wegzunehmen. Der Film brauchte damals vor allem Sonnenschein, und nirgends in der Welt ist das Wetter zuverlässiger als in Hollywood. Heute aber ist der Film nicht mehr in demselben Maße von der Sonne abhängig. Die Glasateliers von damals sind — soweit sie noch stehen — schon längst dunkel gemacht worden. Was der Film von heute benötigt, um zu gedeihen, ist ein geistiges Klima, und das gibt es nun einmal in Hollywood nicht und wird es vielleicht niemals geben.

Es ist meine Überzeugung, daß der amerikanische Film im hohen Maße daran krankt, daß er seine Hauptstadt weit weg in der Welt in einer Wüste aufgeschlagen hat. Los Angeles mit dem dazugehörigen Hollywood ist doch nur eine Provinzstadt, eine riesengroße allerdings, jedoch mit allen Merkmalen einer Provinz. Jeder weiß, was der einzelne tut und verdient, es wird geklatscht, privatim wie in den Zeitungen, das Gesprächsthema ist nur Film, Film und wieder Film, wenn nicht gerade ein Mord- oder Scheidungsprozeß oder sonst eine Skandalaffäre die Gemüter in Bewegung setzt. Los Angeles eben ist nicht eine geistige Metropole wie Berlin, New York oder Paris, aus welcher jeder Einwohner unwillkürlich Nahrung zieht. Hätte der amerikanische Film in New York Fuß gefaßt, wäre sein Gesichtspunkt sicherlich universeller als jetzt, wo ein beschränkter Provinzialismus ihn in selbstgegebenen engen Dogmen erstarren läßt. Die Kultur marschiert nun einmal nicht so schnell wie die Zivilisation — es geht fixer Badezimmer zu bauen als Gedanken. Trotzdem ist die Entwicklung von Los Angeles höchst erstaunlich, wenn man bedenkt, daß dort noch immer Menschen leben, die als Kinder oder Halberwachsene an den Karawanen teil-

nahmen, die vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean in Wagen, mit Ochsen bespannt, zogen, wobei manchmal die Teilnehmer zu Hunderten umkamen, teils im Kampf mit den Indianern, teils durch Schneestürme und Hunger, einzelne wurden sogar, wie bei der sogenannten „Donner-Party“, von ihren eigenen Reisegegnossen aufgefressen — und in diesem noch vor 75 Jahren wilden Lande ist heute das Hauptquartier einer so weltumspannenden Industrie (oder Kunstgattung) wie der des Films.

Und doch wohnt gerade in Hollywood einer der merkwürdigsten und freigeistigsten Männer Amerikas, wohl nicht ein großer Geist, aber ein origineller Kauz, der frühere Cowboy *Will Rogers*. „Cowboy“, das Wort klingt für europäische Ohren so romantisch. Wenige denken daran, daß es einfach „Kuhhirt“ bedeutet. Nur sitzt der Kuhhirt im Westen Amerikas zu Pferde und hat das wohlbekannte Kostüm an, mit dem Lasso am Gürtel, richtig wie im Film. Also so ein Kuhhirt war Will Rogers! Dann ging er zum Varieté, wo er die bekannten Tricks mit dem Lasso machte, während er seelenruhig, gummikauend, Witze riß. Seine Witze waren meist politischer Natur und sehr gepfeffert. Er wurde allmählich unerhört populär, und nun hat Will Rogers das Alleinrecht in Amerika gepachtet, überhaupt alles sagen zu dürfen, selbst sonst verpönte bittere Wahrheiten. Er ist einer der höchst bezahlten Journalisten und auch ein populärer Filmstar geworden. Millionär ist er selbstverständlich schon längst. Und doch sieht er immer noch wie ein Kuhhirt aus, ungekämmt und mit hängenden Hosen. Sein barocker Humor ist landbekannt. Vor den Präsidentenwahlen schrieb er z. B. mit Pathos: „Wir Amerikaner werden für Alkoholverbot stimmen, solange noch ein Wähler nüchtern genug ist, um zur Wahlurne zu gehen“. Will Rogers ist ein spezifisch amerikanisches Phänomen, sonst aber sind die Geister von Bedeutung, die in Hollywood weilten, meist schnell wieder von dort verschwunden, ohne irgendwelche Spuren ihrer Tätigkeit hinterlassen zu haben. Los Angeles als Stadt gibt eben keine Grundlage einer geistigen Arbeit: es ist weder ein stilles Weimar noch ein aufgeregtes Berlin.

Nun wird man fragen: *Was macht man denn in Hollywood*, welche Anregung bietet die Stadt, wo geht man hin? Ja, wenn man sich amüsieren will, steckt man sich eine Flasche Gin oder Whisky in die Hosentasche und fährt in ein Restaurant oder Klublokal. Es gibt nur drei größere Stellen, wo man hingehen kann, Ambassador-, Roosevelt- oder Biltmore-Hotel. Dort kriegt man ein schlecht serviertes mäßiges Essen mit Eiswasser dazu und tanzt zu den Klängen einer allerdings ausgezeichneten Jazz-Kapelle. Hierbei vermag ich eine Bemerkung nicht zu unterdrücken. Der Berliner scheint nicht zu wissen, was Jazzmusik ist. In Berlin tanzt man nach einem fürchterlichen, ohrenzerreißenden Radau; in Amerikas eleganten Restaurants aber ist der Jazz ein glühendes Träumen, Negermelancholik, Indianerwut, atonal, aber wie Strauß' Salome (Verzeihung) schwül, exotisch, berauschend. Geht man zu einem der großen Diners, bei denen die berühmten Filmmagnaten sich gern feiern lassen, dann sitzt man einen ganzen Abend bei demselben schlechten Essen und Eiswasser und hört Reden zu. Die Amerikaner reden immer und stets von sich selber. Wenn man zwei bis drei Stunden Reden angehört hat, fängt der „Entertaining“ an, d. h. engagierte oder wohlwollend mitwirkende Schauspieler, Tänzer, Sänger, treten auf. Man spricht

an einem solchen Abend kaum ein einziges Wort mit seiner Dame oder seinem Tischnachbarn, es wird einfach nicht gestattet, denn man wird immer unterhalten: Reden, wie Vorträge, selbst die langweiligsten, werden mit Engelsgeduld und größter Ruhe angehört. Der Amerikaner kennt und schätzt nicht Geselligkeit, so wie wir Europäer sie pflegen. Wenn wir zusammenkommen, wollen wir einander unterhalten, der Amerikaner aber will fortgesetzt *unterhalten werden*. Konversation in unserem Sinne gibt es nicht, kann es ja auch gar nicht geben, weil doch Gespräche nur durch Meinungs austausch möglich sind. Meinungen zu äußern, ist aber in Amerika verpönt. Es gehört nicht zum guten Ton, man darf niemals widersprechen, sondern muß alles wunderbar finden, sonst ist man ungebildet oder zumindest ein unangenehmer Mensch. Diese amerikanische Gepflogenheit ist in Hollywood sogar auf die Spitze getrieben, weil ja dort alle Menschen einander kennen und alle mehr oder weniger dem gleichen Berufszweig angehören, weshalb auch jeder Angst hat, irgend jemand vor den Kopf zu stoßen, denn man kann in Amerika niemals wissen, ob derjenige, den man heute als bedeutungslos kritisiert, nicht morgen eine einflußreiche Persönlichkeit ist. Im Hollywooder Filmleben gilt nicht die Tüchtigkeit allein, sondern vor allem die Politik. Man merkt es jedesmal, wenn beim Film ein neuer Produktionsleiter zur Macht gelangt. Dann wirkt es genau wie ein Regierungswechsel. Sämtliche Leute vom früheren Regime fliegen raus, und der neue Leiter nimmt alle seine persönlichen Freunde mit herein. Solche Kabinettskrisen kosten selbstverständlich dem Film viel Geld, denn kaum sind der neue Mann und seine Anhänger am Ruder, so bildet sich eine neue Verschwörung, um die Machthaber so rasch wie möglich mit allen Mitteln zu stürzen.



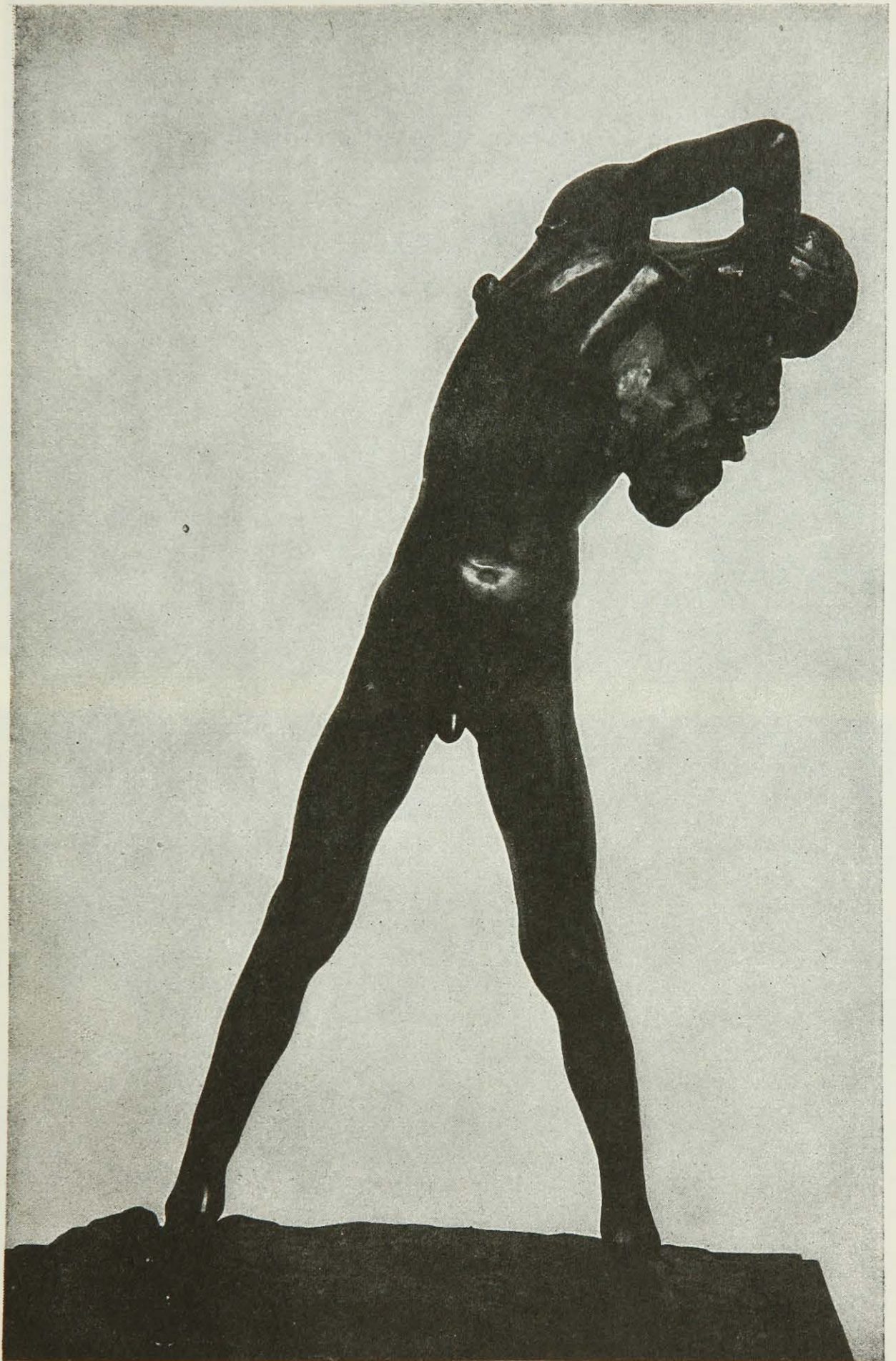
Hansi Bauer

Es gibt selbstverständlich auch viel Privatgeselligkeit unter den Filmleuten, diese ist, genau wie in Europa, bald langweilig, bald entzückend, gerade wie der Gastgeber und seine Gäste sind. Nur die *Wohnungen* sind anders als in Europa. Höchst selten sind die Häuser in Hollywood mit wirklichem Geschmack eingerichtet. Ich habe Häuser von Millionären gesehen, in denen sich nicht ein einziges wertvolles Bild oder ein einziger wertvoller Kunstgegenstand befand. Die meisten Villen sind im spanischen Stil gebaut, aus Gips über einem Drahtgeflecht — genau wie Filmdekorationen. Sehr hübsch, oft recht kitschig und

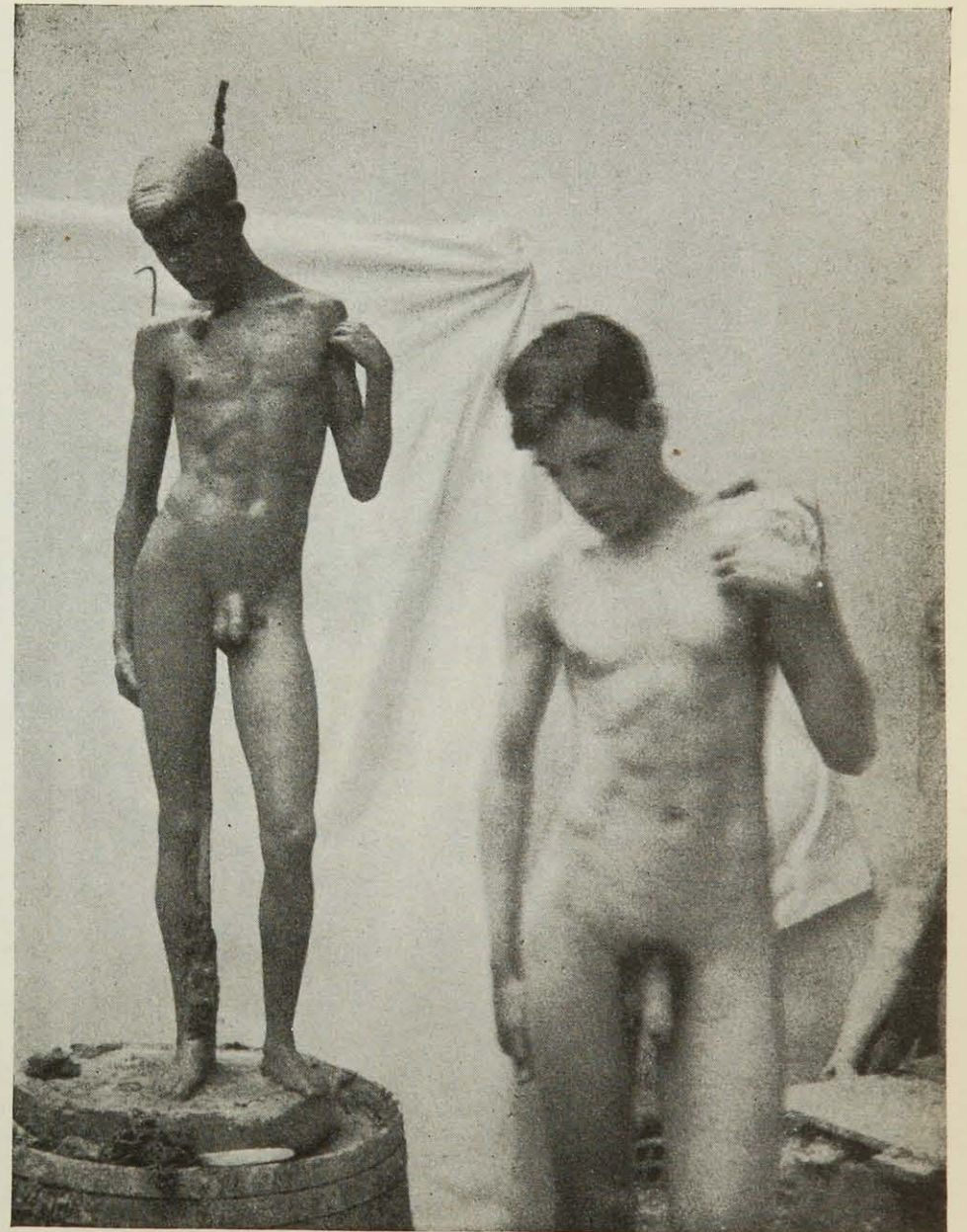
immer ganz Theater. Manche Gesellschaften fangen damit an, daß man die Gäste spät nachmittags zu *Schwimmpartien* einlädt, d. h. zum Baden im großen Gartenbassin. Die Frau des Hauses empfängt dann im Badetrikot. Es wäre ja nicht so übel, wenn nicht leider Gottes selbst in Amerika alle Frauen gleich schön und die Männer nicht auch dort manchmal mit Bäuchen, behaarten Beinen und Hühneraugen versehen wären.

Andere Vergnügungen, wie z. B. das Theater, gewöhnt man sich in Hollywood recht bald ab. Die lokalen Vorstellungen sind nicht gerade großstädtisch, und die oft vorzüglichen New Yorker Aufführungen gelangen meist nur ziemlich abgeklappert nach dem fernen Westen. Einmal im Jahre findet gewöhnlich eine *Grand Opera Season* statt. Dies ist immer ein großes gesellschaftliches Ereignis, und so merkwürdig es klingt, eben deshalb gehen die Filmleute nicht hin. *Die Filmleute, wie Schauspieler überhaupt, gehören nämlich in Amerika nicht zur Gesellschaft.* Die Verhältnisse sind dort ungefähr wie in Deutschland vor etwa 100 Jahren. Der Schauspieler wird bewundert, aber man verkehrt nicht mit ihm. Bei der Grand Opera Season tritt dies ganz deutlich hervor. Die Zeitungen bringen am Tage nach jeder Premiere Bilder aus dem Publikum und eine Beschreibung der Toiletten, die von den prominenten Damen getragen wurden. Dabei wird man aber niemals ein Bild selbst des berühmtesten Filmstars finden, noch erwähnt man irgendeinen Namen vom Film. Die Frauen und Töchter der Öl-, Eisenbahn- und Baumwollmillionäre würden sich das sehr verbitten. Dabei sind ja solche Opernvorstellungen für einen Europäer manchmal sehr komisch. Die Chicago Opera z. B. gastiert mit der berühmten Mary Garden in Los Angeles, das Theater ist voll besetzt, die Herren alle im Frack (der amerikanische Gent trägt nur dann Frack, wenn er in die Oper geht oder wenn er begraben wird). Im Orchester arbeiten die Elektriker noch an der Installierung des Lichts, Tischler und Tapezierer bauen einen Riesenkasten für den Souffleur zusammen, hinter der Bühne wird gehämmert. So vergeht mehr als eine halbe Stunde, dann tritt ein Herr vor den Vorhang und erzählt, daß die Primadonna gerade im Bahnhof eingetroffen ist, sie würde gleich erscheinen, nur noch 20 Minuten Geduld; die Primadonna, erzählt er weiter, ist in glänzendster Laune, gut bei Stimme und sieht reizend aus, sie trägt einen Hermelinmantel, dazu einen Hut aus . . . usw. usw.; sie läßt das Publikum grüßen und sagen, daß sie nie in ihrem Leben so glücklich war wie heute, da sie in Los Angeles, der Perle des Stillen Ozeans, auftreten darf. Große Begeisterung! Der Redner tritt zurück, kommt aber bald wieder, um durch einen neuen Quatsch das Publikum zu beschwichtigen, bis die Vorstellung endlich stattfinden kann, und da das amerikanische Publikum eine unsagbare Lammsgeduld besitzt, gelingt es ihm leicht und vollkommen.

Es gibt aber auch wirkliche Musik-Genüsse in Hollywood: *Freilichtkonzerte*, die in der Welt nicht ihresgleichen haben. In einem Felsenkessel mitten in der Stadt, „The Hollywood Bowl“, werden im Juli und August abendliche Konzerte von einem hundertköpfigen, erstklassigen philharmonischen Orchester gegeben. Der amphitheatralische Raum faßt 25 000 Sitzplätze, aber die Akustik könnte auch in einem Saal nicht besser sein. Berühmtheiten wie Bruno Walter, Alfred Hertz, Fritz Reiner und viele andere dergleichen dirigieren. Der Eintritt kostet nach deutschem Gelde nur eine Mark. Absagen wegen ungünstigen Wetters gibt



Propyläen-Kunstgeschichte
Georg Minne, Der Schlauchträger. Bronze. Ausstellung Galerie Flechtheim.



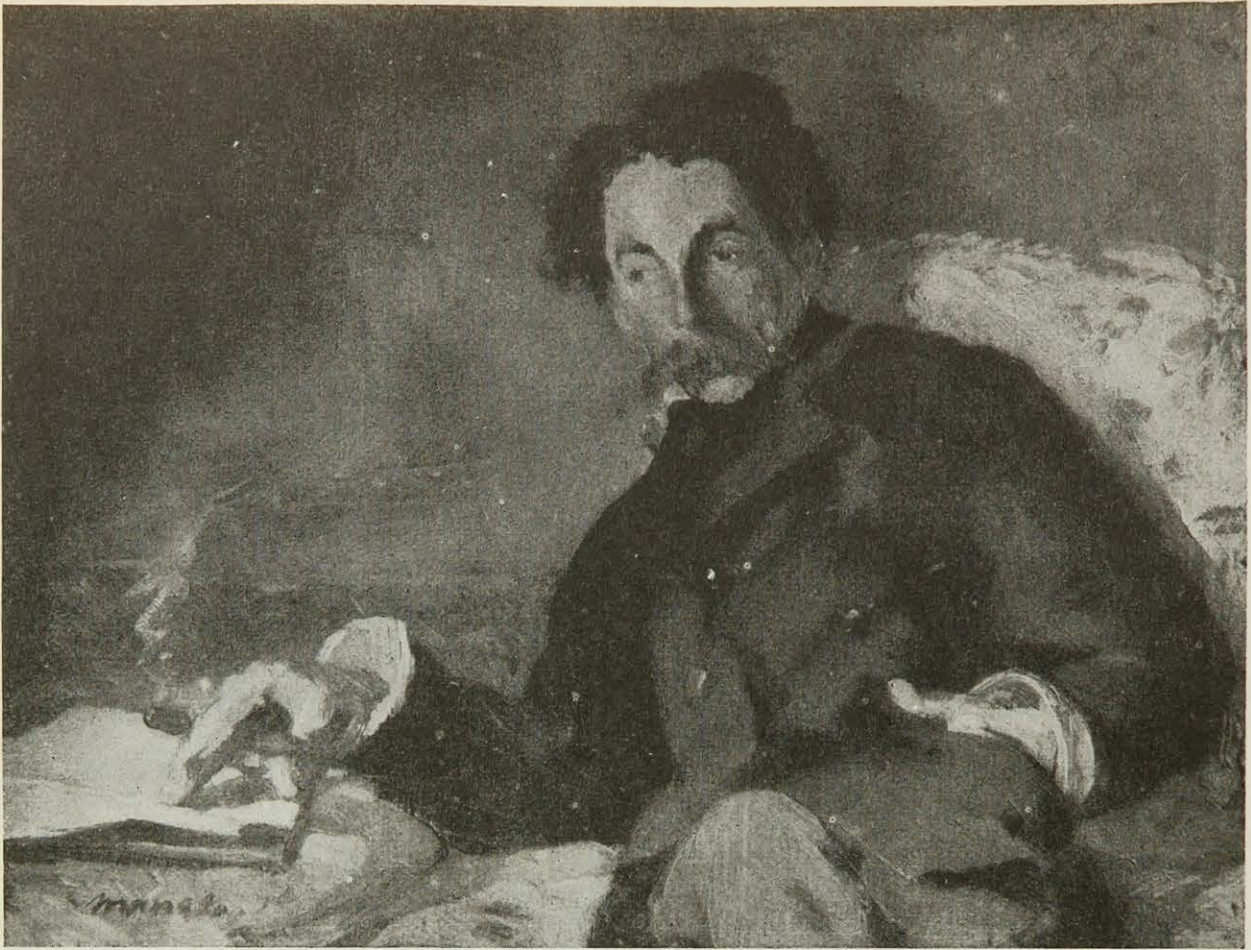
Aristide Maillol, Der Radfahrer. Die Bronze des Künstlers im Atelier. daneben das Modell Gaston Collin. Aufnahmen Graf Kessler, 1907



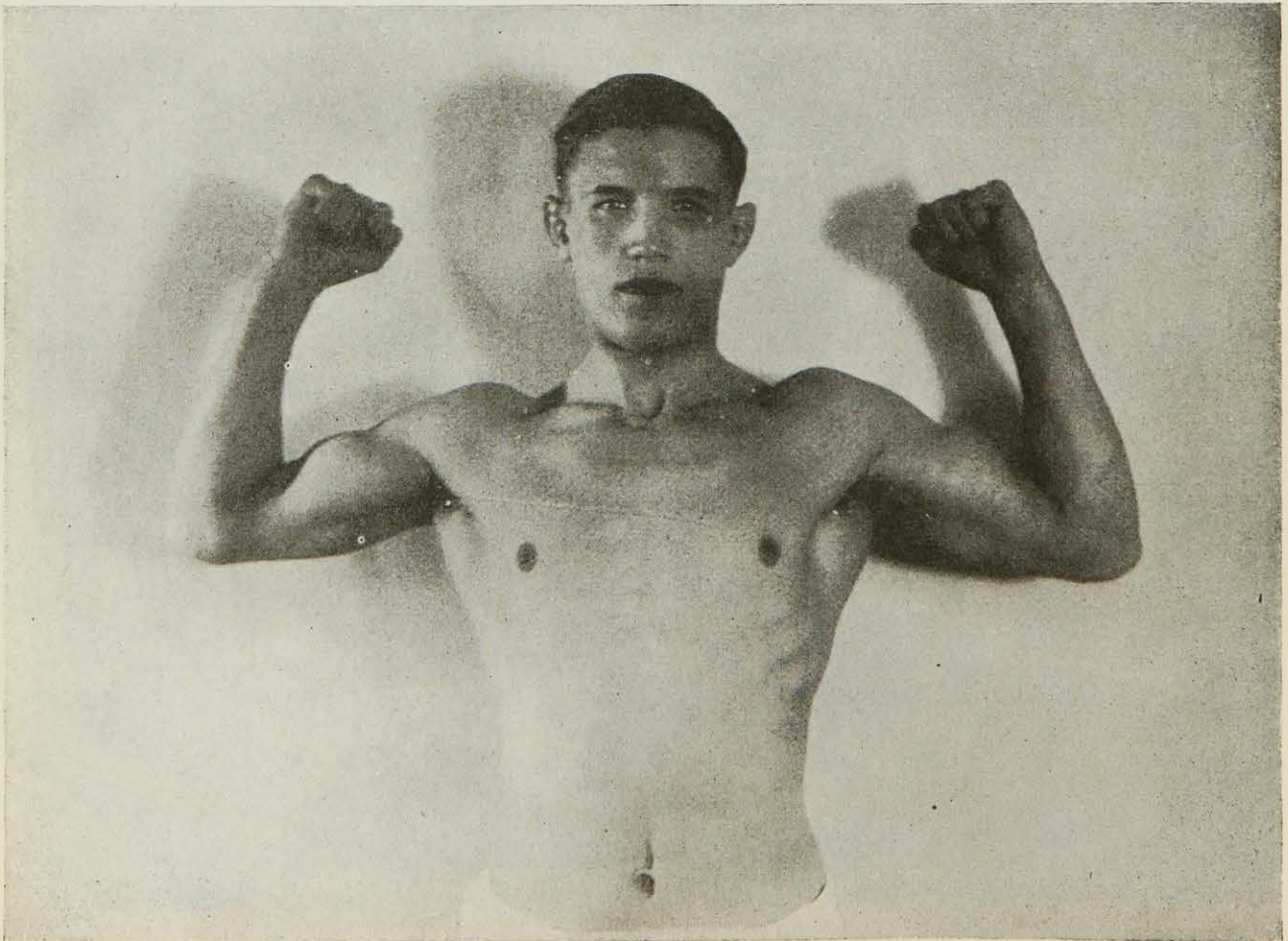
Ausst. Gal. Matthiessen
Fritz Huf, Eleonora Duse. Terrakotta



Ausst. Galerie Flechtheim
Georg Minne, Melancholie, Marmor



Edouard Manet, Bildnis des Dichters Stéphane Mallarmé Louvre, Paris



Der Boxer Hein Müller aus Köln

Photo Robertson

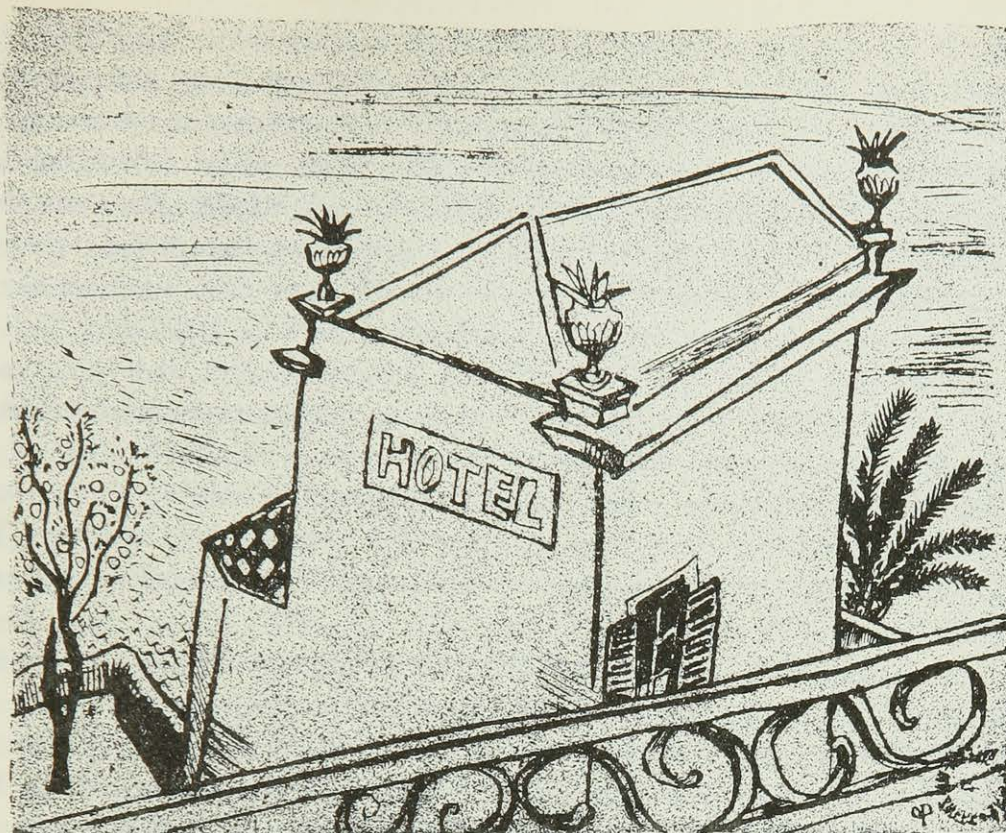
es nicht, denn es fällt bestimmt niemals ein Regentropfen. Man sitzt da unter dem sternenbesäten südlichen Himmel, raucht seine dicke Zigarre und genießt Beethoven dazu. Keine Mücken und keine Fliegen stören den Genuß, denn die Insekten Kaliforniens gehen, sobald die Sonne untergeht, schlafen; warum, weiß ich nicht — aber sie tun es, und es wäre nur zu wünschen, daß ihre europäischen Verwandten die gleiche Sitte üben.

Wenn Touristen nach Hollywood kommen — und sie kommen täglich in Scharen —, fährt man sie in großen Käsewagen durch die Stadt, und vor allen Dingen nach Beverly Hills, wo die ersten Filmstars wohnen. Dort schauen sie sich die netten Landhäuser von außen an, während der Vorführer erklärt, daß hier Tom Mix, Douglas Fairbanks usw. wohnen. Die heiße Sehnsucht aller Touristen bleibt doch, ihr Filmidol in natura anschauen zu dürfen, sie haben sich dies sehr leicht vorgestellt, da sie glaubten, daß in Hollywood auf allen Straßen und Plätzen gefilmt wird, was aber durchaus nicht der Fall ist; es wird weniger in der Öffentlichkeit gefilmt, als z. B. in Berlin. Ihr nächstes Ziel wird deshalb sein, irgendwie in die Ateliers zu gelangen. Das ist nun aber für einen Fremden sehr schwer, falls er nicht ganz besondere Beziehungen hat. Die Ateliers werden heute streng gehütet; noch vor fünf Jahren war es anders. Da konnte z. B. jeder Besucher gegen ein Entree von 50 cents Aufnahmen im Universal-Film beiwohnen. Es ist aber öfters vorgekommen, daß jemand von den Zuschauern sich später über das, was er sah, beschwerte. Amerika ist ja voll von älteren Weibern, die weiter nichts zu tun haben, als für Sittlichkeitsvereine oder Schutzbünde tätig zu sein. Sie schauen interessiert einer Aufnahme zu, um sich vielleicht nachher darüber zu beschweren, daß eine Schauspielerin einen zu kurzen Rock getragen hat, daß der Regisseur in der Erregung ein unparlamentarisches Wort gebraucht hat, daß ein Hund fünf Minuten lang auf den Hinterbeinen gehen mußte oder daß eine Frau Zigaretten rauchte. Und die Gesellschaften müssen solche Klagen einigermaßen ernst nehmen, denn *die Frauenklubs Amerikas haben eine unerhörte Macht*. Man denke nur an *Fatty*, der von einem angeblichen Verbrechen völlig freigesprochen wurde, aber trotzdem niemals später im Film auftreten durfte, weil die Frauenklubs es verboten. Auch *Chaplin* wäre es um ein Haar so gegangen, als ihm unlängst während des Scheidungsprozesses von seiner Frau „Grausamkeit“ vorgeworfen wurde: ihm, der schlafen wollte und daher eine betrunkene Gesellschaft von Freunden seiner Frau, die sie um zwei Uhr nachts nach Hause brachte, hinauswarf. Dieser unerhörten Grausamkeit wegen ist auch vom Gericht das Scheidungsrecht der Frau zugesprochen worden, und Charlie hat dafür mit der Kleinigkeit von einer Million Dollar büßen müssen. Den Frauen Amerikas aber war diese Strafe lange nicht groß genug. Chaplin sollte gänzlich vernichtet werden. Und nur durch seine äußerst kluge Haltung — er hat den unglücklichen, sentimentalen Ehemann gemimt — hat sich die Stimmung ihm gegenüber geändert.

Aber außer der interessanten „Immoralitäten“ des Ateliers könnten die ehrbaren Damen ja auch manches sehen, was sicherlich einen großen erhabenen und unvergeßlichen Eindruck auf sie machen würde: den Regisseur *Erich von Stroheim* z. B., den früheren österreichischen adligen Offizier, der in Amerika als höchster Experte in allen militärischen Sachen gilt. Das „Von“

sowie die militärische Laufbahn wird von vielen angezweifelt, doch jedenfalls tritt von Strohheim in den Ateliers bei den Aufnahmen als echter Adelspröbbling auf: Monokel im Auge, weiße Handschuhe, stramme Haltung. Der verstorbene Giampietro war ein Waisenknabe dagegen. Manchmal spielt er auch mit einem Schwert, so wie *Cecil de Mille* stets mit Gold spielt: dieser hat immer die Hosentaschen voller Goldstücke, die er, während er Regie führt, sinnend durch die Finger gleiten läßt. Auch wird bei seiner Ankunft im Atelier ein besonderer Huldigungsmarsch von der Kapelle gespielt, und allerlei Zeremonien werden getrieben. Es ist überhaupt merkwürdig, wie sicher eine gut ausgedachte Affektation auf das amerikanische Publikum wirkt. So geht der große Bühnenregisseur *Belasco* stets wie ein Priester angezogen, im schwarzen Rock und mit verkehrt geknüpftem Kragen. Sein Schwiegersohn, *Morris Gest*, *Reinhardt*s, „Oberregisseur“, (Supervisor), mimt den verrückten Künstler, trägt eine flatternde Künstlerkrawatte und einen alten breitkrempigen, schwarzen Samthut. Man amüsiert sich auch in Amerika über solche Reklametricks, sie imponieren aber, falls sie gelingen. *Success* ist in Amerika alles. *Was* errungen wird und *wie* es errungen wird, ist verhältnismäßig gleichgültig. Einer ist stolz darauf, daß er aus der Konkurrenz, wer die meisten Apfelstrudel in einer Stunde essen kann, als Sieger hervorgegangen ist, ein anderer hat den ersten Preis für Sommersprossen erhalten. In New York fand kürzlich ein Wettbewerb der häßlichsten Frauen Amerikas statt — die Siegerin wird bestimmt auch sehr stolz gewesen sein. In Amerika will eben jeder um jeden Preis *in die Öffentlichkeit*, vom Dienstmädchen bis zum Filmstar. Privatleben gibt es dort nicht. Da *Pola Negri* über den Verlust ihres geliebten verstorbenen *Valentino* in jedem Interview klagte, wurde es schließlich Valentinos geschiedener Frau zu bunt, und sie versetzte Pola den Todesstoß, indem sie veröffentlichte, daß Valentino ihr in einer spiritistischen Sitzung erschienen sei und energisch erklärt hätte, er sei nie im Leben mit Pola verlobt gewesen noch habe er sie jemals geliebt. Ach, der Valentino! Als er starb, wollte man ihm ein Monument in Hollywood errichten; jetzt, zwei Jahre später, denkt keiner mehr daran. Noch ein paar Jahre, und niemand weiß mehr, wer Valentino war.

Der Ruhm des Filmkünstlers scheint, trotzdem seine Leistungen auch nach seinem Tod bestehen bleiben, noch kürzer als der des Bühnenkünstlers. Wird der sprechende Film etwas daran ändern? Wird die neue Kunstform vielleicht auch an Hollywoods Weltgeltung rütteln? Anzeichen dieser Richtung sind schon vorhanden. Die vor Jahren verlassenen Ateliers der Filmfirmen in New York werden wieder eröffnet, vielleicht aus einem nicht ganz ausgesprochenen Empfinden, daß es notwendig sein wird, näher an die Quelle des amerikanischen Theaters und der amerikanischen Literatur zu rücken. Vielleicht wird dann eines Tages die Märchenstadt Hollywood so verlassen daliegen wie jene unheimlichen Goldgräberstädte, die man immer noch in den Bergen und Wüsten Kaliforniens antrifft: tote Städte mit Geschäften, Hotels, Banken und Postämtern. Die letzten unbestellten Briefe liegen noch da; die Hotelzimmer sind noch möbliert; doch eines schönen Tags war kein Gold mehr zu finden, und die Bevölkerung ließ alles stehen und liegen, um schleunigst an eine andere Stelle zu ziehen, wo neue Goldfunde eine neue Stadt zum Leben erweckten.



Otto Pankok

Radierung

FILMDIVEN

Von

VICTOR WITTNER

I. LAURA LA PLANTE

Mit „entzückend“ ist die Erscheinung der Laura La Plante nicht erschöpft, die vor Jahr und Tag noch ein simples Extra-Girl war. Es gibt eine Reihe entzückender Film-Amerikanerinnen. Es gibt Clara Bow, Bebé Daniels, Corinne Griffith ...

Laura La Plante fiel vorerst als Trägerin ihres romanisch-romanhaften Namens und ihres eminent blonden Haars auf. Festzustellen, ob es ganz echt ist, das ist keine Aufgabe für einen Mann: vom Ewig-Weiblichen will er sich hinanziehen lassen.

Laura ist die Blondeste von allen. In ihrer Nähe müßte selbst der Flachs dunkle Farben spielen.

Das Gesicht: es ist nicht süß, es produziert nicht hundertundein Lächeln in der Minute. Die Wahrheit ist, daß Lauras Mundwinkel immerfort von Saurem zucken, das ihr Gemüt produziert. Sie ist gern schlecht aufgelegt und spielt sich mit Verve in die Wut. Um den Mund die Falten sind (wie Weichen) stets auf Weinen gestellt: ein Signal, und der Schluchzerzug kann losplärren!

Sieht man aber näher zu: — sie weint nicht recht. Ihre Augen sparen die Träne. Sie verzieht nur ihren Mund, sofort, wie ein verzogenes Mädel. Was sie vorbringt, hat den Ton der Gereiztheit und setzt das Unrecht voraus, ehe es ihr noch geschehen ist. Sie plärnt wie andre plauschen.

Doch ist Laura nicht verweichlicht, nicht passiv, nein: aggressiv. Sie kämpft wie jede weibliche Frau: mit Geschrei und Gewein, das sozusagen ihre potentielle Energie darstellt, die sich nie erschöpft, mit Zank und Gezeter. Obwohl der Film stumm ist, hört man sie deutlich; denn sie ist eine Künstlerin.

Zuletzt im Lustspiel „Seidene Strümpfe“ hat sie es bewiesen. Amüsant waren alle ihre Lustspiele, dieses aber gab ihr eine besondere Gelegenheit zur Enthüllung ihres reichen mimischen Vorrats: in die fließende Handlung ist nämlich eine große Solonummer eingelegt, wie eine Koloratur-Arie, und Laura läßt alle Falten und Farben, Schulter, Arme, Hände, Finger spielen und das Gesicht mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten, um dem Scheidungsrichter zu demonstrieren, wie sie (angeblich) von ihrem Mann malträtiiert wurde. Es ist eine aufregende Lügengeschichte, eine Vision verfolgter Unschuld, eine virtuose pantomimische Erzählung. Laura spielt nicht nur ihre, sondern auch die Rolle ihres Mannes: das ist ebenso fesselnd wie amüsant, denn es ist Film-Kunst an sich und zugleich ihre Parodie.

Und bei all dem noch „entzückend“? Reizend, jawohl. Laura La Plante ist der vollendete Typus der Frau, die nicht schön ist, sondern viel mehr: ungebärdig hübsch. Ihre Reizbarkeit ist reizend, ihre Pikiertheit pikant. In ihrem Gesicht geht so viel vor, daß man keinen Augenblick dazukommt, es in Ruhe zu genießen; deswegen aber läßt es den Genießer nicht los. Kaum will man sich ein wenig aufhalten und ausruhen in ihren hellen Grübchen — gleich ist der Teufel los, der darin sich verbarg, und entstellt ihr Gesicht. Das hat aber auch Züge, die in den Falten gleisen laufen können, Züge, die zusammenstoßen und Unglück spielen. Das hat Rasse, Charakter und Schärfe. Vorzustoßen, sind Kinn und Nase ausgebildet. Sie ist nicht wehleidig, sie ist wehfreudig.

Laura lauert auf Streit. Deswegen ist sie immer dramatisch. Aber ihr Mund, wenn er plärrt, wölbt sich schon zum Kuß. Daher ist sie immer anziehend, anmutig. Laura La Plante ist keine Blume; — eine Pflanze.

II. COLLEEN MOORE

Hinter diesem Namen, der mit seinen drei e, drei o breit und einförmig wirkt und eine behäbige Pantoffel-Schlapperin als seine Trägerin erwarten ließe, verbirgt sich, wie man weiß, das zusammengehaltene, springlebendige Persönchen einer berühmten Film-Naiven. Das Persönchen ist eine Persönlichkeit, und von Verbergen kann nicht die Rede sein. Vielmehr erscheint es immer häufiger in allerlei amerikanischen Lustspielen, die, als wären sie von einem Bevölkerungsverein subventioniert, jedesmal mit Heirat schließen. Colleen Moore ist ein kleines, freches Frauenzimmer mit einem charakteristischen Bubenkopf, der ihr ein backfischhaftes Aussehen gibt: sie trägt das Haar wie eine Haube, die ihr die Stirn versteckt und das Gesicht rahmt. Nett und niedlich ist sie auch, klein und behend, so daß sie nicht gehindert ist, nach rechter Wildmädel-Art herumzustrolchen, einen Baum hinaufzuklettern oder eine fahrende Eisenbahn hinabzuspringen.

Colleen ist hübsch und kann Augen machen. Große Augen, ganz große Augen, Stiel- und Schielaugen, die oft durchgehen möchten. (Dabei soll sie

„im Leben“ gar nicht schön sein, sondern ganz unscheinbar.) Aber sie, eine Künstlerin, hat auch den Mut zur Häßlichkeit, wenn es die Charakterkomik verlangt. Einmal sah man sie als Scheuche in dem Filmschwank „Nur keine Hochzeitsnacht“. Sie spielte da einen Pensionatsrekruten, der aus Texas kommt und so aussieht wie ein Dienstmädel und so ungeschickt ist wie ein Trampel; aber dann wurde sie von ihren Kollegen in die Arbeit genommen und verwandelte sich bald in die entzückende junge Dame C. Moore. Ein andermal („Mädel, sei lieb“) versuchte sie, einen halben Film lang ernst zu bleiben, und statt des Schalks im Nacken saß ihr die Träne im Auge.

Colleen ist sehr drollig, und sie hat viele gute Einfälle; oder sie erwirbt sie, um sie zu besitzen. Sie ist der weibliche Harold Lloyd, arbeitet aber, zum Unterschied von dessen unerschüttertem Gesicht, mit vielem Mienenspiel. Das entspringt vor allem ihren Nasenflügeln, die ewig Abenteuer witternd sich blähen wie windsüchtige Segel. Mitzuckt der Mund, der unablässig zwischen Ja und Nein knittert und sich dann manches Mal für ein Drittes entscheidet. Ist sie gut? Ist sie böse? Will sie weinen? Will sie lachen?

Colleens Gesicht läßt dich im unklaren darüber, und sie hat in der Tat eine mimische Modulation erfunden, die gleichsam durch Halbtonverschiebungen einen reizvollen Zweiklang von beidem zustandebringt, eine bitterlustige, clowneske Kombination, die durch den erstaunt-frechen Blick ihrer aktiven und selbständigen Augen keineswegs aufgelöst, sondern noch mehr kompliziert wird. Doch auch sonst steht ihr eine Grimassenmasse zur Verfügung (neuerdings auch Ernst und Schwermut), die ihr Gesicht überflutet und ihren wahren Charakter hinter mimischer Mimikry verbirgt. Aber ihr wahrer Charakter ist eben die unbändige und übermütige Ausdruckslust, die aus einem Girl einen Quirl macht.

CARL STERNHEIM DER MENSCH UND ERZIEHER

Von

CARLHANS STERNHEIM

Als kleiner Bub verwechselte ich immer Schriftsteller und Schriftsetzer. Und so erzählte ich denn voller Stolz meinen Spielgefährten, daß mein Vater immer schwarze Hände habe, ja an besonderen Tagen sogar im Gesichte ganz schwarz sei.

Später erfuhr ich dann auch, daß er Theaterstücke schrieb, bei deren Auf- führung sich die Leute im Theater prügelten. Das erweckte in mir große Begeisterung. Ich sah ihn in nächtlichen Träumen wie Achill unter den Theaterbesuchern wüten und sein siegreiches Banner im gänzlich geleerten Zuschauerraum wehen. Meine ersten Dichtungen waren denn auch sehr kriegerisch. Ich schrieb einen Roman, der mit Seite 450 anfang und in dem Carl Sternheim ungeheure Heldentaten vollführte und sich am Schluß eines jeden Kapitels schlafen legte, denn er schlief auch im wirklichen Leben viel.

Späterhin identifizierte ich seine Figuren mit unseren Familienmitgliedern. In Christian Maske von Beeskow erkenne ich noch heute meinen Großvater, obgleich der Verfasser des Stückes auf das entschiedenste bestreitet, daß auch nur einer in der Familie die innere Größe seiner erdichteten Gestalten aufweise. Aber ich glaube nichts von dem, was Carl Sternheim über seine Arbeitsweise erzählt. Behauptet er doch, daß er seine Stücke nicht am Schreibtisch, sondern auf Spaziergängen verfasse und daß er bei der Niederschrift der ersten Szene noch nicht wisse, was die zweite enthalten werde.

Eher geben seine Schulhefte Auskunft über die Technik seines Schaffens. Dort sind zwischen mathematischen und anderen Arbeiten im ersten Entwurf schon fertige Dramen enthalten, die aber dann, Szene für Szene, mit rastloser Bemühung um den eindeutigsten sprachlichen Ausdruck ausgearbeitet werden unter Vermeidung abgegriffener Vergleiche und landläufiger Ideologien.

— — — Einmal brachte ich meinem Vater eigene Gedichte, die er gänzlich verlogen fand: „Ihr solltet euch bemühen, auch nur eine Bierflasche anschaulich darzustellen, und ihr würdet bemerken, wie sehr euch jede Beobachtungsfähigkeit abgeht. Bitte, was ist eine Bierflasche?“

Ich: Eine Flasche, in der Bier ist!

Er: Wenn leer, eine Flasche, in der kein Bier ist! Aussehen?

Ich: Braun!

Er (läßt eine Bierflasche kommen und stellt sie auf den Tisch).

Ich (mit einem Blick): Oder grün!

Er: Oder gelb, oder weiß, je nach dem! Ihre Form?

Ich: Rund und hat oben einen Stöpsel!

Er: Kugelrund, kreisrund; und an der Spitze des Kugelkreises oder Zylinderkegels hängt ein Stöpsel?

Ich: Herrgott, flaschenrund ist sie natürlich!

Er (springt erregt auf, daß sein Einglas herabfällt und am Boden zersplittert): Aus dir mache ich einen Journalisten. Bei deiner vollkommenen Unfähigkeit, zu sehen oder Erschautes adaequat darzustellen, wirst du Karriere machen! Raus!

Und ich ging auf mein Zimmer und verbrannte meine Gedichte. —

Man muß es meinem Vater zugestehen, daß er zu jenen Pädagogen gehört, deren Lehren man sich merkt, und wenn er sie auch nur ein einziges Mal vorträgt. Es ist seinen lebhaften Gesten und der Eindringlichkeit seiner Sprache anzumerken, wie erfüllt er von dem behandelten Stoff ist. Allerdings duldet er keinen Widerspruch, keine Unterbrechung, wie denn überhaupt alles, was ihn umgibt, sich in seinen festumrissenen und bis in die kleinsten Details durchdachten Lebensplan einfügen muß. Er ist ein großer Organisator. Seine Reisen, Arbeiten, Vergnügungen sind bis zu geringfügigen Einzelheiten vorbedacht und verlaufen deshalb auch in der Regel gänzlich reibungslos. Ueber allem, was er tut, waltet das Prinzip äußerster Oekonomie. Solange ich ihn kenne, raucht er zwei Zigarren im Tag, eine mittags und eine abends, ißt und trinkt mit äußerster Mäßigkeit, und versichert, daß Maßlosigkeit nicht nur Erfolg im Leben, sondern auch jeden Genuß verhindere. Man versuche nur den geringsten überflüssigen Gegenstand in seinem Hause zu entdecken! Abgesehen

DIE HUNDERT FAMILIEN

Österreichische Gesellschaft gestern und heute

Von

KARL TSCHUPPIK

„Wir herrschen nicht; die andern dienen.“

Marquis Botta D'Adomo.

An dem Tage, da die österreichische Republik den Adel abschaffte, sprach ein Wiener Chauffeur zu mir: „Wir brauchen die Prädikate nicht, bei uns ist jeder ein heimlicher Baron.“ So dachte man in der Stadt des exklusivsten Adels. Das rebellische Element im Wiener ließ ihn nicht vergessen, daß er seine Lebensart, die Vor- und Nachteile seines Wesens vom Adel empfangen hatte. Die Stadt war lange Zeit das Anhängsel des Hofes gewesen; die Wiener Gesellschaft, mit dem Hof als Mittelpunkt, bis in die mittlern Jahre Franz Josephs eine reine Adelsgesellschaft; der herrschende Adel selbst, zum Unterschied von andern Ländern, eine Erfindung und Züchtung der Habsburger. Der Hof schuf zu seinem Stil die eigene Aristokratie. Der alte Herren- und Ritterstand in Böhmen, Mähren und Schlesien, hart und eigenwillig, hatte sich der Gegenreformation widersetzt. Er ist vernichtet oder vertrieben worden. An seine Stelle rückten die Schwarzenberg und Thun, die Waldstein, Liechtenstein und Nostitz, Silva-Tarouca, Auersperg und Wratislav, Sternberg, Lobkowitz, Kinsky, Colloredo-Mansfeld und Mensdorff-Pouilly. Die neuen Familien kamen zum Teil aus den Erbländern, aus Oesterreich, Steiermark und Tirol, zum Teil waren es altösterreichische Geschlechter wie die Starhemberg, Wolkenstein, Attems und Windisch-Graetz, die katholisch geblieben waren; viele von ihnen Staatsmänner, Generale und Oberste im Dreißigjährigen Krieg, darunter aber auch Adel aus aller Herren Ländern, Deutsche, Franzosen, Belgier, Schotten, Niederländer, Portugiesen. Die Clam-Martinitz, Bouquoy, Clam-Gallas, Rohan, Coudenhove, Deym, Schönborn, Dietrichstein, Schlick und Salm sind während der langen Kriegszeit zu Ruhm und Ansehen gelangt. Sie wurden mit den Latifundien der Entrechteten entlohnt. Auf der Prager „Kleinseite“, am Fuße der alten Königsburg, bauten sie ihre Paläste. Dort waren sie die Herren; in Wien dienten sie der Majestät. Maria Theresia zog auch die Polen und Ungarn heran, vom polnischen Adel die Sapieha, Potocki, Lanckoronski und Wodzicki, vom ungarischen jene dem Erzhause treu gebliebenen, mit Land und Leibeigenen reich dotierten Familien Andrassy, Degenfeld, Apponyi, Károlyi, Batthyány, Pallfy, Esterházy, Pallavicini. Aus diesen Geschlechtern der verschiedenen Nationen formten sich die „hundert Familien“.

Sie sind, wenn man dem Grafen Keyserling glauben darf, die formvollendetste Züchtung gewesen. So innig verwandt sie untereinander wurden, so streng schlossen sie sich nach außen ab. Sie gaben Wien, sie gaben dem Staat, der Armee das Gepräge. Noch bei Solferino wurden fünf der sieben Korps vom Hochadel kommandiert: von Liechtenstein, Clam-Gallas, Schaffgotsch, Schwarzenberg, Stadion. Unter ihnen gab es keinen Strategen — auch das legendäre Genie des Generalissimus Schwarzenberg, der bei Leipzig kom-

mandierte, wird mit Recht angezweifelt —, aber die besten Reiter, die scharmantesten Kavaliere. Und: die schönsten Frauen. Die geschichtliche Rolle dieses auf großem Reichtum aufgebauten Adelskreises kann gar nicht überschätzt werden. Seine Vorherrschaft im Staate war so überragend, daß zeitweise alle hohen Stellen ihm gehörten. Viele Mitglieder der großen Familien, wie Felix Fürst Schwarzenberg, dessen Roman mit der schönen Lady Ellenborough die Erinnerung an seine staatsmännische Tätigkeit überdauert hat, war General und Diplomat, je nach Passion und Laune. Nicht anders Alexander Graf Mensdorff-Pouilly, der Minister des Auswärtigen im „Drei-Grafen-Kabinet“ Mensdorff-Esterházy-Larisch; gestern Kommandeur einer Kavallerie-Division, übernahm er heute die auswärtigen Geschäfte. Man ließ sich aber auch die hohen Stühle der Kirche nicht entgehen; zwei der Prager Fürst-Erzbischöfe kamen von der Kavallerie: Fürst Schwarzenberg und Graf Skrbensky. Die Kavallerie war die Vorschule jeder Karriere; ihre alten Regimenter, in allen Kriegen, auf den entlegensten Schlachtfeldern bewährt, der Stolz der Armee. Hier dienten neben den Sprossen der großen Familien ganze Geschlechter niedern Adels internationalen Ursprungs. Einzelne Regimenter, wie die berühmten „Achter-Kürassiere“ (Dampierre), nachher „Savoyen-Dräger“, die Hessen-Dräger, die Regimenter „Lothringen“, „Sachsen“, „Ferdinand“, „Fiquelmont“, „Bayern“ hatten eine stolze Ahnengalerie. Die Andrisal, Caramelli, Kavanagh, Minquiz, Batté, Martigny, Mengden, Rabutin, Trenz, Wimmercaty, Kroyher, Biloa, Seenus, Sterpin, Bezard, Henny, Gorizutti, Barco, Dillen, Ballayra, Baudot, Laurenzin, Bartolossy, D’Ayassasa, Ravizza, Pzencadada waren alter österreichischer Kavallerieadel. Es gab Familien — wie Mercy — mit der Tradition, auf dem Schlachtfeld zu sterben. Baron Franz Mercy fällt im Treffen bei Allersheim (1645), der Bruder Caspar bei Freiburg (1644), der Sohn Franzens bei Ofen (1686); der Enkel Claudius Florimond Graf Mercy endet als Kommandeur der Dampierre-Kürassiere in der Schlacht bei Parma (1734). Voltaire hat das Schicksal dieser passionierten Kavalleristen in einem Satze verewigt: „Je ne sais pas quelle fatalité, ceux qui ont porté le nom Mercy, ont toujours été aussi malheureux qu’estimés“.

Vom siebzehnten bis tief ins neunzehnte Jahrhundert gab es keine andere Gesellschaft als die hundert großen Familien mit den Trabanten des Militäradels. Ihre Sonderstellung ruhte auf dem streng formulierten Begriff der „engern Hoffähigkeit“, die diesen Männern und Frauen zu eigen war. Die Wächter, die den ausgezeichneten Kreis von der übrigen Menschheit schieden, waren der Obersthofmeister und dessen Stab. In den letzten Jahren Franz Josephs versah dies Amt Fürst Alfred Liechtenstein, der vollendetste Kavaliere seiner Zeit, nach ihm Fürst Montenuovo, der Enkel Marie Luisens. Mit den beiden Namen ist das freigebige und großsinnige Mäzenatentum verknüpft, das die Bühnen des Hofes, „Burg“ und Oper, zu den edelsten Kunststätten der deutschen Nation erhob. Man hat es vergessen, daß es Fürst Montenuovo gewesen ist, der über Gustav Mahler schützend seine Hand hielt, als die kleinherzig gewordene Residenz und ihre kleingeistig-bösartige Kritik dem größten musikalischen Genie nach Wagner die Freude an der Arbeit vergällte. Dieser Adelige war frei von jener unduldsamen Gesinnung, die später, unter republi-

kanischer Flagge, Richard Strauß vom Pulte der Oper vertrieb. Montenuovo kannte kein Vorurteil des Geistes; unerbittlich blieb er nur als Hüter des Zeremoniells. Er verteidigte es, strenger als der Kaiser, auch gegen die Mitglieder des Herrscherhauses. Als Franz Ferdinand seinen Willen durchsetzte und die unebenbürtige Frau zum Altar führte, sprach Montenuovo das Wort vom „Willen zur Selbstvernichtung“. Er hat dem tiefsten Haß des Thronfolgerpaares standgehalten. Selbst vor den Särgen der beiden blieb er hart: er verschloß ihnen das Tor der Kapuzinergruft.



Wilhelm Wagner

Die Barriere, die den niedern Adel und das Bürgertum vom Hofe und ~~dem~~ hundert Familien trennte, war unübersteigbar. Im Laufe der Zeit aber hatte sich die sogenannte „zweite Gesellschaft“ gebildet, ein Kreis aus geadelten Beamten, aus Offiziersadel und einigen in Wien altansässigen Familien reicher Kaufleute und Finanzmänner. Diesem Kreise bürgerlicher Wohlhabenheit war die beste Blüte des deutschen Oesterreich, die Altwiener Kultur, das Wiener Biedermeier, entsprossen; eine Blume des Herbstes, in den späten Tagen einer Zeit gewachsen, die dem Bürger nur eine Geistesfreiheit zweiten Ranges, die Freiheit in allen unpolitischen Lebensdingen gestattete. Die Unfreiheit im Politischen setzte sich in die Freiheit der Privatleidenschaft um. Solche Zeiten sind den Künsten hold; die Musik, der Spätling jeder Kultur, kommt zur vollsten Reife. Der Zauber am Rande zweier Zeiten, zwischen Vormärz und Liberalismus, war die große Erbschaft des Absolutismus. Die Briefe und Tagebücher aus dem Lebenskreise Grillparzers und Lenaus geben ein Bild dieser Gesellschaft, ihrer sordinierten Lebensfreude, ihres heitern Pessimismus und der vertieften Stimmung des Abschiednehmens.

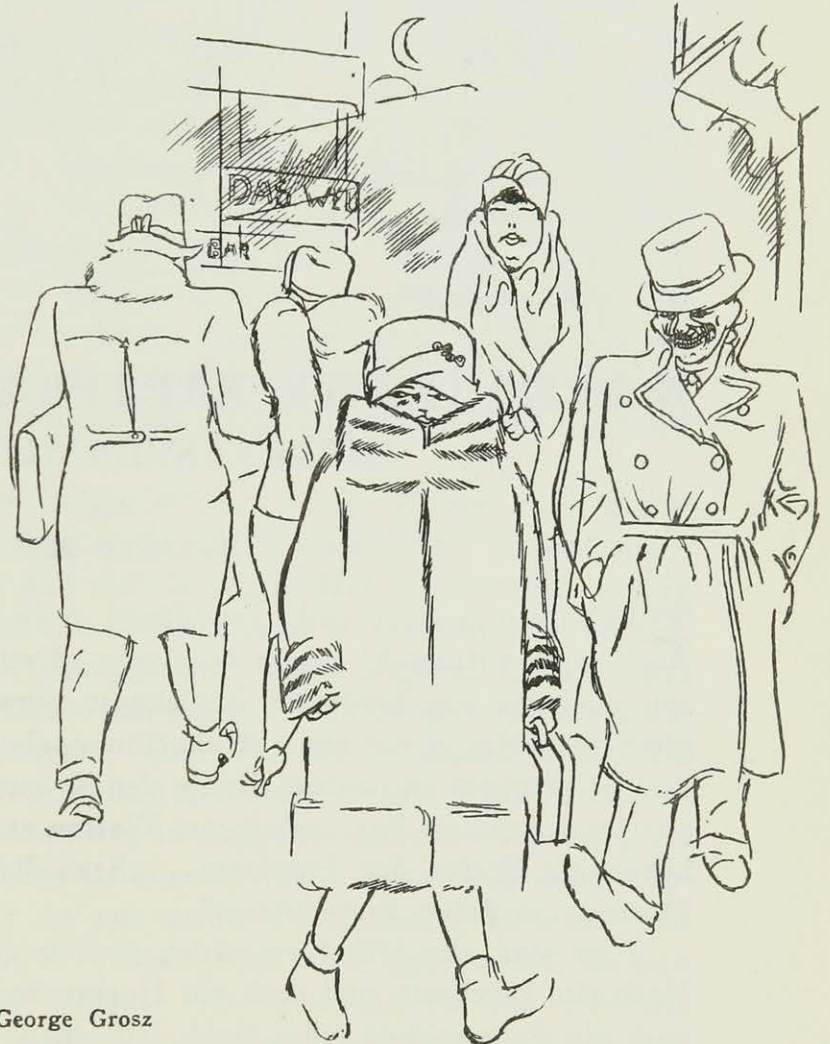
In der Blütezeit des Liberalismus, in den Jahren des industriellen Aufschwungs hat die „zweite Gesellschaft“ ein neues Gesicht bekommen. Auf der Ringstraße erstanden die Paläste der Finanzdynastien Rothschild, Todesco und Springer, der Wiener und Schey, Königswarter und Epstein. Die neue Macht, die fortan eine nicht unbedeutende Rolle spielte, kündigte sich in Prachtaus-

gaben an. Ihr Geschmack war von dem des Adels, auch von der Art des Wiener Biedermeier sehr verschieden, dennoch blieben die adeligen Lebensformen das ideale Vorbild. Die neuen Schichten der industriellen und handeltreibenden Gesellschaft wurden von dem Ehrgeiz getrieben, sich den vorbildlichen Formen anzupassen. Die Geldwelt saß in den Logen, sie ließ die schönsten Pferde und Karossen durch die Hauptallee des Praters galoppieren, sie baute Villen und Sommerpaläste, gleich jenen, die adelige Geschlechter einst vor den Toren Wiens errichtet hatten. Die Bankiers wurden Großgrundbesitzer; mit der Eroberung der Glaubensfreiheit hatte man auch die freie Bewegung der Güter erobert.

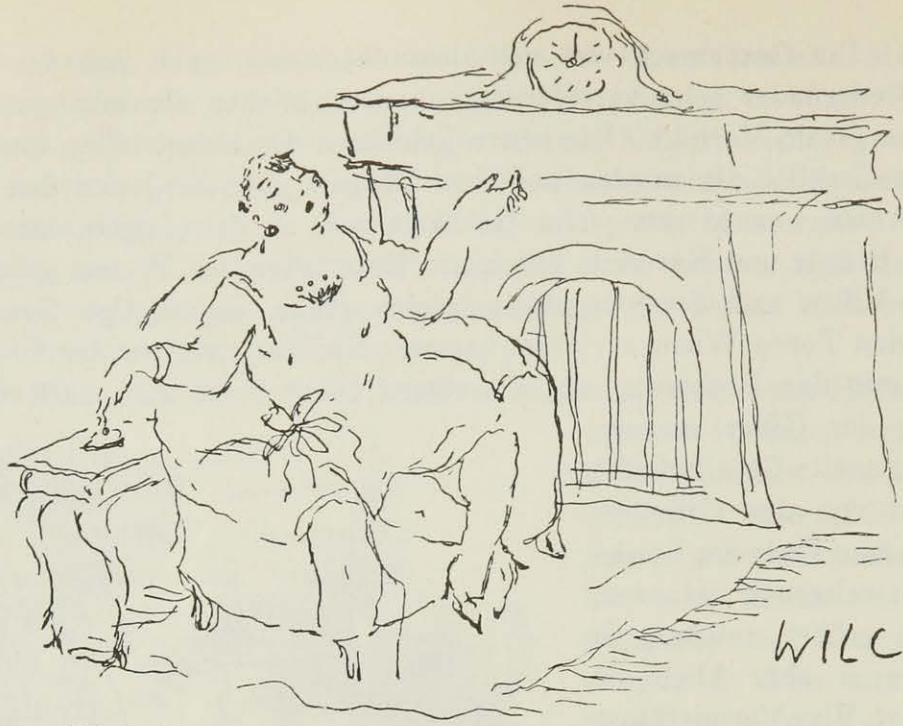
Diese „zweite Gesellschaft“ Wiens hat von den Gründerjahren bis zum Ende des Reichs manche Erweiterung erfahren, sie wurde größer, reicher; in ihrem Wesen aber blieb sie unverändert. Eine Vermischung mit dem Hofadel hat es nie gegeben. Man traf einander in der „Burg“, in der Oper, in der Freudenau, dem Flachrennplatz der Wiener, man saß nebeneinander bei „Sacher“, bei „Demel“ und im Nachtlokal; man kam auf dem glatten Parkett des „Hofballs“ (nicht dem „Ball bei Hofe“, der etwas anderes war) zusammen; man konnte illegitimen Kontakt gewinnen — die alte Barrière blieb. Es gibt nur *eine* Familie der zweiten Gesellschaft, die in dem ersten Kreise Aufnahme fand: die Familie Rothschild. Einer der vier Söhne des Hauses, Eugen Baron Rothschild, wurde

Reiteroffizier im nobelsten Regiment der Armee. Seither war es der Ehrgeiz aller Wiener Finanzfamilien, einen Sprossen als stolzen Kavalleristen zu sehen (zumindest in der Reserve).

Der Untergang Oesterreichs und die Degradierung Wiens zur Hauptstadt eines kleinen Landes haben die genau hundert Jahre alte, ehemals „zweite“ Gesellschaft völlig zerstört, nicht aber die vor dreihundert Jahren geborene Hofgesellschaft der österreichischen Aristokratie. Die berühmten hundert Familien verloren an Reichtum, Macht und politischer Geltung; ihr sozialer Zauber, ihre Ausschließlichkeit — von einzelnen Absplitterungen abgesehen — sind geblieben. Das Kunstwerk aus Fleisch und Blut hat den politischen Bau überlebt.



George Grosz



Käte Wilczinski

MARGARETHE, FREIFRAU VON COBURG (HEIRATSVERMITTLUNG)

Von
MATHEO QUINZ

Ein Groom in violetter Livree öffnet. Sein Scheitel ist tadellos gezogen, die Knöpfe blitzblank. Seine Manieren adrett. Er zelebriert die Anmeldung mit einer an Reinhardtsche Regiekunst gemahnenden Delikatesse und übernimmt den Mantel mit einer Hochachtung, als ob *er* der glückliche Page wäre, dem es vergönnt ist, seinem König den Krönungsmantel von den Schultern zu streifen. Leichter Parfümduft und Waffen an den Wänden des Vorplatzes erhöhen die Weihe des Empfangs. „Frau Baronin lassen bitten, sich einen Momang im Salon zu gedulden.“

Hier sind alle Möbel vergoldet, so eine Art Louis XVI., alles ganz neu. Noch ein Tabourett, und noch ein Hockerchen, und noch ein Konsolchen und noch ein Fauteuilchen, alles Gold. Ich schaue in den Spiegel — auch als Reporter will man ja schließlich einen guten Eindruck machen — und sehe mich graziös an einen der Stühle gelehnt, genau in der Pose, in der unsere Eltern vor 40 Jahren an ebensolchen Goldmöbelchen photographiert worden sind. Diese Grazie scheint in der Natur dieser Möbelchen zu liegen, auf deren Sitzen sich Blumen und Schäferpaare herumtummeln. Auf zwei kleinen Stühlen allerdings thronen würdig, die Lehnen und Sitze überragend, zwei große Sofakissen aus Samt und Seide, die mit ehrfurchtgebietenden Wappen geziert sind. Ein drittes Kissen liegt auf dem Boden als Unterlage für ein Straußenei. Ein ovaler Salontisch, eine goldene Bronze, „Nackte Tänzerin“, eine Vase mit Kunstblumen, das Porträt eines alten Herrn mit viel Würde im Vollbart und dem schönen Vornamen Theophil (man erkennt sofort, daß es sich hier

nur um einen Fürsten handeln kann) und unter allem und an allem Spitzendeckchen in jeder Größe und Machart; und siehe da, da sitzt ja auch ein Püppchen und starrt die Porzellan-Chinesen an, die, weil alle Gold-Konsolchen von Hunden, Katzen und Muscheln besetzt sind, oben auf dem Ofen aufgestellt sind. Ich wage es nicht, mich auf so viel Gold zu setzen, wage nicht auf dem Parkett zu gehen. So beklommen also ist es den Kandidaten ums Herz, die diesen Vorplatz zum Eehimmel betreten. Auch habe ich furchtbare Angst, eines von den Porzellantierchen herunterzuwerfen, die auf den zierlichen Gold-Etagere herumwimmeln.

„Darf ich bitten...!“ Die Dame des Hauses! Sie trägt ein erdbeerfarbenes, ausgeschnittenes und ärmelloses Kleid, mit Goldborte besetzt, fast könnte man sagen, ein Abendkleid. „Gegründet 1912“ hat doch auf dem Türschild gestanden? Sie ist jung für eine Geschäftsfrau mit 15jährigem Jubiläum, denke ich mir, sie ist das, was man in Wien mollert nennt, und blond, sehr blond, und am Busen trägt sie eine Krone als Brosche, neun Zacken, und auf jeder Zacke eine Perle. Kaum kommt dadurch die mit Perlen und Brillanten besetzte Plaque, die ihren Hals schmückt, zur Geltung. Mit dem Brillantring weist die Baronin auf die beiden Klubsessel beim Ofen des Herrenzimmers, und nun sitze ich also auf dem Platz, dessen Leder die Heiratskandidaten aus eineinhalb Jahrzehnten weich gesessen haben, und das Interview kann losgehen:

„Eigentlich bin ich ja gegen solche Sachen in der Presse, man könnte meinen, daß ich für mein, ich kann wohl sagen eingeführtes Unternehmen, Reklame machen will. Kommt ja gah nich in Frage. Die Freifrau von Coburg kennt man! „Querschnitt“? Kenne ich nicht. Man kann ja nicht alles kennen. Richtige Gesellschaftsblätter wie „Junggeselle“ und „Elegante Welt“ kennt man natürlich. — Was soll ich Ihnen nun sagen? Das ist doch ganz einfach mit meiner Sache. Alles Beziehungen. Gott, bei meinen Beziehungen! Da ist das gar kein Kunststück. Man braucht uns heute mehr als je. Natürlich muß man, wenn man eine Ehevermittlung in Anspruch nehmen will, vor allem die Mittel haben, um es sich leisten zu können. Es gibt ja noch andere Institute dieser Art, aber bei mir ist nur prima Gesellschaft. Schuster und Schneider... kommt ja gah nich in Frage. Man muß eben wissen, ob man bei Aschinger essen will, oder bei Adlon. Wie es bei mir ist, das sehen Sie ja schon an der Aufmachung... Aber selbstverständlich kommen viele Herren aus Berlin zu mir. Wieso? Na sehen Sie mal, ein feudaler Mann, z. B. ein Generaldirektor von einer Gesellschaft: der hat den ganzen Tag zu arbeiten und abends hat er seine feste Freundin, wann soll der dazu kommen, sich nach einer passenden Partie umzusehen? Hat ja gar keine Zeit dazu, nöch wahr? Na sehen Sie! Da sagt er sich: „Gehst mal ran bei der Freifrau von Coburg, die hat schon die Beziehungen. Und da gehst du auf Nummero sicher und weißt, woran du bist.“ Die Gesellschaften von früher gibt es eben ganz einfach nicht mehr und auf einen Ball geht man doch heutzutage nur um zu flirten. Nöch wahr?

Vor dem Krieg war es für einen Mann natürlich viel leichter zu heiraten, natürlich ein früherer Offizier, der gut aussieht und einen Titel hat, der hat

es immer noch bequem. Aber so im allgemeinen will eine Frau heute einen Mann heiraten, der etwas hat und etwas ist. Das gibt es heute nicht, daß eine reiche Dame einen Mann heiratet, nur um einen Mann zu haben. I wo. Wer heute Geld hat, der will wieder zu Geld. Aber umgekehrt, sagen Sie mir nur junge Damen aus erster Familie mit tadellosem Ruf und gebildet und hübsch, die bringe ich alle unter, jede Woche ein paar. Die Dame braucht nicht einen Pfennig zu haben, nicht einmal ein Brautkleid. So was kommt alle Tage vor und solche Vermittlung ist mir auch die liebste, weil da dann auch meist gezahlt wird; das ist nämlich das Schlimme bei uns, daß wir keinen einklagbaren Anspruch haben, da ist eine Lücke im Gesetz. Wieviel die Provision ist? Na *selbstverständlich* drei Prozent vom erheirateten Kapital. Auch Liegenschaften usw. *Selbstverständlich* drei Prozent! Aber man kann es



Lotte B. Prechner

nicht einklagen, das ist das Schlimmste daran. Und soviel Vorschuß kann ein Herr gar nicht zahlen, daß man seine Spesen herein hat. Denken Sie mal, die Annoncen, was die verschlingen. Und da ist noch kein Büro dabei, und die Aufmachung! Wenn man dann eine prima Sache vermittelt hat, und dann die Provision nicht bekommt, das ist natürlich eine schwere Schädigung. Kommt vor, so etwas, kommt vor! Natürlich bei mir selten, bei meinen Kreisen und meinen Beziehungen! Kommt aber vor! Wenn aber ein Herr eine arme Dame gefunden hat, ganz wie verlangt, dann zahlt er meist gern. Das ist ja dann auch keine Provision, sondern sozusagen eine honorige Anerkennung, sozusagen gesellschaftlich, *par discretion*.

Wie lange so eine Vermittlung dauert? Gott, das geht meist schnell. Wenn ich eine Sache übernehme, dann weiß ich auch, daß ich sie machen kann. Sonst sage ich gleich nein. Natürlich wird man auch manchmal zuerst getäuscht, aber man lernt

eben und weiß dann schon, wen man vor sich hat. Und dann erkundigt man sich auch. Und dann die Beziehungen! Da muß man die Herren nicht nur nach der Krawattennadel beurteilen, man muß auch unter die Krawatte sehen.“

„Frau Baronin sind eben eine selten lebenskluge Dame,“ wage ich einzuschalten.

„Na ja, wo käme man denn auch hin, wo man doch keinen klagbaren Anspruch hat.“

„Mit den Herren vom Land ist es etwas anders als mit denen in der Stadt. Da kommt es natürlich oft vor, daß ein Gutsbesitzer lieber heiratet, als daß

er fremdes Geld aufnimmt. Das geht dann ganz von selber und ist sehr gesucht. Aber das gibt es nicht, was in den Witzblättern steht: *Wie* sie aussieht ist mir ganz schnuppe — wenn sie nur Pinke-Pinke hat. Und wenn ich mal so 'ne Dame habe, gehe ich nur ungern ran; man ist doch auch Mensch, Sie verstehen? Und die Väter, die so schlankweg zwei Millionen hinlegen, nur damit die Tochter einen Mann bekommt, die gibt es nur in den Inseraten gewisser Firmen.

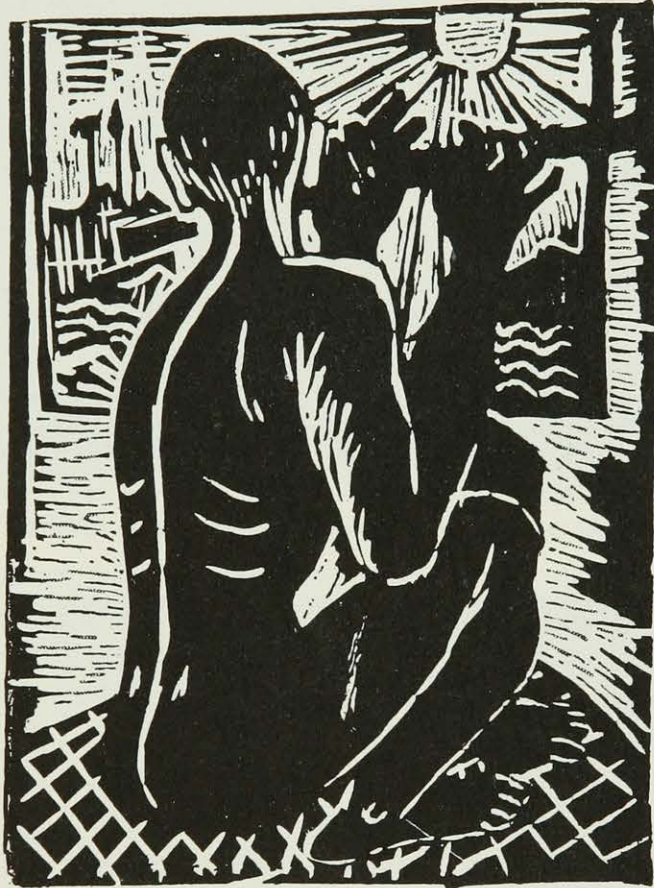
Künstler und Künstlerinnen haben gar keine Chancen, das heißt, wenn sie nicht eine Position haben. Nur um einen Künstler zu heiraten, bemüht sich heute keine reiche Frau. Eher noch ein höherer Beamter, das geht. Und Musterkollektion, da irren Sie sich sehr. Alles direkt, alles durch Beziehungen! Ich weiß schon was jeder will. Wenn jemand zu mir kommt, dann ist das wie beim Arzt. Den fragt man ja auch nicht, was er nun mit einem machen wird. Aber natürlich muß ich immer selbst da sein. Jeder will die Fräulein von Coburg selbst sprechen. Das ist wieder wie beim Arzt.

Und im übrigen ist das bei mir jedesmal verschieden, wie sich die Sache abspielt. Oft bin ich gar nicht dabei, wenn sich die beiden kennenlernen. Warum denn auch? Einer weiß durch mich über den andern Bescheid. Und denken Sie, wie bequem das ist, wenn nun die Sache nicht zur beiderseitigen Zufriedenheit ausfällt, dann ist es gar nicht peinlich abzusagen, das besorge ich persönlich. Nur verlange ich, daß sich die Herrschaften schnell entscheiden, damit man weiß, woran man ist. Ich vermittele doch keine „Bekanntschäften“, verstehen Sie. Kommt ja gah nich in Frage!“

Und der Finger mit dem Brillanten drückt auf die Klingel, die Audienz ist beendet; denn im Salon ist die Türe gegangen.

„Besuchszeit täglich von 11 bis 7 Uhr,“ lächelt die Dame des Hauses mit einem Blick zur Salontüre, und zaubert eine Art mütterlichen Lächelns auf ihre Pausbäckchen.

Im Vorplatz steht schon der Page, meinen Mantel mit weitgespreizten Armen bereithaltend. So bequem ist mir noch niemals in meinen Mantel geholfen worden.



Margarete Hammerschlag

GRABREDE DES CLOWNS AUF VATER KNIE*)

Von

CARL ZUCKMAYER

Der alte Knie, letzter Repräsentant einer ehemals weitberühmten Artistenfamilie und der wandernden Seiltänzerprinzipale überhaupt, ist gestorben. Die kleine, armselige Wandertruppe, deren Führer er war, und für die sein Tod den Ruin bedeutet, kommt bei Beginn des letzten Aktes vom Kirchhof zurück, in lächerlichen, schlecht sitzenden Trauerkleidern, die von einem befreundeten Gerichtsvollzieher aus dem Pfandhaus ausgeliehen wurden. Sie haben auf dem Kirchhof skandalisiert, weil der Pfarrer ihnen verboten hatte, dem alten Knie die zerbrochene Balancierstange mit ins Grab zu legen. Nun halten sie, zwischen ihren aufbruchbereiten Wagen, ihre eigne Trauerfeier. Es spricht Julius Schmittolini, ein Clown von 65 Jahren, der schon beim Vater und Großvater des alten Knie gearbeitet hatte.

Julius: Schluß, un Amen. Jetzt liegt de Vatter im Grab, — un mir sin all hier beisamme, — un da is sei Stang, — und hier is sein Schirm, — un dort is sein Wage — — (Er zögert einen Augenblick, dann geht er, der Eingebung folgend, rasch zum Wagen des Vaters, holt das Namensschild auf „Halbmast“ herunter, lehnt die Stange dagegen, steckt den Schirm darauf, macht sich den schwarzen Flor vom Aermel und hängt ihn darüber.)

So. Jetzt kommt emal her un hört emal all zu. Was der Pfarrer gesagt hat, das war en dünne Wind, der is zum ein Ohr reingange un zum andern wieder raus un hat noch nit emal gepiffe. Woher soll ers denn auch wisse, — wenn er sei Lebtag im Pfarrhaus hockt un Daume lutscht, — da kann er vielleicht die heilig Schrift von vorwärts un von rückwärts auswendig bawwele bawwele bawwele, un deshalb weiß er noch lang nit, wo Gott wohnt, geschweige denn, was hinne un was vorne is, oder am Ende gar von der Kunscht un vom Wage un von de fahrende Leut, da geht ihm einfach jedweder Ahnimus ab, un das kann ma auch von niemand nit verlange, der was nit in sich hat wie sei Flachse oder sei Wirbelsäul. Aber unsereins, — auch wenn ma nix besonderes worde is im Handwerk, als wie ein alter Wurschtel mit schette Füß, un wenn ma sich nur grad sei fuffzig Jahr durchs Lebe un durchs Programm durchgewurschtelt hat, so hat ma doch die Ohrn gespitzt un die Augäpfel verdreht un allerlei aufgeschnappt un eingesehe, was die andern Leut nit wisse un nit zu wisse brauche, — so wenig wie der Storch weiß, warum die Frösche lebe, oder de Frosch vom Mückentanz versteht. Denn der frißt se einfach auf un denkt sich nix dabei. Un so gehts auch mit uns, — nur daß mir wenig Mücke sin, un die ganze Welt voll Frösch. Ihr Kinner, — wie Ihr da steht un guckt, — so hab ich Euch meistens auf die Welt komme sehe, un viel anders seid ihr nit

*) Aus dem im Propyläen-Verlag erscheinenden Seiltänzerstück „Katharina Knie“ von Carl Zuckmayer.



Prinz Otto Windisch-Graetz

Photo Carlo Schrecker



Fürst Zdenko Lobkowitz

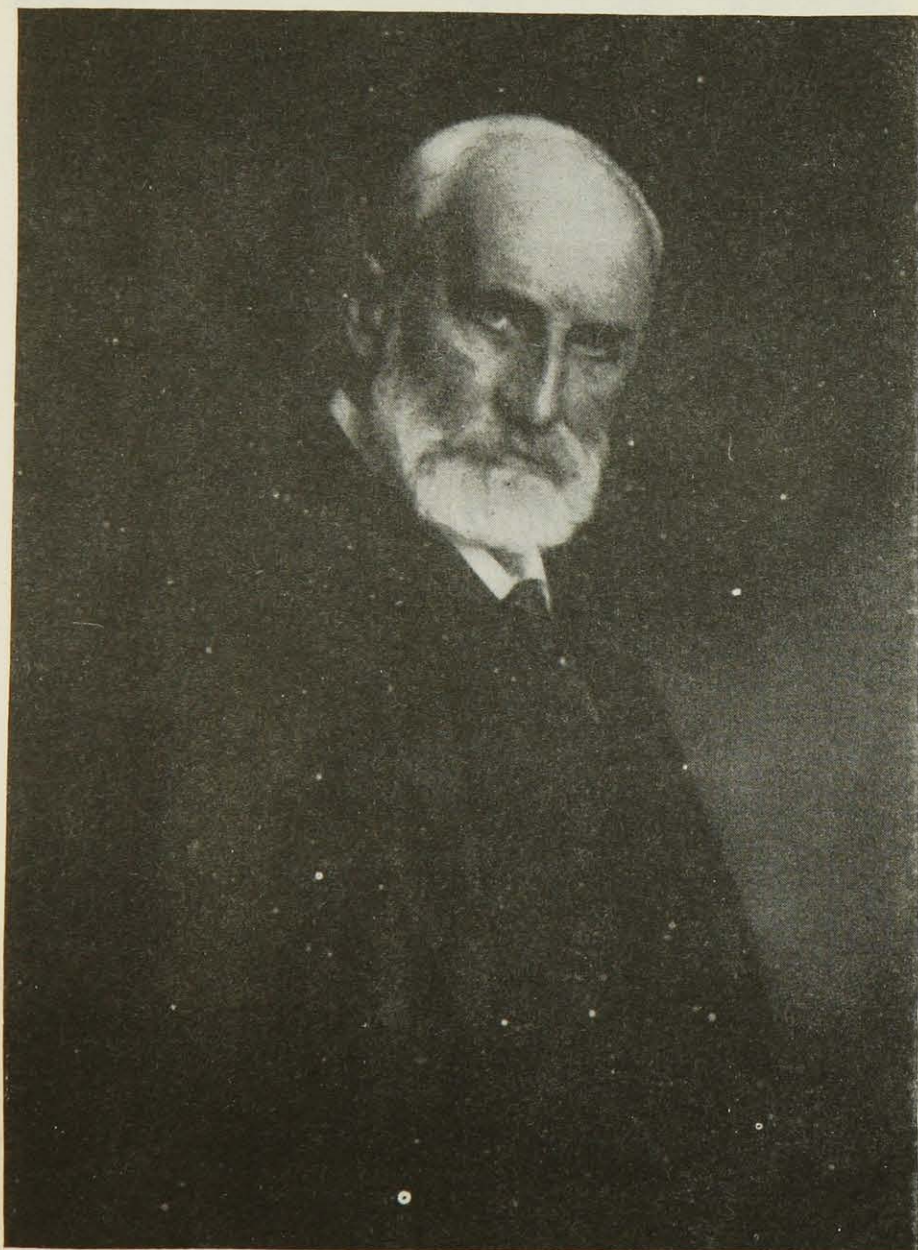


Photo Kosel Wien
Fürst Johann von und zu Liechtenstein



Photo Hugh Cecil
Miriam Rothschild, eine Enkelin des ersten Barons Rothschild

Molnars „Olympia“ bei Reinhardt



Ernst Deutsch, der den k. u. k. Rittmeister Barna spielt



Photos Elli Marcus

Oskar Homolka, der diese Charge niederlegte



Photo Widmann
Kapellmeister Hans Schmidt-Isserstadt



Photo Ruth Asch
Der Dichter Philippe Soupault



Paul Whiteman, Svend Gade, Doris Kenyon

geworde, seit Ihr gezahnt habt un gekrische, un seit Euch der dumme August als still geschuckelt hat, un Ihr habt en an die große Nase gepatscht un habt en manches Mal über de Aermel genäßt. Un so is es auf der Welt, daß ma bleibt was ma is, — un was eim schon bestellt is, eh daß der Vatter auf die Mutter kommt, — un seht Ihr, da könnt Ihr laufe so weit Ihr wollt, da bleibt Ihr doch immer hänge an der große heimliche Nawwelschnur, die kann kei Hebamm nit abzwicke un kein Doktor nit wegschneide. Die gängelt Euch durchs Lebe, so lang Ihr hüppt un springt, — un wenn mir emal verfalle, dann schnurrt se uns zurück, viel weiter als mir glaube, an alle Großvätter und Großmütter vorbei un grad bis zu Adam un Eva, — un dort fängts von vorne an. Un so mir wisse, daß der Vatter jetz unterwegs is auf dere schöne Reis, da laßt uns emal bedenke, wo dran der überall vorbeikommt, un was er zu sehn kriegt in einer Tour wie durch en kleines, blankes Wagefensterchen. Un da sieht er de Franz Adam Knie, der war noch en Himmelreichsmann, der erste von dem mir wisse, — un dann sieht er de Otto Knie, der hat in Thüringen vorm Napoleon seilgetänzelt, un da hat ihn der vom Kriegsdienst freigelasse un hat ihm all sei Pferd wieder geschenkt, die warn schon militärisch requiriert gewese! Un dann sieht er die Nina Knie, die so berühmt war wie die Mademoiselle Adeline un so schön wie die Cléo Mérode, aber schon mit fünfunzwanzig Jahr de Geist hat aufgewwe müsse, infolge eines rostige Nagels und ihrer dünne Haut. Ja, damals hat ma noch gesproche von uns weit und breit im ganze Land, un wenn einer en große Sprung gemacht hat oder en neue Schwung oder en verzwickte kitzliche Uebergang, das war halt noch e Sach, die hat zum öffentliche Lebe gehört wie Kaiser, Fürscht un Bettelmann, un da war es auch e Lust zu lebe, weil ma gewußt hat, daß ma jemand is in der Welt un nit nebeher läuft, wie so en fortgejagte struppige Köter, dem schon en Fußtritt zu viel Ehr antut. Un was der Vatter war, der wo jetzt nit mehr is, und all sei ganzes Lebe mit all seine viele Fahrte kreuz un quer, da hat er manchen Kinnstoß einstecke müsse un manche Nas voll Blut erunner schlucke un manchen Genickschlag überdauern, denn ihn hats schon in die böse Zeit hineingebore, wo uns immer höher zum Krage naufgestiege is, daß ma kaum noch de Kopp drüwwer halte konnt, un wo jetzt überläuft un sammeschlägt und nit mehr zu wehre geht. Laßt Euch heut sage unner seliem Schild, wodrauf noch dem Vatter sein guter Name steht, das wird jetz bald ganz herunnerfalle und nit mehr Sinn un Wert behalte wie so e Stück vermorschte Bretterzaun. Denn seht Ihr, was nutzt die schönste Trommel, wenn se keiner schlägt, un was is de beste Seiltänzer, wenn ihm keiner zuguckt? Das is wie e Rad ohne Achs, un wie e Brill ohne Glas, un wie e Blatt am kranke Baum, das fällt vom Stengel un verfault im Dreck. Da wird vielleicht mancher sage: Macht mehr Reklam un lérnt neue Stückcher un geht mit der Zeit wie alle annern! Aber derjenige versteht halt nix von der Sach, über die er spricht un weiß nix von Wasser un Mühl. Du kannst mit der Zeit gehn, un Du, un Du, und jeder einer von uns kann durchkomme un weitermache un braucht sich nit aufzuhänge. Aber mir all zusamme, un unser alte rechte Sach, das hat jetz ausgespielt un hat kei Luft un kei Quell un kei Wurzel mehr, un da gibts nix wie einpacke un 's Maul halte, un denke, daß alles wiederkommt auf dere Welt, un daß der ewige Jud nit aufhört, um die Erd zu laufe, un daß en tote Hund

nit mehr is wie en tote Maulwurf. Der Vatter, der is noch grad mitte durchgange un hat nit rechts noch links geguckt, der is nit mitm Strom geschwomme, aber de Strom mit ihm, un hatn grad noch getrage un uns all auf sei breite Buckel, bis zum heutige Tag. Wenn Dem einer gesagt hat, es wäre e größeres Wunder, daß ma *ohne* Draht spreche un singe kann, als daß ma *aufm* Draht hüppe un tänzle kann, — da hat er nur gelacht un hatn Salto geschlage. Uns aber allesamt, uns stickt das Lache in der Kehl, un deshalb sin mir geliffert! Was mir heut ins Grab gelegt hawwe ohne Stang und Schirm, das war nicht der alte Knie, das war die ganze große Seiltänzlerei —! Mit uns is aus, — un jetz gehn mir saufe! Komm Herzblättche, avanti!

GENEALOGIE DER FAMILIE KNie

Von

SIGNOR SALTARINO

Knie, Friedrich, Gründer der berühmten Seiltänzer-Genealogie gleichen Namens, geb. 1784 als Sohn des Militärarztes Dr. Friedr. Knie in Erfurt, studierte in Innsbruck Medizin, ging mit einer Kunstreiterin durch, gründete eine eigene Gesellschaft mit 14 Pferden, verlor dieselben in der Schlacht bei Jena, wurde daher Seiltänzer und reiste nach Beendigung des Feldzuges nach Innsbruck zurück. Hier lernte er die schöne Baderstochter Antonie Staufer kennen, entführte dieselbe aus dem Kloster und verheiratete sich mit ihr im Jahre 1807. Knie kämpfte mit Andreas Hofer in Tyrol, machte die Völkerschlacht bei Leipzig mit, durchzog als Seiltänzer ganz Deutschland, Oesterreich und die Schweiz und starb 1850 zu Burgdorf, Kanton Bern.

Knie, Rudolf, geboren am 14. Juli 1808 zu Gr. Könnern, verheiratet mit Anna Maria Novack aus Brünn, gestorben am 7. Dezember 1860 zu Freiburg in Baden.

Knie, Georg, geboren 1810, wurde im Alter von 17 Jahren geisteskrank und starb in einer Heilanstalt zu Halle.

Knie, Adelh., geboren am 10. Oktober 1814 in Plauen, heiratete den Seilkünstler C. Würtz-Féron und starb am 24. Februar 1857 zu Neuwied.

Knie, Carl, geboren 1811 in Groß-Meseritz, heiratete Marie Stauding vom Zirkus Hinné und starb am 23. März 1858 in Neuwied.

Knie, Franz, geboren 1816, arbeitete 1895 noch als 79jähriger Mann auf dem großen und kleinen Seil und hat 34 Kinder.

Knie, Ludwig, Carl, Clara, verehelichte Blondin, Marie, verehelichte Fute-lais: Kinder von Carl. Fanny Adelheid, verehel. Würtz-Féron, hatte fünf Kinder: Heinrich, Hermann, Elise, Franz und Rudolf.

(Aus dem *Artisten-Lexikon*, Düsseldorf 1895.)



George Grosz

GEGENSPIELER ZUR METAPHYSIK DES CLOWNS

Von
KARL WOLFSKEHL

Man hat es immer ruhig hingenommen, selbstverständlich gefunden, daß der Clown nie allein auftritt, stets in anderer Darbietungen einbezogen ist, sie illustriert, verhohnagelt, verklumpt oder aber Zwischenstück ist, überleitet, Atem schöpfen läßt, die Spannung zersetzt, „Pause“ ist, ein Sichstrecken, ein Gliederschlenkern des überreizten Interesses. Selbst in unserer, die alten Grundordnungen zerschlagenden oder verquirlenden Zeit ist der Clown niemals eine Einzelnummer, sondern was er von alters war: unheimliches, mehr und mehr zur Vormacht strebendes Element, Mitläufer und Beiwerk: Diese Stellung im schaustellerischen Kräftespiel nimmt ihm natürlich nicht das mindeste an Rang, Wichtigkeit, Wirkung.



Wilhelm Wagner

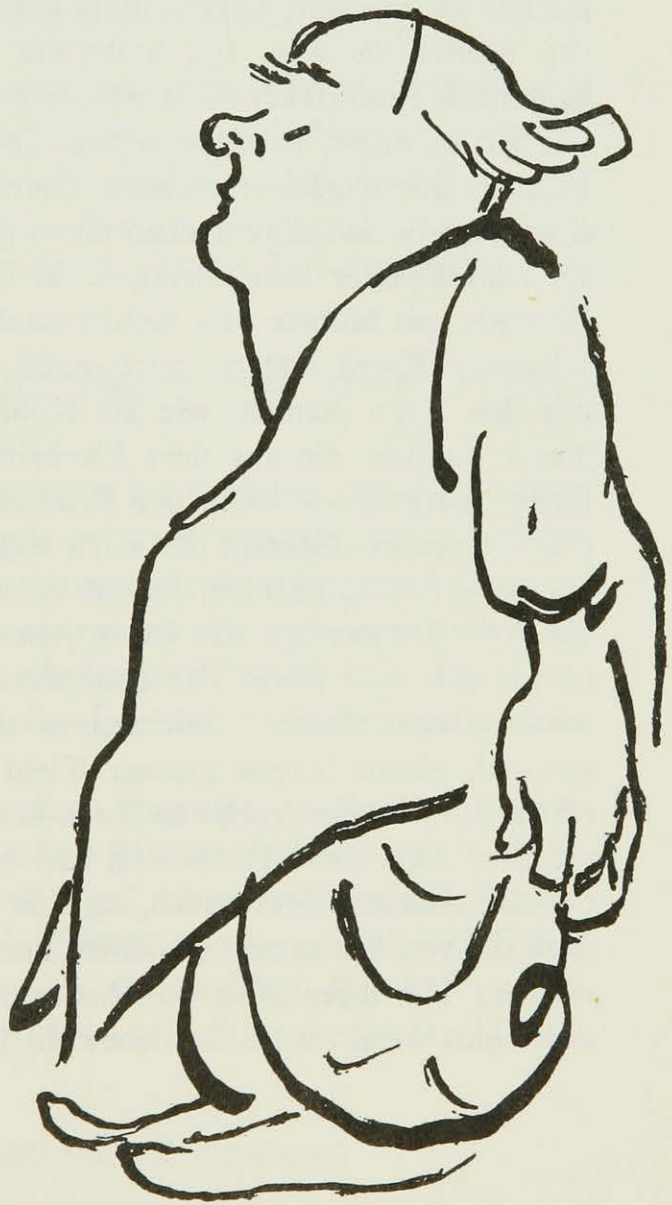
Nicht nur, weil erst durch den Clown Leistung und Art der Nichtclowne der tragenden Nummern deutlich werden, was an sich schon recht viel wäre: Piedestal, Fingerzeig, menschgewordenes „Hier“. Sein Sinn, seine Absicht wachsen weit darüber hinaus, und der geniale Clown wird zum vielfältigen, buntzerrissenen Schlagschatten der Größe selbst, des Pathos selbst — moralisch gesprochen des Wichtignehmens, der geschwellten Köhnerbrust. So ist er gewissermaßen Größe von unten, Schönheit von der anderen Seite, olympisches Achselzucken. Und gehört unbedingt „dazu“. So wie Thersites, der Urclown Europas, in dem homerischen Heldensaal notwendig figuriert, wie ihr Mut seine Feigheit, ihr Hochgehaben sein Gegrinse, ihr Edelvers seine Lästerungen, ihre Manneswürde seine Knickebeinigkeit als Gegenbild erzeugen, wie die griechische Tragödie aus ihrem Triptychon von Würde und Kothurn das Satirspiel gewissermaßen ausstößt, so ist es

geblieben, über Shakespeare hinaus, mit närrischem Zwischenspiel auf Brettern und Manegen. Freilich, der juristische, logisch sondernde, falsche Stilismus hatte für Theater in den letzten Jahrhunderten vieles verdorben und mit dem berühmt-berüchtigten Verjagen des Hanswurst von der Schaubühne dieser das lebendige Gefüge zerbrochen, die Tragödie traurig und die Komödie gähnig gemacht, indem er aus ihnen „Einzelgattungen“ herauspräparierte. Aber der hl. Gott-sei-bei-uns (und Goethe, der den Schalk voll tiefsten Wissens in die himmlischen Heerscharen einreichte) sei Lob und Preis: an der anderen großen Schaustätte, am Zirkus, war das Freie, das Allseitige, das runde Spiel der Kräfte nicht also zu verstümmeln. Im Zirkus und bei allem Zirkushaften, überall wo es Glanznummern, Kraft- oder Gewandtheitsbetätigungen gibt, Lächelnde oder Kühne im Stofflichen selber, überall da hat der Clown sich erhalten, wird der Stoff ebenso glanzvoll nicht überwunden, das Ziel genau so grandios verfehlt vom Gegenhelden — der fast noch besser, noch hinreißender

nicht kann, als der andere kann. Der fast noch prächtiger vom Schulroß purzelt, als der edle Kunstreiter oder die linienstolze Dame sich wippend darauf wiegen. Der alles gründlich verkehrt macht, aber so gründlich, daß er die Leistung nicht etwa aufhebt, sondern umkehrt, umkippt, ein ungeheures Minus daraus macht und so als negative Größe die Darbietung zum wirklichen, Licht wie Schatten umfassenden Gesamtspiel herausschält, somit vollendet.

Und dies ist bezeichnend, fordert heraus zum Nachdenken: war in früheren Zeitläuften das Clownische nur ein Ausläufer, ein Anhängsel innerhalb des Gesamtbildes, ein Thersitisches unter so vieler heldischer Pomposität, das Tröpfchen gewissermaßen an der Herrschernase des Göttervaters Kronion: heute hat es sich ausgewachsen, es ist ihm beinahe so gut ergangen wie dem Schatten, dem Schlagschatten in Andersens Märchen, der zunächst als treubescheidener Diener und Mitläufer seines Besitzers selbständig geworden ist, im Verlauf dessen Weltstellung und Bedeutung in sich saugt, so daß zum Schluß der Mensch seines eigenen Schattens Schatten wird, und als solcher sich kümmerlich weiterfristet. In unserer von allem Betonten, allem Sonderheldischen zweifelnd oder böse abgekehrten Zeit wachsen auch an dieser Stelle die Gegenmächte, Gegenspieler ins Riesenmaß. Die grotesk Einzelleistungen verspottende oder ganz aufhebende Spiegelung und Brechung im Clownischen hat jetzt um so mehr die Lacher, die Versther, ja die ewigen Mächte selber für sich.

Die Genialität des Clowns ist zweifellos im Wachsen, seine alte Typik belebt und erweitert sich nach allen Seiten. Schon hat das Clownische übergreifen in Schrifttum und bildende Kunst, darf viel vom Künstlerischen, vom Sozialen, vom sittlichen Gewissen der Zeit in Anspruch nehmen. Auch dies ein Symptom des Abendwerdens, wo die Schatten länger werden, des wunderbaren Grauens vor dem Ende. Der über-, bald vielleicht allmächtige Clown, die immer selbständiger werdende Kehrseite steht heute gigantisch aufgetürmt, spreizbeinig im dunklen Fluß des Geschehens von Ufer zu Ufer gestemmt wie der Sage nach im Altertum der gewaltige Erzkoloß des Apoll von Rhodos.



Rudolf Großmann

I M W I N T E R

Von

STÉPHANE MALLARMÉ

I. DIE PFEIFE

Gestern habe ich meine Pfeife gefunden, ich träumte dabei von einem glangen Abend mit schöner Winterarbeit. Fort mit den Zigaretten und allen kindlichen Freuden des Sommers in die Vergangenheit, die von sonnenblauen Blättern und leichten farbigen Stoffen noch strahlt, und meine würdige Pfeife hervorgeholt, als ernster Mann, der lange ohne Störung rauchen will, um besser arbeiten zu können. Doch auf die Ueberraschung war ich nicht gefaßt, die mir diese Verlassene bereitete; kaum hatte ich den ersten Zug getan, vergaß ich meine großen Bücher zu machen; verwundert, gerührt, atmete ich den letzten Winter, der wieder da war. Ich hatte die treue Freundin seit meiner Rückkehr nach Frankreich nicht wieder angerührt, und ganz London, London, wie ich es erlebt hatte in seiner Gesamtheit, für mich allein vor einem Jahr, ist mir wieder erschienen. Zuerst die teuren Nebel, die unser Gehirn einmummeln und dort drüben einen ganz besonderen Geruch haben, wenn sie zum Fenster hereindringen. Mein Tabak roch nach einem düsteren Zimmer, mit Möbeln von Kohlenstaub bedeckt, auf denen sich die magere schwarze Katze wälzte; auch nach den großen Feuern und der Magd mit den roten Armen, wie sie Kohlen aufschüttete, und dem Geräusch dieser Kohlen, die aus dem Blecheimer in den eisernen Korb herunterfielen, morgens — wenn der Briefträger an die Tür klopfte mit doppeltem feierlichem Schlag, der mich aufleben ließ. Durch das Fenster habe ich wieder diese kranken Bäume des verlassenen Square gesehen — habe die hohe See gesehen, die ich in jenem Winter so oft durchquerte, schlotternd auf dem Deck des Dampfers, vom Staubregen durchnäßt und schwarz vom Rauch — mit meiner armen, verirrtten Geliebten im Reisegewand, einem langen grauen Kleid von der Farbe des Straßenstaubs, einem Mantel, der feucht an ihren kalten Schultern klebte, und einem dieser Strohhüte ohne Feder und fast ohne Bänder, die die reichen Damen bei der Ankunft fortwerfen, so sehr haben sie von der Seeluft gelitten, doch die von den armen Geliebten noch für sehr viele Sommer umgarniert werden. Um ihren Hals war das schreckliche Tuch geschlungen, das man schwenkt, wenn man sich Lebewohl für immer sagt.

*

II. WINTERSCHAUER

Diese Stutzuhr aus Meißner Porzellan, die nachgeht und dreizehn schlägt, unter ihren Blumen und ihren Göttern, wem hat sie gehört? Denke dir, daß sie auf langen Fahrten mit der Postkutsche ehemals aus Sachsen gekommen ist.

(Seltsame Schatten hängen an den blinden Fensterscheiben.)

Und dein Venezianerspiegel, tief wie eine kalte Quelle, in einem Ufer von entgoldeten Wappenschlangen, wer hat sich darin betrachtet? Oh, ich bin sicher, daß mehr als eine Frau in diesem Wasser die Sünde ihrer Schönheit gebadet hat; und vielleicht sähe ich eine nackte Erscheinung, wenn ich lange hineinblickte.

— Böser, du sagst oft schlimme Dinge . . .

(Ich sehe Spinnweben oben in den großen Fenstern.)

Unsere Truhe ist auch sehr alt: sieh, wie dieses Feuer ihr trauriges Holz rötet; die verblichenen Vorhänge haben auch ihr Alter, wie die Bezüge der ihres Glanzes beraubten Sessel, und die alten Stiche an den Wänden, und alle unsere altertümlichen Sachen. Scheint dir nicht auch, daß selbst die Bengali und der blaue Vogel mit der Zeit ihre Farbe verloren haben?

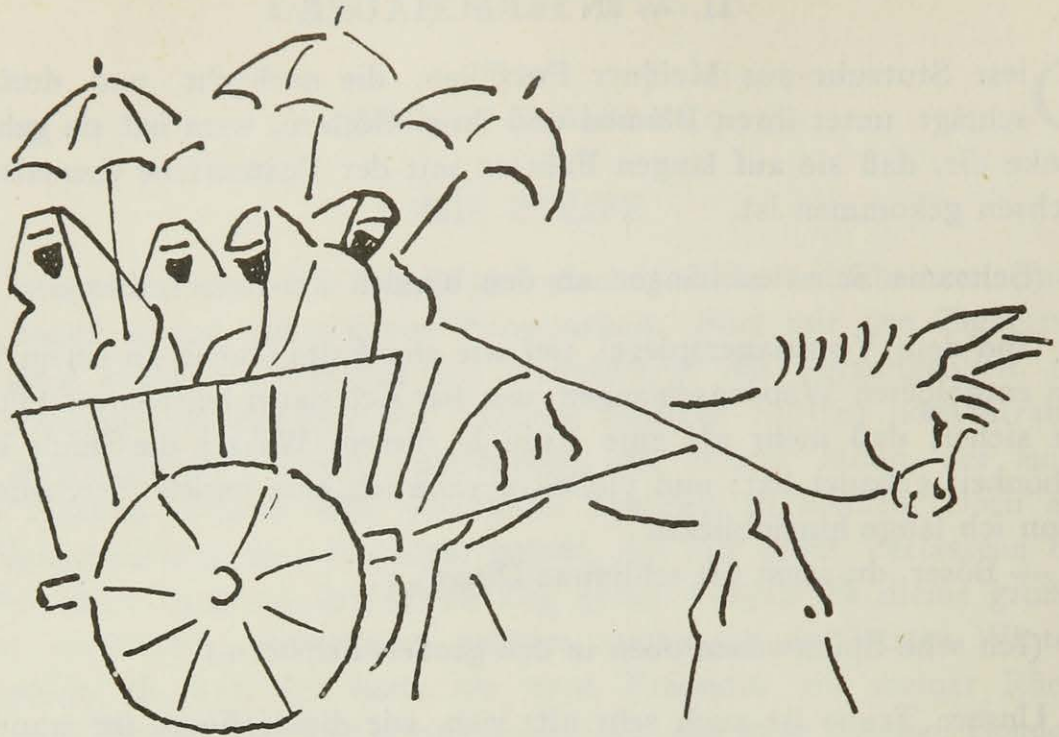
(Denke nicht der Spinnweben, die oben in den großen Fenstern zittern.)

Du liebst dies alles, und darum kann ich bei dir leben. Hast du, meine Schwester mit dem Blick von ehemals, nicht gewünscht, daß in einem meiner Gedichte die Worte vorkämen: „der Reiz der verwelkten Dinge?“ Die neuen Gegenstände mißfallen dir; sie machen dir auch Angst mit ihrer schreienden Aufdringlichkeit, und du würdest das Bedürfnis in dir fühlen, sie abzunutzen, was sehr schwer ist für Leute, die die Bewegung nicht lieben.

Komm, schließe deinen alten deutschen Almanach, worin du aufmerksam liest, obwohl er vor mehr als hundert Jahren erschienen ist, und die Könige, die er angibt, alle tot sind; und auf den alten Teppich gelagert, den Kopf an deine barmherzigen Knie gelehnt und in dein blasses Kleid, o stilles Kind, werde ich stundenlang zu dir sprechen. Die Fehler sind nicht mehr, und die Straßen sind leer, ich werde dir von unseren Möbeln erzählen . . . Du bist zerstreut?

(Diese Spinnweben beben oben in den hohen Fenstern.)

Uebertragen von August Brücher.



Erna Pinner

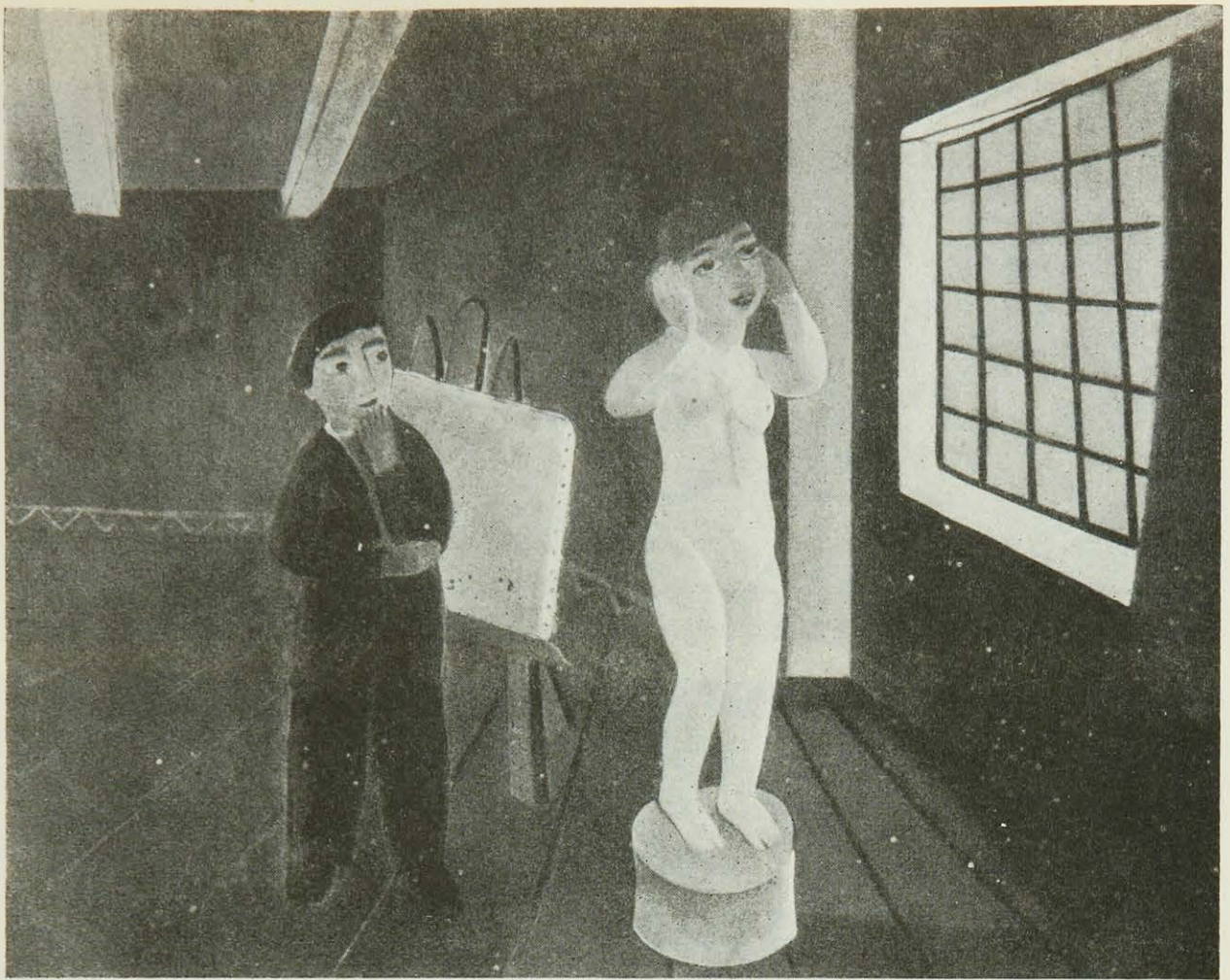
DIE FRAU IM ORIENT

Von

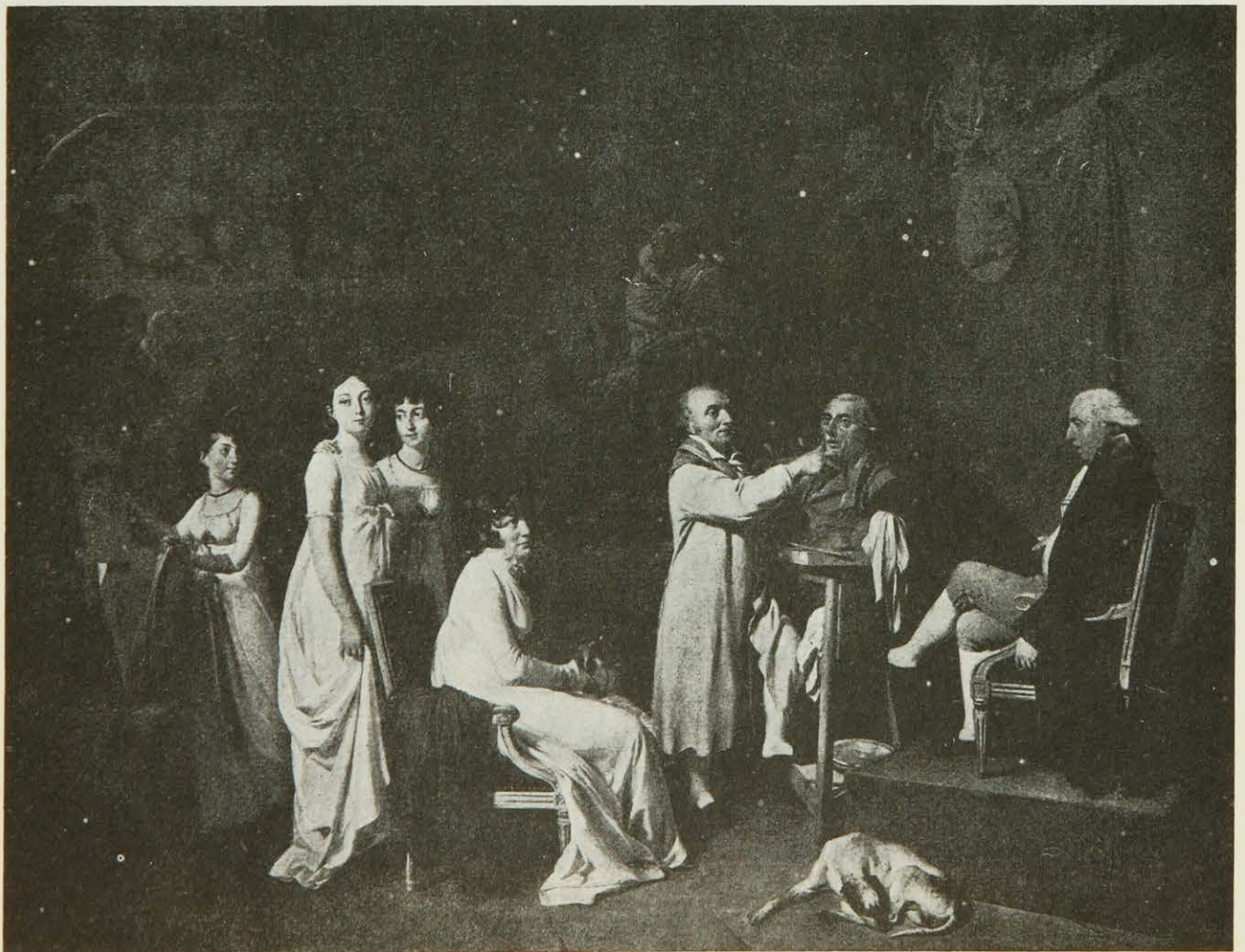
ERNA PINNER

Im heutigen Nachkriegseuropa herrscht ohne Zweifel ein *embarras de richesse* an reizvollen Frauen. Diesem Angebot steht von seiten der Männer statistisch eine geringe Nachfrage gegenüber. Börsenmäßig gesprochen ist der Mann Geld und die Frau Brief in Europa.

Im Orient ist die Situation umgekehrt. In Bagdad kommen zum Beispiel in der englischen Kolonie auf 200 Herren etwa 30 Damen der Gesellschaft. In diesem Höllenklima, 36 Autostunden von Damaskus in die Wüste, ist, wie mir nicht nur die Frau eines hohen englischen Offiziers dort versicherte, „the most wonderful place“ in der Welt für eine Lady. Was bedeutet auch gegen solche zahlenmäßigen Chancen des Flirts die Notwendigkeit, infolge der Hitze und des alles wie mit Schimmel überziehenden gelben Wüstensandes, der Wechsel von mindestens drei weißen Waschkleidern pro Tag? Einundzwanzig in der Woche und vierundachtzig im Monat! Was bedeutet der sichere Erfolg einer weder jungen noch reizvollen Frau gegen die fatale Einrichtung, um vier Uhr morgens aufzustehen, um bis zehn, wenn die große Hitze kommt, bereits geritten, Tennis gespielt und den Haushalt absolviert zu haben, oder ab Mai nachts auf dem Dach unter dem Moskitonetz zu schlafen! Die Damen sind dort sehr im Gegensatz zu ihren Gatten „fond of Bagdad“ und verlieren sichtlich an Sicherheit und äußerem Erfolg, je mehr sie sich auf dem Schiff bei ihrer zweijährigen Urlaubsreise Europa nähern. Sie kaufen dafür gleich in Venedig für die nächsten zwei Jahre „Bagdad“ achtzig Waschkleider auf



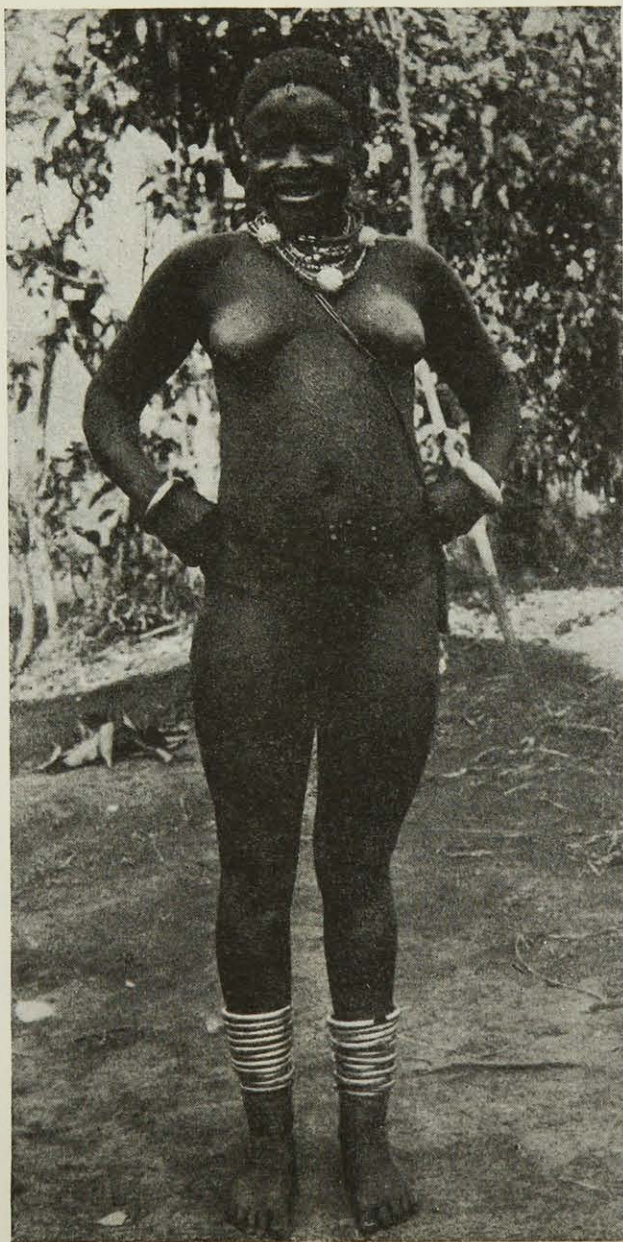
Galerie du Centaure, Brüssel
Edgar Tytgat, Atelier. Oelgemälde 1928



Paris, Musée des Arts Décoratifs
Louis-Leopold Boilly, Der Bildhauer Houdon in seinem Atelier



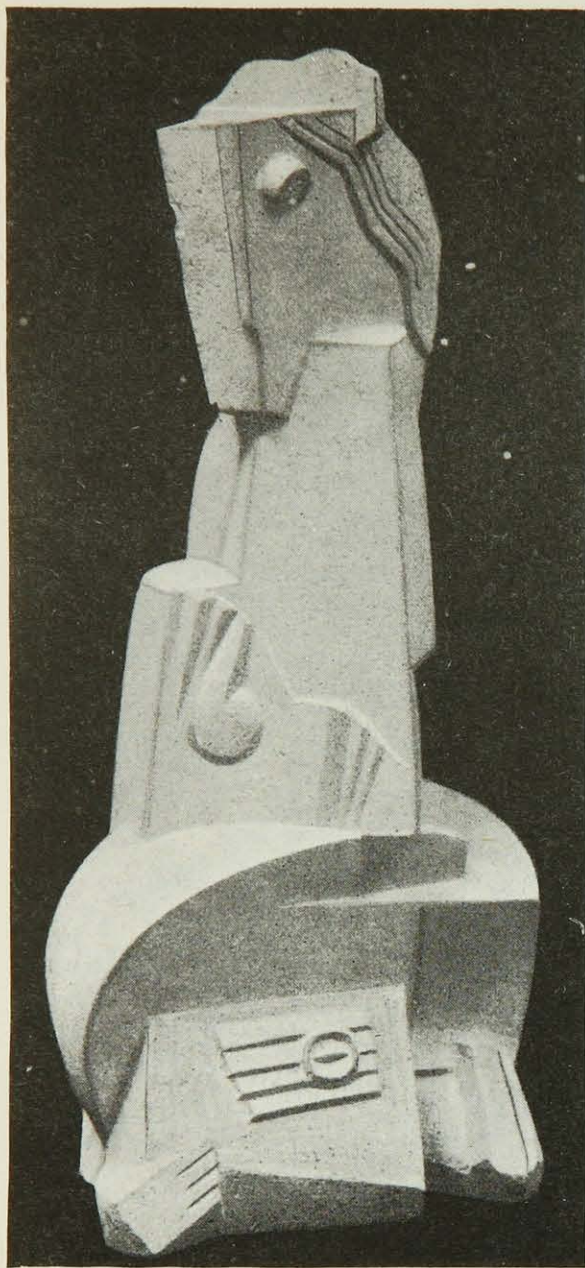
Stoffpuppe von Albert Schlopsnies



Frau eines Kaffernhäuptlings



Stoffpuppe von Albert Schlopsnies



Henri Laurens, Frau mit Gitarre. Stein

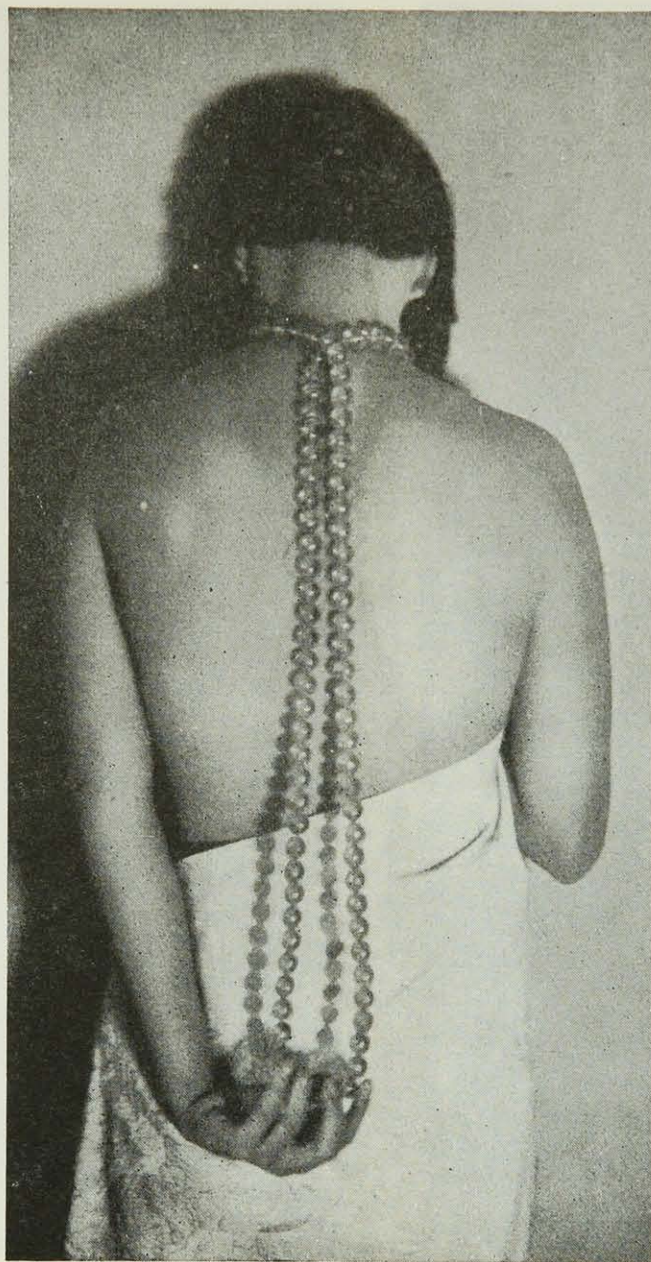


Photo v. Debschitz-Kunowski
Bernsteinkette



Galerie Simon, Paris
Henri Laurens, Frau mit Klarinette. Stein



Der Brüsseler Maler Edgar Tytgat



Die Sängerin Elisabeth Rethberg vom Metropolitan Opera House, New York

Vorrat. Die Abendkleider folgen in Paris. Die Verkäufer verlieren ob dieser Massenkäufe manchmal die Contenance.

Die eingeborenen Damen des nahen Orient, d. h. die reichen christlichen Syrierinnen und Jüdinnen, die in der internationalen Gesellschaft „reçu“ sind, haben gegen die erfolgreiche Europäerin dort eine schwierige Position. Die Emanzipation hat sie wohl mit Zitronensaft und Hungern auf eine europäische Linie trainiert. Der enorme Reichtum kleidet sie nach dem dernier cri von Paris. Sie fahren im Packard oder Rolls-Royce. Sie sind sogar schon etwas sportlich. Sie haben schließlich selbst einen mit raffinierten Mitteln hergestellten weißen Gesichtsteint. Aber sie riskieren ungern, im Schwimmbad das verräterische Braun ihrer übrigen Hautfarbe zu zeigen. Denn „Blond“ und „Hell“ ist Trumpf im Orient. Aus diesem Grund fand man in Aegypten den italienischen Kronprinzen zwar sehr charmant, aber „brun comme nous“.

Trotz all dieser Anpassung an das europäische Ideal und trotz all dem märchenhaften Reichtum sind für sie daher europäische Heiraten aus Standardgründen noch selten. Im übrigen verlangt die Tradition des Orient bei einer Heirat zwischen Eingeborenen intakte Jungfräulichkeit. Daher müssen diese Kapitale sehr gehütet werden, was für die Europäer den Flirt etwas anstrengend macht.

Die Hochzeitszeremonien der reichen Jüdinnen in Kairo sind meistens im Hotel. Gelegentlich nahm ich an einem Rout, den ein junges Paar am Abend nach der Hochzeit im Mena House seinen jungen Freunden gab, teil. Er unterschied sich zunächst in der sichtlichen Langeweile in nichts von europäischen Veranstaltungen dieser Art. Erst gegen Morgen, offenbar unter Einwirkung unheimlicher Mengen von Sekt, äußerte sich ein lustiges Geschirrzerschlagen. Die Braut erschien um vier Uhr früh im Badeanzug im Ballsaal und führte ihre Gäste mit der Jazzkapelle zu dem Schwimmbassin, wo unter der verblässenden Mondsichel im Wasserspiegel die Cheffrenpyramide und die Sterne einer modernen jüdischen Hochzeit zusahen.

Welch ein Gegensatz zu den zionistischen Jüdinnen in Palästina, die europamüde in den Kwuzahs in einem unfaßbaren Kommunismus leben, deren Kleider Allgemeingut sind, und die bald nach der Geburt ihre Kinder zu gemeinsamer Erziehung abgeben müssen, damit sie selbst ungestört den harten Dienst der Urbarmachung des Bodens leisten können.

Unter den mohammedanischen Frauen trägt die einfache Aegypterin noch die Messingrolle auf der Nase, während die Türkin in allen Schichten wohl am europäisiertesten ist. Nur die Mamas zeigen noch die von dem Haremsleben keineswegs abgezehrten kolossalen Formen. Die jetzige Generation wird aber schon sichtlich schlank. Die Proportionen der Glieder sind allerdings noch nicht harmonisch. Die Brust, der Eton-Kopf, selbst die Hüften gehen. Die Beine aber gehen nicht. Aber das wird die nächste Generation erreichen. Die jetzige reist bereits mit Tennisschlägern von der Türkei nach Cypern.

Es ist wohl unaufhaltsam, daß auch im Orient durch die allgemeine Anpassung an Europa die Standardfragen sich ausgleichen werden. Dann wird auch hier die männerreiche Oase für die europäische Frau versinken, wie tausendundeine Nacht fast stündlich im Orient versinkt.

DIE TÄNZERINNEN ÄGYPTENS

Von

ALDA GRÄFIN STRACHWITZ

Salomes Tod liegt nun über tausend Jahre zurück. — Was sie unsterblich gemacht hat, nämlich die dunkle Angelegenheit mit dem schönen Jochanaan-Haupt auf der Bratenschüssel, ist in der guten alten Bibel als grausiges Geschehnis verzeichnet.

Wenn die Sache heutzutage passiert wäre, und die Dame statt Salome etwa Hilde Schröder geheißen hätte, wäre sie als psychiatrisches Phänomen zur Erholung nach Zoppot geschickt worden, und von da aus ob ihrer vollendeten Unabhängigkeitskontorsionen von Ober- und Unterleib als Filmpartnerin eines spanischen oder italienischen „Sohn des Scheik“ in Hollywood ansässig geworden. — Man sieht, — es kommt im Leben nur darauf an, seine mehr oder weniger düsteren Handlungen durch das richtige Zeitalter legitimieren zu lassen! — Wie dem auch sei, — Salome ist unsterblich, und ihr Erbe lebt fort. — Das Raubtiergelüst im Menschen, und die Tanzkunst. — Von letzterer gibt es unendlich viele Salome-Ableger, und dieser Typ zieht ganz besonders. Man wittert überall da schillernde Sensationen, wo ein Mädchen aus Treuenbrietzen im Rampenlicht steht, den Körper mit Braunolin ägyptisiert, und die Glieder verrenkend wie ein Bahnhofskandelaber.

Die europäischen Aegypterinnen tanzen sehr schön, — und sehr entkleidet, und die sieben Schleier, die Salome so nach und nach irgendwo während des gewissen Tanzes verloddert hat, würden durch ihre Benutzung nach dem berühmten Muster einen Aufschwung der Textilbranche zur Folge haben. — Die heutige Bekleidung besteht aus dem Stoff, den man in durchsichtiger Absicht „Zurück zur Natur“ benannt hat! — Und da der Mensch sieben Häute hat, — ist das eigentlich noch ein gewisser Ueberschuß!! — Wenn man trotzdem eingesehen hat, daß die fähigsten Aegypterinnen aus Treuenbrietzen stammen und der ägyptische Teint Flecken in der Wäsche hinterläßt, — wenn man obendrein Geld hat, — geht man an die Quelle, an den Ursprung zurück. Man fährt also nach Aegypten, um „Echtes“ zu erleben. — Der W-Berliner oder Berlin-Weher hat feststehende Erwartungen. Im Baedeker vom Aegyptenland stehen zart umschriebene Sätze über den Fischmarkt in Kairo. — Muß man gesehen haben! — Man geht in München doch auch in die Pinakothek, — oder ins Hofbräu! — Undeutliche Vorstellungen hat man zumeist, — die klangvolle Namen tragen. Sulamith, — Sheherezade, — Zuleika, — und, um mit Goethe zu reden, der doch schließlich auch eine Ahnung gehabt hat, — West-östlicher Diwan! Je „diva-ner“ — desto besser! —

Um die Sache noch echter zu gestalten, — und auch bequemer, — nimmt man sich eines der jachtähnlichen Boote von Cook & sons, fährt den Nil aufwärts, legt sich, verblüffend pasha-artig auf einen Korbliegestuhl, den eisgekühlten Sekt in Reichweite — und vogue la galère! — Der Dragoman stellt die Tänzerinnenangelegenheit als äußerst schwierig hin, — es ist nämlich polizeiliche Kontrolle über der losen Schar der Ghazijéés, — der Tänzerinnen,

und sie dürfen eigentlich nicht vor Europäern tanzen. — Dieses Verbot ist aber nur als Einnahmezuwachs für die bakshish-hungrigen Geschöpfe ebenso als für den Dragoman zu werten, und wenn man der als so schwierig dargestellten Uebertretung des Gesetzes einen silberklingenden Nachdruck gibt, ist die Krisis als überwunden zu betrachten. — Das merkt man aber erst alles beim zweiten Male; als Neuling wartet man gespannt, ob es dem organisatorisch geeichten Dragoman gelingen wird, die Tänzerinnen für die Nacht aus einem (auch in Aegypten nicht mehr existierenden) Harem einzuschmuggeln! — Es gelingt natürlich, — und in Männerkleidung, die sich hier unten nur durch den Turban statt des Kopftuches von der weiblichen unterscheidet, betreten die Tänzerinnen das Boot, das sich alsbald in Bewegung setzt. — Die Drum und Drans sind herrlich, und so echt! Palmenwedel sind an den eisernen Trägern des Decks angebracht, die im lauen Nachtwind wispern, bunte Lämpchen glühen dazwischen, und die Männer und Burschen der Besatzung setzen sich im Halbkreis auf den teppichbelegten Boden. — Vom Ufer kommt der wollüstige Schrei der Saakhias, der Wasserräder, und vom Unterdeck kommen, nun, — endlich, — die Tänzerinnen!

Bei ihrem Erscheinen stößt die Mannschaft einen langgezogenen Schrei aus — ééélissah! — Fertig! — Hinten fertig, vorne fertig, alles fertig! schnoddert ein Mitfahrer, dem der Ruf übersetzt wird! — Nun setzt die Tanzkapelle ein, und man hört sofort, daß die Negerjazzband der

Königin-Bar nichts, aber auch gar nichts mit den „echten“ Negern zu tun hat, ebensowenig, wie das Mädchen aus Treuenbrietzen mit den Ghazijées. — Die Rhythmen sind ewig gleich. Die Trommel, Daraboukha, wird von schwarzen Händen geschlagen und sieht aus wie eine Drainage-Röhre, die man mit Kalbfell überzogen hat. Dann ist noch eine Art Flöte beteiligt, — aber deren Existenz erscheint unseren Ohren als ziemlich belanglos. Sie geht gewissermaßen eigene Wege — quakt gerade dann am lautesten, wenn sonst Schweigen herrscht, und umgekehrt. Meine ägyptischen Sprachkenntnisse gehen nicht weit genug, um zu wissen, was die Bodenhocker singen. Und sie singen immer-



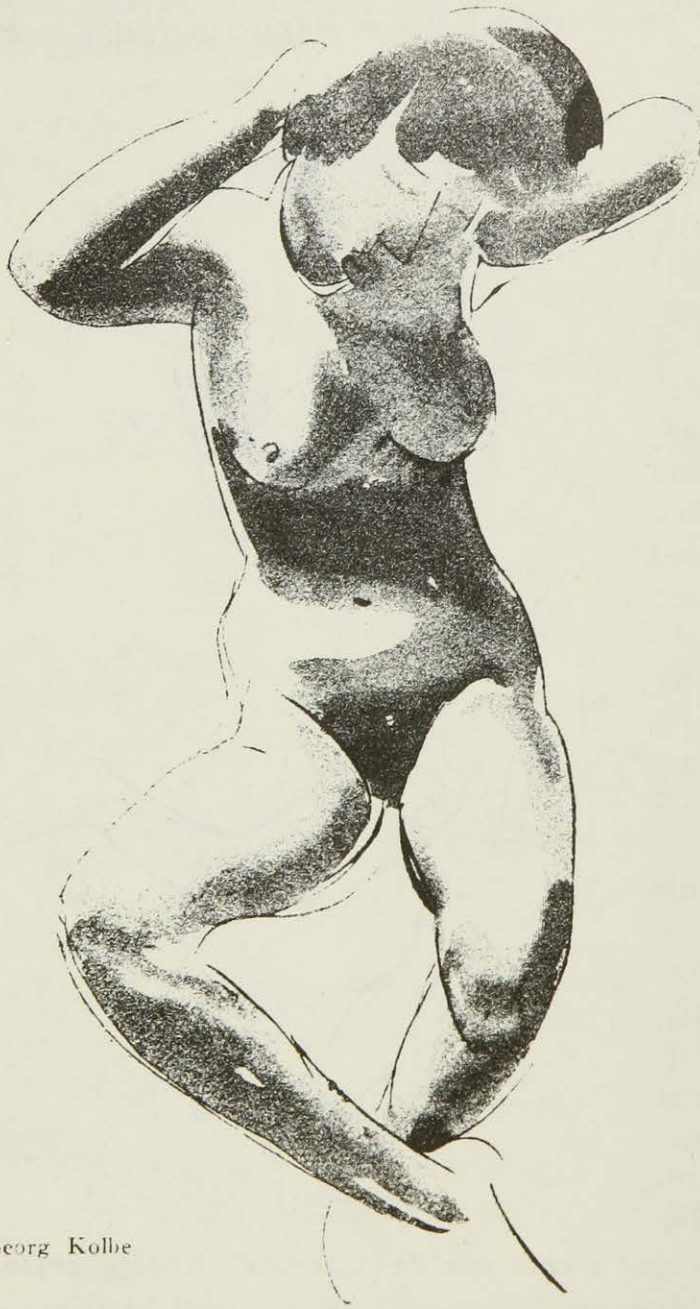
fort und klatschen in die Hände dazu. Vielleicht ist es der Koran, den sie beten, — jedenfalls kommt ständig etwas von Allah darin vor und seinem ersten Giranten, — Mohammed!

Beim Anblick der Tänzerinnen kommt mir ein Sprüchlein von Wilhelm Busch in den Sinn. „Hühner sind es ihrer drei, und ein stolzer Hahn dabei.“

Der Hahn, der die Tänzerinnen begleitet, ist ein Mittelding zwischen Gockel

und Gockelei, — und tanzt auch! — Siehe da! — Das B. G. B. Aegyptens ist sehr großzügig in gewissen Paragraphen, flüstert der Dragoman.

Doch nun beginnt der Tanz ernstlich, — das Bacchanal nimmt seinen Anfang. — Die Mädchen stärken sich erst ausgiebig an Whisky, und man kann mit Freude konstatieren, daß die Prohibition wenigstens unter den Tänzerinnen Aegyptens keine Anhängerinnen zu haben scheint! — Dann lassen sie ihr männlich verhüllendes Mimikry fallen und sind — eben nicht!! — Sondern sie sind angezogen. Dermaßen angezogen, daß die Vorsteherin des Tugendbundes „Ewiger Schnee“ ihre helle Freude an ihnen haben würde! — Schon der Kopf ist reichlich bekleidet, aber das geht noch. Da sind goldene Haarnetze, Seidenbänder, rasselnde Ohrgehänge und klirrende Ketten. Aber dann! — Die Brust



Georg Kolbe

ist eingespannt in Stickereipanzer „Richelieu“, — ab und zu ein Loch, — ein Löchlein, ein Löcheleinchen! — Und der Teil, den das Mädchen aus Treuenbrietzen so vorbildlich mit Braunolin behandelt, — der gewissermaßen den Kern des Ganzen bildet, — der ist überhaupt nicht vorhanden! — Der ist fein artig und schämig verborgen unter einem dicken, ehemals weißen Schweißhemd! „Zwei glatt, zwei verwendet“ haben unsere Großmütter beim Stricken gelehrt, und nach diesem Grundsatz sind die Mittelposituren der ägyptischen

Tänzerinnen eingehüllt! — Und nun komme mir Schiller zu Hilfe! — Da unten aber ist's fürchterlich! — Der Rock ist weit und länglich, violett oder grün, oder giftig rosa, — sparsam mit stumpfen Flittern benäht. — Und die Beine, die vielbesungenen, vielumwobenen, die stecken in weißen Herrensocken, und ihre schiefen Spiralen drehen sich bis unters Knie, wo sie, — huch! — von Herrenstrumpfhaltern, Marke Bulldogg, mit Messingknipszähnen verankert sind! — Und so was will tanzen, — nein! — es tanzt! Und das ist sogar sehr gut, sehr gekonnt. — Aber es ist durch das schauerhafte Drum und Dran wirklich schon egal! Die Drehungen der Unterleiber sind fabelhaft schnell und — skurril! — Die Rotationspresse der B. Z. arbeitet nicht präziser. — Schnell und schneller wird der Rhythmus, und die Umdrehungen gehen exakt mit, — machen eine unglaubliche Tourenzahl. — Schrill und aufreizend klirren die Metallkastagnetten, fanatisch wird der Singsang, die Darabouka wirbelt dumpf, die Augen glühen, heiß unterstrichen durch die schwarze Schminke, — und wieder und wieder Allah, Whisky, und der ewige Kreislauf. — O Salome, du große Ahne, — hast du eine Ahnung!!

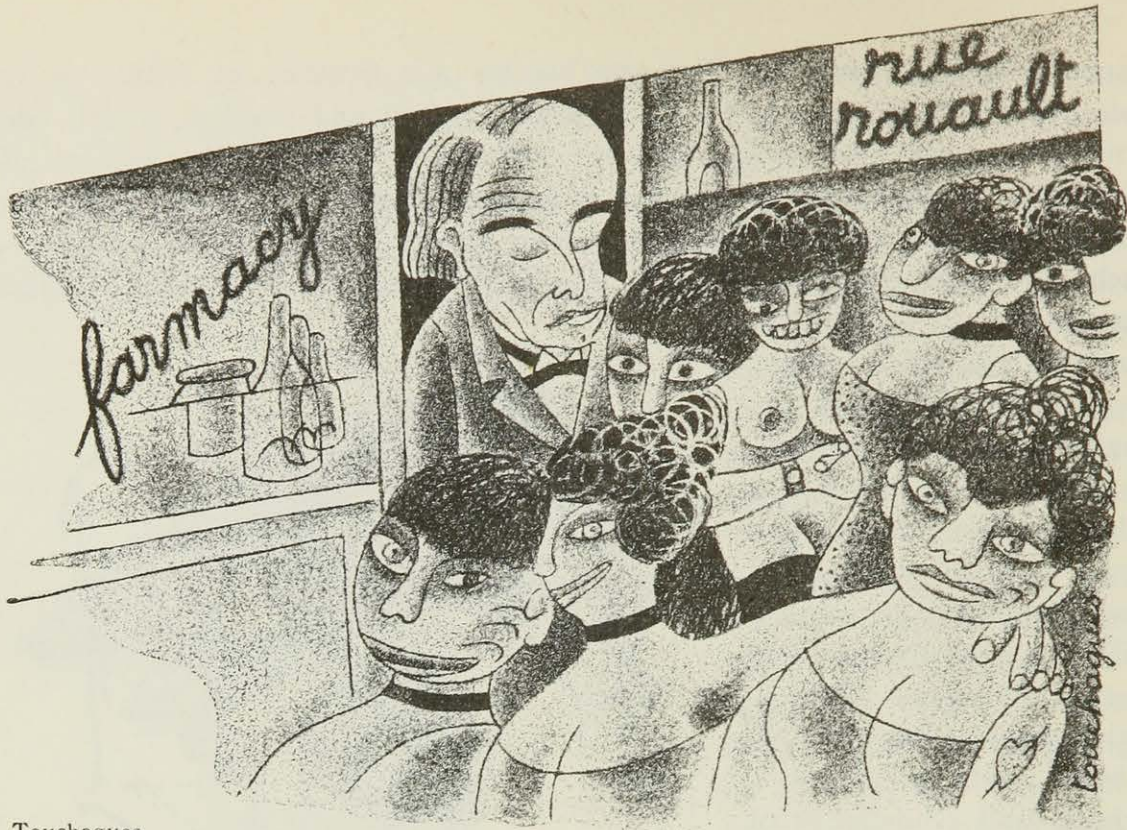


Ottomar Starke

— Wer würde sich hier nicht zum heiligen Antonius eignen!! — Die pasha-hafte Korbstuhleinstellung nimmt eine unvorhergesehene Wendung, und die Herrscherallüre wird ausgenützt. — Man schlägt in die Handflächen und ruft mit gemischten Gefühlen „bès — bès“, — das heißt „genug“ und ist in diesem Falle eine Umschreibung für „hol euch der Teufel!“

Der Gockel sieht noch am graziösesten und appetitlichsten aus. (Aber ich bitte Sie!!)

Und wie gesagt, — Treuenbrietzen ist auch ganz nett! —



Touchagues

DIE HETÄREN VON TUNIS

Von

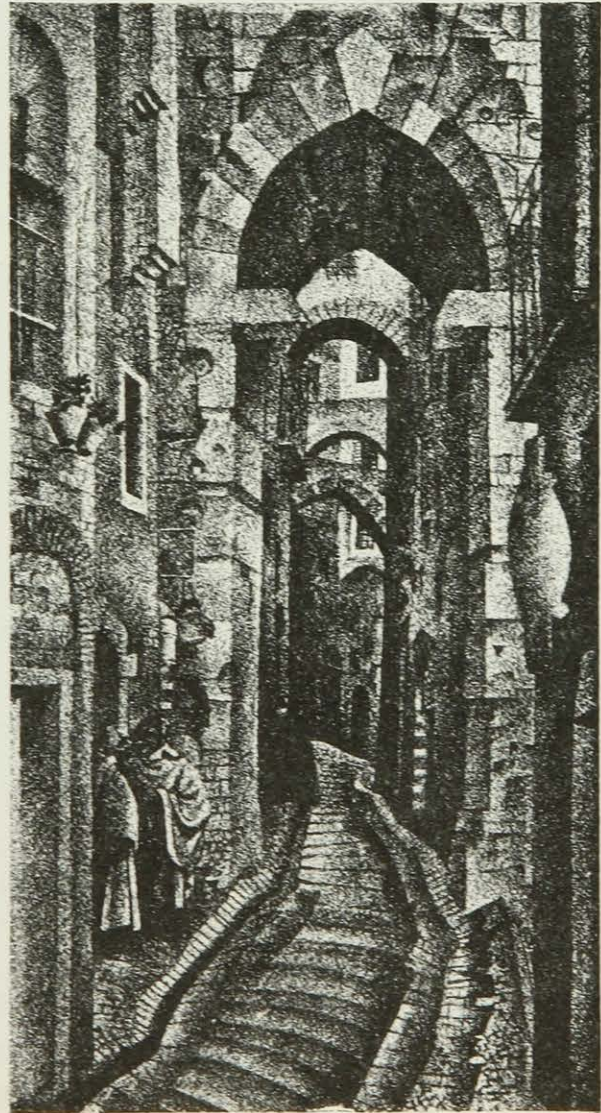
PRINZ MAX ZU HOHENLOHE

Hinter meinem Hause in Tunis liegen die Gassen der Hetären, rue du Persan, rue du Canard, rue El-Arian. Die niederen Mauern der eingeschossigen roten, grünen und blauen Häuschen sind nur mit Kalk beworfen, mit billiger Farbe bemalt, aber Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Diese einfachen, engen Gassen, in denen der nüchterne Alltag wohnt, sind seltsam verzaubert im morgenländischen Lichte, phantastisch belebt durch die naive Natur eines kindlichen Volkes, durch die für uns ungewöhnliche Selbstverständlichkeit bunter Laster, die hier eigentlich keine Laster mehr sind, sondern sittliche Ordnung des Lebens. Hinter stachelbewehrten, vergitterten Fenstern wohnen hier hundert Hetären, eifersuchtslos benachbart. Fuß- und Fingernägel rot, mit Henna gefärbt, kauern die braunen und gelben Mädchen auf einfachen Holzsandalen, Gesicht und Augen bemalt wie ägyptische Mumien schreine, in die das Leben lautlos eingezogen ist. Ohne Ausruf harren sie auf den Stufen, aufrecht, kauern, hoch und schlank, andere gesegneten Leibes. Manche thronen, ein Kind im Arme, mütterlich gereift auf steinernen Stufen, erhaben einfach und menschlich, in der Gebärde groß, wie Cimabues heidnische Madonnen. Unbeschreiblich bunt sind die Farben, in denen diese Mädchen glühen, billigste Kattune, oft europäischer Herkunft, aber in der Art, sie zu tragen, wundervoll verwandelt zu wertvollen orientalischen Trachten.

Auf der Treppe des nächsten Häuschens lagern drei Weiber. Unter roten und grünen Tüchern gleißt, eine goldgelbe Maske, das Gesicht Manubias. Der klebrige Teig, der sich als starre Maske über des Mädchens Antlitz zieht, ist

aus Zucker, Honig und Mehl. Er soll die Haut von alter Schminke reinigen, jedes Härchen entfernen. Dann wird er mit einer Holzspatel abgeschabt. Manubia ist eine Blüte Arabiens, 18 Jahre alt; ein arabisches Lied beschreibt ihre Reize: „Die Haare meiner Falkenäugigen gleichen den Federn des Straußes, die im Fluge aufgerichtet sind. Ihre Stirn ist dem Neumond ähnlich, über dem Gestirne ihres Auges steht die Braue wie der gleichmäßige Schriftzug eines Gelehrten, und ihre Wangen gleichen vollen Rosen in einem Garten, der schwer zu übersteigen ist. Ihre Lippen sind weicher, roter Lack, aber ihr Nacken erglänzt wie weißes Palmenmark im jungen Lenze.“ Manubia, deren Arme und Beine, grünlich-blau tätowiert, schillernden Schlangenleibern gleichen, sind lang und schmal, ihre Lenden sind „wie die Zedern des Libanon“. Manubia ist ein Kind der Steppe. Ihre für das schmale Gesicht fast zu großen Gazellenaugen streifen in große Fernen, die keine Grenzen kennen. Als einzigen Schmuck trägt das Mädchen farbige Tücher und im Haare eine rote Narzisse. Starr kauert Manubia auf der untersten Stufe der Treppe.

Etwas höher lehnt die braune Massaua, die Augen zu, denn ihre eben blau-bemalten Lider sind noch nicht trocken. Ihre abrasiierten Brauen werden mit dickem Zahnbürstenstrich breit wiederholt und zu einer Linie über dem Nasenrücken verbunden. Der starke Zinnober auf der Bronzewange ist schon reif, aber Massaua bleibt unbeweglich in der Sonne hocken, mit geschlossenen Augen, wie ein großes Reptil, das in der Sonne alles vergißt, denn die Sonne allein ist das Leben. Massaua schläft aufrecht, die Arme starr von sich gestreckt, eine südliche Echse an verfallenen Mauern. Von ihrem Haupte gleißt der schwere Silberschmuck, der in barbarischen Lasten, mit Ohrring und Muschelgirlanden verflochten, vom Scheitel über den Nacken fällt und bis auf die mit blauen Veilchenmustern eingebrannte braune Brust. Ein purpurnes Hemd umschließt den kräftigen Körper der Wilden, reicht, durch silberne Fibeln über der Schulter gerafft, bis zu den Knöcheln der Füße, die in schweren Silberreifen klirren. Massauas Züge sind klassisch-antik, griechisch-römisch, aber mit einem exotischen, vielleicht äthiopischen Einschlag. Das prächtige Weib ist nicht mehr ganz jung, die



Karl Holtz

vollendeten Körperformen überreif; mit dreißig Jahren ist die Araberin Matrone.

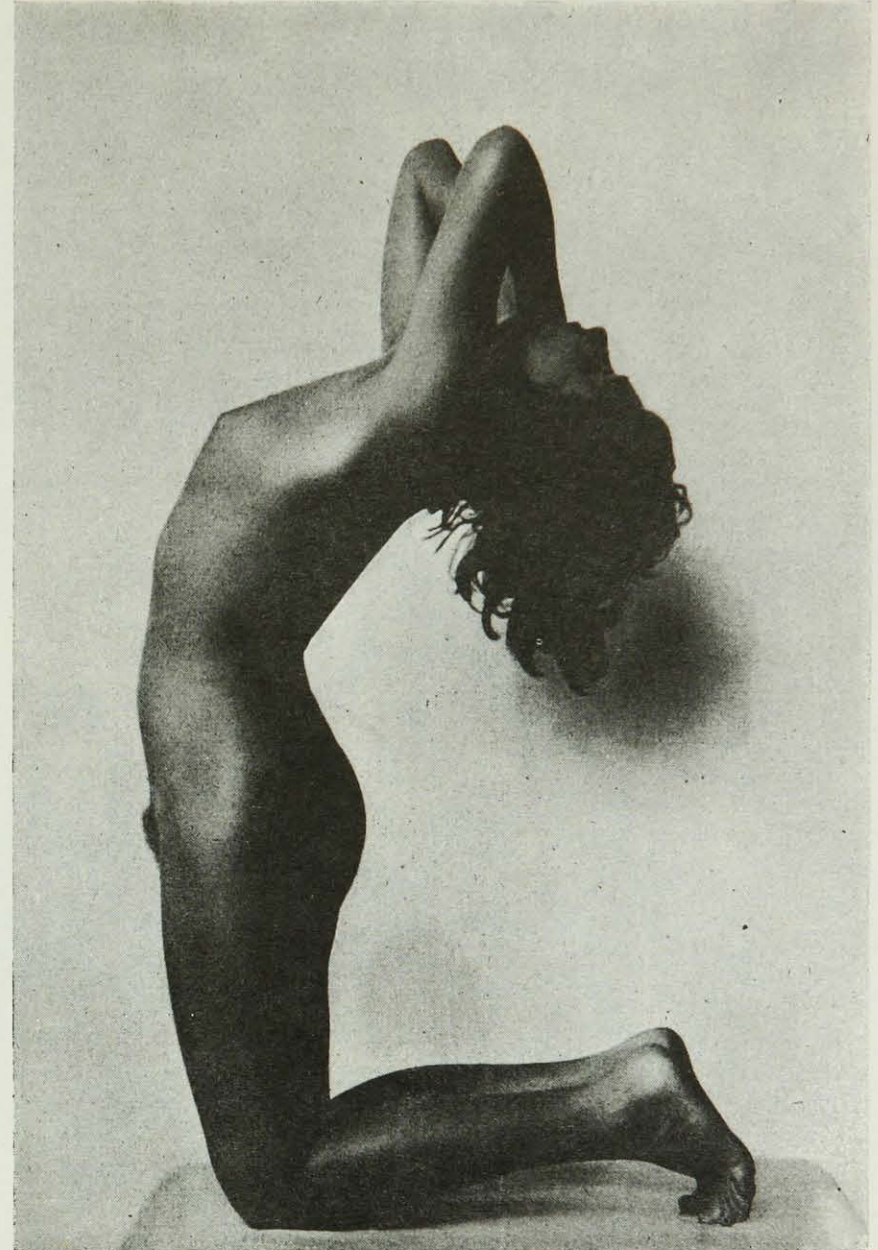
Die dritte im Bunde ist Zohra, die Greisin. Sie kauert verfallen auf der letzten Stufe. Sie hat genug gesehen von der Welt und begnügt sich deshalb, diese mit einem Auge zu betrachten, das andere hat sie auf ewig zugetan. Niemand weiß, wie alt Zohra ist, vielleicht sechzig, vielleicht siebzig Jahre. Ihr bleichendes Haar ist brennend rot, mit Henna gefärbt. Wie die kleinen Jungens vom Markte trägt die Hetäre als Ohrring eine alte, rostige Sicherheitsnadel. Tausend Falten mögen ihrer Stirne unter der Maske der Schminke eingegraben sein, die Maske ist frisch und glatt wie ein Rosenblatt. Aber die eingebrannten Zeichen des Frühlings sind auf der eingestürzten Brust verblaßt, und ihre Haut, härter als Leder, ist grauer als Asphalt und zermürbt wie eine Straße, über die Generationen schreiten. Die Alte ist in einfaches Weiß gehüllt. Zohra darf die Frauengasse unverschleiert verlassen, um auf den Markt zu gehen. Sie harrt nicht mehr auf Männer, aber sie folgt ihnen oft schweigend in den Gassen; befragt, spricht sie dem Fremden traurig von jüngeren Mädchen. „Zohra, Zohra,“ ruft Manubia, „mach uns den Tee.“

Jedes Freudenmädchen hat einen angetrauten Gatten. Für ihn arbeitet es, damit er, der Reine, sich im Gebete Allah weihen kann und seinem Propheten, ferne in der Moschee. Manchmal mag sich der Gatte wohl verlieren in die Frauengassen und draußen, vor den vergitterten Fenstern, seines Weibes harren, bis der andere, der Gast, das Haus verläßt; dann öffnet sich auch dem eigenen Gatten die Türe. Araber sind Brüder in der Frauengasse, niemals aber gewährt sich das tunesische Weib einem Christen. Täglich kommt der Heilige zu den Hetären. Alt ist er und gebrechlich; sein silberweißer Bart verfängt sich in den müden Pilgerschritt. Als Mekka-Waller trägt der Greis den grünen Turban, den Purpurmantel als Marabut. Mit allen Mädchen schäkert der Heilige, alle Türen erschließen sich ihm; ist es doch höchste Pflicht des Mädchens, dem Heiligen zu dienen. Beim Abschiede schenken sie ihm noch ein großes Stück Brot. So dienen diese Frauen ja auch ihrem Gatten, den sie durch ihr Gewerbe erhalten. Im Harem welken sie nicht später als in den Gassen. Noch siebzigjährig sind sie Berufsgreißinnen der Lust. In ihrer Kammer brennt die matte Oelfunzel beim aschgrauen Bett, darüber, an der kahlen, tiefvioletten Wand, hängt in der Mauernische jeden Tag eine einzige, frische Nelke. Wer könnte die Poesie dieser Gassen beschreiben, welcher Meister vermöchte sie zu malen, Renoir, Manet? Die starken Kulisseneffekte dieser Frauengassen stellen die kühnsten Versuche der Reinhardtschen Bühne in Schatten. Venedigs Pracht selbst ist nur noch ein fahler Abglanz orientalischer Kultur. Hier lebt das Märchen ewig im wunderbar nüchternen Alltage des Orientes. Das Unwahrscheinliche wird augenblicklich möglich, Unerwartetes plötzlich Ereignis. Scheherazadens Erzählungen leben fort in tunesischen Gassen. Die farbigen Weiber träumen wachend auf den Stufen der Häuser und hinter den Gittern, abends im Ampelscheine, steif im verschollenen Brokate, wie Priesterinnen. Langsam erlöschen die Feuer, dann kommt aus dem östlichen Tore der Tag.

Vielverzweigt erstreckt sich das Labyrinth des vielköpfig-brünstigen Stieres über das alte Tunis, umschließt tausend gefangene Jungfrauen, Prinzessinnen



Galerie Dr. Becker, Köln
Tibetanische Goldbronze (Buddha)



Aktstudie
Photo Seidenstücker



Männliches Stilleben. Photographische Aufnahme von E. Hettenhausen



Weibliches Stilleben. Photographische Aufnahme von E. Hettenhausen



Negermädchen in Tunis



Photos Prinz Max zu Hohenlohe
Arabische Hetäre in Tunis

aller Rassen. Die rue Sidi Baian zeigt uns noch arabische Mädchen hinter stachelbewehrten Gittern. In Abdallah Gueche, nahe dem Ghetto, sind Jüdinnen auf allen Balkonen. Zarte Blüten Palästinas, Mädchen und Frauen mit großen Mandelaugen, feingebogenen semitischen Nasen und roten, sinnlichen Lippen. Die Jungen schlank und schwächling, in Pariser Frühlingskleidern, die Matronen noch in den alten spanischen Gewändern der Inquisitionszeit. Feist wie Baalsgötzen schwanken die Weiber auf plumpen Holzsandalen, die fleischigen Arme vom Rumpf gestreckt. Die Synagogen sind nahe; aber das üppige Leben lacht der steinernen Tafel des Gesetzes, im Tanze um das goldene Kalb. Das traurige Lied der Rabbiner wird übertönt vom Klange frenetischer Tänze, und das Gebet verhallt, überschallt vom Rasseln der Tamburine. Panisches Flötenlied zieht durch die mit vielen dunklen Männern abendlich belebten Gassen, im Bacchanale ungebändigten Blutes. An der „Pforte des Honigs“, der äußersten Grenze der Stadt, hausen in lehmgetrockneten Mauern die Weiber der Beduinen. Hier, wo die letzten Häuser mit kabbalistischen und Zauberzeichen bedeckt sind, sieht man noch „mit bemalten Wangen manch verlornes, schönes Kind“. Auch hier kann man beobachten, wie „des Mädchens frühe Künste nach und nach Natur“ geworden sind, im orientalischen Leben. Verrufene Mädchen; aber warum sollten die Blumen weniger schön sein, weniger duften, weil sie giftig sind?

Was wäre Tunis ohne seine zweiunddreißig Frauengassen, ohne seine bunten Hetären, die hierher gehören wie die Papageien in den Urwald. Die Frauen sind freier als ihre bürgerlichen Genossinnen im Harem, sie sind unverschleiert und können sich den täglichen Gatten nach freiem Ermessen wählen. Die stille Heiterkeit der Mädchen zeigt ihre Dankbarkeit gegenüber dem Geschicke, das sie hierher versetzte, und gibt ihnen jene ruhige Würde, um die sie manche Europäerin beneiden könnte. Draußen vor den Mauern hausen die Negerinnen. „Ihre Arme gleichen einem gezückten Schwerte, am Tage des Kampfes, wenn ein Negerjunge das Tamburin schlägt, die nahenden Feinde von den bemalten Sänften ferne zu halten.“



Avenstrup

LE PACTE KELLOGG AU PANTHÉON

Aux archives du ministère des affaires étrangères

du Quai d'Orsay. On entend des bruits d'adieu. La foule se disperse. Le dernier plénipotentiaire prend son chapeau haut-de-forme. Un silence. Tout-à-coup la porte s'ouvre et l'huissier vient poser sur la table le pacte Kellogg récemment signé. Surquoi il s'éloigne. Del'obscurité sort tout à coup une voix. «Tiens, un nouveau venu ! »

P a c t e K e l l o g g : Ah il y a du monde par ici. Permettez que je me présente (avec grande fierté) Pacte Kellogg !

L a V o i x : Enchanté, Monsieur, de faire votre connaissance. Je suis le traité de Versailles.

P. K e l l o g g : Parbleu, Monsieur, nous sommes presque parents (se corrigeant) c'est-à-dire des parents très éloignés.

T r a i t é d e V e r s a i l l e s : Cela se peut, excusez moi, monsieur, mais j'ignorais complètement votre existence jusqu'à ce jour.

P. K e l l o g g (froissé) : Jusqu'à ce jour, je le comprends, car je suis né aujourd'hui. Mais dès maintenant il faut que tout le monde me connaisse (avec certitude) : je marque une étape dans l'histoire.

T. d e V e r s a i l l e s : Excusez-moi, monsieur, je ne suis qu'un simple soldat, il ne faut pas me mal comprendre. J'ai eu, moi aussi, mes journées de gloire. Mais on vieillit, vous comprenez. J'oublie tout à fait de vous présenter aux collègues.

P. K e l l o g g : Eh bien, je suis prêt à donner une audience. Mais dites — moi qui est cette jolie jeune fille qui semble si frêle et innocente?

T. d e V e r s a i l l e s : Celle du coin? C'est le traité de Locarno.

P. K e l l o g g : Enchanté, Mademoiselle, vous savez je suis en quelque sorte votre tuteur.

T r a i t é d e L o c a r n o : Je suis bien heureuse de l'apprendre. L'existence était bien difficile pour moi dans ce monde si matérialiste.

P. K e l l o g g : Ne craignez rien Mademoiselle, je suis fort, je suis puissant, je suis riche (avec sûreté) : Je possède quatorze signatures.

T. d e V e r s a i l l e s : Puis-je vous être encore utile?

P. K e l l o g g (le frappant amicalement sur le dos) : Tu es très gentil, mon vieux. Dites donc qui est ce jeune homme au visage pâle et qui marche avec deux béquilles?

T. d e V e r s a i l l e s : C'est le pacte de la Société des Nations.

P. K e l l o g g : Déjà dans cet état? — Non, ne me présentez pas; c'est un concurrent. Et ce jeune lieutenant de vaisseau, qui est-il?

T. d e V e r s a i l l e s (le présentant) : L'accord naval franco-britannique.

L' a c c o r d N a v a l (lui serrant la main) : Etes-vous, Monsieur, membre d'un club à Londres, ou êtes-vous au moins déposé au secrétariat de la S. d. N.?

P. K e l l o g g : Quelle impertinence! Ce jeune homme paraît être très fier.

T. d e V e r s a i l l e s : Il faut lui pardonner, il est à moitié anglais.

P. Kellogg : Dès le début, il ne m'a inspiré que peu de confiance. Et ce vieillard qui dort là-bas? Il a l'air très distingué.

T. de Versailles : Je comprends. Il est encore de l'aristocratie authentique. C'est le Traité de Vienne. Un vieux monsieur très bien, mais peu moderne. Il a des idées 1830, bien qu'il date même d'un peu avant. Il parle tout le temps de la division de la Pologne et se moque de Napoléon.

P. Kellogg : Et cet être indécis qui tourne continuellement autour de la table? Il semble être un peu fou?



Rudolf Großmann

T. de Versailles : C'est malheureusement le cas. Il est complètement déséquilibré. Mais par bonheur pour nous il n'est pas de la noblesse. Ce n'est pas un traité, c'est une simple doctrine.

P. Kellogg (avec dédain) : Une doctrine?

T. de Versailles : Parfaitement. C'est la doctrine de Monroe. Il est comme cela depuis qu'il a perdu sa propre signification.

P. Kellogg : Le malheureux ! Je vois que je suis tombé dans une société bien desordonnée. Mais c'est moi qui représente la force, la jeunesse, la vigueur. Je suis le pas le plus important pour le progrès de l'humanité. Vous pouvez me croire sur parole. C'est Aristide Briand qui vient de me le dire. Je ne suis pas comme les autres. Je suis immortel !

Une voix : Oho ! Oho !

Pacte Kellogg : Qui ose se moquer de moi ?

T. de Versailles : C'est le traité de Berlin. Un monsieur très énergique : Il porte la signature de Bismarck.

Congrès de Berlin (au Pacte Kellogg) : Jeune homme, jeune homme, vous changerez d'idée. Voyez-vous, j'étais aussi jeune autrefois. J'avais la prétention d'éviter les guerres pour toujours. Et je possédais pour cela quelques garanties sérieuses : Des canons, des navires de guerre, choses des plus utiles dans les affaires de paix. J'étais sûr de moi, et pourtant.....

P. Kellogg : Mais Monsieur !

C. de Berlin : Vous êtes un idéaliste jeune homme, je vous souhaite beaucoup de succès. Garde à vous ! Repos ! Abtretien !

T. de Versailles : Ces sacrés militaristes ! Mais allons nous coucher. Vous devez être fatigué, Monsieur ?

P. Kellogg : Je suis vraiment confus. Bonne nuit, Monsieur.

T. de Versailles : Reposez-vous bien !

Silence. Tout-à-coup on entend un bruit toujours plus intense dans la pièce voisine.

P. Kellogg (Se réveillant inquiet) : Qu'est-ce ? Un bombardement ? Une attaque aérienne ?

T. de Versailles : Calmez-vous, Monsieur, ce n'est que l'huissier qui nettoie dans la pièce contigüe les armoires destinées à nos voisins.

P. Kellogg : Et qui sont ces voisins si bruyants ?

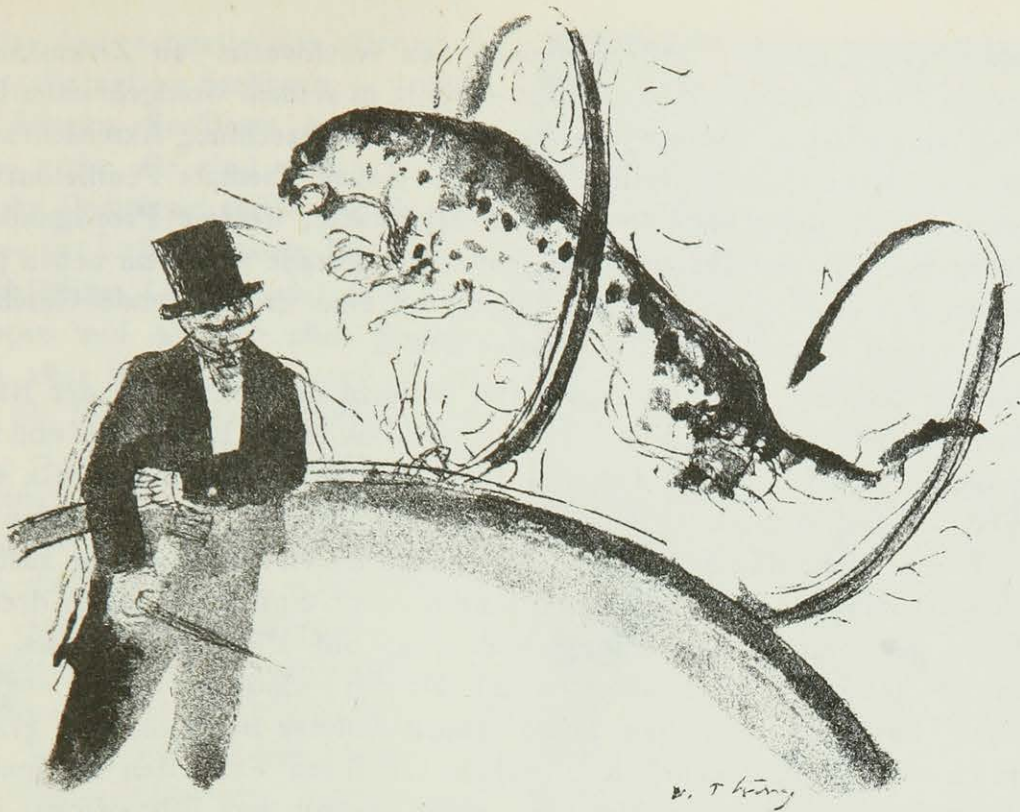
T. de Versailles : Les déclarations de guerre. Bonne nuit, monsieur.

(signé)

Jean-Michel Pal.



Ottomar Starke



Wilh. Thöny, Graz

MARGINALIEN

Zirkus von hinten.

Mit dem Zirkus und gar dem von hinten war es ein purer Zufall. Um *Zwickau* herum wachsen seit Jahrhunderten die schwarz-grauen Kohlehalden bedrohlich hoch und höher. Das ergibt zwar phantastische Spaziergangsmöglichkeiten, aber wer wird darum gerade nach *Zwickau* fahren? Dann gibt es da die Horch- und die Audi-Werke sowie eine bemerkenswerte Marienkirche und seit vierzehn Jahren ein Museum, das sogar seit drei Jahren eine Sehenswürdigkeit ist. Ganz einfach, weil seit vier Jahren dort Hildebrand *Gurlitt*, Sproß aus bestem Sachsenblut, Direktorialgewalt ausübt, selbst wiederum dirigiert von Frau *Bambula*, vor einigen Jahren noch attraktivstes Moment der *Wigmann-Schule*. Seinet-, ihret-, diesetwegen kann man schließlich schon einmal nach *Hintersachsen* reisen, — um, ans Ziel gelangt, doch nicht zum Ziel zu kommen. Denn selbst ein vom Bauhäusler *Heinrich Koch* noch so brillant hergerichtete Museum verliert seine Anziehungskraft, wenn vor seiner Front 25 000 Quadratmeter *Zirkus* sich aufgepflanzt haben.

Allerdings das Museum rächt sich, indem der Zirkus überfüllt ist. Und wo wirklich kein Platz mehr ist, hat bekanntlich selbst der trinkgeldbeschaffte Stuhl sein Recht verloren. Aber mit dem Ullsteinhut in der Hand kommt man wenigstens ins gelobte Hinterland. Dort im Wagen Nr. 147, inmitten des „Regierungsviertels“ — rechts die D-Zug-schnittigen Arbeits- und Wohnwagen des Direktors, links die rollenden Häuser des Archivs, Dolmetscherbüros, der Ingenieure und Verwaltungschefs, der Telephonzentrale und last not

least des Rechtsanwalts, dem besonders der Nachwuchs an Zirkuskindern bedeutende Alimentationsarbeit einträgt —, dort in seinem wohlgeheizten Büroauto mit versenkbarer Stenotypistin nebst Schreibmaschine, Aktenschränken, Sesseln und Arbeitstischen waltet Dr. A. H. Kober, ehemals Feuilletonredakteur der „Voß“, Religionsphilosoph und Historiker, derzeit Propagandachef von Sarrasani. Mit der linken Hand schreibt er gerade an einem neuen philosophischen Werk, mit der rechten diktiert er eine grundlegende Geschichte des Zirkus vom Paradies bis zum Genfer See*).

Zwanzig Meter vom Regierungsviertel entfernt die Heizquelle der Ballettmädchen: Das Nilpferd „Oedipus“ (von wegen des fetten Komplexes und Reinhardt, dem Zirkusfreund, zu Ehren!) fährt in einer Warmwasservilla durch die Welt — und gibt generöserweise die überflüssigen Wärmemengen vermittels Fernheizungsrohren an die Ballettdamen ab. Ueberhaupt ein anständiges Vieh, ist meist nicht zu sehen und schläft. Nur einmal in seinem dressierten Leben geriet es in Aufwallung und ging auf die Elefanten los. Was meinen Sie, taten die? Zerstampften es? No Sir, sondern rückten angstvoll trompetend aus! — Jetzt stehen die 22 grauen Kolosse friedlich, aber gräßlich bedrohlich wie die Zwickauer Kohlehalden, an ihren Fußketten im Stallzelt. Rosa ist mit Pedikure beschäftigt, als welche sie mit dem Rüsselfinger intensiv zwischen den Zehen sägend betreibt. Aber „Rosa wird mein Tod sein“, meint Stosch-Sarrasani, und er, den schon einmal seine enormen Lieblinge zerstampft haben, muß es ja wissen.

Zelte — Zelte — Zelte — Autos — Autos — Autos — Kamele — Zebras — Bullen — Pferde — Pferde — Pferde — in sauber abgeteilten strohwarmen Kojen — Löwen — Tiger — Bären — hinter Gittern wandernd und gähnend — ein Indianerlager — Chinesen — Tscherkessen — die Werkstätten — die Wagenburg der Artisten — Hämmern — Kochen — Singen. Licht von 15 000 Lampen strahlt in die Nacht über dem ins Unwahrscheinliche sich weitenden Platz. Aus dem Manegezelt Musik zwischen das Rasseln der Ketten, Knurren und Schurren der Tiere. Pfannkuchen mit Speck und wundervoll beizender Käfiggestank.

An der Peripherie, dort, wo die dichte Zirkusatmosphäre an die luftdünne Umwelt grenzt, ist schon mächtige Aufbruchsbewegung. Wagen im Schlamm, schwere Tanks ziehen sie raus. Der Vortrupp fährt los. Die nächste Stadt bitte. Futterbeschaffen — so an 10 000 Pfund Diverses täglich. Patrouillenfahrer sind schon seit Stunden fort, haben die Landstraßen mit leuchtenden Signalen markiert, damit sich der nächtliche Zug der 200 Autolastzüge reibungslos dem neuen Ziel zuwälzen kann.

In der Manege aber, um die herum sich 10 000 Begeisterte in die Höhetürmen, herrscht noch unvermindert der rasende Wirbel der Attraktionen. Indes das große Karussell von 60 Pferden die Runde durchfegt, von Ruf und Peitsche des 70jährigen Meisters gejagt, die Bläser durch die hohe Zeltkuppel schmettern, — stehen schon die drei nächsten Nummern hinter dem Vorhang

*) Eine brillante Probe zu dieser großen Nummer erschien im Ullstein-Verlag: „Die große Nummer“ von A. H. Kober.

parat: das schnatternde Corps de ballet, die agilen Seelöwen — „natürlich können Seelöwen beißen, aber meine nicht, die sind goldig“, erläutert ihr Dompteurkapitän —, die hohe Klasse der Luftakrobaten. Dazwischen froschfüßige Clowns mit Eiern an Strippen und Artisten aller Spezialitäten, aller Rassen, eben noch Messer über die Kehle junger Mädchen werfend, eben noch in phantastischem Aufputz oder im Trikot, jetzt in rasch übergeworfener gewöhnlicher Kleidung, mithelfend beim Auf- und Abbau. Artistische Demokratie.

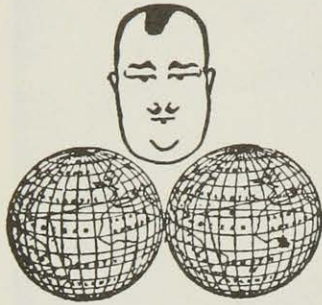
Achtung: Der Manegenrand wird aufgerissen, der Vorhang fliegt zur Seite — und wie ein toller Spuk rast die wilde Jagd der losgelassenen Pferde durch das Spalier der wartenden Ballettmädchen hindurch, blitzschnell abgefangen durch den geübten Zugriff des bereitstehenden Personals. Nur ein Argentinier — mit Geschmack! — fegt zur Seite und auf unsere Bambula los. Da betätigt sich Kober als perfekter Stallbursche und Kavalier. — Schon verzaubern die Scheinwerfer den Einmarsch des Balletts, und von hinten aus dem Zeltgang tönt das Hämmern an den Eisengittern, durch die die Eisbären widerwillig anrücken werden.

Uff, höchste Zeit zum Trinken! Was ausgiebig geschieht. Wodurch eine Gedächtnislücke von fünf Stunden klafft. Doch steht fest: der um morgendlich dunkle 5 Uhr Zwickau verlassende, ergebenst Unterzeichnete fuhr vor dem Museum an einem absolut leeren Platz vorüber. Die gesamte Zirkusstadt war trotz strömenden Regens bereits restlos verschwunden. Nur ein paar weiße Mäuse waren wohl vergessen worden und tanzten vor dem Blick des *Fritz Herbert Lehr*.



William Morris befließigt sich aus internationaler Höflichkeit der deutschen Sprache wie folgt:

Der Jazz König, PAUL WHITEMAN



und sein Orchester von fünf und zwanzig Männer, werden eine WELT TOUR anfangen sofort, nach der Vertrag mit der PUBLIX-PARAMOUNT in Sommer von 1928, und werden besuchen so viele Hauptstädte als möglich.

Dieser Vertrag sollte sie sich betragen unter dem bestem Lage, und man bittet MUNIZIPALITÄTEN, EIGENTÜMERN von TEATERN, und KONZERT DIRIGENTEN, wenn sie sich interessieren, zu telegrafieren WILLMORRIS, New York, das man kann versuchen sie zu beifügen in der Reiseplan, und Erkündigung zu schreiben in bezug auf GARANTIEN, und TRANSPORT.

(Aus „Variety“.)

Unter Artisten. *Trompeterin in Ia Frackgarderobe* sucht Anschluß an Stimmungskapelle. Liesel Tücksch, Nürnberg. NB.: Kostümierte Stimmungskapellen mit Opernfimmel mögen Offerten unterlassen.

Achtung! Original Wiener Schrammelkapelle. Achtung! Garantiert prima Leistungen in Musik. Kurz gesagt, das Beste vom Besten! Wir machen keine falsche Reklame. Nebenbei bemerkt, Eintreffen gesichert. Leopold Maurer, Zürich.

Routinierter Pauker und Drummer, Luxusmaschine, sucht Dauerstellung als Hauspauker jeden Genres in 1. Hause. Imitation auf der singenden Zigarrenkiste als Einlage. Freie Reise und Gepäck an Kuschel, Kottbus.

Suche erholungsbedürftiges Duo bei vollkommener freier Verpflegung und bester Gelegenheit, zu gesunden. Angebote mit Lichtbild an Flum, St. Blasien.

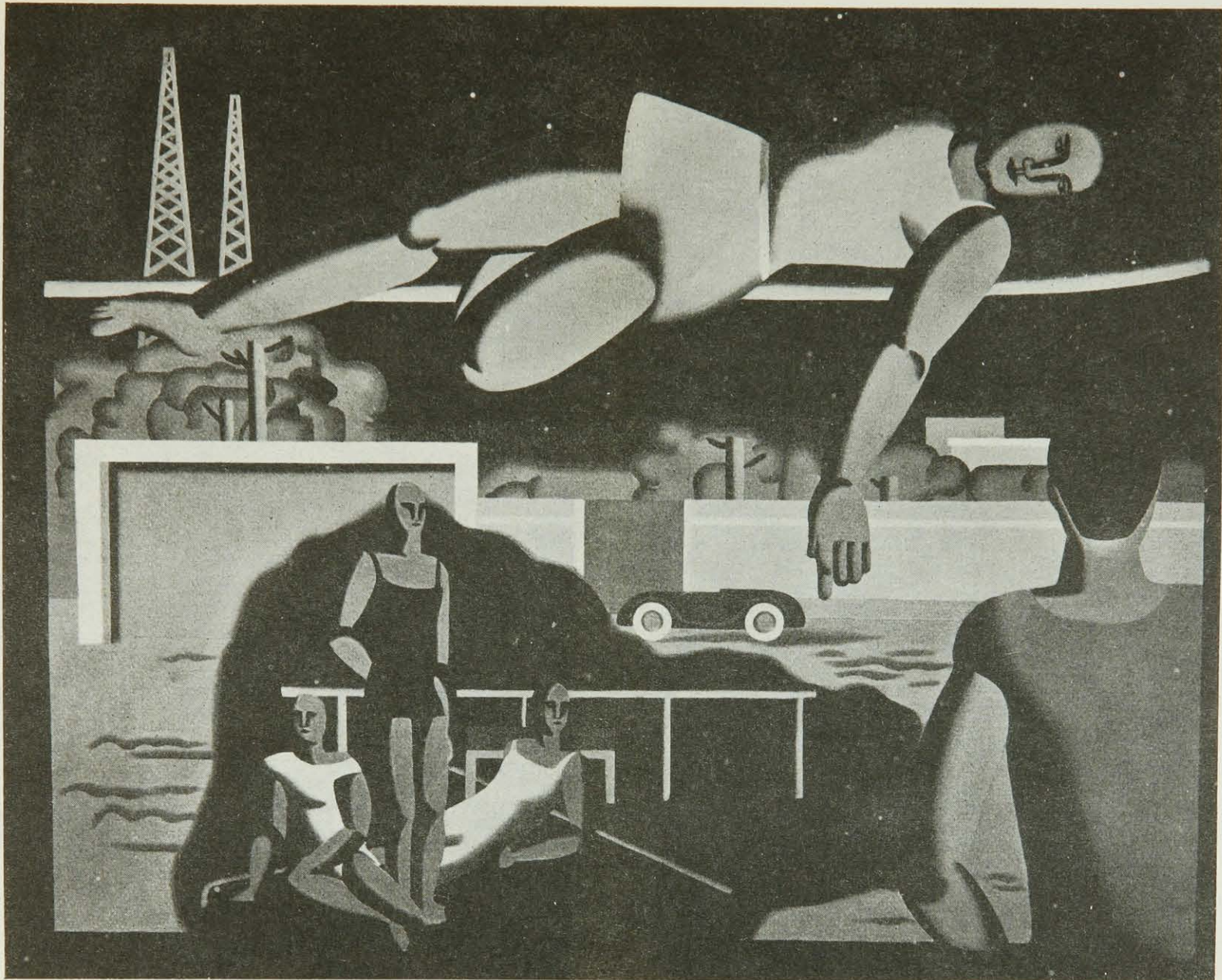
Gesucht per sofort allererster Ia Saxophonist, 18 Mark, dreimal wöchentlich Tee. Absolute Jazzroutine. Dittke, Essen, Trocadero. NB.: An Größenwahnsinn leidende Herren oder solche, die denken, eine Sonderstellung einnehmen zu können, mögen Offerten unterlassen.

Achtung! Original ungarische Salon-Künstler-Zigeuner-Kapelle mit Cymbal. Ausgezeichnet vom König von Schweden. Spielt auf der kleinsten Geige der Welt, 30 cm lang. Mackay, Budapest, Iles.

Direktoren! Sie haben einen Haupttreffer gemacht, wenn Sie das echt obb. Musik - Gesang - Tanz - Ensemble - Birkastoana - Glöckal (Wastl Bernrieder aus Fischbachau, Obb.) sichern. Junge, saubere Leute, fesche Garderobe, abwechselnd Schrammel und Trompetensolo. Komme in jeder Weise entgegen. Wenn Ihr Geschäft nicht zieht, wir bringen es wieder in Schwung.

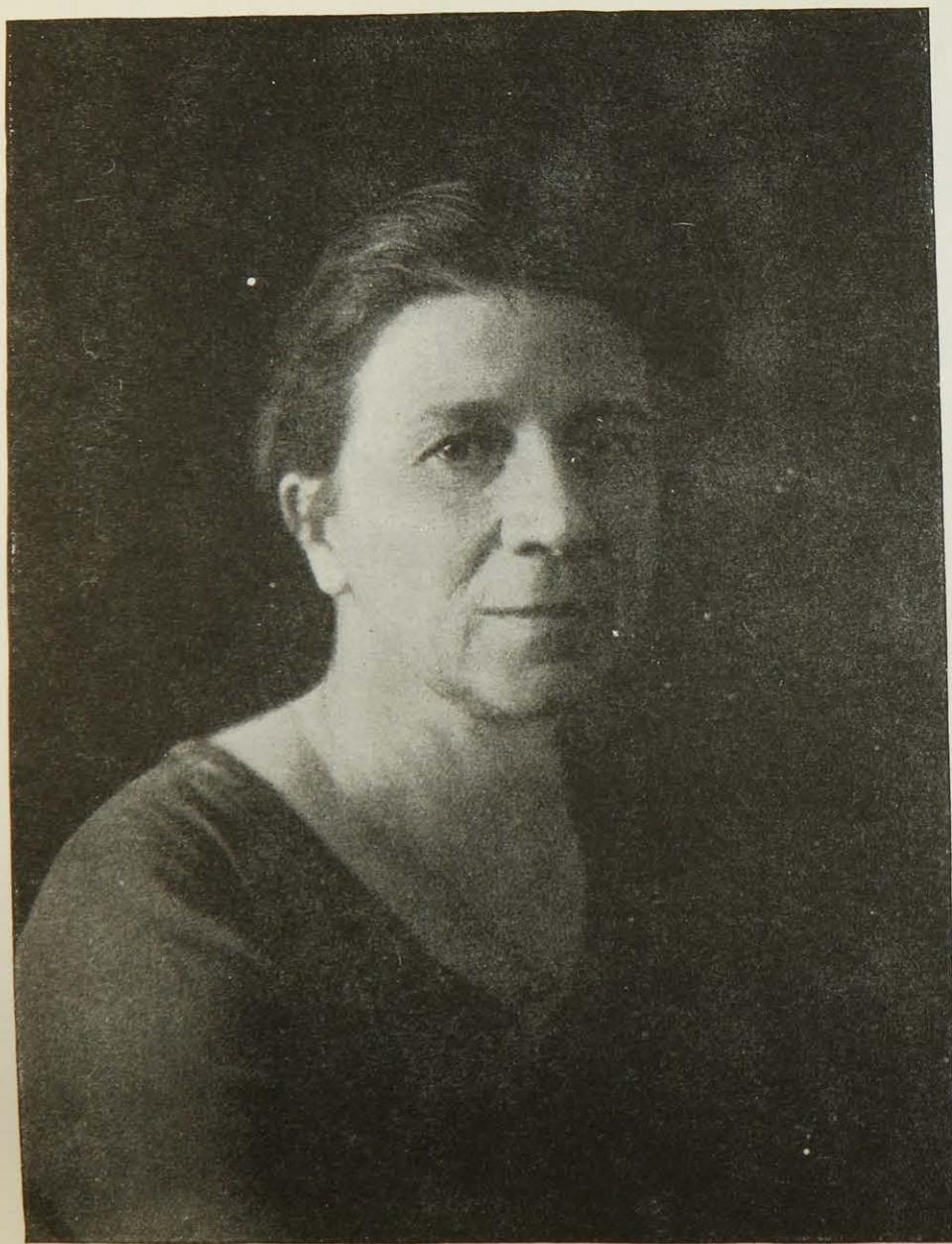
Sie haben einen Vogel zu füttern — lassen Sie alles liegen und bestellen Gnomen-Intermezzo, Effekt-Pièce. Gnomen-Verlag, Siegen (Spezialverlag für wertbeständige Intermezzos).

(Aus „Der Artist“.)



Willi Baumeister, Hochsprung. Oelgemälde

Ausstellung Galerie Flechtheim

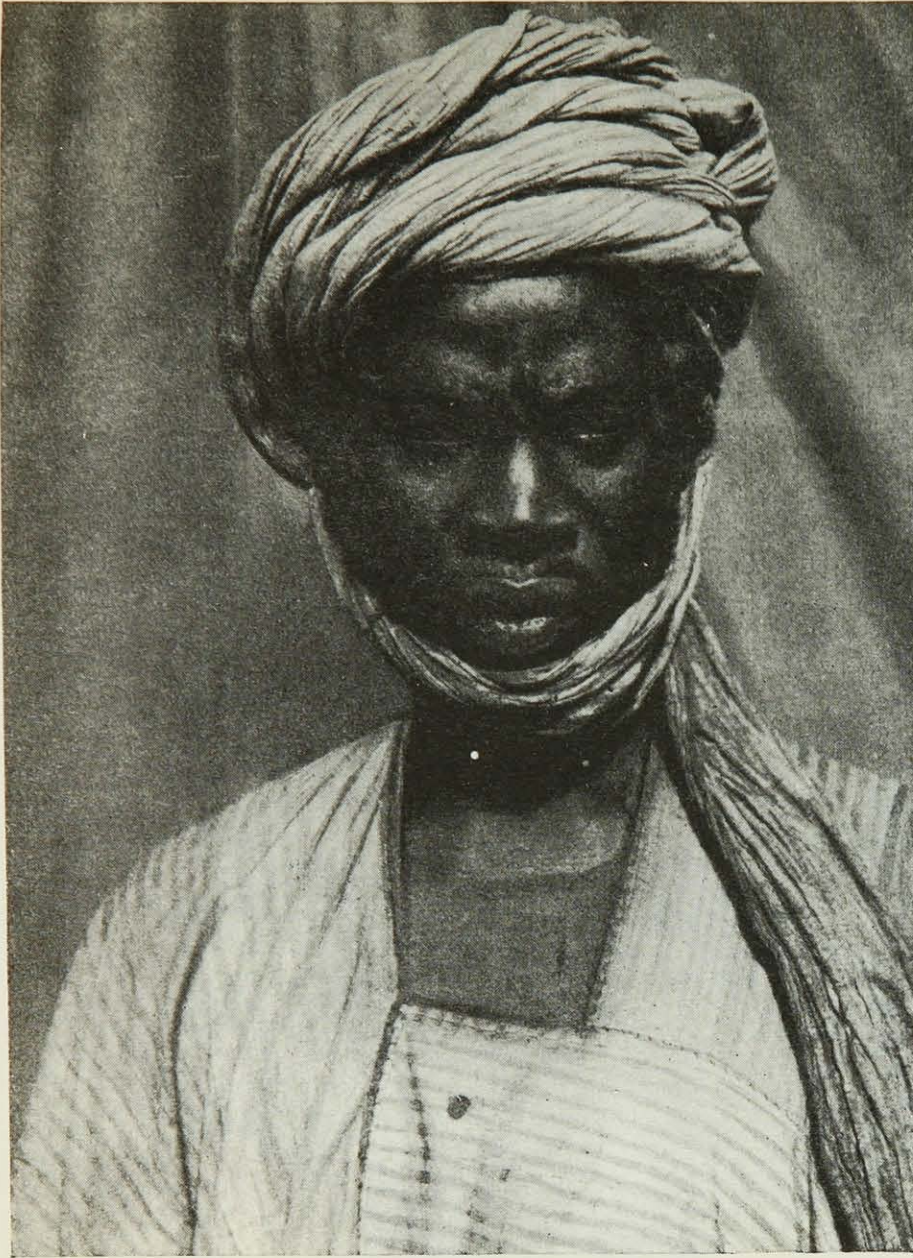


Die Reichstagsabgeordnete Frau Gertrud Bäumer



Photos Debschitz-Kunowsky

Elisabeth Bergner als „Fräulein Else“ (Schnitzler)



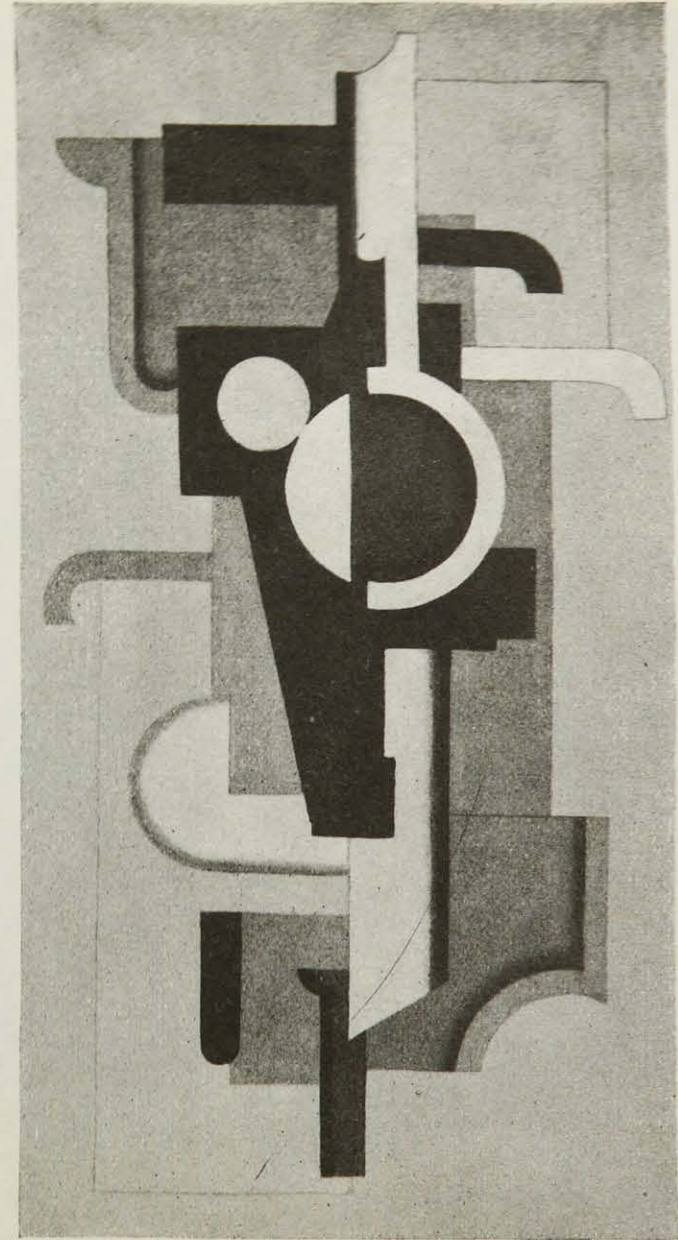
Mohammedanischer Haussa-Neger



Die New-Yorker Schauspielerin und Dramatikerin Mae West



Willi Baumeister, Schwimmbad. Oelgem.



Slg. Lange, Crefeld
Willi Baumeister, Komposition. Oelgem.

Sarrasani — wie ich ihn sehe. Ist der Direktor da? Wo ist der Direktor? — flüstert's und raunt's von Mund zu Mund, leise, ganz leise, im Bereich seines Wagens, weil man annimmt, er könnte da sein, könnte noch schlafen, nach langer Nacharbeit, und niemand ihn wecken möchte, um keinen Preis der Welt nicht!

Er ist noch nicht da — und doch ist er da! Das ist vielleicht einer der merkwürdigsten und stärksten Eindrücke, den ich von diesem Manne gewinnen konnte.

*

Persönlichkeit ist alles — und das weiß dieser Mann. Das wäre vielleicht die letzte Erklärung seines phänomenalen Aufstiegs: vom „Schweinchen-Clown“ zum Zirkuskönig. Das Fluidum, das von ihm ausgeht, geht von keinem anderen Zirkusmanne aus — das gibt selbst die Konkurrenz zu. Das Fluidum, das sein Name „Sarrasani“ ausstrahlt, den er über Nacht vor dreißig Jahren auf sein junges Unternehmen setzte, und das Fluidum, das die Zehntausende allabendlich berauscht, die ihn als Maharadschah in goldüberladendem Dreß inmitten seiner Riesenelefantenherde sehen!

Aber auch das Wort, das geschriebene Wort, das er hinausendet in die Stadt, in die er kommt, das er hinausschickt ins Land im weitesten Umkreis, sei es auf den Plakaten, sei es in seinen Briefen.

Ich — Hans Stosch-Sarrasani — ich — er vermeidet es, im Gegensatz zu allen anderen Unternehmungen und Geschäften, von „wir“ und „uns“ zu sprechen, bei ihm gibt es nur — ein „Ich“.

Ich bedauere außerordentlich — Ich begrüße Sie — Ich bitte Sie ebenso höflich wie dringend. — Oder auf seinen großen Anschlägen: Ich grüße Berlin! Ich grüße Buenos-Aires! Ich grüße Australien!

So geht kein Brief aus dem Hause — und die Post ist oft ungeheuerlich groß —, der nicht von ihm mit vollem Namenszug unterschrieben wäre. Sei es ein Schreiben an den Lord-Mayor von London oder ein Dreizeilenbrief an die zwölfjährige Mia, die sich an dem Kinder-Preisausschreiben beteiligt hat — es wird von Hans Stosch-Sarrasani selbst unterschrieben.

Jeder Brief muß beantwortet werden — jeder, sagt er — und wenn er nur die Wirkung hat, daß der Postbeamte auf dem schönen bunten Umschlag liest: Sarrasani.

Hans Stosch-Sarrasani ist aber auch der witzigste und genialste Kopf seines Unternehmens. Gewiß — er hat einen Presse- und Reklamechef, der auch manchmal eine Idee hat, aber die Schlager, die ganz großen Kanonen-Ideen der Reklame, die entspringen nur seinem Hirn, dem Hirn des mit allen Wassern der Erde gewaschenen Schaumannes. Oder wäre ein anderer auf den Einfall gekommen, als vor Jahren in Frankfurt a. M. während eines heißen Kampfes gegen das Lustbarkeitssteuergesetz zufällig einer der großen Elefanten starb, diesen auf einem tannenbekränzten Rollwagen durch die Stadt zu fahren mit dem Plakat: Das erste Opfer der Lustbarkeitssteuer! Oder: Recklinghausen — noch geht's durch die ganze Presse unter „Der witzige Sarrasani“. Also, das dortige Städtische Jugendamt verbot als „Schund und

Schmutz“ Sarrasani weitbekannte und vielgelesene Abenteuerhefte. Er, darüber sehr erbost, sagt kurzerhand sein Gastspiel ab. Darauf befahl die Stadtverwaltung, die riesigen Zirkusplakate sofort entfernen zu lassen. Was tut Sarrasani? Er kommt der Aufforderung auf seine Art nach und läßt unter Begleitung von drei Musikkapellen, die den „Walzer eines Wahnsinnigen“ zu spielen haben, die Zerstörungsarbeit verrichten.

*

Jedesmal aufs neu interessant und fesselnd ist, wenn der Direktor die Post verteilt. Entsprechend den täglichen Ausgängen sind die Eingänge ebenso umfangreich. Da werden wir telephonisch in seinen schlichten Bureauwagen, in dem es sozusagen nach Arbeit „riecht“, gebeten, der Verwaltungschef, der Betriebsinspektor, der juristische Beirat und der Pressechef. Dann nehme ich jedesmal ganz hinten auf dem Sofa Platz und lehne mich — nicht ohne gewisses Verständnis — an das Kissen mit der seidengestickten Inschrift: *Wie man's macht, macht man's falsch* — und wundere mich immer wieder darüber, daß dieser Mann, der doch nichts falsch macht, einen solchen Wahlspruch hat! Und dann staune ich täglich aufs neue über die Vielseitigkeit dieses Mannes, über sein umfangreiches, praktisches Wissen. Meistens ist er dann nicht im funkelnden Maharadscha-Gewande und auch nicht im angegossenen Frack, sondern vielmehr im Pyjama — entweder ist's am frühen Morgen oder zwischen den Vorstellungen, wo er zweimal seine Elefanten vorführt, — und hat den Hut, ich betone „den“, eine nicht mehr ganz letzte Schöpfung der Herrenhutmode, über seine tief in die breite, geistreiche Stirn gehende Napoleonlocke gestülpt. Wenn er dann so Brief auf Brief öffnet, liest, darüber disponiert und die Antworten entwirft, wenn er dann von einem Gebiet ins andere, von der Technik in die Zoologie, von der Literatur in das Paragraphenreich der Juristerei hinüberspringt, wenn er von der Knorr-Vierradbremse auf Quetschhafer, von einem Gutachten des Professors Brunner (für seine Abenteuerhefte) auf Renntiermoos, das ihm aus Lappland für seine Pflanzenfresser angeboten wird, zu sprechen kommt, wenn er das gesamte unbegrenzte Reich der modernen Weltanschauung, das ganz auf die letzten Errungenschaften der Technik eingestellt ist, im Fluge der Gedanken durchjagt, wenn er in ein und derselben Person Verwaltungschef und Betriebsinspektor, Journalist und Jurist, Chauffeur und Oberstallmeister, wenn er mit einem Wort: Der Schaumann ist, der mit einem Riesenapparat von phantastischem Umfang und Kompliziertheit stets in Bewegung, stets mit sprungbereiten Beinen auf dem Globus steht, dann hat er etwas Napoleonhaftes in dem energiestarken, klugen Mimikergesicht, sei auch die Napoleonlocke unter dem Hütchen nicht ganz jüngsten Datums versteckt.

Alo.

Memento (auf Briefen der Sarrasani-Zirkus-Direktion).

Der römische Kaiser Nero schrieb seinen Statthaltern, als sie eine Erhöhung der Steuern vorschlugen:

„Ein guter Hirte darf seine Schafe scheren, aber nicht schinden!“

(Sueton, Kaiserbiogr. Kap. 32.)



Flenkell
Kupferberg
Matheus Müller

**Auf das Schärfste getrennt in ihrer Eigenart
dem Einkauf, der Geschäftsführung und ihrem
Besitzstande haben „die 3“ das eine gemeinsam:**

**OHNE SIE KEINE WEINKARTE,
OHNE SIE KEIN WEINKELLER!**

Gefälschte „Meisterwerke“.

Die ehrsame Zunft der Fälscher geht stolz erhobenen Hauptes einher: sie ist das Gespräch des Tages geworden. Erst kam die Enthüllung des bisher hinter schamhaften Schleiern verborgenen Römers Alceo *Dossena*, der wieder einmal die Sammler, Fachleute und Museumsdirektoren mit selbstfabrizierten Meisterwerken der Renaissance, allerdings mit genial gefälschten Stücken, düpiert hatte. Dann kam die böse, undurchsichtige und bedenkliche Geschichte mit den 33 Bildern, die unter dem Namen *van Goghs* in der Welt herum schwimmen. Der drollige Zufall wollte, daß noch dazu in denselben Tagen Max J. Friedlanders wissens- und geistreiches Büchlein „Echt und unecht“ (bei Bruno Cassirer) erschien. Kein Wunder, wenn auf dem Kunstmarkt der Staub hochwirbelte. Eine französische Zeitung meinte: Alles ist unsicher geworden — nächstens wird noch einer kommen und sagen, die Venus von Milo sei gar nicht von Milo...

In Dossena scheint sein Vorgänger *Bastianini* wiederauferstanden zu sein, aus dessen Händen vor Jahrzehnten eine herrliche Büste Savonarolas „aus dem 15. Jahrhundert“ in das South-Kensington-Museum und ein anderes Bildwerk (das er selbst um 500 Lire verkauft hatte) für 13 500 Francs in den Louvre kam — in den armen, durch Meisterfälscher besonders gebrandschatzten Louvre, der ja auch 1896 die berühmte Tiara des Saitaphernes für 200 000 Francs erstand und sich dieser glücklichen Erwerbung freute, bis zuerst Adolf Furtwängler (unseres Philharmonikers Vater) die Stirn in zweifelnde Falten zog und schließlich der Russe Rachumowski sich als der Verfertiger der griechisch-skythischen Krone vom Beginn unserer Zeitrechnung bekannte. Aus der Erinnerung tauchen die reizenden Schwindeleien auf, die mit arglosen oder auch erfahrenen Kunstfreunden durch die Jahrhunderte getrieben wurden. Von dem Scherz, den sich ein Medici machte, als er Raffaels Porträt des Papstes Leo X. (1523, also drei Jahre nach des Meisters Tod) von Andrea del Sarto kopieren ließ und als einen echten Raffael dem Herzog von Mantua andrehte — übrigens eine so täuschende Kopie, daß Giulio Romano, der selbst an jenem Bilde seines Lehrers Raffael mitgepinselt hatte, auf die Echtheit schwor — bis zu den erquicklichen Betrügereien unseres Zeitalters. Wie hübsch war die Geschichte mit der schwächlichen Rembrandt-Nachahmung, die ein Pariser Händler für 500 Francs erworben hatte, aber als einen wahren Rembrandt verkaufen wollte. Er schickte das Bild an einen New-Yorker Spediteur, deklarierte es ganz ehrlich (also mit 500 Francs), schrieb aber zugleich einen anonymen Brief an die amerikanische Zollbehörde, der „ausplauderte“, es werde demnächst ein solches Gemälde ankommen, das in Wirklichkeit ein echter Rembrandt im Werte von 200 000 Dollar sei! Die Zollbehörde ist pfiffig. Sie ruft den (selbstverständlich informierten) Spediteur und sagt ihm: Du Schlingel, du kriegst das Bild nur heraus, wenn du zehn Prozent der richtigen Summe, also 20 000 Dollar Zoll bezahlst. Der Spediteur „sträubt sich“, zahlt aber dann gern — denn nun haben die Halunken eine amtliche Bestätigung, daß ihr Besitz ein echter Rembrandt und 200 000 Dollar wert sei, und es wird ihnen nicht schwer, das großartige Werk an einen New-Yorker Sammler

für 220 000 Dollar zu verkaufen (damit nur ja auch die Zollspesen wieder herauskommen).

Wie lehrreich ist es, sich mit den Tricks der Fälscher zu beschäftigen, mit ihren raffinierten Mittelchen, „echte Sprungbildung“ der Farbe, womöglich auch des Kreidegrundes, hervorzurufen, Bildwerke mit Schrottschüssen zu bombardieren, damit sie löcherig werden und alt aussehen, kleine Münzen „des klassischen Altertums“, in Nudeln eingewickelt, Gänsen zum Fraß vorzuwerfen — wobei die Gans krepirt, die Münze aber, die durch ihren Darm gegangen, fabelhaft „antik“ aussieht. Längst aber haben die Fälscher auch der modernen Kunst ihre Zärtlichkeit zugewandt, damit sie nicht eifersüchtig werde. Ganze Schiffsladungen mit falschen französischen Bildern gingen nach Amerika und versorgten die Kunsthungrigen. Dabei sind so viele Corots, daß der teure Meister von Ville d'Avray sie auch dann nicht selbst hätte malen können, wenn er, wie Tizian, 99 Jahre alt geworden wäre.

Vergesst mir aber auch die Restauratoren nicht, deren respektable, angesehene, notwendige und würdige Kunst durch einen so dünnen Grenzstreifen von der Fälscherei getrennt ist. Bei einem behaglichen Vorkriegs-Empfangsabend in der Akademie der Künste am Pariser Platz saß ich einmal mit Jaro Springer und Valerian v. Loga zusammen. „Sagen Sie, Springer,“ fragte Loga, „haben Sie schon den neuen Giorgione gesehen?“ Springer schüttelte den Kopf: „Einen neuen Giorgione? In Berlin? Habe ich nicht gesehen.“ Loga ließ nicht nach. Er beschrieb das Bild genauer: „Es war doch bei unserem Freunde H.“ (dem ausgezeichneten, hochberühmten, inzwischen verstorbenen Berliner Restaurator). „Ach so,“ rief Springer, „das meinen Sie. Ja, als ich bei H. war, wußte er noch nicht, ob er aus der Sache einen Tizian oder einen Palma Vecchio machen sollte. Nun hat er sich, wie ich höre, für Giorgione entschieden. So, so . . .“

Max Osborn.

Purges.

Pour les officiers: Eau de Carabana ou Limonade purgative,
pour les sousofficiers (veng agis ou pas): magnésie,
pour les hounnes de troupe: vicin.

(Aus dem franz. Sanitätsreglement.)

Eine überragende,
seltene
Neuerscheinung!

Afrika fängt

HERAUSGEGEBEN VON ANNA NUSSBAUM

Die Nachdichtungen stammen von Hermann Kesser, Josef Luitpold, Anna Siemsen und Anna Nußbaum
„Hat man, seit Gedichte geschrieben, Lieder gesungen werden, eine erschütterndere Melodie gehört?
... Seit langem ist mir kein ergreifenderes, tiefer aufwühlendes, erschütternder anklagendes Buch vor Augen
gekommen.“
Ernst Lothar in der Neuen Freien Presse

In allen Buchhandlungen! Ganzleinenband M 6.80

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien · Leipzig

L'hospitalité.

„J'ai froid, mon ami, j'ai froid!“
„Viens sous mon toit, mon amie, sous mon toit!“
„J'ai peur, mon ami, j'ai peur!“
„Viens à mon coeur, mon amie, à mon coeur!
Nous mettrons nos quatre pieds
Sur le bord de la cheminée
Sur tes genoux Mignon mon chat
Il te chauffera, il te chauffera!
Et si tu as faim, ma petite,
Ouvrons, ouvrons la marmite!*)
Un petit flacon de vin
Te fera du bien, du bien
Et si ma soirée te plait
Je te reverrai, je te reverrai!“
„Quarante ans nous avons nous deux!
C'est très peu, mon ami, c'est très peu
Moisi je suis devenu Docteur
Le bonheur est à nous, le bonheur!“
„Un beau jour tu auras de la chance
Tu seras Président de la France!
Et si la patrie change de scène
Nous serons le roi et la reine!
Et moi, une femme savante —
Madame de Staël ou George Sand —
Moi aussi je sais gagner la vie
Pour toi, pour moi et les petits!
Lève-toi, mon chat, mon beau!
J'ai trop *chaud*, mon ami, j'ai trop *chaud*!“

H. v. Medem.

Dr. J. B. de la Faille teilt den Besitzern seines Van-Gogh-Oeuvre-Katalogs folgendes mit: „Ayant établi le catalogue de l'œuvre de van Gogh, dans le but de glorifier cet incomparable artiste et de lui donner le rang auquel il a droit, j'ai compris dans son œuvre tous les tableaux que je connaissais et dont l'authenticité ne me semblait point suspecte. Toutefois certains tableaux, parmi ceux que j'ai vus, pris séparément, n'ont éveillé aucun doute en moi, mais, lorsque mon catalogue a paru, je me suis rendu compte, en compulsant mon ouvrage, en comparant les photographies entre elles et après un nouvel examen, que j'avais commis des erreurs d'appréciation sur toute une série de tableaux dont la paternité ne peut en rien incomber à van Gogh. *Je fais amende honorable.* Je tiens à *apurer* l'œuvre de ce grand peintre et j'ai à cœur de les identifier.“

*) Suppentopf.

Die Sammlung Simon Böhm. Die ausgezeichnete Privatsammlung des Herrn Simon Böhm besteht aus Werken, die sich jedoch in der Nationalgalerie in wesentlich besserer Qualität befinden. Angeblich soll die Stadt Berlin die Absicht haben, diese Sammlung zu erwerben. Diese Sammlung der Stadt Berlin würde ein schwacher Abguß der Nationalgalerie sein und das hierfür ausgeworfene Geld zum Fenster hinausgeworfen. In Nürnberg und Krefeld würde sie Bedürfnisse erfüllen. Wäre es aber nicht besser, Herr Böhm verkaufte diese Sammlung ins Ausland? Kein einziges Museum, weder in Paris noch in London noch in Amerika, besitzt Werke der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts. Man klagt, daß deutsche Malerei nicht exportfähig sei. Das kommt daher, daß man sie nicht kennt. Kleinberger in New York hat jetzt altdeutsche Malerei mit großem Erfolge ausgestellt. Böhms Bilder würden eine vorzügliche Fortsetzung dieser Ausstellung, und die ausländischen Museen könnten ihre Lücken füllen. Die Kokoschka-Ausstellung in London, die Klee-Ausstellung in Paris und die Sintenis-Ausstellung in New York sind nur Wasser auf heißem Stein. Herr Böhm könnte eine patriotische Tat tun, die Deutschland um einen Exportartikel — Kunst — bereichern würde, denn kennen einmal die Ausländer deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts und kaufen sie, dann werden sie auch lebende deutsche Kunst, Liebermann und Slevogt usw. usw. kaufen. Durch einen Export der Böhmschen Bilder wäre auch die Gefahr beseitigt, daß sie auf den deutschen Markt kommen, und auch die Kunsthändler mit klassisch gewordener deutscher Kunst des 19. Jahrhunderts können ruhig schlafen. Im übrigen stimmt die Notiz im letzten Querschnittheft nicht, daß die Nationalgalerie einen Nolde für 25 000 Mark angekauft habe. Es handelt sich bei der Stoperan-Versteigerung um ein Bild, das sich keineswegs mit der der Nationalgalerie vorgeschlagenen Komposition vergleichen läßt. In dem Oeuvre eines jeden Malers gibt es Meisterwerke, und auch andere. H. S.

Das im Novemberheft des Querschnitts abgebildete Porträt von **Aristide Maillol** ist eine Aufnahme von Dr. Alfred Kuhn, seinem Maillol-Buch (E. A. Seemann-Verlag, Leipzig) entnommen.

Curt Bois über Heinrich Mann: „Er sieht so aus, als wie wenn man im Kino ganz vorn links sitzt...“

Literarische Leckerbissen!

Jacobus Schnelppfeffer

Stecknadeln im Sofa

Illustrationen u. Buchausstattung von Ernst Ullmann

Willy Seidel schreibt darüber u. a.: — geweiht sei's allen denen, die herzlich lachen und nicht nur sinnlos krähen wollen —

Beide Werke gedruckt in der neuen Garamontschrift auf Büttenpapier. Origineller Ganzleinenband M. 8.—, engl. Kart. M 6.—, auf van Geldern, vom Autor signiert, Halbleder M 15.—

Carl Georg v. Maßen

Verliebte Tändeleien

Gedichte aus Arkadien

Mehrfarb. gespritzt. Silber-Dermatoid-Band M 8.—, kart. M 6.—, auf van Geldern, vom Autor signiert, M 15.—

Joachim Ringelnatz

Matrosen

Erinnerungen, ein Skizzenbuch: handelt von Wasser und blauem Tuch

Skizzen, Gedichte, Lieder, Briefe, Bilder, auf Kunstdruck in groß. Format. In englischer Kartonnage M 7.50, in künstlerischem Leinenband M 9.—

INTERNATIONALE BIBLIOTHEK G.M.B.H. / BERLIN W 8

Oesterreichische Stücke in Berlin. Seit die Uniform aus dem Straßenbild verschwunden ist, sucht man sie auf dem Theater und im Film. Die Militärfilme haben diese Sehnsucht eines p. t. Republikums mehr als befriedigt, nämlich übersättigt. Aber ihr Humor verursachte Beschwerden. Das Theater muß mehr geben: Atmosphäre. Man hält sich dabei, nach wie vor, an die k. u. k. Uniform, die menschliche Regungen nicht niederpanzerte und die auch nicht so furchtbar ernst genommen wurde wie preußisches Tuch. — Franz Molnars „*Olympia*“ ist so ein Uniform- und Hofstück. Der Einfall gewaltsam und an den langen Vorkriegshaaren der Komtessen herbeigezogen (obschon Molnar genügend davon auf seinen weißen Zigeunerzähnen hat) — Feuer breitet sich nicht aus, aber Atmosphäre, gute Ischl-Luft (also ohne Operetten-Ingredienzien). Ein paar humoristische Charaktere, vortrefflich gestaltet von Mama Bleibtreu (Burgtheater), von Wallburg, Paul Hörbiger, Dagny Servaes, ein paar gutplacierte Pointen und ein auffallendes unhappy-end, das die Liebespartner (Darvas und Deutsch) für immer auseinanderbringt, statt nochmals zu vereinigen. Da zeigt sich aber, daß es leichter ist, auf happy-end zu schimpfen, als sich von einem unlustigen Ende befriedigen zu lassen. — Auch „*November in Oesterreich*“, eine über sechs Jahre laufende Elends-Revue des österreichischen Kriegshinterlandes von Richard Duschinsky, dem jungen Schauspieler, schließt unversöhnlich, ja mit symbolistischer Verbrennung eines aufbewahrten Abschiedsbriefes, leider. Atmosphäre auch hier in einer Musterrungsszene, Angst- und Schweißgeruch statt der Hofluft Molnars, Hausierer statt Husaren, Schieber- statt Liebeshandel, und statt des höfischen Rittmeisters ein offener Train-Offizier, der, an die Wand gestellt, mit der lässigen Geste „Aber ja, aber ja . . .“ zu Boden sinkt. (Der ehemalige Marine-schlosser, spätere Burgtheaterheld Ludwig Andersen, richtige Kommiß-Erscheinung, macht das eindrucksvoll einfach.) In die schwächliche, theatralische Uebung des begabten Schauspielers Duschinsky ist eine Reißerszene (wie aus einem Sittenstück) eingefügt, Tirade des verfolgten „Polischen“, der vom Hosenträgerhändler zum gebügelten Hosen-Träger aufgerückt ist (Valentin, echt bis in die Finger- und Zungenspitze, die den Jargon beherrscht). Fast alle Schauspieler darin Wiener Herkunft, und, um die Milieuechtheit noch zu bekräftigen, auch ein ungarisches Stimmchen. (Ueber die Rolle der Ungarn in Wien, der Wiener in Berlin sprach übrigens Anton Kuh amüsant-überzeugt in einer Sonntags-Predigt.) — Nach all dem scheinen die Oesterreicher in Berlin zu den *beliebten* Ausländern zu zählen. Wtt.

„Wer mit einem kurzen, abgenagten Bleistift schreibt, der ist ein Redakteur.“ Solche Gleichnisse sind die Pointen Franz Molnars, und sie haben immer etwas Bestechendes. Aber — wie immer bei ausgesucht minutiösen Beobachtungen, deren Naturalistik aufs erste verblüffen möchte — auch das Gegenteil dieser, von einer Olympia-Hofdame gemachten Bemerkung, ist wahr: Ein Redakteur ist also auch, wer mit langen, neuen Bleistiften schreibt — denn täglich liegen die gespitzten auf dem Schreibtisch des Mannes, der somit lieber einen Stift verloren gibt als abnagt.



Photo Debschitz-Kunowski

Gräfin von der Groeben,
Vorsitzende der vaterländischen Frauenvereine



Die Schauspielerin Blanche Dergan.
Oelgemälde von Kees van Dongen



Die Dichterin Comtesse de Noailles

Photo Manuel



Modigliani, Der Pariser Kunsthändler Zborowski.
Oelgem.

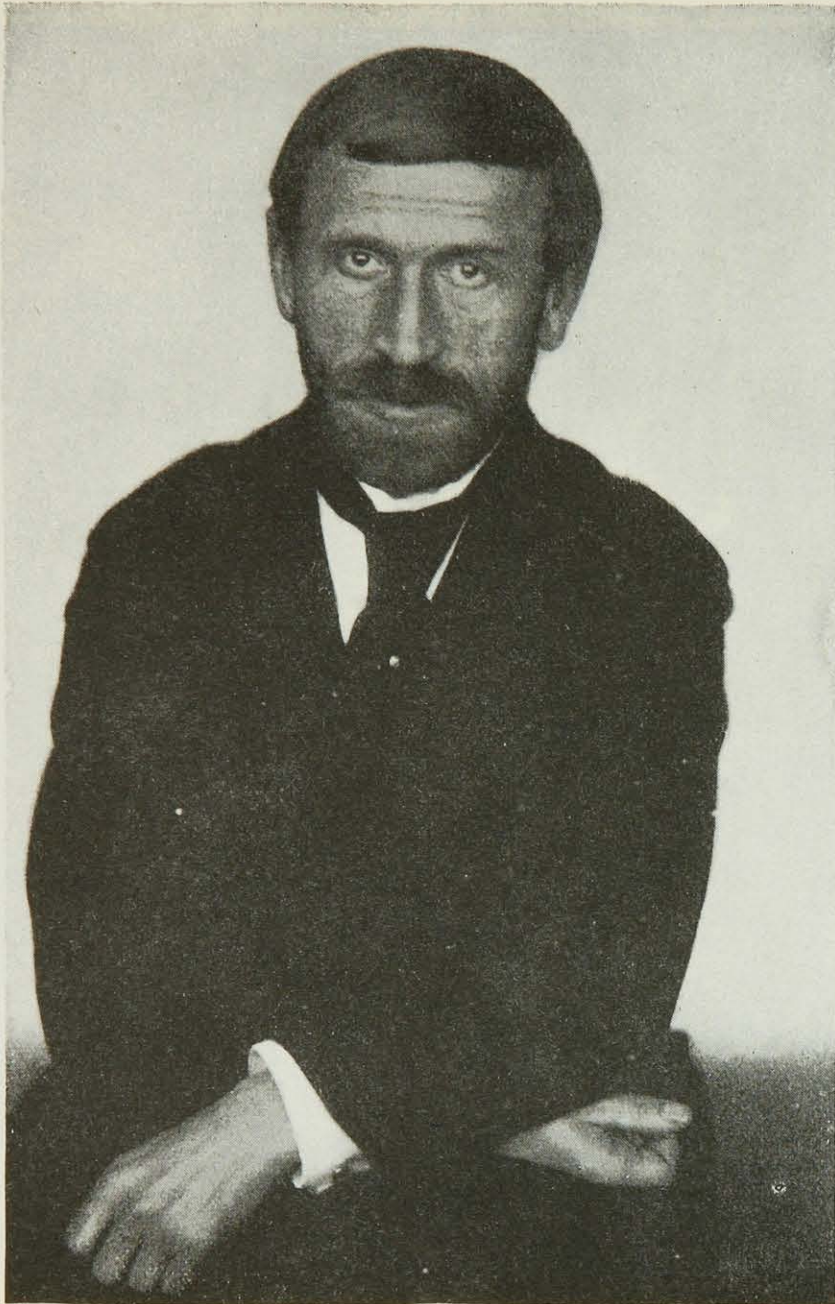


Photo Hugo Erfurth

Der Architekt Heinrich Tessenow



Photo Ruth Asch

Die Dichterin Princesse Marthe Bibesco



Photo Robertson

Harald Kreutzberg in „Robespierre & Co.“, Schauspielhaus
in Hannover



Graphisches Kabinett, München

Odilon Redon, Lithographie aus „Versuchung des Hl. Antonius“
(Hommage à Flaubert)

Nicht über mich — sprechen wir von den Jungs!

Von Peter Martin Lampel.*)

Ausgerechnet von mir wünschen Sie einen Beitrag? Ich schlage Ihnen vor: Interessieren Sie Ihr Publikum für meine Mitarbeiter. Denn wir sind ein Kollektiv — durch kein Parteiprogramm, aber durch unseren Geist und die Jugend verbunden. Der Begriff „Statist“ existiert nicht bei uns, ob es nun ein Pennäler oder Rotfrontjunge ist, oder einer von den blutjungen Schauspielern Peter Wolff, Fischer, Schäfer, Hoffmann, Anklam, Koberling, Werther, einfach die „Gruppe junger Schauspieler (Fritz Genschow)“. Wir sind entschlossen, sämtlichen Sprengungsversuchen, die von außen her oder von oben an uns herangetragen werden, zum Trotze verbunden zu bleiben, und daß ich restlos zu ihnen gehöre, ist klar, denn ohne Genschow, Bienert, Deppe und die anderen Jungs hätte noch keine Theaterdirektion die „Revolte im Erziehungshaus“ für möglich oder interessant gehalten.

Aber es handelt sich ja nicht um mich, sondern um unsere Jungs, unsere hungerissen, begeisterten Jungen, die Teller zerschmettern und mit Heiden-spektakel über die Bühne toben.

Wie ist diese Hingabe erklärlich? Die Jungen spielen *sich*, Ueberschwänglichkeit ihrer 17 oder 19 Jahre, sie reagieren ab, sie toben alle Wut und Unterdrückung aus, sie geben restlos sich selber. Sind solche Bengels nicht prächtig?

Die Ueberraschung aber nimmt kein Ende, da kommt so 'n Junge und gibt mir ein Gedicht, mit dem er einen Klassenaufsatz mit dem Thema: „Was geht uns heute Goethes oder Lenaus Faust noch an?“ beschlossen hat und abgab.

Chorus mysticus:

Alles Neuzeitliche	Die Un-Titanentat
Ist nur ein Sch . . . dreck.	Ist hier getan:
Das Frisch-Freiheitliche	Der deutsche Studienrat
Nimmt uns den Geist weg.	Zieht uns hinan!

Und nun, verehrte Redaktion, handle edel und gut und stifte jedem unserer Jungs ein Exemplar dieses Querschnitt.

Der Ruhm. In Carl Sternheims Lustspiel „Die Schule von Uznach“ wird u. a. zu einem Mozart-Menuett getanzt. Als der Dichter einmal aus seinem Schloß in die Stadt fuhr und nach vielen Jahren wieder einmal eine Bar betrat, spielte der Pianist gerade dasselbe Mozart-Menuett; worauf Sternheim bemerkte: „Man sollte nicht glauben, der Ruhm welche Kreise er zieht, — hören Sie, daß mich man zitiert?“

*) P. M. Lampel, früher aktiver Offizier, jetzt Porträtmaler und Schriftsteller, ist der Dichter des Schauspiels „Revolte im Erziehungshaus“, das von unbekanntem jungen Schauspielern mit stürmischem Erfolg herausgebracht wurde. Bisher hatte Lampel sechs Dramen geschrieben, sechzig Bühnen gestürmt und keine einzige eingenommen — die Matinee der „Revolte“ in einem Berliner Peripherietheater (Thalia-Theater, Direktion: Hans Felix) hat ihn über Nacht ans Licht gebracht.

Song aus den „Petroleuminseln“.

Von *Lion Feuchtwanger*.

Als er so viele harte Dollars gemacht hatte,
daß er alle Böden seines Hauses damit zudecken konnte,
sah er, daß er bis jetzt noch nicht bedacht hatte,
was man kaufen könnte, das wärmte und sonnte.

Er brauchte wenig Schlaf und war 57 Jahre,
sein Magen war schlecht, sonst eigentlich war er ganz gesund.
Auch hatte er noch 26 Zähne, gute, schwer zerstörbare,
höchstens um die Taille war er etwas rund.

Er sah mit Verdruß, daß man ihm nicht entgegenkam,
als er sich jetzt Meer, Himmel, Berge und Gott kaufen wollte.
Er sah mit Verdruß, daß man hier seine guten Schecks nicht nahm
und seiner Unterschrift nicht die gehörige Achtung zollte.

Er zeigte seine Schecks den Bergen, ihren Gleichmut zu brechen;
allein die Berge schauten nicht einmal her.
Er hatte nur gelernt, von Geschäften sprechen,
doch Gott sprach nicht von Geschäften, und der Himmel blieb leer.

Da saß er jetzt mit 26 Naturzähnen und sechsen von Golde,
ein erstklassiger Bursche, mit Bankkonto, eine Pracht,
und konnte nicht kriegen, was er doch bezahlen wollte.
Wozu also hatte er die vielen Dollars gemacht?

Anton Kuh hielt einen Vortrag, der insofern ein Novum darstellt, als er den Berlinern Saures mit Esprit und Grazie gab. Die Regierung und die gesetzgebenden Körperschaften, überhaupt alles, was etwas zu sagen hat, hätte Anton zuhören sollen, denn er schied reinlich. Und er braucht nicht amerikanischer zu sein, als er ist, um die Falschheit dieser Prätention nachzuweisen. Er braucht überhaupt nicht das von ihm beschworene Ideal zu sein, um loszuziehen gegen das falsche Getue dieser Stadt: er kann ihr sagen, daß sie gerne möchte, statt zu sein, daß sie immer nur wertet, statt zu leben, und selbst Werte zu schaffen, und daß sie in gewissen Beziehungen plebejisch statt barbarisch, wie sie gern möchte. Er wertet selber, wenn auch negativ, die Stadt Berlin, er ist nicht gerade ein leuchtendes Beispiel der Unbewußtheit, wie er es wünscht, sondern er ist vom Bau und sitzt bei Schwanneke, was nicht weiter tragisch ist, denn wenn er auch manchmal sich selbst in der Eile verwundet, so sagt er es mit so viel Talent, daß wir uns einbilden, er sei unser aller Vorbild. Nur der Schlips und ein Attrappen-Taschentuch, das nicht benutzt wurde, müssen abgelehnt werden.

H. v. W.

Egon Friedell weint um den alten Wein: „Ja früher einmal! Da war noch unser Wein was wert — — heut muß man froh sein, wenn man nach Hause kommt und das Schlüsselloch nicht gleich findet.“



Reemtsma

Cigaretten

Selbe Sorte
6 Pf



Suche meinen Wotan! (Schauspieler ausgeschlossen.) Adr. unter „Brunhild“ an die Exp. d. Bl. (*Kölnische Zeitung*“).

Wir weisen auf den Prospekt des Kurt Vowinckel Verlag (Berlin-Grunewald), hin, der diesem Heft beiliegt.

Der liebe Gott steht auf der Bühne.

Als er im „Faust“ mitspielte, war er unsichtbar. Er wurde von Adolf Ritter von Sonnenthal gesprochen und hieß nur „die Stimme des Herin“. Raphael, Gabriel und Michael sangen ihm Hymnen in die Kulissen, er stand neben dem Inspizienten und hatte einen Dialog mit dem kauernenden Mephistopheles. Dann rollte der Himmel zu, die Erzengel verteilten sich, Mephistopheles schlug sein aus Dreck und Feuer geborenes Gelächter an und sagte, was wir wissen: daß er von Zeit zu Zeit den Alten gern sehe.

Bei Molnar, in „Liliom“, trat der liebe Gott persönlich auf. Er verhörte den Hendelfanger im Jenseits. Fanfaren der Engel, himmlische Detektivs und Schutzleute. Der liebe Gott hieß der Konzipist, hatte einen langen weißen Bart und einen kahlen Schädel mit schneeweißem Haarbüschel und verfuhr streng und gütig zugleich mit den Selbstmördern. Es gab ein rosenfarbiges Wolkenmeer, in dem die Seelen das Bad der Läuterung nahmen; eine Kutscherprüfung, sagte der Hendelfanger von dieser Reinigung. Der Konzipist schritt hinaus, und die Schutzleute salutierten. Auch über eine Sünderin, nach diesem Sünder, hielt der Ewige auf dem Theater oder auf dem Brettl Gericht. Es war in Kischs Prager Legende die Galgentoni, die Tonka Sibenice. Ein geflügelter Klepper zog den Wagen mit den Arrestanten und Arrestantinnen, Engel mit Palmwedeln und Teufel waren die Wachtposten, Gott hieß der Präsident des Obersten Gerichtshofs, schlummerte, blätterte in den Akten und lächelte. Orgelklang und Glockengetön, das Paradies, der feine Salon der Frau Koutsky.

Krauß als der liebe Gott in Hasenclevers „Ehen werden im Himmel geschlossen“ hat die Kniehosen und das Dichterfürstenantlitz von Gerhart Hauptmann und ist von St. Peter umgeben und der heiligen Magdalena. Der Himmel ist sehr modernisiert, mit Grammophon, Lautsprecher, Tischtelefon zur Expedition und zur Kassenzentrale. Ist Hasenclevers Gott so bedenklich, wie er den Leuten schien, die gegen ihn Sturm laufen? Und darf man Gott gar nicht konterfeien, gar nicht spielen lassen? Werden wir uns klar: ob bei Michelangelo, ob bei Hasenclever, er ist menschliches Gleichnis wie jedes Götterbild. Wie auch die kleine Figur vom Holz des Feigenbaums, die ein Kongoneger geschnitzt hatte, mit einem Kopf zweimal so groß wie der übrige Körper, einem bis an die Ohren gespaltenen Mund und zwei tiefen Löchern statt der Augen, die Figur, die Baudelaire bei einem Freund sah. „Nehmen Sie sich in acht!“ sagte Baudelaire zu dem Freund, der das Idol ins Kästchen zurückwarf, „wenn es der richtige Gott wäre!“ Anatole France hat die Geschichte erzählt, als einen Beitrag zur Naivität des Anthropomorphismus.

Niemand, wenn er vom lieben Gott redet, ihn malt oder auf die Bühne stellt, macht sich dadurch irgend etwas mit dem verborgenen Wesen Gottes zu tun. Es sind nur die Schatten seines strahlenden Lichtes, in denen die Puppen des Theaters sich bewegen. Dahinter ist das unfaßbare Mysterium der „Betriebsleitung“, des Stichworts, bei dem auch in Hasenclevers Komödie der himmlische Gerhart Hauptmann, die Achseln zuckend, an die Rampe geht. Den lieben Gott kann niemand lästern. Und niemand kann ihn protegieren, auch seine zänkische Schutzgarde nicht.

Paul Wiegler.

K o n z e r t.

Ein Konzert ist, — — —
Wenn man vergißt — — —;
Aber nur ein gutes.
Gewandhaus, Busch, Klingler, Rosé
z. B.

Es gibt so Schwingen des Blutes. —
Es gibt auch Mist.
Und Mist tut weh.

Bei Musik kann man weinen,
Plötzlich ganz heiß und nüchtern.

Aber ich kannte mal einen,
Der machte mich nüchtern.

Der weinte im Kino.

Da sieht man, wie zu meinen ist,
Was Weinen und Weinen ist:

Ein Regerquartett —
Und ein Schmalz im Kino.
Ein Moment bei Gott
Und bei — — — Rudolf Valentino!

Karl Ludwig Skutsch.

„Es wäre müßig, alle Schwierigkeiten und Mühen aufzuzählen, die unsere deutschen Hochschulen hindern, die eigentlich selbstverständliche Führung in jeder kulturellen Hinsicht für unser Volk zu übernehmen. Heute handelt es sich um ein „literarisches Sonderheft“, das durch die allgemeine Verbreitung unter *die* studierende Jugend und darüber hinaus dazu beitragen soll, den Anschluß und vor allem überhaupt die Teilnahme für das Schrifttum der lebenden Generation zu vermitteln.“

RUDOLF SCHMIDT U. CO.
ANTIQUITÄTEN G. M. B. H.

Gemälde alter Meister
Ankauf / Verkauf

BERLIN W 8, WILHELMSTRASSE 46-47. ZENTRUM 7761

Also es gibt keine Hölle..

In Southport fand kürzlich der Allgemeine Englische Kirchenkongreß statt, der sich mit der Frage beschäftigte, ob es eine Hölle gäbe. Einige Herren wollten sogar die Zahl der Teufel festgestellt haben, aber der Kongreß beschloß, für die englische Kirche die Hölle als abgeschafft zu betrachten.

(Erkenntnis und Befreiung, Wien.)

To my Ocean-Girl Friend.

Once we were fair as the flowers dear,
Tender and sweet and kind,
And every fleeting hour dear,
Closer our hearts entwined.
And I was brave and true dear,
A hero of chevalree
But — I have found out you dear,
And you have found out me.

And so we have plaid our parts dear,
On the lines, that we choose to take,
We have not broken our hearts dear,
Hearts like ours don't break.
I fear our love was not true dear.
I know, we are glad to be free,
For — — I am tired of you dear,
And you surely tired of me.

Für G. Z. von G. V.

In der neuen Bedürfnisanstalt an der Danckelmannstraße in Berlin-Niederschönhausen (Spielwiese am Volkspark Schönholzer Heide) ist ein Verkaufsraum für Obst, Süßigkeiten, alkoholfreie Getränke, Rauchwaren und Druckschriften auf die Zeit vom 1. Juni 1926 bis zum 31. März 1929 zu vermieten.

Die Bedingungen und Angebotsvordrucke können vom Bezirks-Tiefbauamt Pankow (Rathaus Niederschönhausen, Zimmer 51) gegen Zahlung von 50 Pf. bezogen werden.

Berlin-Pankow, den 7. Mai 1926.

Bezirks-Tiefbauamt.
(Berl. Gemeindeblatt.)

Schuld gebar Leid, aber das Leid wurde mein Erzieher. Welche Schönheitsfreundin, die mir Verstehen und Vergeben entgegenbringen kann, will mir Lebenskamerad werden? Dringend erwünscht wäre mir ein Briefwechsel mit einer Schönheitsfreundin, die auch für das Okkulte Interesse hat; lege hauptsächlich Wert auf ein Sichfinden auf astrologischer Grundlage, denn die Sterne lügen nicht. Bin geboren am 2. 12. 95, 9,30—9,45 Uhr vorm. in + 47° 39' geographischer Breite und 7°/49' geographischer Länge östlich v. Greenwich, bin Kaufmann, evangel. (Obersekundareife). Zuschriften mit Bild unter Sonne Trigon Jupiter 4597 an den Verlag der Schönheit. *(Die Schönheit.)*

Mae West.

Von Edith von Térey (New York).

Nein, Miß West sei nicht zu sprechen, sagte die parfümierte Mulattin. Sie sei müde und habe Kopfweh.

Ich drang trotzdem mitleidslos auf ein paar Minuten Audienz: Mein Gott, sie ist ein Mordsweib und die Tochter eines Preisringers!

Hinter den Kulissen ist es doch immer armselig, selbst bei Mae West, die immerhin Dichter, Regisseur und Schauspieler in einer Person ist, und die in den letzten zwei Jahren zur sensationellsten Bühnenerscheinung des Broadway heranwuchs.

Vor dem Toilettenspiegel der winzigen Garderobe sitzt Mae, phantastisch geschminkt, wie ein schönes, träges Raubtier nach dem Kampfe... weiß und rosa... unbeweglich hinter ihr steht die Mulattin; Manets versinnlichte „Olympia“. Mit übergroßen violett ummalten Augen mustert sie gleichgültig den Besucher.

Man sagt, sie spräche im Leben denselben nasalen Dialekt ihrer dunklen Brooklyner Jugend, den sie auf der Bühne bevorzugt, und ihre Worte seien ebenso zynisch wie ihre Stücke. Nach „Diamond Lil“ empfangen sie ihre Bewunderer im Kostüm des Stückes, einkorsettiert, hochbusig, hochfrisiert, mit Diamantenstehkragen im Stile der „gay nineties“. Auch sei sie die einzige Frau Amerikas, die das Ideal der Schlankheit verabscheue und Kurven betone.

Vielleicht war es wegen des Kopfwehs — aber sie war weder übertrieben zynisch noch nasal, aufkorsettiert in weichem Spitzenpeignoir mit einem weißen durchsichtigen Turban um den Kopf. Nein, sie sei nur in ihren Rollen fürs Ueppige, in Wirklichkeit, dies könne ich doch sehen, sei sie eher schlank, nur hundertdreißig Pfund.

Eine sehr banale Frage: „Sie müssen sehr glücklich sein bei so viel Erfolg?“

„Nicht immer, besonders nach dem, was mit meinem letzten Stück geschehen ist. Man hat nämlich die zweite Aufführung ihres Stückes „Pleasure man“ nicht abgewartet, sondern am Ende der ersten polizeilich eingegriffen. Der Abtransport der „Frauenimitatoren“ im grünen Wagen war vielleicht das tragikomischste Ereignis der Theatergeschichte am „Great White Way“.

GESCHICHTE DES KUNSTGEWERBES ALLER ZEITEN UND VÖLKER

In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten
herausgegeben von Dr. H. Th. BOSSERT

In dem Band werden behandelt: Steinzeit, Völkerwanderungszeit, Skythen, Mittelmeerkulturen u. a.

Das Werk ist in 6 Bände eingeteilt. Jeder Band umfasst annähernd 400 Seiten mit etwa 1000 Textabbildungen sowie 28 Sondertafeln, von denen 8 farbige Wiedergaben zeigen.

Preis pro Band in Halbleder gebunden 42 Mark.
Die Geschichte des Kunstgewerbes ist eine notwendige Ergänzung jeder Kunstgeschichte.

**VERLAG
ERNST WASMUTH A. G.
BERLIN W 8**

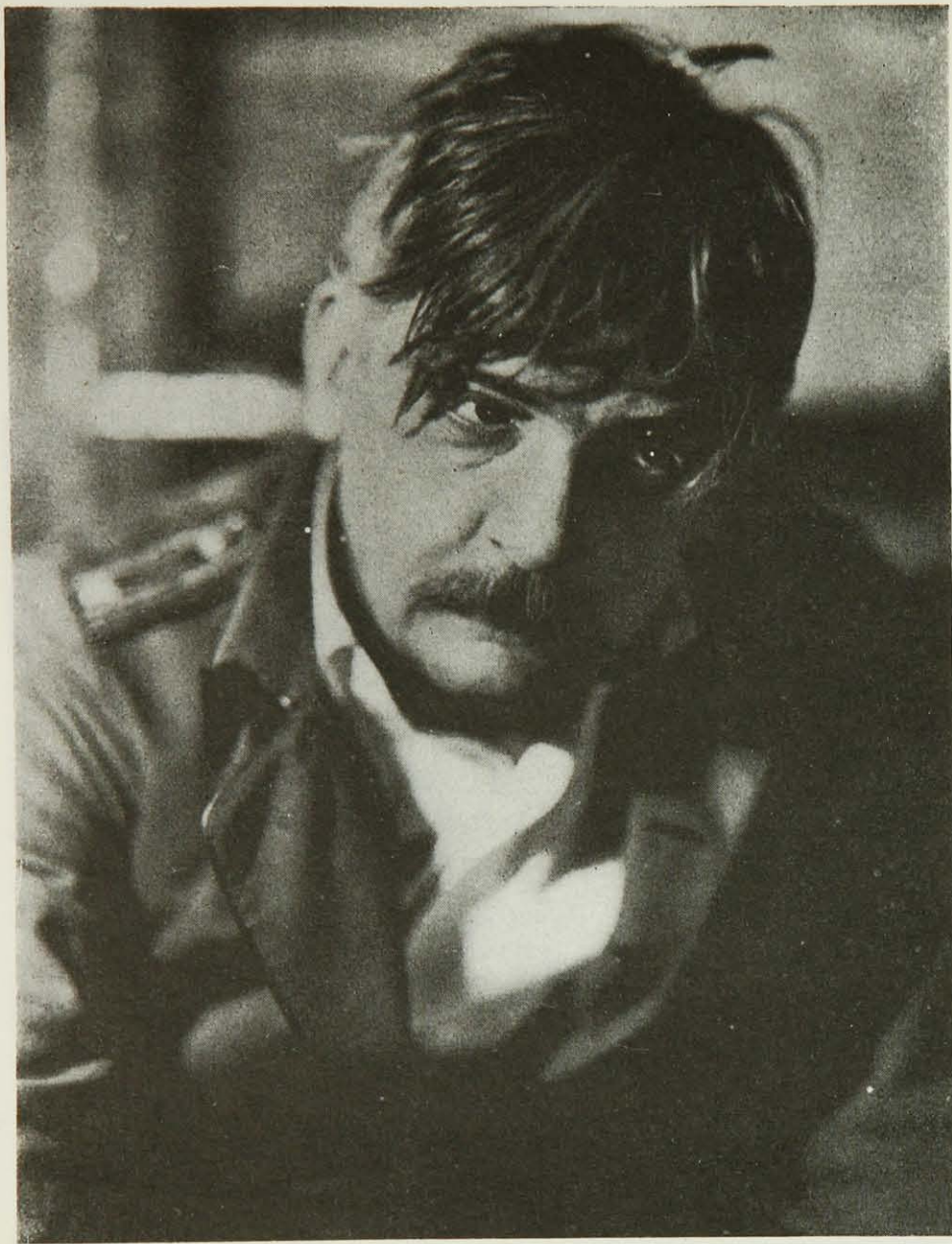
„Sie sagen, ich sei degeneriert, weil ich Männer in Frauenkleidern auf die Bühne gebracht habe“, sagt sie müde. Aber sie strengt einen Prozeß an und behauptet, vor seiner günstigen Entscheidung kein neues Stück mehr schreiben zu wollen. Die Polizei muß doch gestraft werden, denn es ist nicht das erste mal, daß sie Mae West Schwierigkeiten macht. Ihr erstes Stück „*Sex*“ wurde, nachdem es elf Monate über die Szene gegangen war, konfisziert, Mae verklagt und eingekastelt, was den Anfang ihres großen Aufstieges bedeutete. Einige Monate später wurde sie als Ehrengast des Women National Democratic Club gewählt.

Mae spielte schon mit zehn Jahren in „*Little Lord Fauntleroy*“ und sang zwischen den Szenen. Dann Vaudeville, wo sie unter anderem auch Gewichte hob (was man ihr heute noch glauben kann) und als erste den Shimmy tanzte. Dann spielte sie in einer Revue Cleopatra und schaute sich nach neuen Rollen um. Da sie keine fand, die ihr paßten, fing sie an, Stücke zu dichten und schrieb sich Rollen auf den eigenen Leib.

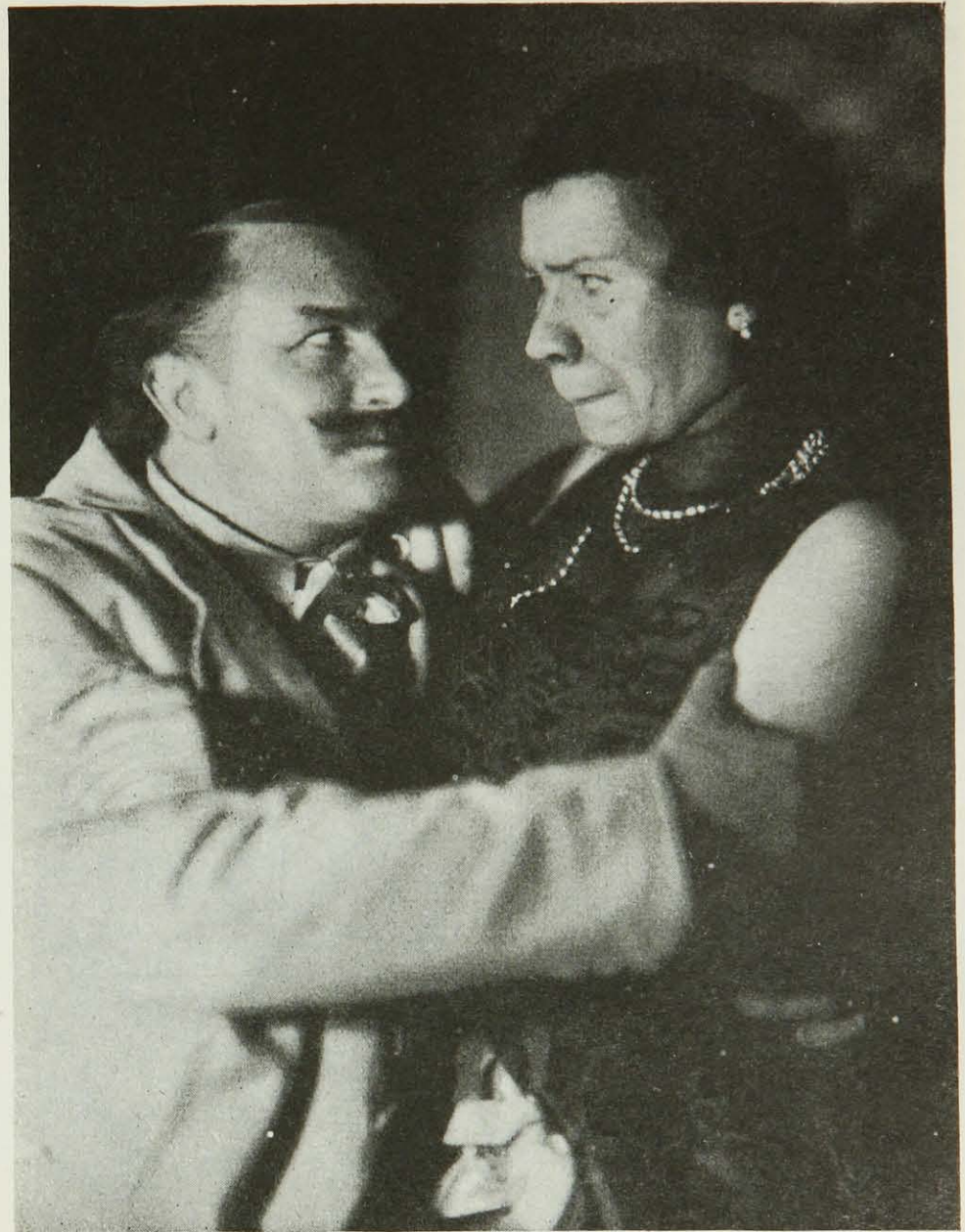
„Wie ich meine Stücke schreibe? Zuerst denke ich mir eine Handlung aus, dann suche ich mir die Leute aus, die sie verkörpern, irgend welche, es brauchen keine Schauspieler zu sein. Ich verkehre mit ihnen im Leben — dann stelle ich sie auf die Bühne, lasse sie sprechen, gelegentlich auch schreiben. Man kann nie wissen, wie sich Charaktere entwickeln, bevor man sie nicht auf der Bühne gesehen hat. Know what I mean?“

Manchmal benützt sie auch Teile von Arbeiten anderer, wie zum Beispiel in „*Diamond Lil*“, deren Programm sagt: by Mae West, suggested by Mark Linder. Das Stück spielt in den „gay nineties“, in den slums New Yorks, und ist ohne Mae in der Titelrolle schwer denkbar. Sie ist die Königin eines Freudenhauses, eine Nana New Yorks, mit merkwürdig konvulsivisch-rhythmischen Zucken des trägen Körpers und einer heiseren, zwingenden Stimme. Grotteskerweise hat sie es auf den Heilsarmee-Kapitän abgesehen, der sie und die Kolleginnen retten möchte. Das Heilsarmeegebäude steht wegen Mittellosigkeit vor Verkauf. *Diamond Lil*, generös wie viele ihres Berufes, hilft anonym zum Rückkauf, um den Kapitän nicht als Nachbarn zu verlieren. Dies erinnert an Wedekind, von dem Mae, ungebildet wie sie nun einmal ist, gewiß noch nie gehört hat. Nur mit dem Unterschied, daß Wedekind im guten Sinne tendenziös war, während sie ganz offen bekennt: „Sie verlangen Schmutz, und ich gebe ihnen Schmutz.“

Mae West hat im Laufe des Frühjahrs zwei ihrer Stücke nach Berlin verkauft. Sie weiß nicht, was mit ihnen geschehen, scheint sich auch nicht darüber zu beunruhigen. Die Selbstsicherheit dieser Frau ist monumental. Ich glaube, daß sie keinen Moment am glücklichen Ausgang ihres Prozesses zweifelt. *Diamond Lil* zweifelt auch keinen Moment an der Niederlage des frommen Kapitäns. Als er am Schlusse des letzten Aktes ihr rettungslos verfallen in die runden Arme sinkt, sagt sie mit gleichgültiger, heiserer Stimme, in der ein bißchen Verachtung vibriert: „*I knew you could be had!*“



Rudolf Forster in Gerhard Menzels „Toboggan“ (Theater in der Königgrätzer Straße, Berlin)



Marie Koppenhöfer und Eugen Klöpfer in Feuchtwangers „Petroleum-Inseln“ (Staatstheater, Berlin)

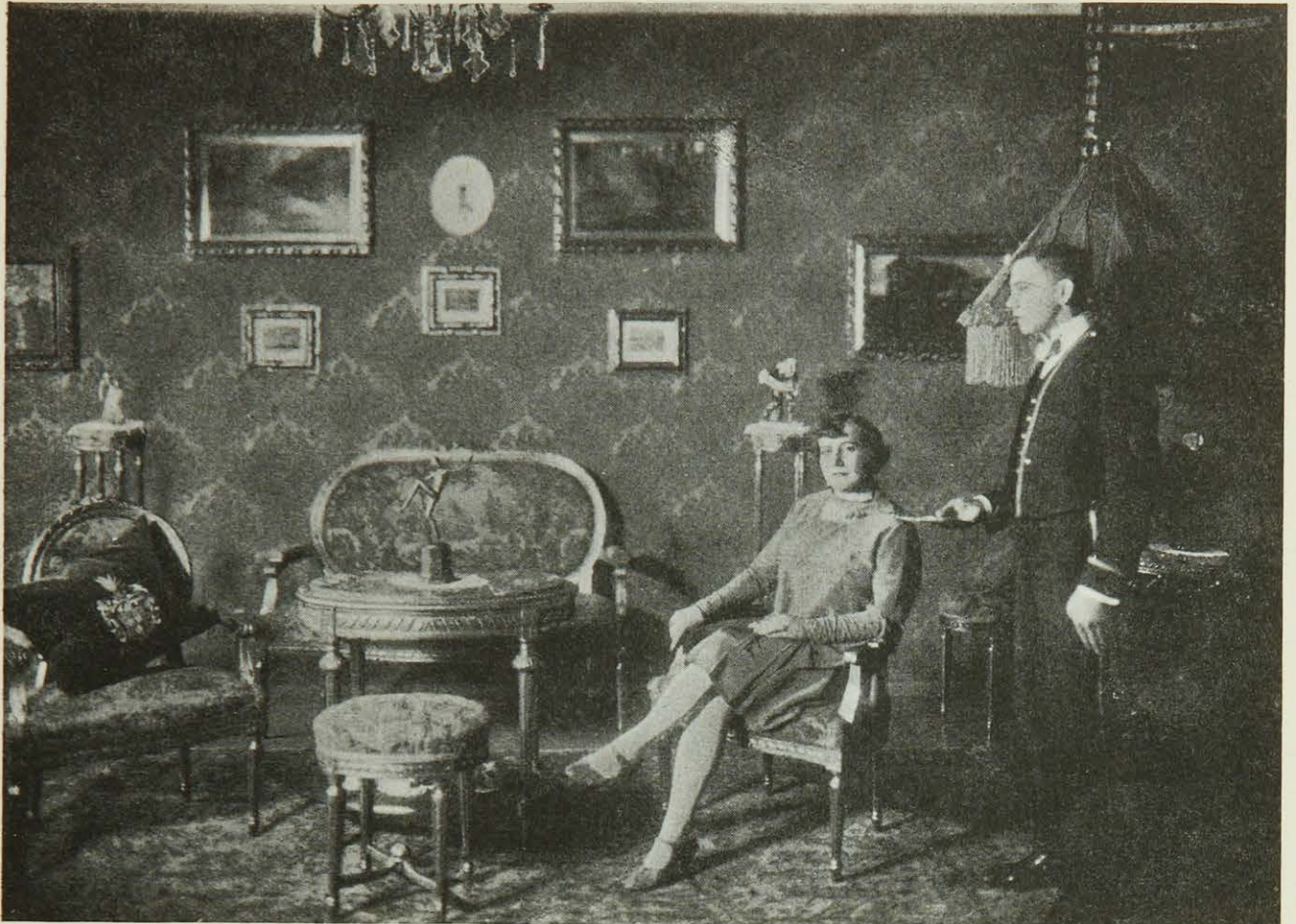
Photos Elli Marcus



„Revolte im Erziehungshaus“ von Peter Martin Lampel (Berliner Aufführung) Photo Elli Marcus



Richard Seewald, Venedig. Oelgem. 1928 Ausstellung Gal. Thannhauser



Margarethe Freifrau von Coburg

Photo Zander & Labisch



„Schwergewicht“ von Ernst Krenek (Berliner Staatsoper)

Photo-Schmidt



Photo Ufa

Die amerikanische Filmdiva Laura La Plante



Globophot

Gemästete arabische Odaliske

Komödie von 11 bis 1. Alle Jahre wieder — die Idee ist gut, denn der Deutsche kann nicht oft genug an die Oeffentlichkeit gezerzt werden, wir müssen ein Forum haben oder Hyde-Park-Versammlungen, nur damit wir unseren unkontrollierten Schlendrian loswerden.

Es fragt sich nur, ob solche Stücke das Richtige sind, wie „Es hat nicht sollen sein“ von Shaw und das „Märchen“ von Goetz, ob man nicht vielleicht mal etwas Englisches oder Französisches im Original spielen, und ob man nicht überhaupt mal etwas hätte riskieren sollen, statt dieser zahmen Wohlerzogenheiten.

Die neue Entdeckung war Herr v. Grunelius, der einen Lord gab. Er sah etwas zu gut für diesen aus. Es war ein Ideallord, wie ihn das Inselreich noch nicht gesehen hat, und der sehr langsam ging. Dieser Lord hat einen Butler (Herr v. Dörnberg), der sich erlaubt, Witze zu machen, einen nach dem anderen, und zwar auf eine Weise, die entweder ein für allemal abzustellen war, oder aber ein für allemal durchgelassen werden müßte. So eine verkappte Frozzelei eines Lords durch seinen Butler war sicher auch noch nicht da. Auch war es unseres Ermessens auffällig und selten, daß ein Butler mit Vornamen (Charlie) angeredet wurde (was sage ich: Nickname!), angeblich, weil er Bottomley hieß, welcher Name indezent wirken soll. In welchem Sinne, ist nicht ganz klar und tut auch nichts zur Sache, denn es handelt sich um ein „Märchen“.

Vielleicht war auch das „Märchen“ ein bißchen zu gut angezogen. Auf alle Fälle war es äußerst wirksam, wie es in der Gestalt der Baronin Goldschmidt-Rothschild plötzlich zehn Minuten vor dem spleenigen Schuß aus dem Vollmond heraus im Fensterrahmen steht, der auf einen schönen Park hinausgeht. Diese Rolle ist für die Baronin Goldschmidt-Rothschild direkt geschrieben, es ist eine Paraderolle mit allen schillernden Eigenschaften, die damit verbunden sind. Sie sah aus, wie ein Märchen aussehen muß: dunkel, hübsch und zart, und doch dabei ungemein praktisch und direkt, so daß es eine Selbstverständlichkeit ist, daß der Lord eingefangen wird. Sehr märchen-like, aber das nächste Mal möchte man vielleicht mehr Wirklichkeit.

Wer weiß nicht, daß die Baronin Pu Thüna eine unserer ersten Schauspielerinnen ist? Man braucht auf sie keine Rücksicht zu nehmen. Wieder jonglierte sie mit ihrer Rolle mühelos herum, so daß der arme Devaux, wenn er nicht von Natur aus so sympathisch gemütlich veranlagt wäre, es schwer gehabt hätte als der lover seiner überaus kalt und elegant spielenden Dame. Hulle (Paul Huldshinsky) ist mehr für Film veranlagt, wo er Fabelhaftes leistet, die Baronin Nadine Uexküll ist zauberhaft anzusehen, geht schön, sitzt schön, spricht schön. Die einzige dramatische Handlung in dem Stück war das Erschrecken von Hulle darüber, daß der Platz, auf den er sich setzen wollte, noch warm war. Er schnellte ausgezeichnet wieder hoch.

Wir, das wundervoll assortierte Publikum, möchten das nächste Mal möglichst keine Rollen sehen, sondern die Darsteller, wie sie sind. Liebhabertheater sind dazu da, daß man mal eine Luxusidee verwirklicht, daß man sich auf diese Weise das Leben selber ansieht, ohne daß irgendein Fremder einem fremde Rollen aufdividiert. Das wäre das richtige Dilettantentheater. *H. v. W.*

Journalisten-Geschichten.

Mark Twain war einige Zeit lang Redakteur eines Winkelblättchens in Norddakota, das er und ein paar Cowboys gewissermaßen mit dem Lasso und nicht mit der Füllfeder schrieben. Eines Tages bekam er ein sehr schönes und wahrhaft tiefempfundenes Gedicht eingeschickt, dessen Titel lautete: „Warum ich lebe“. Mark Twain antwortete im Briefkasten: „Weil Sie's uns mit der *Post* geschickt haben!“.

*

Ein Mann mit einem blauen Auge betrat die Redaktionsräume des „Arizona Kicker“ und legte dem Chefredakteur ein Manuskript vor. Aber der Chefredakteur sah sich gar nicht erst das Manuskript an, er deutete nur nach dem blauen Auge des Schriftstellers und fragte ihn: „Wem haben Sie dieses Manuskript schon angeboten?“

*

Vor Jahren soll er einmal einen Artikel geschrieben haben, der Journalist K., aber seither ist nichts Ordentliches mehr herausgekommen. Mein Gott, auch von einem Artikel kann man leben: siebenmal hat ihn K. schon der „Morgenröte“ angehängt, natürlich immer unter einem andern Titel. Und als er sich dann schon selbst schämte, den Leuten den Artikel zum achten Male zu verkaufen, ging er zu den „Abendglocken“, allwo der Artikel am nächsten Tage prompt erschien. Am nächsten Tag läutete das Telephon bei K. Sturm. Am Apparat war der Chefredakteur der „Morgenröte“: „Herr K., das ist eine Gemeinheit, uns geben Sie lauter Dreck... gestern in den „Abendglocken“ — sehen Sie, so etwas möcht' ich einmal von Ihnen kriegen!“

*

E. E. Kisch bekam aus Aachen folgenden Brief: „Ich habe Ihre herrliche Grotteske ‚Salzburg ist die Hauptstadt von Salzburg‘ im Prager Tagblatt gelesen. Da ich nun einerseits in sehr prekären Umständen lebe, andererseits aber gehört habe, welch' ein prächtiger Mensch Sie sind, bitte ich Sie, mir zu gestatten, diese Grotteske unter meinem Namen in einer hiesigen Zeitung zu publizieren, vielleicht kann ich auf diese Weise etwas verdienen. Doch müssen Sie mir erlauben, den Titel ‚Salzburg ist die Hauptstadt von Salzburg‘ (diese Stadt ist doch zu entlegen) umändern zu dürfen in: ‚Aachen ist die Hauptstadt von Aachen‘!“

*

Ein ungarischer Journalist war gestorben. Er wollte in den Himmel. Man ließ ihn nicht rein. Er wollte in die Hölle. Man ließ ihn nicht rein. Da siedelte er sich auf einem einsamen Planeten an. Eine Woche später hatte er eine Pressekarte für den Himmel und für die Hölle.

Protektion. Sehr geehrter Herr Zuckmayer! Als Namensschwester Ihrer neuesten Schöpfung frage ich an, ob Sie die Liebenswürdigkeit hätten, mir zur Uraufführung 2 Karten vielleicht zu ermäßigten Preisen zuzuschicken. Für Ihre Freundlichkeit im voraus herzlichen Dank.

Hochachtungsvoll

Katharina Knie, Rehbrücke b. Potsdam.



Rolf v. Hoerschelmann

OMER-J.-B. RENDU

PEINTRE-ARTISTE FRANÇAIS, LAURÉAT-MÉDAILLÉ

Champion des Salons de Paris depuis plus de vingt-cinq ans. Tous les genres, huile, aquarelle, pastel, garantis inaltérables. Miniaturiste.

Procédés brevetés. Peut faire aussi le buste en sculpture.

Mentions flatteuses dans les journaux parisiens et autres. Distinctions honorifiques.

Oeuvres dans les Musées.

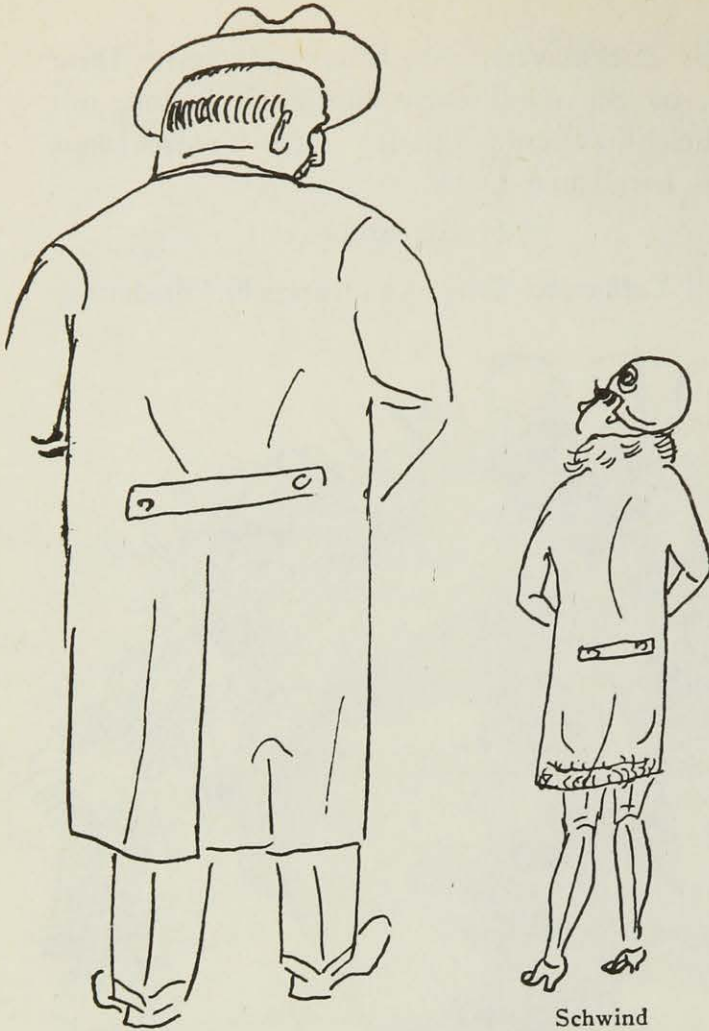
SE REND A DOMICILE

Meine GRÖSSE.

Von Wolfgang von Schwind.

Glauben Sie wirklich im Ernst, Herr Querschnitt, daß es ein Vergnügen ist, groß zu sein? Ich werde Sie gleich vom Gegenteil überzeugen. —

Auf der Schule — ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, im königlich bayerischen Kadettenkorps meiner Jugendjahre beraubt zu werden — wurde bei jedem Unfug, der passierte, immer ich erwischt, gleichviel, ob ich schuldig war oder nicht. Ich war jedenfalls in der Nähe und wurde gesehen, da ich über meine Kameraden immer um mehr als Haupteslänge hervorragte. — Schließlich hielt ich mich selbst für einen ausgemachten Verbrecher.



Schwind

Davon, daß ich sechs Jahre lang die Tortur erdulden mußte, auf zu kleinen Schulbänken zu sitzen, und niemals nach Schluß des Unterrichts das Lokal verließ, ohne daß mir die Beine eingeschlafen waren, rede ich weiter nicht.

Ich schweige von all den Qualen, die ich durchmache, wenn ich mich auf gewöhnliche Stühle setzen muß. Die meisten Cafés sind für mich unbesuchbar aus sitztechnischen Gründen. — Wenn ich, was Gott tunlichst verhüten möge, eine Fahrt 3. Klasse in vollbesetztem Coupé unternehmen muß, so ist mir jedesmal danach, wie wenn ich von einem Folterstuhl herabkäme. — Da möchte ich übrigens mal die Frage aufwerfen: „Welcher Sadist konstruiert eigentlich die Eisenbahnwagen 3. Klasse?“

Groß zu sein ist nur schön, wenn man weit über 2 Meter mißt. Wie zum Beispiel der noch unvergessene preußische Militär, der es infolge seiner imposanten Figur, er hatte über 2 Meter 10 Zentimeter, bis zum Generalleutnant brachte, oder wie die weltbekannten Riesen, deren größter eine Länge von 2 Meter 68 Zentimeter erreichte und infolgedessen nie etwas zu arbeiten brauchte.

Aber solche Leute sterben meistens früh, und dazu habe ich auch keine rechte Lust.

Ich bin also leider ein zu kleiner Riese.

Ein einziges Mal wäre es mir beinahe gelungen, mir mit meiner Größe mein Brot zu verdienen.

Es war im ersten Jahr des Krieges. Ich trieb mich beschäftigungslos in Barcelona herum und sah mit bangem Herzen, wie meine mitgebrachten Mone-ten von Tag zu Tag zusammenschmolzen. Eines Tages machten wir, ein kleiner Schweizer Ingenieur namens Lüthi und ich, unsern gewohnten Bummel auf dem Encantes, dem Trödelmarkt. Ich schnüffelte gerade in einem großen Haufen der auf dem Boden ausgebreiteten Gegenstände herum, als ich bemerkte, wie sich mein kleiner Freund mit einem Katalanen unterhielt.

Leider verstand ich damals noch keine fünf Worte Spanisch.

„Der Mann da,“ sagte Lüthi lachend, „fragt an, ob du Lust hast, dich engagieren zu lassen.“ — „Als was denn?“ — „Als Riese!“

„Als Riese?“ antwortete ich, „dazu bin ich doch viel zu klein.“ — „Er sagt,“ dolmetschte Lüthi weiter, „er reiste schon seit Jahren mit Riesen und hätte noch nie einen so großen Riesen gehabt.“

Bueno, sagte ich, wenn ich ihm groß genug bin, warum nicht!

Wir begaben uns selbdrift in eine Kneipe, wo die Engagementsverhandlung durch Vertilgung einiger Copitas anis del mono, dem Nationalschnaps, eingeleitet wurde.

Die Versprechungen waren nicht übel. Er, mein Unternehmer, wollte das Zelt liefern, ich sollte als Kapital mich einbringen. Lüthi sollte das Recht haben, an der Kasse zu sitzen, und die Einnahmen sollten zu gleichen Teilen zwischen uns geteilt werden.

Im Verlauf der Verhandlungen wurde ausgemacht, daß ich des pikanteren Reizes wegen lieber als Riesendame auftreten sollte.

Ich ließ mir nun den Kontrakt genau übersetzen und konstatierte zu meinem Schmerz einige Paragraphen, die mir nicht ganz unbedenklich erschienen.

Daß der Katalane sich das Recht vorbehielt, mich afterzuvermieten, schien mir doch nicht so ganz geheuer, wie denn überhaupt der Vertrag schließlich darauf hinauskam, daß ich lebenslänglich sein Sklave geworden wäre, ja, daß er noch nach meinem Tode mein Skelett hätte mit sich schleppen können.

Das war mir doch ein wenig zu riskant, und so setzte ich aus eigener Machtvollkommenheit noch den kleinen harmlosen Passus auf das Papier: „Beide Kontrahenten haben das Recht, den Vertrag vierzehntägig zu kündigen.“

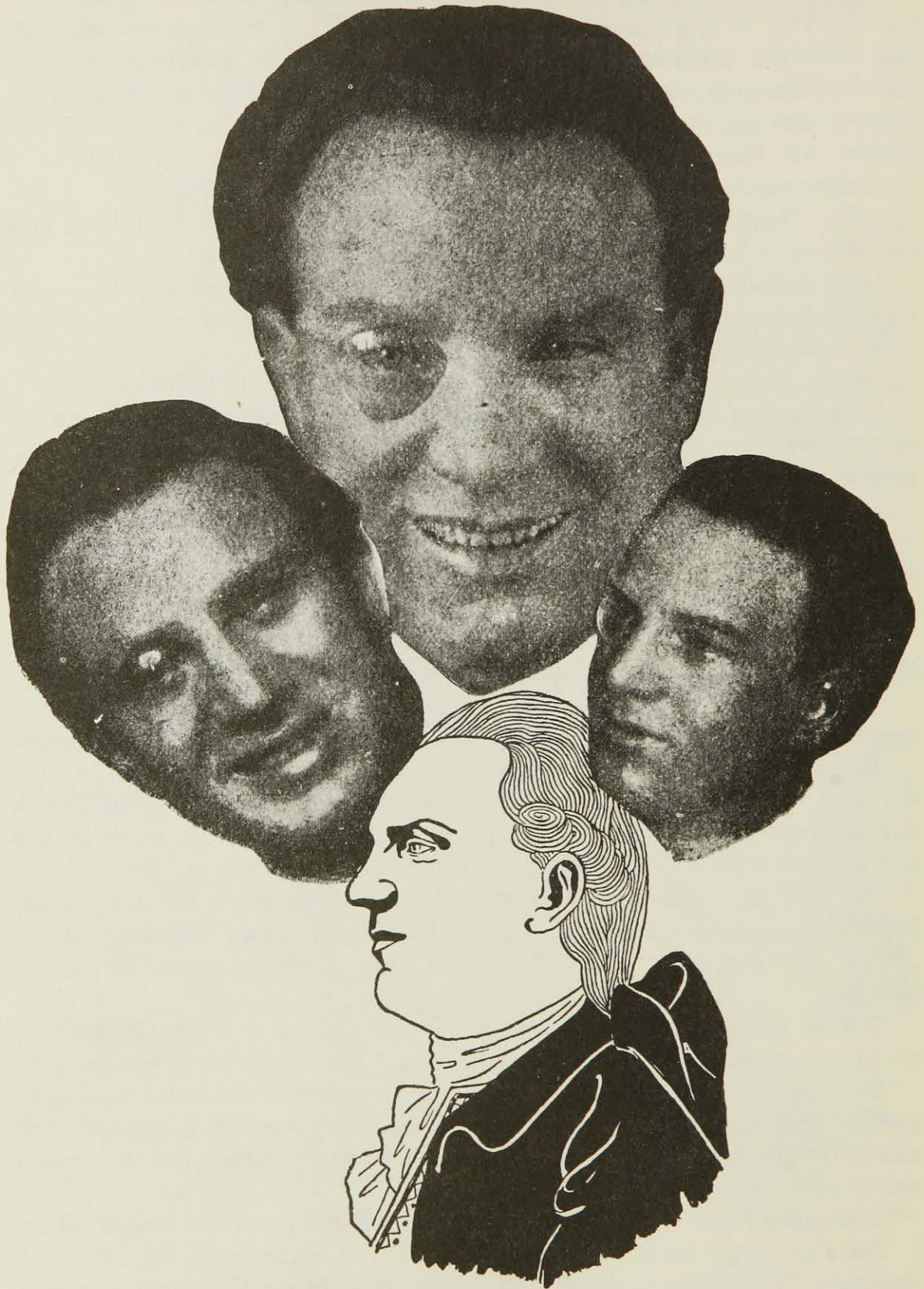
Darauf wollte er nicht eingehen, und so ist aus der einzigen Gelegenheit, wo ich aus meiner Größe hätte Kapital schlagen können, nichts geworden.

Sie sehen also, lieber Herr Querschnitt, es schaut nichts dabei heraus, so groß zu sein. Man fällt nur unnütz auf, macht sich Ungelegenheiten und auch manchmal Todfeinde. Fragen Sie nur meine Freunde Baruch und Kaufmann von der Theaterkunst.

Das ganze Personal seufzt, wenn auf einem Zettel steht, daß ich wo mittue.

Die Operateure beim Film sind auch wütend, wenn mich ein Regisseur engagiert. Sie behaupten, sie brächten mich nicht in die Objektive, entweder sei mein Kopf oder meine Füße nicht drauf.

Aber was soll man machen, man muß sich abfinden, und mein Freund, der kleine Berisch, ist mit seiner Figur auch nicht ganz einverstanden. Das tröstet mich noch ein bißchen.



Drei Tauber und ein Goethe

Photos: Schenker, Dührkoop, Schein — Zeichnung: Hane

Es taubert!*)

Eine Schallplatten-Hymne von *Waldemar Lydor*.

Für dich allein tön' meine Leier,
Lindström' ein Ständchen deiner Kunst!
Zueignung macht das Herz mir freier,
Es muß gelingen, mit Vergunst!
Die Frau'n bekennen ungezwungen:
„Du hast mit deinem Z(T)auberlied
Dich in mein zitternd Herz gesungen,
Der Lenz ist da! — Es grünt und blüht!“ —
Die Mädchen mit dem roten Mündchen
Woll'n dich zu jeder Zeit umwerben.
„Willst du“, so fleh'n sie Stund' um Stündchen,
„Ich könnt' aus Liebe für dich sterben!“ —
Ja, das alles, auf Ehr',
Könntest du und noch mehr.
Doch du singst sicher monogam:
„Ich küsse Ihre Hand, Madame!
Nicht klagen, Kind, ich weiß genau,
Die schönsten Augen hat meine Frau.
O weine nicht, Liu, dir Augentränen,
Leb' wohl, Mignon, grüß' Lorelei!
Herrjeh, wie eiskalt ist dies Händchen,
Ging da nicht eben das Glück vorbei?
Küß mich zum letztenmal, Natascha,
Am Meer hast du mich oft gehabt.
Am Rhein beim Wein, froh wie ein Pascha,
Hab' ich amala Räuscherlg'habt!
Ich fahr' nach Wien, der Stadt meiner Träume,
Als Tom, der Reimer, glückbelohnt.
Im Prater blühn schon wieder die Bäume,
Winterstürme wichen dem Wonnemond:
Ach, leise flehen meine Lieder:
Gern habe ich die Frau'n geküßt.
Ich denke an Friederike wieder,
Die meine Sonne gewesen ist.
Ich werde sie nicht wiedersehen,
O Mädchen, mein Mädchen, wie lieb' ich dich!

— — — — —

*) Aus: „Richard Tauber. Herausgegeben von Heinz Ludwig. Vorwort von Leo Blech.“ (Otto Elsner Verlagsgesellschaft, Berlin.)

Schweregewicht im Harem.

Das ist eine der originellsten und amüsantesten Ausstellungen, die Berlin je gesehen hat: „Orientalischer Kult des Intimen“, dargestellt in Pastellen eines morgenländischen Malers, zu sehen in einer Gemälde-Galerie Ecke Leipziger und Friedrichstraße.

Eine Schreckenskammer der Wollust könnte man den Raum nennen, von dessen Wänden diese Bilder auf uns herabschauen. Wir sehen daraus etwas Interessantes: während bei uns im Abendland Schlankheit zurzeit immer noch das Ideal der modernen Frau ist, züchtet der Orientale künstlich möglichst dicke Frauen. Der Aussteller versichert, daß diese Darstellungen weder Karikaturen noch eine phantastische Stilrichtung sind, sondern naturgetreue Wiedergabe existierender Frauentypen und Liebesszenen aus dem Orient. Nach seinen eigenen Erfahrungen gibt er zum besseren Verständnis der Bilder einige Erklärungen:

„Die Erotik des Orientalen begehrt strotzende Formenfülle des weiblichen Körpers, und um nach dieser Richtung hin sein Ideal zu erreichen, werden mit großem Aufwand und mit noch größerer Sorgfalt nach alter Ueberlieferung *Mastkuren* angewandt, deren Auswirkung unglaubliche Ueberextreme der weiblichen Formen ergibt.“

„Wieviel wiegen denn diese Monstren?“

„Durchschnittlich sechs Zentner; es kommen aber sogar auch acht Zentner vor! Der Wert steigt mit dem Gewicht. Der Besitz eines solchen Wesens befriedigt vor allem die Eitelkeit und den Rangstolz; denn der Unterhalt derartiger Frauen bedeutet einen Luxus, den sich nur der reiche Mann erlauben kann. Doch auch in öffentlichen Häusern werden solche Frauen gezüchtet. Europäer bekommen solche Typen nur zu sehen, wenn sie gute Freunde in der einheimischen Lebewelt haben.“

„Und wie ist die Aufmachung im übrigen?“

„In allen Farben der Rose prangend, vom zartesten Weiß bis zum sattesten Purpur, teils von Natur, teils, dank Salben und Schminken, in seidigem Goldbraun und samtene Olivtönen erglänzend, mit blauschwarzen oder hennaroten Mähnen und Riesenzöpfen, künstlich verstärkt und verlängert, lassen sich diese Huldinnen in ihrer grotesken Aufmachung bewundern. Die Bekleidung ist mehr entblößend als verhüllend und nur darauf zugeschnitten, die süße Dreihundert-Kilo-Last so verlockend wie möglich zur Schau stellen.“

„Können sie sich denn überhaupt bewegen?“

„Zum Transport werden Sänften benutzt, die von zwei kräftigen Dromedaren getragen werden. Für Hilfeleistung beim Ankleiden, Baden und sonstigen Verrichtungen wird ein Troß von Dienerschaft aufgeboden, da solche Wesen sich ohne Hilfe nicht erheben können.“

„Nun erklären Sie mir bitte die Hauptsache . . .“

„Für den Genuß gezüchtet, ist die Odaliske zugleich dem Kuß entmästet, da ihre Tugend besser als durch Haremswächter durch das Bollwerk des Leibes und die Brustwehr des Busens geschützt ist. Um im allgemeinen die Erotik des Orientalen zu kritisieren, mag es nach dem Gesagten befremdlich

erscheinen, wenn man von ihr sagt, daß sie — obwohl extrem und genußbewußt — frei von Schmutz, *diszipliniert*, *natürlich gesund* und dank überlieferter, Jahrtausende alter Kultur in ihrem innersten Wesenskern *sinnig harmonisiert* ist.“

Die Verantwortung für die Richtigkeit dieser Angaben muß man dem Aussteller überlassen. Die Bilder machen jedenfalls den Eindruck der Echtheit und illustrieren das oben Gesagte auf das komischste und eindringlichste. Vielleicht beschäftigt sich das Institut für Sexualwissenschaft einmal wissenschaftlich mit diesen Dingen. Dem „Laien“ kommt die Erinnerung an Heines:

„Diese vollen Gliedermassen
kolossaler Weiblichkeit
sind nun ohne Widerstreit
meinen Wünschen überlassen“

und er bedauert, daß nicht statt der vielen Bilder wenigstens ein Exemplar dieser sonderbaren Vertreterinnen des „schwachen“ Geschlechts hier in natura zu sehen ist.

Dr. Geno Ohlischlaeger.

Die Ausstellung chinesischer Kunst, die von der Gesellschaft für ostasiatische Kunst in der Akademie der Künste zu Berlin veranstaltet wird, ist eine der bedeutendsten ihrer Art. Die hervorragendsten Sammlungen des Inlandes wie des Auslandes sind durch Leihgaben vertreten. Wir nennen nur die Sammlung Eumarfopeulas in London, die Sammlung Stoclet in Brüssel, die Sammlung Kochlin in Paris, ebenso wie des Louvre und der Musée Grumet. Aus Rußland kommen die berühmten Funde der Expedition Kozlow, die bisher überhaupt noch nicht öffentlich gezeigt worden sind. Die Ausstellung umfaßt Gemälde und Skulpturen, Keramik, einschließlich Porzellan, Bronzen, Gold- und Silberarbeiten, Jade, Lacke, Gewebe und Teppiche. Sie ist vom 12. Januar bis zum 2. April täglich von 10 bis 5 Uhr geöffnet.

TUCHOLSKY

RHEINSBERG

86. bis 90. Tausend
Leinenband M 2.—

erzählt von der Wochenendfahrt zweier junger Großstadtmenschen. Zartes erotisches Erleben eines warmen Sommertages wird hier gestaltet mit jener feinen Ironie, die von allen Dingen weiß und doch nichts durch dieses Wissen zerstört.

AXEL JUNCKER VERLAG G. M. B. H. / BERLIN W 15

RADIO - QUERSCHNITT

Von *Walter Jäger-München.*

Rückblick auf das letzte Vierteljahr: im Mittelpunkt *Schubert-Feiern*, wo man auch hinhorchte. Seine Musik, sein Name, sein kurzes reiches Leben, Anekdoten um ihn, Briefe von ihm, Vorträge über ihn, Festreden, Aufführungen seiner vergessenen Opern und Singspiele einschließlich des „Dreimäderlhauses“ — nichts blieb uns erspart. O Gott, wer konnte das alles in sich aufnehmen, wer drohte nicht in den Wellen, die, schubert-erfüllt, von allen Seiten auf uns einstürmten, zu ertrinken? Man hörte also am besten gar nicht und schnitt vor allem vor den offiziellen Reden alle Drähte durch. Offiziellität sollte man denn doch nicht übertragen. Ueberhaupt sollte man aus der Schubertfeier lernen, nämlich 1. Keine Zeit-, Geld- und Kraftvergeudung bei großen gemeinsamen Anlässen (wozu auch die sogenannten „Gemeinsamen Veranstaltungen europäischer Sender“ gehören), sondern Zentralisierung, ein Muster- und Meisterprogramm, eine gute Funk-Rede, auf alle Sender übertragen — Schluß! — 2. Man verschone den Rundfunk mit offiziellen Feiern. Sie mögen wohl nicht zu umgehen sein, aber der Funk umgehe sie. — 3. Der Rundfunk braucht im Grunde gar keine Gedenkfeiern; er gedenkt immer, täglich, irgendeines Großen, und Schubert kommt bei ihm wahrlich nicht zu kurz.

Natürlich gilt dies im Wesentlichen für die Musik. Bei der Dichtung geht es nicht so glatt und zentralistisch; denn sie ist an die Sprache gebunden. Aber auch hierbei kann der Rundfunk zur Zentralisierung steuern. Für Deutschland: nicht neun Einzelfeiern an neun Hauptsendern, sondern eine, die auch wirklich eine ist. Nicht drei Aufführungen von Kaisers „Gas“ nebeneinander, sondern eine an dem Sender mit den besten Möglichkeiten dafür. Diese Forderung wurde wenigstens beim Reclam-Jubiläum im Oktober befolgt, das Leipzig zu feiern übernahm und übertrug. Machtvollste Konzentration bei der Uebertragung des Zeppelin-Empfangs in Lakehurst (mit langweiligstem Sprecher der Welt), in Berlin mit lebendiger Funkreportage Alfred Brauns. *Funkreportage* im besten Sinne ist hier die Reihe „Der Journalist spricht...“, was bisher radiofeuilletonistisch gut gelang. Damit dringen Probleme, Nöte, Sorgen des Alltags in die Musealität des Funks, wie es Breslau zuerst tat mit offenem „Blick in die Zeit“ und für die Zeit, den München unter Anlegung von Scheuklappen nachzuahmen sucht, Frankfurt mit der Reihe „Die neue Zeit“ mit Glück und Frechheit mimt. Es ist nämlich nichts damit getan, die Zeit einzufangen, wenn man mit dem Mikro auf die Straße oder in die Vergnügungstätten geht (Berlin) oder mit einem Hapag-Dampfer ein Stück die Elbe hinunterfährt (Hamburg) oder gar auf die Zugspitze klettert und schildert und liebelt und zur Zupfgeige schuhplattelt (München), sondern das Leben läßt sich nur künstlerisch formen oder kritisch betrachten und packend auf Wellen senden. Sein naturalistischer Abklatsch wirkt fad. So gelang Breslau die Hörrevue „Achtung Straßenkreuzung!“ von *F. W. Bischoff* immerhin so, daß ein künstlerischer Eindruck haften blieb.

Damit ist bereits die Bemühung um die Form des Hörspiels berührt. *Hagemann*, der große Theoretiker, erwachte zum Funktheaterpraktiker. Seine

Dialoge der Weltliteratur (Platon, Edda, Gobineaus „Renaissance“) waren glückhafte Versuche, theaterfremde Dichtung hörbar zu machen. In Leipzig gelang Gleiches mit „Hiob“. Aber die „Michael-Kohlhaas“-Verfälschung Bronnens — nein, laßt mich schweigen. Kleist rotierte im Grabe. Eugen Klöpfer rettete die Verirrung. — Doch Bernard Shaw! Ein Funkheil seinem Einzug! „Zurück zu Methusalem“, von Hagemann inszeniert, machte Appetit auf mehr von ihm. Was wohl bald kommen wird. — Stärkste seelische Wirkungen gingen aus in München von „Michael Hundertpfund“ (Eugen Ortner) und „Toboggan“ (Gerhard Menzel), zwei um den Theatererfolg Ringenden, denen der Funk weite, wenn auch nur einmalige Plattform war. Grabbes „Napoleon“, theater-sprödes Drama, erlebte, musikalisch und regiemäßig gestrafft, Auferstehung. Irene Trieschs sonst nicht mehr ganz zeitgemäße Sprechkunst führte „Die Troerinnen“ von Euripides-Werfel zum Siege (Breslau). In Hamburg wurde Byrons „Cain“ trotz heißem Bemühen nicht das erwartete Erlebnis; aber die Rekonstruktion des Sokrates-Prozesses durch Robert Walter gab durchaus ein Hörbild, wie es nicht besser in Form dramatischer Funkreportage im Sende-raum gestaltet werden konnte. Unvergessen auch zwei Aufführungen in Frank-furt: der „Wallenstein“, kriegerisch, knapp, unpathetisch, mit scharf getrennten Stimmen, und „Herr Lamberthier“ von Verneuil, voller Spannung, prachtvoll gespielt. Beide Male Ben Spanier rühmlicher Regisseur. In Stuttgart aber spukte gleich zweimal „Der Müller und sein Kind“. Genügsame Hörschaft!

Aber auch genügsame Sendegesellschaft. Trotzdem Programm-Aus-tausch des Besten. Die *Nachtprobe im Frankfurter Schauspielhaus* wurde zum Kuriosum des Programms, aber nicht mehr als dies. Gehört zu nicht befriedigender Funkreportage. Jedes Zeitungsfeuilleton darüber ist besser; Krach und Witze des „Bühnenvölkchens“, das der Spießer gern belauschen möchte, tun es nicht. Besser schon so ein Blick in den Zirkus, der aber nur rasch innerhalb eines Abends „Rund um die Arena“ (Dortmund) getan wurde, zur Illustrierung, nicht als Selbständiges. — Köln hat ganz famose 20-Minuten-Gespräche über Menschentum eingeführt; Hardt leitet sie, was für Güte bürgt.

Wie wohnst Du?

Die behagliche und zweckmäßige Gestaltung unserer Wohn- und Arbeitsräume ist von lebensfördernder Wichtigkeit und Bedeutung. Nicht lediglich eine Geld-frage — Geschmacksfragen sind hier zu lösen.

Frage die »Innen-Dekoration«

jene erfahrene Fach-Kunstzeitschrift, die seit 40 Jahren in ihren reichillustrierten Heften alle Wohnfragen künstlerisch behandelt.

Die »Innen-Dekoration« hat Weltverbreitung!

Auch Sie müssen diese imposanten Darbietungen kennenlernen. Bestellen Sie das **Januarheft 1929** zur Probe zu Mark 3.—, sichern Sie sich das Jahres-Abonnement zum verbilligten Bezugspreise von vierteljährlich Mark 6.—



Für Mark 3.—

erhalten Sie das Januarheft 1929, das Eröffnungsheft des 40. Jahrgangs, mit 70 Bildern und Kunst-Beilagen sowie interessanten Text-Beiträgen.

Verlagsanstalt ALEXANDER KOCH
DARMSTADT N 5

Bezug auch durch die Buchhandlungen. Illustrierter Prospekt gratis

BÜCHER - QUERSCHNITT

PETER SCHMIDT, *Das überwundene Alter*. P. List Verlag, Leipzig.

Populär wurden nur die Witze mit der regenerierten Potenz. Damit hat diese erste ausführliche und genaue Arbeit über die regenerierte zu früh geschwundene Arbeits- und Lebenskraft nichts zu tun. Der Einwand, daß, wer durch den Irrsinn der Arbeit sich zu früh erschöpfe, nicht wert sei, daß man ihm zu noch weiteren Jahrzehnten gleicher Vergeudung ver helfe, beträfe ja nur heutige Zufälligkeit. Prinzipiell trifft er nichts. Der zufällige Mißbrauch einer wissenschaftlichen Tatsache spricht nicht gegen diese Tatsache. Der ausgezeichnete Gelehrte hat hier in Schrift und Bildern alles Wissenswerte beigebracht und in vortrefflicher Gesinnung. F. B.

ANNETTE v. DROSTE-HÜLSHOFF u. LEVIN SCHÜCKING, *Briefe*. Fr. Wilh. Grunow Verlag, Leipzig.

Abgesehen von sympathischer Aufhellung der bisher „ungeklärten“ Beziehungen zwischen der Dichterin und Levin Schücking, die einseitige Droste-Schwärmer mißdeuten, gewährt dieser von Dr. Reinhold Conrad Muschler trefflich bevorwortete und um viele unbekannte Briefe bereicherte Band überraschenden Einblick in das Schaffen der beiden bedeutenden Menschen und in das Wesen des deutschen Journalismus jener Jahre (1840—1843).

LEVIN SCHÜCKING und LOUISE VON GALL, *Briefe*. Herausgegeben von Dr. R. C. Muschler mit einer biographischen Einleitung von Dr. Levin Ludwig Schücking. Fr. Wilh. Grunow Verlag, Leipzig.

Nicht nur als Ergänzung obiger Briefe bleibt diese kaum Jahresdauer umfassende Korrespondenz wertvoll — die ungewöhnliche Art, wie zwei junge, begabte und geistreiche Menschen miteinander plaudern, sich erwärmen, erschließen, bis heftiges Zusammengehörigkeitsgefühl sie, ohne daß sie sich je gesehen hätten, zu fester Bindung drängt! Wie aus der schriftlichen Verlobung eine harmonische Ehe erwächst — das ist ein spannender Herzens-Roman der, Unmittelbarkeit eigenen Erlebens widerspiegelnd, Kenner und literarisch weniger interessierte Leser gleichermaßen erfreuen dürfte. L. Th.

JAMES BRANCH CABELL, *Jürgen*. Eine Komödie um die Gerechtigkeit. Insel-Verlag, Leipzig.

Wer erinnert sich nicht der Höhle des Montesino beim Lesen dieser höchst wunderbaren Begebenheiten aus Jürgens, des Pfandleihers Leben? Er paktiert mit dem Teufel, verzaubert reitet er nach rückwärts in den Garten der Legende, hält allen Versuchungen stand und kehrt schließlich zu seinem Ehedrachen zurück . . . Das will fröhlichen Sinnes, ohne viel Tifteln und Kombinieren, genossen werden. Die ausgezeichnete Verdeutschung (Karl Lerbs) erhöht die Wirkung des phantasie- und humorvollen Buches. L. Th.

FRANZ BLEI, *Lehrbuch der Liebe und der Ehe*. Avalun-Verlag, Hellerau.

Nicht etwa ein psychologisches Gegenstück zu van de Velde, nur eine Konversation über alles mögliche, was so in Liebe und Ehe unterlaufen kann. Systemlos scharmant. Aus historischer und aktueller Erfahrung. Ueber 300 Seiten so unterhaltsam dahinzuplaudern, ohne Urteilsgewicht, leicht getragen von der Anekdote, so zu lehren, — wer macht's Franz Blei nach? F. H. L.

CONRAD FERDINAND MEYER, *Jürg Jenatsch, Angela Borgia*. Th. Knauer Nachf., Berlin.

Diese Neuherausgabe der Gesammelten Werke C. F. Meyers zeichnet sich durch besonders sorgfältige Textrevision aus. (Herbert Cysarz und Friedrich Michael.) Druck und Papier sind vorzüglich.

A. F A D E J E W, *Die Neunzehn*. Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin. Roman des Partisanerkrieges der Sowjets in der Mandschurei gegen die von Japanern unterstützten Weißen unter Koltshak. Die Sowjetspartisanen, geführt von einem Trotzki, einem schmächtigen, dem Kriegshandwerk im Grunde fremden, aber geistig überlegenen Juden, in der meist aus Kumpeln bestehenden Mannschaft die charakteristischsten Typen des russischen Volkes. Die Seelenkämpfe überwiegen die realen, der Feigling und die Bestie kämpfen mehr gegen den Feind in sich als gegen den äußeren. Jeder Typ ist in all seinen Handlungen und Regungen bis in die geheimsten Aeußerungen entblößt und erkannt, aber all dies in der saftigen, lebenstrotzenden Buntheit und Aktivität, die fesselt und mitreißt, die die Landschaft und ihre Atmosphäre lebendig mit in das Geschehen aufnimmt und einen Reichtum ausbreitet, der mit der Dusterheit und Hoffnungslosigkeit der Episode versöhnt. Schade, daß der Verlag auch diesmal keinen besseren Uebersetzer mit dieser lohnenden Aufgabe betraut hat; das Auslandsdeutsch verärgert den interessiertesten Leser. Schi.

DER POTTLETON BRIDGE CLUB, *seine Mitglieder, ihr Spiel und ihre Leichenreden mit einigen Kommentaren*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Verjüngung, Jazz und Bridge sind die drei Characteristica unserer Tage. Da ist es nicht mehr als recht und billig, daß ein so kurzweiliges, schnellförderndes Lehrbuch wie „The Pottleton-Bridge Club“ und „Mrs. Pottletons Bridge Parties“ von Hugh Tuite (recht lebendig übersetzt von F. v. Reznicek-Ghika) auch deutschen Lesern zugänglich gemacht wird. Allen Bridge-Beflissenen angelegentlich empfohlen. L. Th.

VIRGINIA WOOLF, *Eine Frau von fünfzig Jahren*. (Mrs. Dalloway.) Insel-Verlag, Leipzig.

Wir begleiten diese Mrs. Dalloway von morgens bis Mitternacht durch das verblüffend gut porträtierte Nachkriegs-London. Hätte Joyce Schüler, so wäre Virginia Woolf zu den begabtesten unter ihnen zu zählen! Sie meidet seine Fehler, aber das rasch pulsierende Erfassen alles dessen, was Auge und Ohr wahrnehmen, das Bestreben, erschütterndes Lebensgefühl im Rhythmus kreuz und quer laufender Gedanken zu vermitteln, deutet auf sein Beispiel. L. Th.

ALBERT SCHWEITZER, *J. S. Bach*. Mit einer Vorrede von Charles M. Widor. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Die Neuauflage dieses wundervollen Buches verdient besondere Erwähnung, hat doch sein Verfasser der ungewöhnliche Arzt, Orgelspieler, Theologe, Schriftsteller und Träger des Goethepreises darin gezeigt, wie man ein schwieriges Thema so mustergültig, erschöpfend und zugleich vital behandeln kann, daß auch Laien es zu fassen vermögen. L. Th.

HERBERT EULENBERG, *Schubert und die Frauen*. Avalun-Verlag, Hellerau.

Schubert-Jubiläum ohne Analyse seiner Erotik ist undenkbar! Dieser sorgsam ausgestattete, mit hübschem Bildmaterial geschmückte Band erfüllt taktvoll diese Aufgabe und eignet sich trefflich zum Weihnachtsgeschenk für empfindsame Gemüter. L. Th.

HEINRICH HAUSER, *Brackwasser*. Reclam-Leipzig.

Soweit dieser Roman vom Matrosen Glen und dem Leben an Bord handelt, erfreulich frisch und anschaulich. Auch von bestem Humor, wenn es sich z. B. um die Schilderung eines Löschtages handelt. Leider aber nimmt Glen ein kleines mexikanisches Halbblut-Dirnchen mit nach Hause auf seine Hallig-Insel. Und da wird die Geschichte allzu sehr Brackwasser. F. H. L.

RINGELNATZ, *Allerdings*. Gedichte. Berlin, Ernst Rowohlt.

Ringelnatz, maritimer Strolch von Shakespeares Laune, Nasenbohrer von Gottes Gnaden, ist in diesem Band arriviert; er torkelt, lallt und gluckst nicht mehr, sondern exekutiert in Reim und Vers die deutsche Normal-Syntax. Der kleine, geniale Farbtropfen seines Talents ist (siehe schon die mächtige äußere Aufmachung des Buchs) ins Breite zerflossen; Folge des deutschen, snobbistischen Wettbewerbs im Talententdecken und der bewundernden Gier, mit der sie sich auch auf die kleinsten Tropfen stürzen — ein Meer von Wasser ist ihnen lieber als ein Tropfen Blut. Sie haben jetzt dem armen Ringelnatz zwei vakante Posten angeboten: den eines „deutschen Henry Rousseau“ und den eines „deutschen Schwejk“ — übermorgen kann von einem solchen Dichter nicht mehr viel da sein. Freuen wir uns, was heute und in diesem Band noch alles da ist!

Anton Kuh.

ISOLDE KURZ, *Der Ruf des Pan*. Zwei Geschichten von Liebe und Tod. Rainer Wunderlich, Tübingen.

Sie spielen in Italien, diese beiden Geschichten, sind genährt und getränkt von der Glut dieses Landes. Menschen und Gegenden, die uns Isolde Kurz schon oft gezeigt in ihrer gepflegten, schweifenden, etwas lehrhaften Sprache, eingefasst und unterstrichen durch eine Rahmenhandlung, wie wir sie an ihr kennen. Und immer wieder sind wir gepackt und erschüttert durch die von Aberglauben und Mystik durchwobenen Schicksale schlichter, leidenschaftlicher Menschen, die mit der Natur tief verwachsen sind. Wundervoll ist die Gestalt der „Carlotta“, aus einem Guß, von einer Künstlerhand geschaffen.

E. M.

HANS FLESCHE, *Die beiden Wege*. Merlin-Verlag, Baden-Baden.

Ein merkwürdiges Buch. Flesch haucht allen Dingen, jedem Gegenstand, jedem Baum, jedem Wesen neues Leben ein, findet neue Töne, neue Farben. Eine Straße, einen Strick, ein Kinderzimmer, eine Turnstunde, das ganz Alltägliche um uns herum auf diese lyrisch-epische Art zu sehen, wird besinnlichen und verträumten Menschen Freude machen.

E. M.

FRIEDRICH GRIESE, *Die Flucht*. Bruno Cassirer Verlag, Berlin.

Drückende Schwere lastet hier, grau in grau sind die Farben. Ein rauhes Klima, harte Arbeit und Weltabgeschiedenheit hat diese Menschen aus dem Noortal, die hier geschildert werden, so herbe werden lassen. Kampf zwischen Vater und Sohn, um der Mutter willen, die der Vater betrogen hat. Dieser Mann, Christian Varg, steht im Mittelpunkt des Geschehens, ein Schwächling und uns doch menschlich sehr nahe. Ein aufrichtiges, wertvolles Buch, aber bedrückend, und es gehört fast Mut dazu, sich durchzulesen.

E. M.

DAVID HERBERT LAWRENCE, *Die Frau, die davonritt*. Insel-Verlag, Leipzig.

In diesen sechs Variationen über das unerschöpfliche Thema Erotik schildert Lawrence mit gewohnter Spannkraft und erstaunlichem Einfühlungsvermögen die zwiespältigen Seltsamkeiten weiblicher Psyche. Besonders virtuos gelingt ihm das in der Kriegsnovelle „Der Fuchs“, während die mystische Titelerzählung durch exotisches Landschaftskolorit imponiert und fesselt.

L. Th.

CLARA und WILLIAM STERN, *Die Kindersprache*. (Monographien über die seelische Entwicklung des Kindes. I.) Joh. Ambr. Barth, Leipzig, 1928. Nach einer sorgfältigen und vollständigen Materialsammlung an den eigenen Kindern des Ehepaars Stern bringt das Buch eine eingehende Psychologie der Kindersprache, die dann methodisch philologisiert wird.

D.

MUSIKALIEN - QUERSCHNITT

Unsterbliche Walzer für Klavier zu 2 Händen. 2 Bände. Edition Schott, Mainz. Man darf wieder walzen! Um so willkommener diese scharmante Galerie erlesener Walzerschönheit. „Unsterbliches“ Kulturdokument — auch für Nichttänzer . . .

Schuberts Klavier-Werke. Sieben Bände. Herausgegeben von Max Pauer. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Wer sich in Schuberts Melodienflut zu versenken liebt, wird mit Genuß diese treffliche Ausgabe benutzen, die Urtext und Neubezeichnungen angenehm verdeutlicht.

FRITZ AXENFELD, Kindersang. 75 beliebte Kinderlieder. Buchschmuck von M. Grengg. Verlag Friedr. Hofmeister, Leipzig.

Diese ganz entzückende Sammlung alter Volks- und Kinderlieder mit leicht spielbarer Klavier-Begleitung und echt kindlich-bunten Bildern verdient besondere Anerkennung.

Das neue Klavierbuch. Eine Sammlung von Klavierstücken zeitgenössischer Komponisten. Herausgegeben von H. Autenrieth-Schleußner, Band 1 (leicht), Band 2 (mittel). Schott's Söhne, Mainz.

Aufschlußreicher und amüsanter Querschnitt durch ältere und jüngere Heroen der Dissonanz sozusagen. Moderne „Kinderszenen“ für große Leute . . .

L. Th.

SCHALLPLATTEN - QUERSCHNITT

Divertimento Nr. 8, F-dur und Nr. 14, B-dur (Mozart). Leipziger Gewandhaus-Bläser-Quintett. Grammophon 95 166/67. — Diese an Einfällen und Klangkombinationen unerschöpflichen *Divertimenti* im wahrsten Sinne des Wortes können nicht besser geblasen werden.

„Susann', du hast ja fast gar nichts mehr an . . .“ und „Gehst du mit nach Honolulu?“ Die Abels mit Klavier. Homocord 4—2805. — Beileibe keine Imitation überseeischer Quartettisten, sondern — zwar deutsche, aber — in ihrer Art vollkommene Gesangshumoristen.

Chopin-Etuden op. 10, Nr. 1, 2, 3, 7. Klavier: Wilhelm Backhaus. Electrola D. B. 1132. — Als Beweis für die Unverwüstlichkeit dieser Stücke willkommen.

Trompeter von Säckingen („Behüt' dich Gott . . .“) und „Hab' ich nur deine Liebe“ aus „Bocaccio“ (Suppé). Trompeten-Solo Karl Neumann mit Orchester. Grammophon 21 715. — Seidige dolcezza, virtuoser Glanz, ppp. Echo.

„O Mädchen, Mädchen, wie lieb' ich dich“ aus „Friederike“ (Lehár). Tenor: Hans H. Bollmann mit Orchester. Dirig. Dr. F. Günther. Homocord 4—8915. — Was würde Goethe zu dieser — übrigens hübsch gesungenen — Seesenheimer Nationalhymne sagen??

Chloe (Moret) und „My Ohio Home“ (Donaldson). *The Singing Sophomores*. Male-Quintett with Piano. Columbia 4866. — Dramatisch zugespitzte Balladen mit allen Vorzügen des angenehmen Quintetts.

Saxema und Marilyn-Walzer (Wiedoeft). Saxophon: Rudy Wiedoeft mit Klavier. Electrola E. G. 905. — Wirksames Ausruh- und Ablenkungsmittel.

- Impromptu B-dur op. 142, Nr. 3 (Schubert)*. Gespielt von Walter Gieseking. Homocord 1—8605. — Schmeichelnd schwunghaft, äußerst klavieristische Wiedergabe des gemütvollen Tema con variazioni.
- Altbayerischer Schuhplattler (Walzer)* sowie „Fröhliche Stunden“. Concertina-Virtuose: Arno Seifert. Electrola E. G. 841. — Kein Dorf, keine Lustbarkeit in Bayern ohne diesen komisch-hypochondrischen Dreher! Fabelhaft gehandhabt.
5. *Brandenburgisches Konzert (Bach) für Cembalo (Alice Ehlers), Violine und Flöte*. — Reizender Prestosatz, stets durchsichtiges Tongewimmel.
- „Lobe den Herren“ und „Ein' feste Burg“, gesungen vom Staats- und Domchor unter Prof. Rüdell. Odeon 6652. — Gutes Material, klare Intonation, echt preußisch-protestantische Herbheit.
- „Lettische Chöre“, von Cooper dirigiert: Mussorgskis Boris Godunoff. Parlophon 9294. — Aeüßerst bilderreiche, originelle Musik. Cooper's (Kuper's) Chöre haben wir noch in bester Erinnerung! Erstklassige Platte.
- „Zigeunerchor“ aus „Troubadour“ (Verdi) und „Soldatenchor“ aus „Margarete“ (Gounod). Chör der Mailänder Scala mit Orchester, italienisch. Fonotipia 0-3900. — Wie verschieden phrasieren Germanen und Lateiner! Aufschlußreiche Platte für Amateure und Experten.

Orchester.

- „Idomeneo“-Ouvertüre (Mozart). Philharmonisches Orchester. Dirig. Erich Kleiber. Grammophon 66729/30. — Warum hören wir nicht mehr von dieser herrlichen Musik, z. B. die für den Konzertsaal zusammengestellte „Idomeneo-Suite“ (Busoni)? — Rückseite: Deutsche Tänze (Mozart), neue Folge.
- The „Clock“ Symphony (Haydn). Hallé Orchestra, conducted by Hamilton Harty. Columbia L. 2088/89. — Allerliebste Tonmalerei mit dem berühmten Uhrenschlag. Gut geratene Reproduktion.
- Slawische Tänze Nr. 3 op. 46. (Dvorak.) Staatsopernorchester. Dirig. Leo Blech. Electrola E. J. 290. — Wenig gespielte, rhythmisch und melodisch gleich interessante Bohemia. Vorzügliche Platte.
- Römischer Karneval (Berlioz). Orchestre Colonne. Dirig. Gabriel Pierné. Odeon 8728/29. — Echte „Phantasiestücke“, Hoffmanneske Atmosphäre, brillante Orchesterleistung — obzwar Gefühl und Klangschönheit etwas zu kurz kommen ..
- Oberon Ouvertüre (C. M. v. Weber). Philharmonisches Orchester. Dirig. Hans Pfitzner. Grammophon 95 091. — Vorbildliche Interpretation, inspiriertes Orchester — entzückende Platte!
- Es-dur-Symphonie (Mozart). Staatsopern-Orchester. Dirig. Erich Kleiber. Electrola E. J. 199 bis 201. — Keine „Rokoko-Symphonie“, sondern vorweggenommener Beethoven. Labsal für Ohr und Herz.

Tanzplatten.

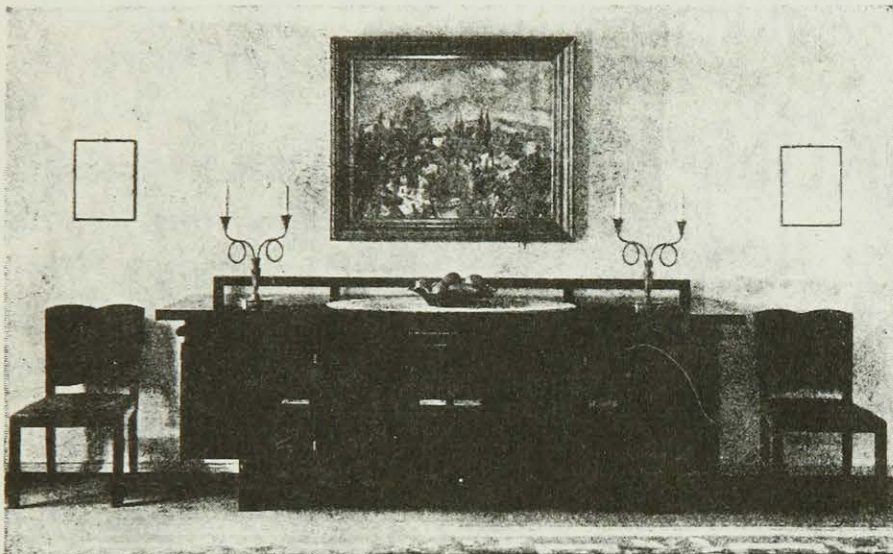
- Fascination Vamp (Nußbaum). Fred Bird's Salon-Jazzband. Homocord 4—2868. — Vampnen Sie schon? Fred Bird serviert diese kleine Novität verbindlich und brillant. — Rückseite: Wings. (Zamecnik) Trot.
- Tarde Gris y Cumparsita (Martini—Mattos). Original Tango Orquesta Ed. S. Person. Homocord 4—2869. — Ganz besonders hübsch interpretiert. Gute Platte.
- The Waltz of Love (Koehler-Verges). Johnny Hamp's Kentucky Serenadere. Elektrola E. G. 927. — Angenehm ungesüßter Waltz. — Rückseite: Sei glücklich! Trot. Eddie Harkness-Orch.

Th.

GALERIE ZBOROWSKI
PARIS 26, RUE DE SEINE



CHARBONNIER / THERESE DEBAINS / DERAÏN /
EBICHE / PIERRE FARREY / OTHON FRIESZ
FORNARI / FAUTRIER / HABER / KISLING /
MODIGLIANI / RICHARD / SOUTINE / UTRILLO



ENTWURF PROFESSOR BRUNO PAUL

VEREINIGTE ZWERKSTÄTTEN
BERLIN BUDAPESTER STR. 14

PREISWERTE QUALITÄTSMÖBEL
ENTWÜRFE ERSTER ARCHITEKTEN
ZIMMER VON MK 800 AN

Gegenüber dem
„Boeuf sur le Toit“

YVANGOT
PARIS 29, RUE DE PENTHIEVRE



CHAGALL / DUFY / DE SEGONZAC
KOLLE / LA SERNA / MODIGLIANI
PICASSO / SERAPHINE / VIVIN ETC.

QUERSCHNITT ABONNENTEN

erhalten gymnastisches
Körpertraining zu Son-
derbedingungen. Unter-
richt in kleinen Gruppen
und einzeln. Künstler-
Kurse, Herren-Kurse
Sandra Lucius Schule
Berlin W 30, Bamberger
Straße 43. Lützow 9521

Kunst-Auktions-Haus

LEO

GRÜNPETER

jetzt

Budapester Straße 4

Berlin W 10

Versteigerung

von

ganzen Sammlungen
und Einzelstücken

Taxen kostenlos

Studien- Ateliers

FÜR MALEREI UND PLASTIK

28. Schuljahr

Lehrkräfte: Josef Bató, Robert
Erdmann, Eugen Spiro (Zeichnen
und Malen), Moritz Pathé (Tierklasse),
Professor Otto Arpke, (Plakat, Mode,
Schrift), Paul Könitzer (Perspektive).
Nachm.-Klasse u. Abendk. ohne Korrektur
Aufnahme jederzeit. - Näheres im Büro

CHARLOTTENBURG
Kantstr. 159. Fernspr. Bismarck 3719

Haustrinkkuren

mit dem
rein natürlichen wohlschmeckenden

Emser Kränchen

(etwa 30 Flaschen)

Seit Jahrhunderten empfohlen

von berühmten Ärzten - Dryander
(1535), Etschenreuther (1571), Wei-
gelius (1627), Horst (1659), Jüngkens
(1703), Wolfart (1716) u. a. m. -

bei Katarrhen, Husten,
Heiserkeit und Verschleimung,
Asthma, Grippe, Grippefolgen,
bei Magensäure (Sodbrennen),
Zucker und harnsaurer Diathese



Staatliche Bade- und
Brunnendirektion Bad Ems

DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwerfbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Winter-Trimesters am 2. Januar. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemersmid

Jetzt ist die rechte Zeit

um die gut gelungenen Aufnahmen des Vorjahres, falls es noch nicht geschehen sein sollte, dem



Wübben-Album



einzuverleihen. So werden Ihre Bilder, vor Beschädigungen geschützt, Ihnen und auch kommenden Generationen wieder und wieder Freude bereiten. Der säurefreie Karton läßt Ihre Bilder nicht verblassen. Zu beziehen durch die Photohandlg.

Im letzten Dezemberheft des Querschnitt haben Sie den amüsanten Artikel: „Flip, Die Ansbacher Spruchsteller“ gelesen

**Bestellen Sie sofort: Die Ansbacher
Fayence-Fabriken**

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Keramik
von DR. ADOLF BAYER 1710-1839

Mit 211 Abbildungen und Markentafeln. Leinen M 15.—

VERLAG C. BRÜGEL & SOHN A. G. / ANSBACH (BAYERN)

Mitteldeutsche Rundfunk A.-G. in Leipzig

Die Gesellschaft beabsichtigt, in den Vorstand ein Mitglied zu berufen, dem die Durchführung der gesamten musikalischen und literarischen Aufgaben der Gesellschaft unterstehen soll. In Frage kommen nur Persönlichkeiten, die umfassendes und tiefes fachmännisches Können besitzen und gleichzeitig befähigt sind, das ihnen unterstellte Gebiet nach innen und außen organisatorisch zu leiten und repräsentativ zu vertreten. Baldiger Eintritt ist erwünscht. Bewerbungen werden zunächst nur schriftlich an den Unterzeichneten erbeten.

DR. HANS OTTO

Vorsitzender des Aufsichtsrates
Leipzig C I, Hainstraße 16

Technikum STRELITZ i.M.

Hoch- und Tiefbau, Betonbau, Eisenbau,
Flugzeugbau, Maschinenbau, Autobau,
Heizung u. Elektrotechnik. Eig. Kasino.
Semesterbeginn April u. Okt. Progr. frei.

ERSTE PRESSEURTEILE

über

ARNOLD ULITZ

Der Schatzwächter

„Nicht eine Novelle, die man missen möchte! Ich kenne keinen Dichter, der etwas so zwingendes hätte wie er, bei dem man so stark unter dem Eindruck des gelebten Ereignisses stünde, so fern von papierner Konstruktion.“
(Breslauer Zeitung.) Preis 4 Mark, in Leinen 5,50 Mark.

ERNST WEISS

Dämonenzug

„Diese Geschichten haben die gleiche visionäre Kraft, die gleiche Leidenschaft und Bluthitze, wie Weiß's Romane! Er hat wirklich den Tiefblick in den Bereich untergründiger Mächte.“
(Kölnische Zeitung.) Preis 4 Mark, in Leinen 5.50 Mark

WALTHER V. HOLLANDER

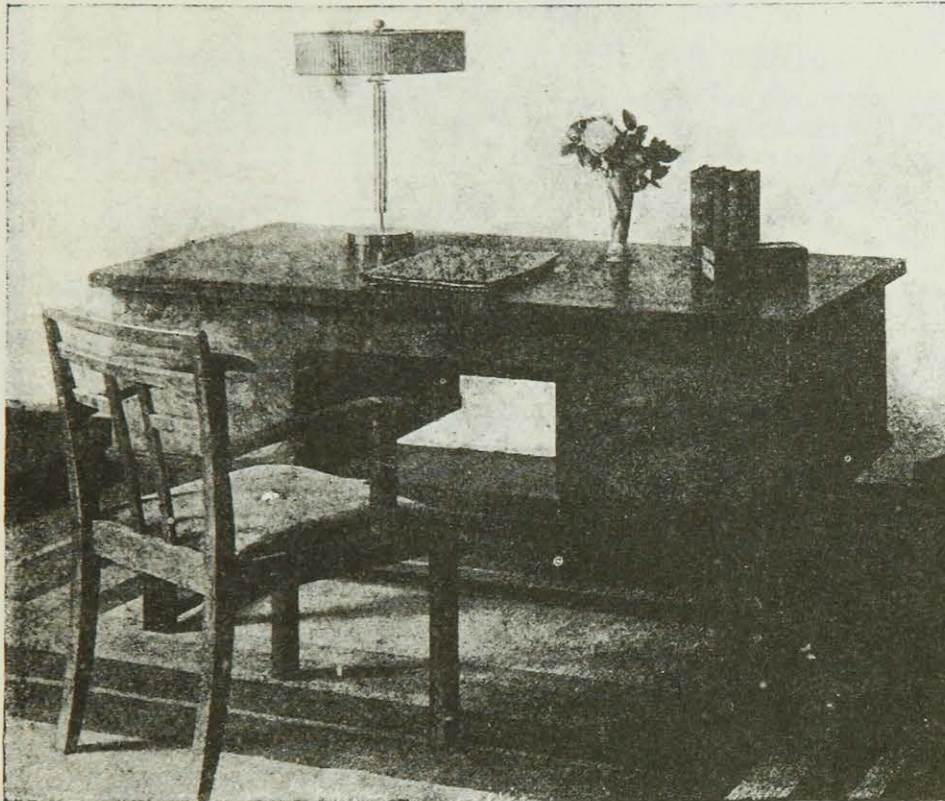
Schicksale gebündelt

„Geschichten, die, ohne ein Tendenzwort zu enthalten, durch die Kraft der Schilderung und die psychologische Herausarbeitung der Charaktere, durch sich selbst sprechen.“
(Basler Nachrichten.) Preis 3 Mark, in Leinen 4.50 Mark

VERLAG ULLSTEIN

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN A.G.

HELLERAU / DRESDEN / BERLIN / MÜNCHEN



SCHREIBTISCH
DES HERREN-
ZIMMERS

NR. 223

NUSSBAUM
MIT MARKASSA
MATTIERT

INNEN EICHE

ENTWURF

KARL BERTSCH

PREIS DES VOLL-

STÄNDIGEN

ZIMMERS 1943,-



MÖBEL
UND
STOFFE

NACH ENTWÜRFEN ERSTER KÜNSTLER

AUSSTELLUNGEN UND VERKAUFSSTELLEN:

B

BERLIN · W 9 · KONIGGRÄTZER STRASSE · 22

BERLIN · W 15 · KURFÜRSTENDAMM · 38

DRESDEN - A · PRAGER STRASSE · 11

MÜNCHEN · WITTELSBACHER PLATZ · 1

MAN VERLANGE GEGEN EINSENDUNG VON RM. 2,- HAUSGERÄTPREISBUCH A 3

EDITIONS DES QUATRE CHEMINS

18, RUE GODOT-DE-MAUROY — PARIS (IX^e)

Téléphone : Richelieu 99-50

COLLECTION DE L'ART CONTEMPORAIN

Vient de paraître:

MARIE LAURENCIN

avec une préface par

MARCEL JOUHANDEAU

Un volume in-4^o carré avec cinq fac-similé en couleurs et trente-deux planches en noir, tiré à 1100 exemplaires numérotés, dont : 100 ex. de luxe sur divers papiers avec une eau-forte originale. 1000 ex. sur Lafuma à 175 fr.

Déjà paru dans la même collection :

HENRI MATISSE

64 dessins inédits, reproduits en fac-similé. Un beau volume in-4^o carré. Texte de WALDEMAR GEORGE

Tirage sur Arches à 100 ex. num. avec eau-forte originale 400 fr.
Tirage sur vélin Lafuma, à 1000 ex. 175 fr.

MODIGLIANI

SA VIE ET SON OEUVRE

Un beau volume in-4^o, accompagné de 50 planches. Texte d'ANDRÉ SALMON

Tirage sur Hollande à 25 ex. num. avec un dessin original *Epuisé*
Tirage sur vélin Lafuma, à 1000 ex. 175 fr.

PICASSO

64 dessins inédits, reproduits en fac-similé. Un beau volume in-4^o carré. Texte de WALDEMAR GEORGE

Tirage sur Arches à 100 ex. num. avec lithographie originale *Epuisé*
Tirage sur vélin Lafuma, à 1000 ex. 175 fr.

GEORGES ROUAULT

L'HOMME ET L'OEUVRE

Un beau volume in-4^o accompagné de 40 planches. Texte de CHARENSOL

100 ex. num. sur Arches, avec lithographie originale 400 fr.
Tirage sur vélin Lafuma, à 1000 ex. 175 fr.

HENRI ROUSSEAU

“LE DOUANIER“

Un beau volume in-4^o accompagné de 40 planches. Texte de PHILIPPE SOUPAULT

Tirage de luxe sur Hollande Van Gelder, à 25 ex. num. avec une page manuscrite de Ph. Soupault 300 fr.
Tirage sur vélin Lafuma, à 1000 ex. 150 fr.

JOSEPH DELTEIL

ALLO! PARIS!

Vingt lithographies originales de ROBERT DFLAUNAY

25 ex. sur Hollande Van Gelder, avec suite sur Chine, *Epuisé*. 300 ex. sur vélin d'Arches 400 fr.

CHARLES BAUDELAIRE

PETITS POEMES EN PROSE

Ornés de dix eaux-fortes de MARCEL GROMAIRE

10 ex. sur Hollande Van Gelder, avec suite et trois variantes sur Montval à la cuve *Epuisé*
25 exemplaires sur Hollande Van Gelder, avec suite, *Epuisé*. 300 ex. sur vélin d'Arches 400 fr.

DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang

Berlin, Ende Februar 1929

Heft 2

INHALT

<i>Ferdinand Bruckner</i> : Leben in der Anonymität . . .	77
<i>Marja Solovieff Rasputin</i> : Mein Vater, der heilige Teufel	81
<i>Wladimir Majakowski</i> : Dekret N 2 an die Armee der Künstler	84
<i>Ramón Gómez de la Serna</i> : <i>Maria Wassiljewna</i> (Russische Novelle)	87
<i>Lina Loos</i> : Peter Altenbergs Flugversuche	97
<i>Curt Glaser</i> : Chinesische Kunst in der Berliner Akademie	98
<i>Franz Blei</i> : Karneval	102
<i>Ernst Luart</i> : Zug durch das dunkle Köln	104
<i>Bob Landsberg</i> : Negerball in der Rue Blomet	107
<i>Ottomar Starke</i> : Bärte	110
<i>Ladislaus Lakatos</i> : Kleines Pantheon	112

Marginalien

Bücher- und Schallplatten-Querschnitt

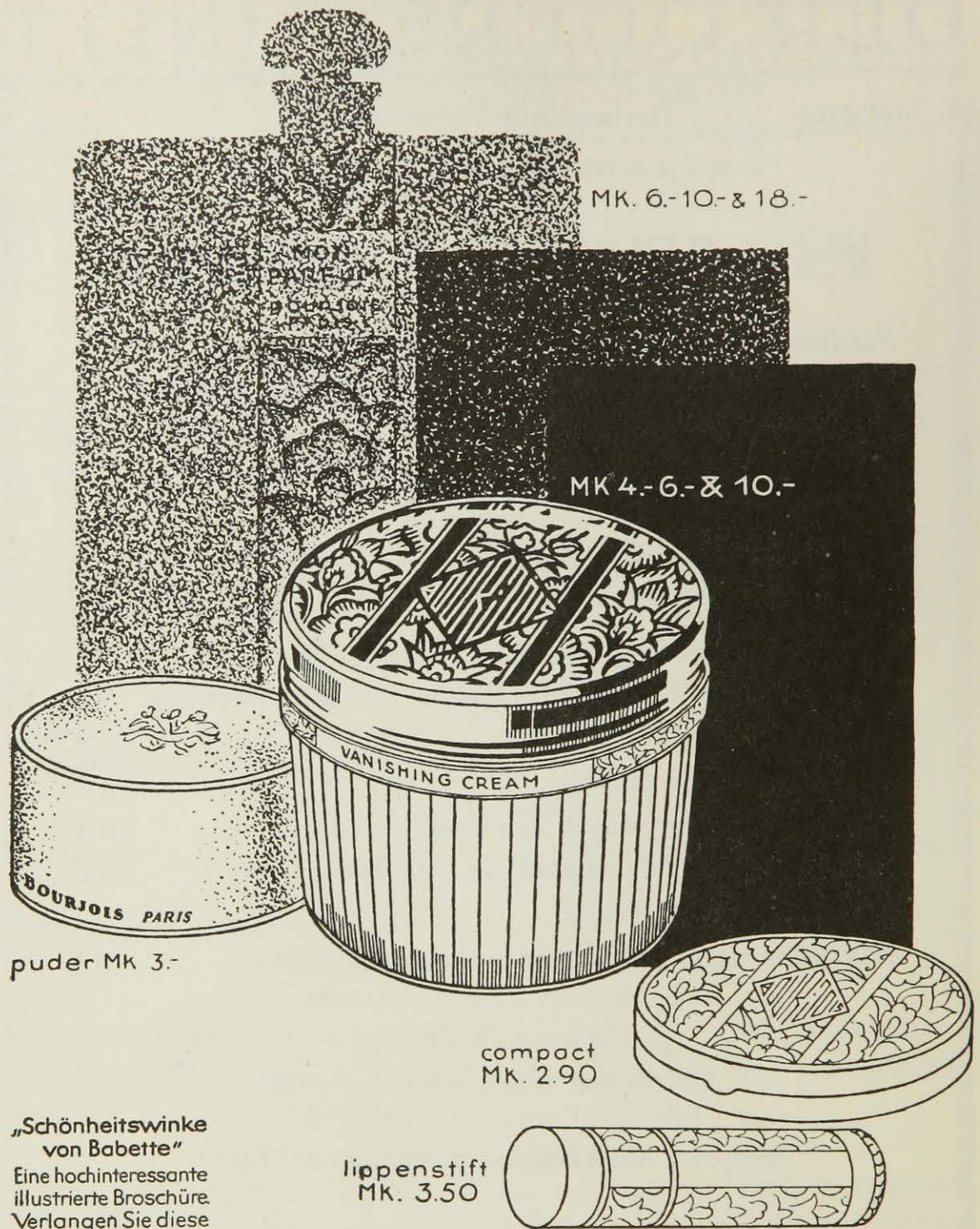
Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einem Holzschnitt von Frans Masereel

Herausgeber: H. v. Wedderkop. — Verantwortlicher Redakteur: Victor Wittner,
Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Walter Mattheß, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co.,
G. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag,
Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner
durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



MK. 6.-10.- & 18.-

MK 4.-6.- & 10.-

puder Mk 3.-

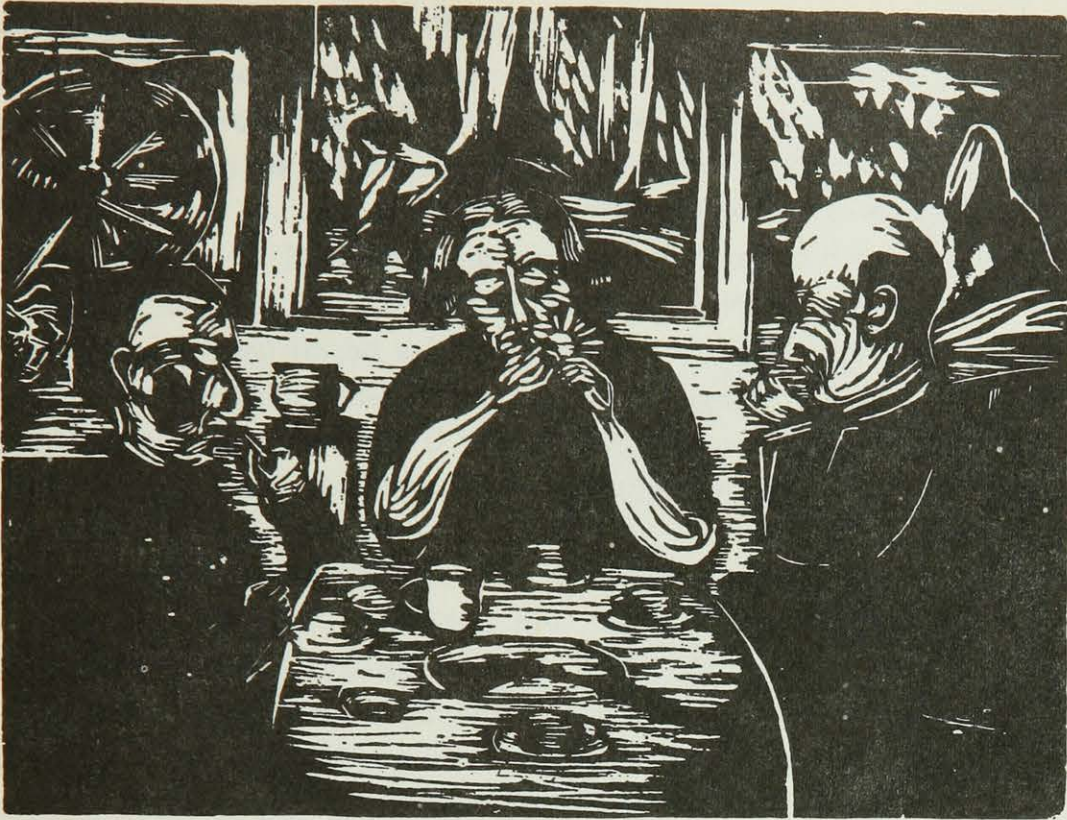
compact
Mk. 2.90

lippenstift
Mk. 3.50

„Schönheitswinke
von Babette“
Eine hochinteressante
illustrierte Broschüre.
Verlangen Sie diese
in allen einschlä-
gigen Geschäften
Gratis.

mon parfum
von
BOURJOIS
PARIS

NIEDERLAGE: BERLIN SW.68. ALEXANDRINENSTR.105/106



Philipp Bauknecht

LEBEN IN DER ANONYMITÄT

Von

FERDINAND BRUCKNER

Ein Menschen, den wir oft sehen, glauben wir genau zu kennen. Dann fallen uns, nach Jahren, aus irgendeinem zufälligen Grund, intime Briefe von ihm in die Hand: und er bekommt plötzlich ein ganz anderes Gesicht. Denn jeder Mensch hat das Gesicht, das wir ihm geben, ein wirkliches Gesicht existiert nicht. Meist beachten wir das nicht, wenn wir nicht ausdrücklich darüber nachdenken, angeregt durch naturwissenschaftliche Feststellungen und Tatsachen, die das ganze Gebäude der Mimik und Physiognomik als Gefühlsattrappen über den Haufen werfen. Meist bilden wir uns ein, „unser“ Gesicht auch für die andern zu haben. Daher erschrecken Sie auch so, wenn plötzlich jener Mensch vor Ihnen steht, für den man Sie hält.

Die gesichtbildende „Meinung“, die jeden von uns umgibt, fußt nicht auf Tatsachen und Tatbeständen, sondern auf einem Konglomerat von Folgerungen, Mißverständnissen, Deutungen und Hineintragungen. Verstöße gegen den Takt, ungewollte Verletzungen, vor allem falsche Vorbereitung eines Grußes, der zu knapp war (was bildet der sich ein?), oder war der Gruß zu ausgiebig (was will der von mir?), eine Absage (der kann lange warten, bis ich ihn wieder einlade), eine Einladung (seit wann

bin ich mit dem so gut?), ein anzüglicher Witz vor Zeugen (jetzt brauche ich ihn, aber später bezahlt er diese Gemeinheit teuer) —: hunderte solcher unvermeidbarer Reaktionen, bei Menschen, die wir oft sehen, bilden die „Meinung“, an der dann zäh festgehalten wird, denn sie befriedigt das seelische Bedürfnis des Tratsches mit sich selbst.

Es ist ein noch tieferes Bedürfnis als das des Tratsches mit einem Zweiten über einen Dritten. Noch der beschäftigteste, tätigste Mensch, der von der Frage lebt: wie können Sie das alles bewältigen! — gerade der, bei dem die Verrichtungen des Tages wie Zahnräder exakt ineinandergreifen, braucht diese Befriedigungen des Tratsches mit sich selbst, weil sie im maschinellen Betriebe seines Daseins das einzige Abenteuer bilden, das Ausruhen der Seele von ihrer Nichtbeschäftigung, Nichtbeanspruchung, die Selbsttäuschung über ihre Ueberflüssigkeit. Eine benötigte, gar im Training gehaltene Seele, ein liebender Mensch etwa, wird am wenigsten Meinungen produzieren, weil er vollauf beschäftigt ist. Aber wie selten begegnet man diesen liebenden Menschen, denen man, weil sie einem ungefährlich sind, sofort die ganze Sympathie entgegenbringt, wiewohl man sie beneidet. Meist, fast ausschließlich begegnet man dem anderen, der den Typ des normalen Zeitgenossen bildet, dem immer Beschäftigten, vom Dasein Ueberlasteten — jenem also, der in Wirklichkeit unbeschäftigt und seelisch verraunt ist, Sie und alle Dritten braucht wie ein Stück Brot, denn er könnte ohne Sie und die andern Dritten nicht leben, dem Feschen, der Ihnen zutrinkt, während er Sie nach Ihren Hohlräumen abklopft. Er kommt Ihnen von allen Seiten entgegen, ist überall, während der Liebende zurückgezogen und daher nirgends zu finden ist, er ruft Sie schon von weitem an, wenn Sie, mit sich beschäftigt, vorüberhuschen möchten, und er stellt Ihnen ein Bein, damit Sie auf die Nase fliegen, wenn Sie ihn nicht beachten, sich nicht aus sich herausreißen, nicht ein freudiges Gesicht aufziehen und nicht andeuten, Sie hätten gerade in diesem Augenblick an ihn gedacht.

Diese „Meinung“ von ein paar Berufsmittmenschen ist ein Kinderspiel gegen die „öffentliche Meinung“, wenn Sie ein öffentliches Gewerbe ausüben. Jetzt sind Sie nicht mehr Gefangener von zwei Dutzend Mitbürgern, sondern Gefangener jener Tausende, die Sie berufsgemäß zwingen müssen, sich mit Ihnen zu beschäftigen, Gefangener der ganzen Luft, die Sie umgibt. Als Minister ebenso wie als Tenor sind Sie ein Stück der seelischen Substanz jener Tausende, die, sehr natürlich, eine Gegenleistung dafür haben wollen, daß Sie ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben. Diese Gegenleistung findet jeder von den Tausenden darin, Sie seelisch zu verarbeiten. Er entkleidet Sie in Gedanken und schenkt Ihnen einen Körper, der ihm gefällt oder an dem er einiges auszusetzen hat, er träumt von Ihnen oder er haßt Sie, er schwört Ihnen ewige

Treue oder er erschießt Sie. Nachdem Sie einen politischen Schachzug oder einen Theaterabend lang seinen Geist durch Ihr Werk mit Beschlag belegt haben, durch das, was Sie ihm geben wollten, bemächtigt er sich dessen, was Sie gern für sich behalten möchten, dessen, was sich „hinter dem Werk“ versteckt hält, und es interessiert ihn noch weitaus mehr, weil es „persönlich“ ist, also das, was auch er ist: und er beruhigt sich erst, bis er das Gefühl, ein schöpferischer Mensch sei etwas anderes als ein Mensch, auch bei Ihnen losgeworden ist. Dieses Gefühl ist absolut natürlich und geradezu grundgesetzlich im Menschen, es stammt noch aus den Zeiten in uns, da wir den Donner für einen Gott hielten, aus den Zeiten der Urhorde Darwins. Es ist nicht anzunehmen, daß wir uns dieses Gefühl jemals entledigen werden, die Urhorde steckt im Blut auch des Vernünftigsten und Abgeklärten, sie allein produziert jene Illusionen eines übermenschlichen Partikels, ohne die wir nicht leben können.

In Wirklichkeit hält sich nichts „hinter dem Werk“ versteckt, das Persönliche ist nur im Werk und unverändert enthalten. Wohl aber versteckt sich, beim schöpferischen Menschen ebenso wie bei jedem andern, das Persönliche hinter der Person. Die Person ist jenes Konglomerat von Deutungen und Mißverständnissen. Ein Trugschluß, zu glauben, man kenne zum Beispiel einen Schriftsteller persönlich, wenn man ihn persönlich kennt. In Wirklichkeit kennt man ihn nur persönlich, wenn man seine Werke kennt. Je tiefer er an das Leben gebunden ist, ein Liebender des Lebens, wird er sich, wie jener andere Liebende, zurückziehen, ja, er wird Angst vor den Gefahren seiner eigenen Person haben. Es ist menschlich, sich verführen zu lassen, das zu scheinen, wofür man gehalten wird, und allmählich das aufzugeben,



Rudolf Levy

wofür man gehalten werden möchte — und was man wahrscheinlich auch ist, ohne es dann noch erreichen zu können. Die Welt setzt sich aus Menschen zusammen, die sich nicht selbst erreichten. Jeder Mensch hat sich an jenen Mißverständnissen die Finger verbrannt — es kommt nur darauf an, rechtzeitig zu erkennen, daß sie lebensgefährlich sind, weil sie eben wesentliche Bestandteile der sichtbaren Person bilden, während unwesentlich, bestenfalls lustig, die scheinbar größeren Mißverständnisse sind, etwa, wenn ein Mann für eine Frau gehalten wird.

Tritt Ihnen also aus den Werken dieses Schriftstellers ein leidenschaftlicher oder rechthaberischer oder draufgängerischer Mensch entgegen, können Sie überzeugt sein, daß er auch dann ein leidenschaftlicher oder rechthaberischer oder draufgängerischer Mensch ist, wenn sich seine Person stocksteif, ungeschickt, schweigsam und einfach langweilig gibt. Die Person ist immer nur Kostümträger. Jener andere Schriftstellertyp, der in Gesellschaft scharmant und hinreißend wirkt, während seine Bücher ermüden, trägt das verbreitetste Kostüm, das Kostüm des Erst-recht. Sie sehen nicht, daß jener Redner ein Stotterer ist, jener Mädelfresser ein Patzer, jener Verschwender ein Groschenbrüter. Im entscheidenden Augenblick, im Affekt, wenn es auf die Persönlichkeit ankommt, versagt die seelische Muskelakrobatik, und die Person steht, des Kostüms beraubt, in ihrer Nichtigkeit vor Ihnen. Dann sind Sie überrascht, „Sie hätten sich das nie gedacht“, und übersehen, daß Sie selbst diese Person mitgedichtet haben. Sie haben in ihn alle Abenteuer des Verschwenders hineingetragen, weil sich der Groschenbrüter als Verschwender gab, jene Abenteuer, die Sie selbst gern erlebt hätten und sich versagten: nur deswegen hatte er Ihnen doch so imponiert. Sie haben seine Person mit seiner Persönlichkeit verwechselt, die, als Person, lebenslänglich anonym bleibt, denn sie steckt nur im Werk, in der Tat, in der Leistung, im Lebenseffekt.

Jedes Leben ist in Wirklichkeit anonym. Jedes Leben lebt nur im Getanen, und sonst, körperlich, lebt Ihr Leben nur in Ihnen und in jenen paar Menschen, die Ihnen zum Erlebnis wurden. Dieses Intime Ihres Lebens gibt, für die Dauer der Intimität, ein Bild Ihrer Persönlichkeit, frei von den Behängen Ihrer Person, freilich kann dieses Bild nirgends öffentlich ausgestellt werden. Ist die Intimität zu Ende, dann wird sogar der ehemalige Partner sofort wieder in die Reihe jener treten, die auf der anderen Seite stehen, und auch er fängt an, wie jene, falsch an Ihnen herumzukauen. Davor gibt es keine Rettung. Sie müssen warten, vielleicht bis Ihre Person unter der Erde liegt, durch Gegenwart und Dasein keine neuen Mißverständnisse erzeugt, jedenfalls: bis Ihr Lebenseffekt, Ihr Werk, kurz, die Endsumme Ihrer Persönlichkeit blank und körperlich sichtbar wird, stofflich, zu einem eßbaren Begriff. Dann erst wird man beginnen können, Sie richtig zu verdauen.



Quersprung auf Skiern

Photo Riebicke



In der Sonne des Oberengadins

Photo Riebicke



Guappi und Max Beckmann in St. Moritz

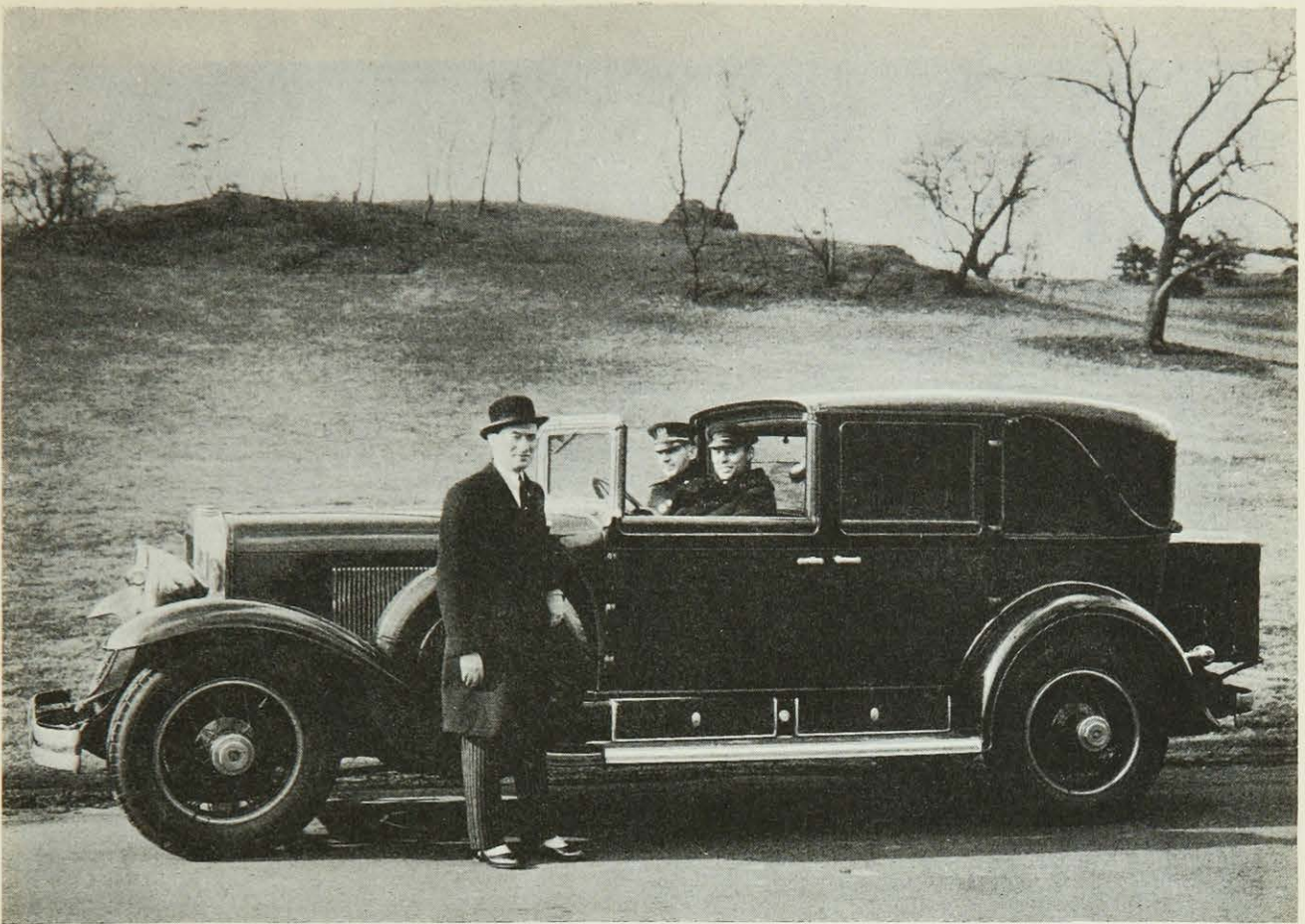


Photo News-Service

James I. Walker, der New-Yorker Bürgermeister, mit seinem eleganten Cardillac-Kabriolett

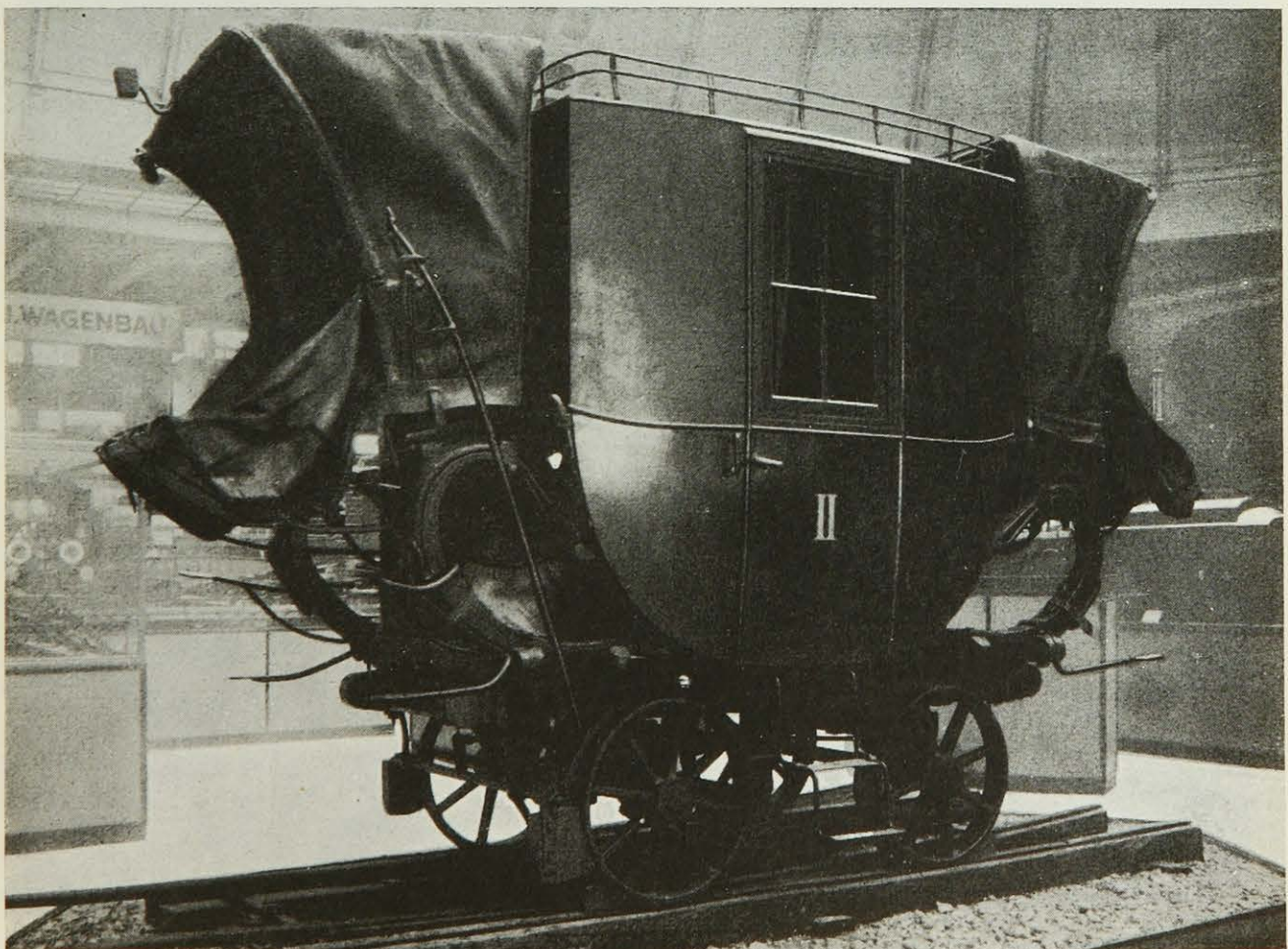


Photo Franz Swoboda

Der erste Eisenbahnwagen der Strecke Budweis—Linz



Slg. Frau Emma Witt
Juan Gris: Stilleben vor dem Schrank. Oelgem.
(Gris-Monographie von Daniel Henry.)

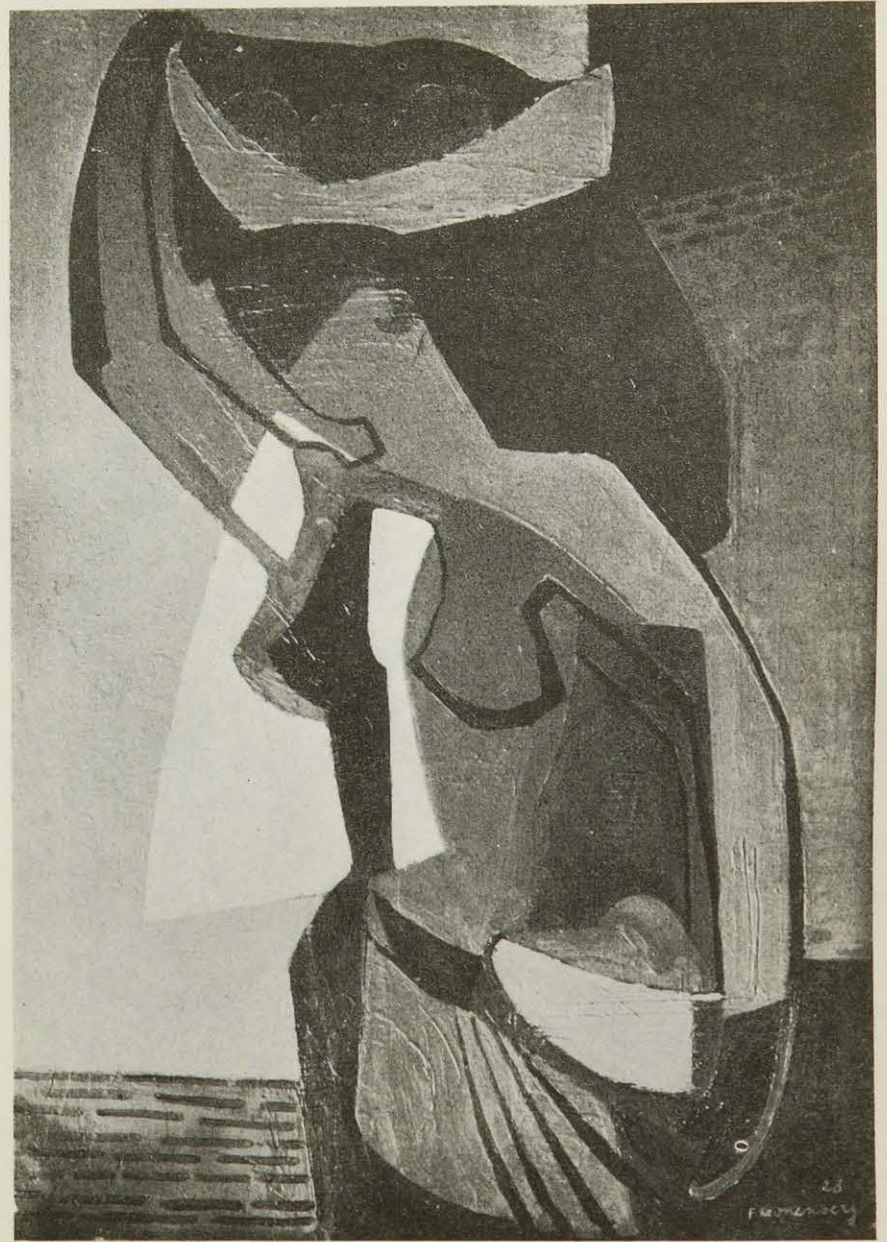


Photo Annemarie Strack
Fritz Kronenberg, Balifrau. Oelgem.
(Ausstellung Junge Kunst in Hamburg.)

MEIN VATER, DER HEILIGE TEUFEL

Von

MARJA SOLOVIEFF RASPUTIN

Felix Felixowitsch Jussupoff kann mir nicht in die Augen sehen. Wir begegnen einander oft, auf den Pariser Boulevards, beim Pferderennen und in den Cafés. Das letztmal glaube ich den Mörder meines Vaters anlässlich einer Revue-Premiere im Moulin Rouge bemerkt zu haben, er saß in einer Loge, inmitten geschniegelter Freunde und Frauen, lächelte und schien stolz, auf seinem Brillantine-Scheitel die Linsen sämtlicher Operngläser brennen zu fühlen; am liebsten hätte er sich wohl nach allen Richtungen verbeugt und mit seiner ironischen Stimme laut gesagt: Sie irren nicht, ich bin's: der Töter Rasputins! Das Parfüm dieses lackierten Märtyrers reizte meine Nerven, ich wollte vom Stuhl springen, mit dem Zeigefinger nach ihm weisen und so lange schreien, bis die oben ihren amerikanischen Singsong gestoppt hätten: Fürst Jussupoff, lernen Sie kopfrechnen. Nicht einmal bis zehn können Sie zählen. Wozu haben Sie eigentlich Ihre manikürten Finger? Nur zum Morden? Wir sprechen uns bald wieder!

★

Eins und eins macht zwei, zwei und eins macht drei . . .

Jussupoff wird in Mathematik nicht versetzt. Er kann nicht rechnen. Sonst hätte er mit seinem Buch noch etwas gewartet. Es wird ihn viel Geld kosten. 1916 hat er meinen Vater gemordet. 1926 ist er, nach zehnjähriger Pause, straffrei. 1927 erscheint im Sunday Chronicle seine Bekenntnis-Serie „How I Killed Rasputine“. Gut, gut, 1927 darf er ruhig den Mord zugeben, die Tat ist verjährt. Aber . . .

Aber er hat das französische Original im Herbst 1926 in Druck gegeben. Hat sich also noch vor den zehn Jahren als Mörder gestellt. Das wollte ich nur wissen. Im Februar vielleicht rollt der Prozeß, wahrscheinlich aber erst im Mai oder Juni. Denn Fürst Jussupoff kämpft gegen seine Ausweisung aus Frankreich.

★

Mein Vater Grigorij Jefimovitsch Rasputin aß niemals Kuchen.

Drei Schokoladentörtchen und drei Mandelkuchen . . . sie sind mir Beweis genug, wie platt Jussupoffs Lügen sind, die er um den Mord meines Vaters gesponnen hat. Der polnische Arzt Dr. Lazowert soll Zyankali in die Kuchen gestreut haben, und zwar in solchen Mengen, daß jeder normale Mensch schon nach Genuß eines solchen Törtchens sterben müßte. Weit und breit besingt Jussupoff in seinen „Erinnerungen“ die Mord-Ouvertüre. Auf der Gitarre will er gespielt und Zigeunerlieder dazu gesungen haben. Die anderen Mordbeteiligten: Großfürst Dimitrij Pawlowitsch, Purischkiewitsch und Leutnant Suchtin spielten oben Grammophon, indes Jussupoff, im Zimmer unter ihnen, meinen Vater ohne viel Federlesens, als dieser sich die Schneeschuhe abstreifte, in den Rücken und über den Haufen schoß.

Sechs Kuchen, so werden Sie mich fragen, was tun die zur Sache? Und ich werde Ihnen antworten: Sehr viel! Fürst Jussupoff malt sein Heldenepos breit und minuziös aus. In diesen Kleinigkeiten beweist er gerade den Charakter, den er nicht hat, er ist ein Lügner, weil er nicht weiß, daß meinem Vater Süßes zuwider war: er aß nur schwarzes, körniges Landbrot. Denn er war nicht in Petersburg zu Hause und nicht in Zarskoje Selo, er war ein Bauer aus Pokrovskoje. Der Weg aus diesem Dorf bis an den Zarenhof war weit und schwer. Und schlimm sein Ende.

★

Von der Mordnacht blieben nur Schatten.

Der 16. Dezember 1916, draußen der Schnee bis an die Fenster. Meine Schwester Varvara und ich kamen von einem Besuch nach Hause, in die Gorocho-waja Nr. 64. Vater lag weit ausgestreckt im Bett, er war angezogen und sagte uns, daß er noch einen Besuch machen wolle, bei Jussupoffs. Dann schickte er uns zu Bett. Nichts war uns an ihm aufgefallen. Zwar hatte ihn abends Minister Protopopoff aufgesucht und von Mordplänen gegen meinen Vater gesprochen, aber daraus machte sich mein Vater nichts, er kannte das Geschwätz seiner Feinde und lachte nur darüber.

Am nächsten Morgen meldete uns das Dienstmädchen, daß Vater noch nicht nach Hause gekommen wäre. Eine in Pelz verummte Person habe ihn um eins in der Nacht mit einem Auto abgeholt. Wir waren eigentlich gar nicht beunruhigt. Vater pflegte im Winter oft bei Bekannten, die er besuchte, zu übernachten. Langsam stellten sich Besucher ein, Patienten und Freunde meines Vaters, er war noch nicht da. Wir wurden durch Telephonanrufe verschiedener Ämter, die sich nach dem Vater erkundigten, nervös, Beamte kamen und gingen, Polizisten öffneten Vaters Schreibtisch, machten sich an seinen Briefschaften zu schaffen. Wir hofften immer noch . . . Bis dann mittags Herren von der Kriminalpolizei ein Paar Schneeschuhe auf den Tisch legten; einer fragte mich: „Kennen Sie diese zimnie batinki?“ Ich kannte sie, sie gehörten meinem Vater.

Zwei Tage später fand man unter der Eisdecke der Newa die Leiche meines Vaters. 16 Schüsse. Trotzdem hatten sie ihn noch lebend ins Wasser geworfen: die Lungen waren voll Wasser. Schneeschuhe und ein Pelzzipfel, der aus der Eisdecke hervorlugte, wiesen den Weg.

★

Fürst Jussupoff war nicht Patriot, er mordete aus niedrigsten Instinkten.

Lassen Sie sich nicht durch sein Heldenlied bluffen, er haßte den „Bauernlummel“ aus anderen Motiven als aus denen, die er angibt, das „Wohl des Volkes“ war ihm wurst. Ich nehme an, daß die andern, die am Mordkomplott teilnahmen, Großfürst Dimitrij Pawlowitsch, Purischkiewitsch, Leutnant Suchtin und der Arzt Lazowert, tatsächlich politische Gegner meines Vaters waren. Fürst Jussupoff tötete ihn, weil er wußte, daß mein Vater Jussupoffs Homosexualität und seine Freundschaft mit dem Leutnant Dimitrij Pawlowitsch

durchschaut und der Heirat Jussupoffs mit der Nichte des Zaren entgegengerichtet hatte. Und zur Hälfte ging vielleicht der Mord auf das Konto eines sensationslüsternen Millionärsbuben, der aus Langerweile den Hahn seines Revolvers abdrückte. Ähnlich den Motiven der beiden amerikanischen Millionärsöhne, die in Chicago Morde verübten. Freilich, Jussupoff wollte populär morden, in Wildlederhandschuhen, und jemand, von dem man spricht. Wen mordete er? Den „heiligen Teufel“, den Bauern, dem alle Liebe Rußlands galt!

Was wußte er von meinem Vater?

★

Doch davon wußten auch wir Kinder wenig.

Er war ein Vater für uns, wie alle Kinder Väter haben: einer, dem wir die schweren Stiefel auszogen und die Pantoffeln hinstellten, für den wir Tabak holen mußten, und dessen Stirne wir Sonntag mittag nach der Kirche küßten; einer, der uns schlug und streichelte.

Man zeigte auf der Straße nach uns, wir waren

die „Kinder des Wundermönchs“ und wußten selbst nichts davon.

Er war nicht streng, eher ein „guter Kerl“. Kranke, Arme, Hilfsbedürftige, herrlich schöne Frauen gingen bei uns aus und ein. Für heilig hielten wir ihn nie. Nur sein Wille, den er durch stechende Blicke unterstützte, war uns heilig, denn seine Hand war wunderbar stahlhart und sauste unerbittlich bei den kleinsten Anlässen gegen unsere Popos.

★



George Grosz

Die Ohren, die Ohren!

Anastasia ist tot. Es gibt keine Zarentochter mehr. Sagen Sie allen „Anastasias“, denen Sie begegnen, daß sie Schwindlerinnen sind. Anastasia war meine Freundin, ich war mit ihr auf Zarskoje Selo. Sie hatte andere Ohren, ganz andere.

★

Ich lebe in Paris und tanze seit drei Monaten.

Mein Mann, der zaristische Offizier Boris Solovieff, flüchtete mit mir 1918 über Wladiwostok, Indien, Ägypten, Prag, Wien nach Paris. Er starb vor zwei Jahren an Lungenschwindsucht. Ich blieb allein mit zwei Kindern. Die gehen in Paris zur Schule. Leben kostet Geld. Ich suchte Arbeit. Wenn Mistinguett noch tanzt, warum sollte ich nicht auch tanzen. Ich glaube zwar, daß ich nicht die Pawlowa bin, aber das tut nichts. Es muß eben gehen, so gut man's kann.

Ein Pappkoffer genügt. Die Tournée kann beginnen. In ganz Europa wächst Sibirien aus den Kulissen, Petersburg, Moskau. Alles sieht so schrecklich russisch aus. Balalaikas spielen, Troikas jagen, hinten glitzert Schnee auf der billigen Kreml-Kulisse, vielleicht riecht es sogar ein wenig nach unserer guten Borscht-Suppe. Ich aber tanze. Wie, das ist egal. Man sieht nicht nach meinen Beinen. Reißt nur sperrangelweit den Mund auf und flüstert dem Nachbar ins Ohr: Himmelherrgott, die Tochter des heiligen Teufels!

Meinetwegen. Amen!

(Aus einem Gespräch.)

DEKRET N₂ AN DIE ARMEE DER KÜNSTLER

Von

WLADIMIR MAJAKOWSKI

Euch —

*Ihr dicken Baritone, die im Prunke
Der fetten Bäuche,
Von Adam bis auf unsere Zeit,
In den Theater genannten Spelunken
Die Romeo-Arien schreit —*

Euch —

*Diditer —
Vernestete Rußlands Blüte,
Verfressner, versoffener Lyrik-Betrieb,
Die ihr wie früher
Singt vom Gemüte,
Von Blümlein und Weibertlieb —*

*Euch —
Mit Feigenblättern verdeckte Mystikerchen,
Deren Hirnchen gedankenstumpf —
Klassizistikerchen,
Expressionistikerchen,
Futuristikerchen,
Verlaust im lyrischen Sumpf —*

*Euch —
Die ihr vertauscht mit der Arbeitermütze
Den glatten Zylinder,
Mit den Bauernschuhen — den Nägellack,
Proletarische Kultur-Vermieter,
Die ihr die Löder stopft
Im veralteten klassischen Frack —*

*Euch
Sage
Ich —
Egal, ob genial oder nicht genial,
Der ich mich nach der Zukunft reck' —
Ich sage euch —
Bis man euch nicht mit Flinten hinausbefahl —
Weg!*

*Weg!
Weg!
Weg
Mit den Reimen,
Mit den Arien,
Mit dem Rosenstrauch und der Nachtigall
Und mit all dem übrigen Schunde
Aus dem lumpigen Kunst-Arsenal!*

*Wen interessiert es:
„Ach der Aermste!
Wie er liebte
Und wie er sich dabei quälte . . .?“
Wir brauchen Meister
Und keine Schwärme
Von Langhaarigen und Zartbeseelten!
Höret!*

*Die Lokomotiven mit hohlen
Stimmen stöhnen schwer:
„Gebt uns Kohlen!
Schlosser!
Mechaniker her!“*

*Auf den Bäuchen liegend, von Fäule
Verzehrt wie eine seuchige Kuh,
In den Häfen die Schiffe heulen:
„Gebt uns Napht aus Baku!“*

*Wir suchen den enormen
Sinn in dem Reimeschwall —
„Gebt uns neue Formen!“
Brüllen die Dinge all.*

*Kein Idiot
Steht mehr im dichtischen Dunst
Vor dem „Maestro“ im heiligen Schreck.
Kameraden!
Gebt eine neue Kunst uns —
Daß wir
Die Republik reißen aus dem Dreck.*

(Uebertragen von J. Pary)





Siegfried Sebba

M A R I A W A S S I L J E W N A

Russische Novelle

Von

R A M O N G O M E Z D E L A S E R N A

Alle russischen Romane sind tot, wenn auch einige zur Unsterblichkeit eingegangen sind. Man wird keinen neuen Roman mehr mit Großfürsten, Grafen, Geizhalsen und dem ganzen komplizierten, merkwürdigen Leben von ehemals schreiben können. Ich traure diesen Romanen nach und will aus diesem Gefühl heraus den Verblichenen zu Ehren die letzte russische Novelle im Geiste der Vergangenheit schreiben. Es soll keine Parodie, sondern eine lebenswahre Novelle werden, die sich irgendwo, irgendwie in dem ungewöhnlichen, befremdenden Milieu der russischen Romane bewegt. Sie soll die Undeutlichkeit von Anspielungen, täuschendem Schein und Fragen haben, in denen der Roman sich gern gefiel, hinter deren Rätsel man in brennender Spannung schon gekommen zu sein glaubte, ohne daß die Lösung doch wirklich gelang.

I.

Der Abendzug hatte den Herrn nach Prisiwiana, einem kleinen, bescheidenen Städtchen im Gebiete von Kroska, gebracht. Nachdem er ein paar Tage im Zarenhotel gewohnt hatte, mietete er ein Haus für sich allein in der Umgebung.

Gleich am ersten Tage hatte er sich in ein junges Mädchen verliebt, das er durch die Doppelfenster einer Parterrewohnung gesehen hatte. Seitdem war all sein Sinnen und Trachten darauf gerichtet, ihr vorgestellt zu werden. Unermüdlich ging er in ihrer Straße auf und ab, trotzdem ein eisiger Wind sie mit Bajonetten verteidigte. Er konnte sich nicht satt sehen an dem flehenden Blick, der etwas von Friedhofsstatuen hatte; auch sie starren immer gleich schmerzlich verzückten Himmel.

Es gelang dem „Fremden“, wie er allgemein hieß, im Hause ihres Vaters, des

„großen Feodor“ eingeführt zu werden. Feodor sah schlagflüssig aus und vermied es, den Leuten, mit denen er sprach, ins Gesicht zu sehen.

„Meine Tochter Maria Wassiljewna.“ Augenscheinlich bereitete es ihm Verlegenheit, eine so schöne Tochter vorzustellen.

Dann wurde der Fremde mit all den Leuten bekannt gemacht, die sich in dem großen Salon unter der niederen Decke drängten wie Getreide in weiten Silos.

„Herr Warilitsch, unser Lehrer.“ Der Fremde konstatierte die lächerliche Einbildung und die königliche Anmaßung des Einfaltspinsels, der in Maria Wasiljewnas nächster Nähe stand.

„Herr Worsilowskij.“ Der Fremde haßte ihn, weil er leise mit ihr sprach. Er quetschte ihm die Knochen seiner Hand, als wollte er ertasten, wo das widerwärtige Skelett den Tod sitzen hatte.

„Unser Pope Merilewitsch.“ Der Fremde machte eine Verbeugung wie vor dem Hauptaltar.

„Jadsky Jesk'nef.“ Dieser Herr sah schon gar nichts mehr durch die Mühlsteine seiner dicken, starken Gläser, die Reflexe auf seine Backen malten.

„Ist der Herr ein neuer Arzt?“ fragte er.

Es muß bemerkt werden, daß der Fremde nach allem eher aussah als nach einem Arzt.

„Jussuf Pedronilewitsch.“ Der Fremde gab einem alten Herrn die Hand, der ständig seinen Bart hielt, als wenn er ihm herunterfallen könnte.

„Mariona Kessavelwa und Lisaweta Kotschanschowa.“ Der Fremde staunte über die gleichartige Blondheit und Schönheit der beiden jungen Mädchen, die für Schwestern gelten wollten.

„Syndikus Leonid Sanewitsch.“ Der Fremde fühlte die Ringe eines Diebes an der Hand, die er drückte.

„Wanda Ludwikowna.“ Die Dame trug ein rotes Kleid, und ihre Hand war warm im Gegensatz zu den fischkalten Händen der andern.

Immer wieder traten neue Erscheinungen heran. Wie Spinnen waren sie in den Winkeln verborgen gewesen, ehe er näher trat. Der große Feodor war immer an der Spitze.

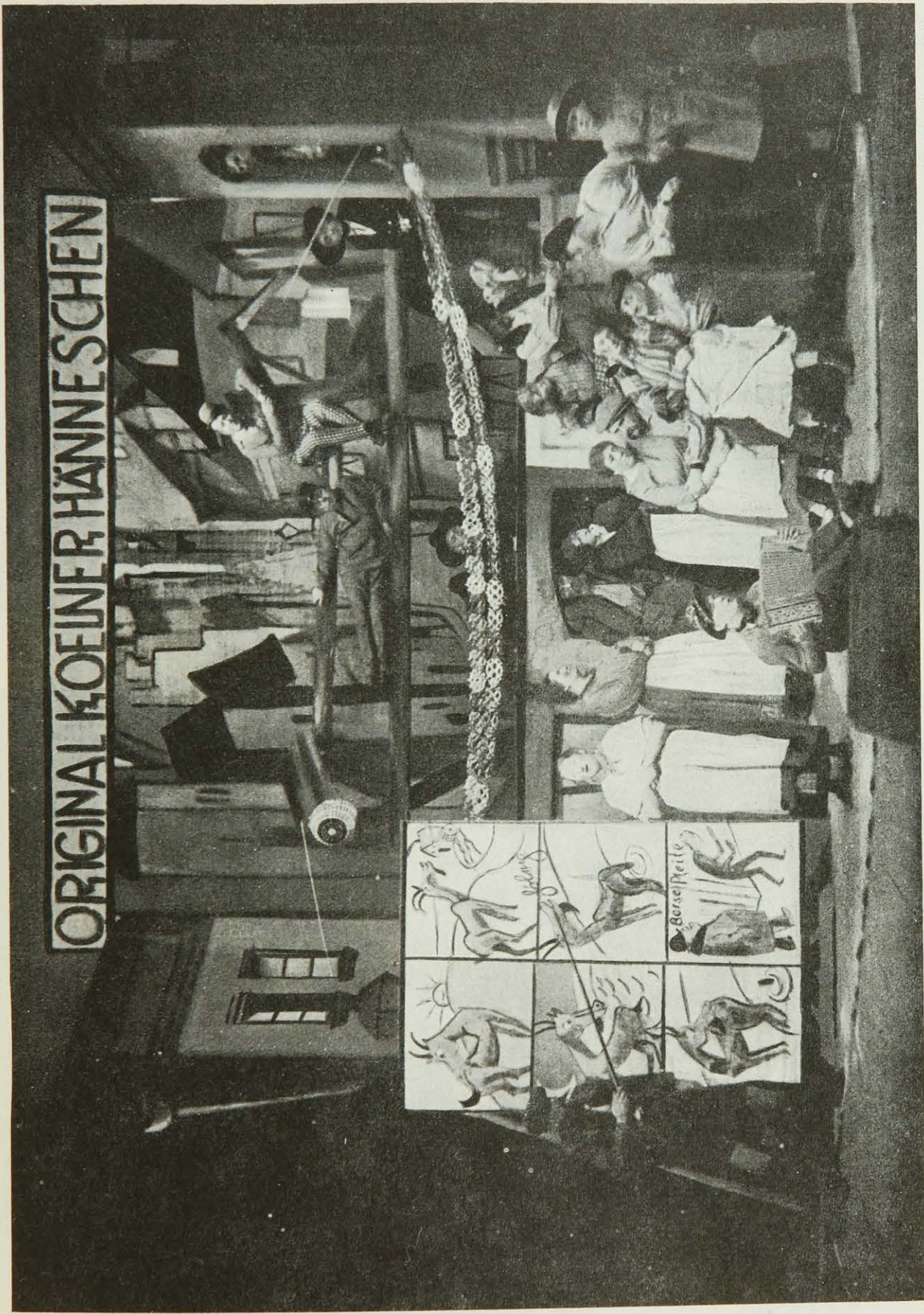
„Iwan Natschaprin.“ Der Fremde sah sich einem Herrn gegenüber, der ganz mit Po. tefeuelles, Banknoten und Pfandbriefen gepolstert zu sein schien.

„Herr Tolschutkij“, sagte Feodor. Wie ein Schiffskapitän stellte er seine ganze Mannschaft vor. Reserviert, blatternarbig und würdig, war Herr Tolschutkij ernst wie ein Betrunkener.

„Ehe wir nicht dahin kommen, kommunale Kassen zu gründen . . .“ sagte er unmotiviert, um sein Mißfallen und seine unanfechtbare Urteilsfähigkeit leuchten zu lassen. Er war ein Lebegreis, den man mit den jüngsten Weibern in der Stadt herumlaufen sah. Sie taten ihm schön, und in der Blindheit eines kranken Narren nahm er sie so ernst, wie es der gravitatischen Gewohnheit entsprach, mit der er seinen feierlichen Stehkragen, seinen Kneifer à la Emil Zola und seinen kerzenartig aufgerichteten Stock trug. Jede von ihnen behaftete ihn mit neuen, unerwünschten Krankheiten.

„Herr Maradiskij und Herr von Pedronilewitsch.“ Sie drückten ihm die Hand, wie Herren vom Trauerkomitee einem Leidtragenden.

ORIGINAL KOEINER HÄNNESCHEN



Hänneschen-Theater in Köln

Photo W. Matthäus, Köln



Photo W. Matthäus, Köln

Kölner Karneval. Et Karussellchesleed



Eich-Photo, Ludwigslust

Schützenfest in Grabow (Mecklenburg)



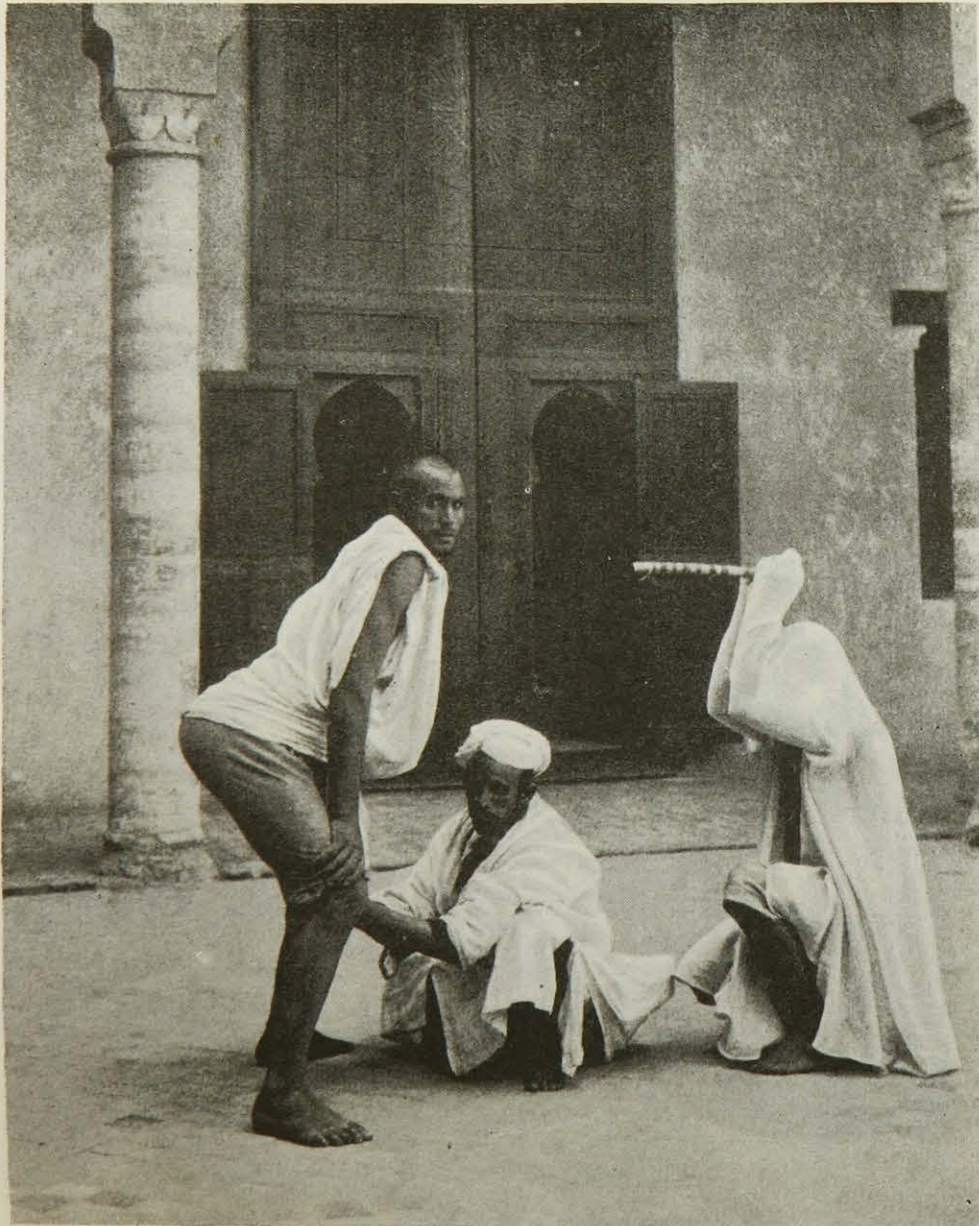
Karneval in Südungarn

Photo v. Kankowsky



Karl Hofer, Karneval. Oelgem. 1928

Mannheim, Kunsthalle



Karneval in Marokko

Photo François Berge



Karneval in Mohacs (Südungarn)

Photo v. Kankowsky

„Herr Miloskin.“ Es wurde ein junger Mann vorgestellt, der nicht einmal während der Bekanntmachung seinen Blick von Maria ließ. Der Fremde riß daraufhin an seinem Arm wie an der Klingel eines Hauses, wo nicht aufgemacht wird.

„Malwanow, der Philosoph“, sagte der große Feodor und stellte einen unverkennbaren Misanthropen mit misanthropischen Augengläsern vor. Eben hatte er sein letztes Streichholz an der Schuhsohle in Brand gesetzt, als er von der Vorstellung überrascht wurde.

„Gregor Faltak.“ Besagter Gregor Faltak widmete ihm ein Lächeln eigener Erfindung, bizarr, unbesonnen, blutrünstig und scharf wie der Biß einer Pestratte. Wie fast alle, verbarg auch er beim Nahen des Fremden seine Unterhaltung wie eine Fliege ihren Rüssel.

„Marcian Archiwleskow.“ Man machte die Bekanntschaft eines Menschen, dem man ansah, daß er grausam war und fähig, einer Frau die Glieder zu krümmen.

Der Fremde schien jetzt am Ende der Vorstellungen angelangt zu sein. Da entdeckte der unentwegte Hausherr in der Ecke neben einem Ebenholzschrank mit den Reliefs zweier behelmter Krieger den Grafen Varesko, der sich mit Frau Anna Mikuskilma unterhielt. Feodor stellte sie mit den tiefsten Bücklingen vor, als ob diese letzten die wichtigsten wären. Endlich kam der Fremde zur Ruhe. Er suchte einen Platz und bemerkte erstaunt, daß dem Hausherrn die skelettartige Dame entgangen war, die sich zwischen allen bewegte, ohne mit jemand zu sprechen. Später wurde ihm klar, daß sie Marias Erzieherin war, der die Tochter des Hauses ihre Winke gab und die sie Petronilewa nannte.

Er fühlte bedrückt, daß er sich in einer Sphäre verschiedenartigster, komplizierter, unergründlicher Naturen befand. Obwohl ihm noch die Käte von draußen in den Knochen steckte, hätte er gern die Balkontüren geöffnet. Die Aufnahme, die er fand, war nicht viel anders als unter Hunden, die den neuen Kameraden beschnüffeln.

Er warf einen Blick auf die Straße. Draußen war alles in die dämpfende Hülle des Schnees gebettet. Ein Kohlenwagen fuhr vorbei und verstreute einige tief-schwarze Kohlen auf das weiße Leintuch. Sie bohrten Löcher wie in unendliche Tiefen. Der Kontrast war so stark, daß er hätte hinausgehen und sie aufsammeln mögen. Lange stand der Fremde an den Doppelfenstern und sah auf die Straße, die verödet war wie bei einem Streik oder einer Revolution. Über dem grauen Tag wölbte sich nicht der Himmel, sondern eine gläserne Kuppel von Eis. Er saß Maria gegenüber, und seine Blicke wagten sich zu ihr hin. Ihre Bleichheit und der staunende Gesichtsausdruck waren ihm ein Rätsel. Alles Blut schien ihr entschwunden. Ihre Blässe und die ins Weite gerichteten Augen narkotisierten alle, die sie ansahen. Sie war das schöne Heiligenbild der ganzen Stadt, in deren Anblick eingelullt man bei den Festlichkeiten in ihrem Hause träumend versank. An ihrer Seite bekamen alle etwas, als ob sie den Schlummer einer Kranken zu bewachen hätten.

„Ob wohl ein Roman hinter ihr liegt?“ Der Fremde hörte, wie neben ihm Maradiskij mit Jussuf Pedronilewitsch sprach: „Das macht die Mädchen oft so schmal und gibt ihnen diesen kirchturmartigen Augenaufschlag.“

Der Fremde saß neben dem sogenannten Philosophen Malwanow. Es fiel ihm auf, wie dick sich die Uhr in dessen Weste wölbte. Aus Neugier fragte er ihn

nach der Zeit. Malwanow machte sich sehr wichtig. Er zog seine Uhr und öffnete, um die Zeit festzustellen, drei Deckel, einen aus Glas und zwei von Gold. „Sie schlägt die ganzen und die Viertelstunden, sie hat einen Kalender und ein Musikwerk. Hören Sie nur.“ Und er ließ die Uhr spielen. Als ob es brenne, schauten alle verdutzt um sich und suchten zu erraten, aus wessen Tasche die Musik käme.

Der Fremde sah, daß Maria ganz teilnahmslos blieb. Sie mußte schon ein Weib von besonderer Art sein, denn sie hatte noch nicht einmal den Kopf gewandt, als sie die Uhr hörte. Und das war doch ein Gegenstand, mit dem man das süßeste Mädels erobern und ihre Unschuld gewinnen konnte.

Vorsichtig zurückgelehnt saß der junge Miloskin in einem Winkel. Mit den Händen hielt er seine Knie umschlungen, und halb abgewendet sah er zu Maria hinüber. Er wollte sie aus der Ferne durch eine Art Herzenstelekinese gewinnen, sie mußte seine fiebernden Blicke spüren.

„Arme Helene Awantowna!“ sagte Lisaweta mitleidig. Alle wußten, daß sich Helene gestern in der Wernewa ertränkt hatte.

„Sie hatte schon immer eine Selbstmörderfrisur“, sagte der Lehrer Warilitsch. Er war immer bestrebt, den Dingen die feinste Pointe zu geben.

„War sie vorher in der Kirche?“ brach es ungestüm, mit plötzlichem, brennendem Interesse aus Maria hervor. Sie erhob sich wie eine Nachtwandlerin.

Der Pope Merilewitsch gab Antwort: „Auf Selbstmord bereitet man sich nicht in der Kirche vor.“

Maria senkte schmerzlich den Kopf, als sie die Stimme des Popen hörte. Sie blieb am Fenster stehen und sah in die flimmernde Weite. Die Erzieherin warf dem Popen einen bösen Blick zu.

Der Syndikus Leonid Sanewitsch erzählte, daß die Eisbären in Grussal eingedrungen wären. Sie wären wie Schneemänner gewesen, die der Hunger lebendig gemacht hätte.

Der junge Miloskin verzehrte Marias Gestalt mit seinen Blicken. Als sie es empfand, trat sie zwei Schritte zurück wie eine Frau, die von ihrem Kinde plötzlich am Rock gezupft wird, während sie mit den Erwachsenen spricht oder jemand nachsieht, der fortgeht.

Es gab eine Unterbrechung. Man meldete: „Herr Kommandant Tilnow.“

Der Fremde drehte sich um. Er vermißte das Säbelgerassel des Militärs. Aber der Herr war in Zivil, ohne goldrieselnde Epauletten und wallenden Helmbusch, welche die Militärs zu sprudelnden Fontänen machen. Der Kommandant war pensioniert, und nach dem Aufsehen, das sein Erscheinen hervorgerufen hatte, mußte er ein großer Held gewesen sein.

„Er hat drei Kugeln im Körper, die man nie hat entfernen können“, sagte man dem Fremden ins Ohr.

Alle drückten dem Kommandanten wie einem Invaliden die Hand, als wenn sie nur halb von Fleisch und Blut wäre und halb von Holz. In ihrer Art lag etwas, als erkundigten sie sich nach den Kugeln. Er war für sie der ewig Verwundete, und seit zehn Jahren war am Portal seines Hauses ein Tischchen mit schwarzer Decke aufgestellt, wo die täglichen Visiten und Unterschriften eingezeichnet wurden.

Man plauderte allgemein, nur Maria und der Fremde waren stumm. Aber Marias Schweigen ging auf einsamen Wegen, es reagierte auf nichts, so wenig

eine Ohnmächtige oder eine Marmorstatue reagiert. Der Fremde wußte nicht, was er von der verzweifelten Teilnahmslosigkeit halten sollte. Er sah sie schweigend die Hände ringen. Alle bewunderten sie in ihrer Schönheit, aber alle bemerkten auch ihre Sonderbarkeit, ein Gewisses, als ob sie einen Mord begangen und das letzte Stück ihres Opfers noch nicht verscharrt hätte.

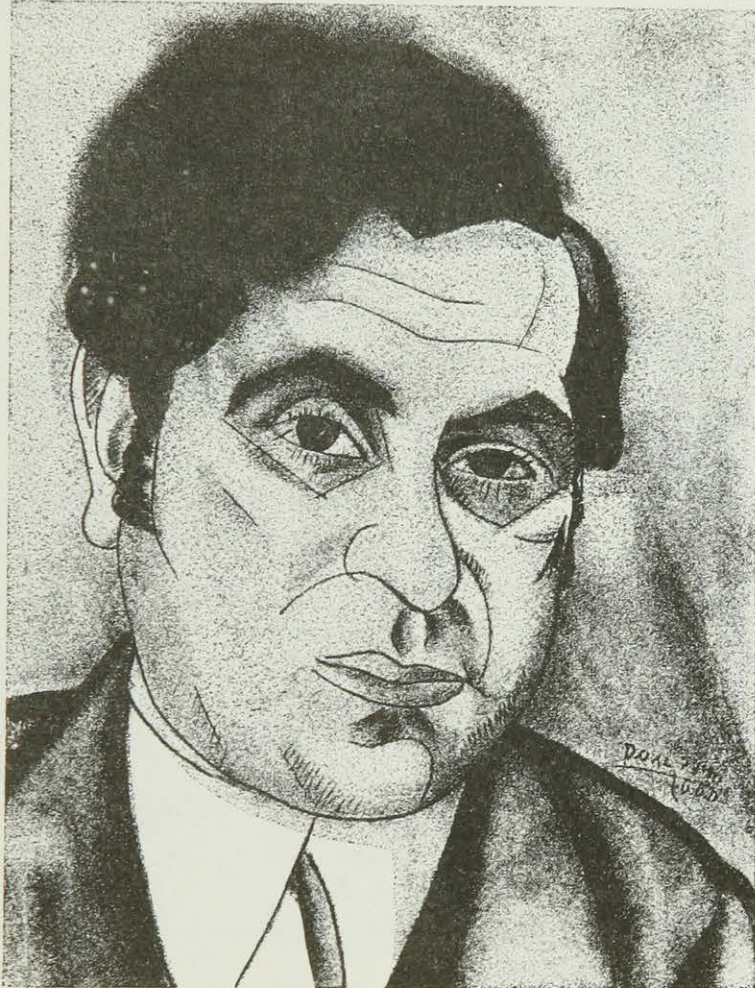
Der Fremde stellte sich lebhaft vor, daß sie diesen noch unbeerdigten Teil in ihrem Spiegelschrank verborgen hätte. Wenn sie in den großen Spiegel schaute, setzte sich vor ihrem Blick der ganze Leichnam wieder zusammen — alles Entsetzen, der ganze Mord lebte wieder auf.

Die Erzieherin hatte nervös und mißtrauisch ihre Augen überall. Nicht ein Beutel entging ihrer Aufmerksamkeit. Wenn einer irgendwo liegenblieb, pflegte sie sofort darauf hinzuweisen. Die Damen berechneten immer gleich, wieviel Rubel die Dienerschaft in den wenigen Minuten gestohlen haben könnte.

Aus dem Hause drang ein Wimmern.

„Das Kind ist wach geworden“, sagte der Fremde und näherte sich dienstbeflissen der Erzieherin.

„In diesem Hause gibt es kein Kind“, sagte sie erzürnt und von oben herab. Dann setzte sie milder hinzu: „Es ist der Kater gewesen, Gogol Iwanowitsch.“



Ramon Gomez de la Serna

Der Fremde war zerknirscht. Es war tatsächlich zu plump gewesen, ein Kind in den Privaträumen eines Hauses zu vermuten, in dem nur ein unverheiratetes junges Mädchen wohnte. Er hätte sich bei dem ganzen Hause und bei allen Anwesenden in einer verzweifelten Anstrengung seines Namensgedächtnisses entschuldigen mögen.

Marias Blässe war nicht von der Art eines Mädchens, das heimlich geboren hat und der davon die kranke Zartheit, Blässe und Schloffheit für ihr Leben geblieben ist. Ihre Blässe mußte von einem Leide herrühren, das nicht so vulgären Ursprungs war.

Man hörte den Grafen Varesko aus seiner Ecke sprechen, es war, als ob er seine Worte aus seiner symmetrisch gepreßten Samtweste hervorholte: „In fünf

Tagen kommt Fürst Hitsch hier an. Ich schlage vor, daß wir ihn hier erwarten . . . Daß wir uns im gastlichen Hause unsres allverehrten großen Feodor ihm zu Ehren festlich versammeln.“

„Mit dem größten Vergnügen meinerseits! Alle verehrten Anwesenden sind herzlichst eingeladen!“

„Hat er schon die Priesterweihe?“ ließ sich nun wieder Maria hören. Ihre Stimme war beklommen und erregt.

„Ja . . . er kommt schon als Geistlicher“, gab der Graf zurück.

„Aber hier am Platz ist er nicht zuständig“, sagte der Pope. Seine Stimme klang heiser und er sprach über Maria hinweg.



A. Krawtschenko

Holzschnitt

„Wir dürfen ihn nun nicht mehr ‚Fürst‘ titulieren, er ist jetzt nur noch der Pope Hitsch“, sagte Jadschy Jeskinef.

„Man wird noch erleben, daß alle Welt geistlich wird. Zum Schluß werden nur noch Geistliche über die Straßen dieser Welt ziehen und heilige Lieder singen“, sagte Timotei Matweijtsch in pessimistischem und prophetischem Ton.

„Nein, dahin wird es nicht kommen“, sagte die kleine Lisa Bark. „Das wäre pflichtvergessen. Sie würden das Heil nicht gewinnen . . . Die Pflicht zu heiraten, hat Gott selbst auferlegt.“

„Eine Heirat ist nichts anderes als die Vereinigung von Krebs und Wander-

niere“, sagte Iwan Lukianow bissig. Er war auf Lisa wütend, weil sie ihn nicht gewollt hatte.

Dann gingen alle, und der Fremde drückte sanft Marias starre Hand. Er wußte, daß sie ihm eine unbeseelte Hand von Elfenbein gab statt ihrer eigenen.

II.

Im Hause des großen Feodor war dichtes Gedränge. Es schien ausgedehnt wie eine Ziehharmonika, wenn sie den höchsten Ton geben soll.

Alle waren in bester Stimmung. Der Fremde lernte neue Leute kennen.

„Theodor Eskartschenko“, sagte Feodor und stellte einen Menschen von höchst unglücklicher Erscheinung vor, der zerknüllt aussah, als wenn er aus einem Koffer hervorgekommen wäre. Seine Krawatte guckte ihm zum Kragen

heraus, als wenn der Hemdenmacher das Maßband hätte stecken lassen. Es war ein unglücklicher Anblick, aber niemand traute sich, es ihm zu sagen.

Wenn doch endlich die verflixte verrutschte Krawatte aufhörte, ihn zu erwürgen!

„Polonia Peskubrin.“ Feodor machte ihn mit einer Dame bekannt, deren auffallend spitze Brüste den Fürsten noch gespannter als alle andern zu erwarten schienen.

Es ging ein gewisser sinnlicher Reiz von ihr aus, und der Fremde genoß mit Vergnügen ihre angenehme Nähe.

Ein winzig kleiner Herr kam eilig herein und deponierte seinen Claque mit der Behendigkeit eines Affen auf einem Ständer. Der Fremde starrte ihn an, er hatte den Eindruck, als müßte jener aus einer Konservenbüchse geschlüpft sein und hätte daher nicht eher kommen können. Der hätte sagen müssen: „Der Büchsenöffner war nicht zu finden, deshalb hat es so lange gedauert.“

Es war so eisig kalt, daß das Licht der vielen Kerzen in ihren Kandelabern vor Erstarrung nicht flackerte. Es war eine der kältesten Nächte des Winters, und die Priester hatten die heiligen drei Könige entschuldigen müssen, daß sie nicht zur traditionellen Beschenkung erschienen waren.

„Und wo bleibt der Pope? Weshalb ist er nicht gekommen?“ fragte der Lehrer Warilitsch. Er war Maria immer auf den Fersen und ging ihr offensichtlich auf die Nerven, denn er sprach fort-

während, und man konnte in ihren Augen lesen, daß sie ihn haßte.

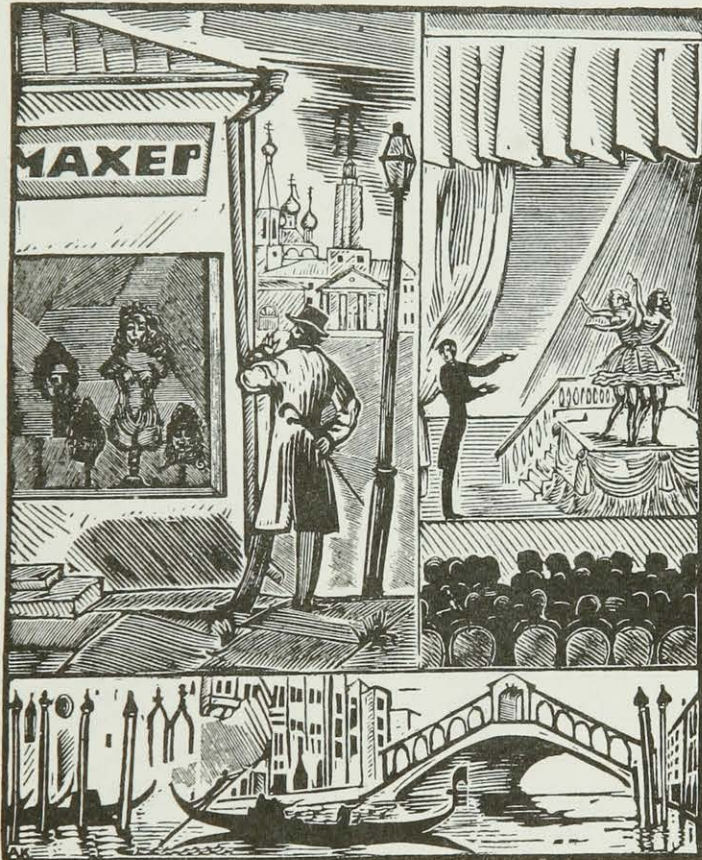
„Ein Pope kann nicht zu allen Festen kommen, es gibt immer Leute, die sterben.“

Die Frau des Kolonialwarenhändlers hat heute morgen einen Anfall gehabt, es war eine rechte Misère.“

„Na, dann singt er ihr vielleicht das Miserere“, scherzte der Student Andreas Voldaki, der immer Witze anbringen mußte.

Eisiges, wachsendes Schweigen entstand, der Student ertrank fast darin. Es dauerte so lange, daß ihm das Wasser schon fast bis zum Halse ging und er nervöse Bewegungen machte, als wollte er seinen Kopf mehr in die Höhe arbeiten, vielleicht noch über den Kaminsims hinaus.

Die Erzieherin goß frischen Tee ein und setzte die Zuckerdosen in Bewegung. Das Löffelgeklapper war eine Weile das einzige Geräusch.



A. Krawtschenko

Holzschnitt

„Seine Exzellenz, der Herr Richter Yarsoff“, meldete der Diener.

Der Richter trug ein weißes Plastron, das wohl eine Anspielung auf seine berufliche Unantastbarkeit sein sollte. Es steckte eine goldene Krawattennadel mit der Darstellung der Gesetzestafeln darin.

Der Fremde wurde dem Richter vorgestellt. Er sah ihn an wie einen Hochstapler, mit dem er noch einmal zu tun bekommen würde.

„Lassen Sie noch auf“, rief er dem Diener zu. „Meine Frau und meine Tochter kommen noch.“

Wie war es nur möglich, daß so viele Leute Platz in der Wohnung fanden! Der Schrank mit den Kriegern unter dem breiten Schatten ihrer Helme war verschwunden und hatte eine Tür freigegeben, die zu einem weiteren Zimmer führte. Anscheinend hatte man dort das Bett entfernt, denn was noch darin stand, war Schlafzimmermobiliar.

Der Fremde sah sich um. Die ganze Wohnung war wie ein Antiquitätenladen, der von Liebhabern wimmelte. Nur war der Holzwurm in die Menschen übergegangen, als er in den morschen Möbeln vor Kälte nicht mehr bleiben konnte. Schiebladen und Türen funktionierten nicht immer, weil sie eingefroren waren. In der Kredenz klirrten die Gläser, aber keine Untergrundbahn erschütterte sie, sie bebten nur infolge der Kälte.

Auf den Familienbildern waren Damen und Herren warm angezogen, die Damen trugen lange Handschuhe. Ohne diese Vorsicht hätte man es nicht einmal im Bilde bei dieser Temperatur ausgehalten. Es hing dort auch ein Bild von der verstorbenen Frau des großen Feodor. Sie war allen unvergeßlich wegen des guten Tees, den zu bereiten sie verstanden hatte; leider hatte sie das Rezept mit ins Jenseits genommen. Das Bildchen auf konvex geschliffenem Glas war außerordentlich sprechend. Vor ihrem Tode hatte sie zu ihrem Mann gesagt: „Hinter dem Glase dieses Bildes werde ich sein.“

Und tatsächlich hatte die große gläserne Netzhaut zuweilen einen plötzlich aufleuchtenden Blick von hysterischem Glanz.

Der Fremde sah Maria Wassiljewna an. Er grübelte weiter, welches Geheimnis hinter diesem Ultimatum der Blässe stecken könnte, was dieser weiße Schein des Nichts, dieser lebendig gewordene Schnee vom Toilettetisch, der sie so phantastisch machte, zu bedeuten haben mochte.

Plötzlich hörte man das silberne Geläut des fürstlichen Schlittens. Alle Hunde der Umgebung nahmen die gute Gelegenheit wahr, um durch wütendes Geklaff warm zu werden und ihrem Blut neues Feuer zuzuführen.

Die drei Schwestern Vera, Nitscha und Nora Galow waren gerade im Gespräch mit Maxim Zelabow, der keinen Hals hatte und dessen Frisur aussah, als hätte er den Kopf eben erst aus dem Wasser gezogen. Nun schrien sie, als ob ein Bräutigam genahet wäre: „Der Fürst kommt!“

Maria Wassiljewna sah nach der Tür mit dem Blick einer Ertrinkenden, die in letzter Not auf die rettende Hand wartet.

Der fürstliche Priester erschien. Auch im Ordensgewand war er Fürst geblieben, er war es nur auf die Art einer Frau, die in allertiefster Trauer kokettiert. Alle umringten ihn in einem Begrüßungsschwall wie einen Bischof, der die Kathedrale verläßt.

„Lassen Sie sich Zeit, meine Herrschaften“, sagte der große Feodor. „Seine Durchlaucht bleibt ja den ganzen Abend und wird uns den Tee segnen, auf daß er uns von zukünftigen Krankheiten heile.“

Als endlich alle wieder Platz genommen hatten, bemerkte der Fremde, daß Marias Blässe größer war als je. Sie hatte die überirdische Schönheit der Frauen, die aus den Gräbern erstehen, wenn die Posaunen des jüngsten Gerichts erschallen. Was hätte er darum gegeben, wenn er dieses Mädchen auch nur einen Augenblick aus ihrer tödlichen Kälte hätte reißen können! Wie hätte er seine Zärtlichkeiten in alle Poren dieses kühlen Wesens filtern mögen!

Die Unterhaltung umschwirrte den neugebackenen jungen Priester. Großmütig verschenkte er seine fürstlichen Vorrechte an all die armselige Bürgerlichkeit. Alle verstanden diese fürstliche Feinheit und legten Wert darauf, ihm zu beweisen, daß er fortfuhr, für sie der Fürst zu sein, daß sie sich durch seinen Verzicht auf weltliche Würden ihm nicht gleichgestellt fühlten. Der Fremde war erstaunt über die allgemeine Unterwürfigkeit, er beobachtete, wie sich die Gäste um die Röcke des Priesters drängten, wie nichts anderes mehr Interesse für sie hatte. Und darüber vergaß er seine angebetete Blasse.



J. D. Kirschenbaum

„Ich sterbe! Ich sterbe! Gebt mir die Absolution! Die Absolution!“

Der große Feodor sprang auf und lief nach einem Zimmer, auf dessen Lager man Maria Wassiljewna vermuten mußte. Der neue Pope lief hinterher. Einige Damen folgten, und die unerschrockensten Herren setzten sich darüber hinweg, daß die Kleider der Kranken offen und die Beine unbedeckt sein konnten.

Man hörte sie ohne Unterlaß schreien: „Die Absolution! Nein, ich will keinen Äther!“ Man konnte sehen, wie etwas verschüttet wurde, das sie wild abwehrte.

„Vielleicht kann sie der neue Priester noch nicht absolvieren — vielleicht hat

er noch nicht die Berechtigung“, sagte der Richter, der überall Kompetenzschwächen sah.

„Die Absolution! Die Absolution!“ schrie Maria Wassiljewna. Sie war nackt wie eine Besessene.

Es schien, als hätte der Zufall ein Wunder für den jungen Popen aufgespart. Man sah, wie die Gäste zurückwichen. Alle, selbst der weinende Vater, verließen das Schlafgemach, die Tür wurde geschlossen, und nur der junge Priester blieb bei ihr. Niemand sprach. Schweigend warteten alle wie auf das Ergebnis einer Operation, als wären sie jeden Augenblick des gellenden Todesschreis gewärtig.

Allzu lange dauerte schon das lastende Schweigen. Da hörte man die Tür gehen. Alle blickten in höchster Spannung hin, als müßte der Priester mit dem Operationsmesser und der Geste des unfreiwilligen Mörders heraustreten. Statt dessen sahen sie überrascht, daß er mit dem Ausdruck der Genugtuung die Genesene an der Hand führte.

Sie war verwandelt. Sie hatte die Rosigkeit von Erdbeeren, die als köstliche, begehrte Nachspeise in Schlagrahm gehüllt sind. Das Mädchen, das der Fremde begehrt hatte, war sie nicht mehr.

Jetzt wurden ihm alle Zusammenhänge klar. Maria Wassiljewna war von dem hartherzigen Popen Merilewitsch, der heute nicht erschienen war, die Absolution nicht gewährt worden, die sie in leidenschaftlichem Verlangen begehrte. Die Furcht vor den Höllenstrafen hatte ihm die sadistische Marter eingegeben, sie in verhaltener Glut zu peinigen und als köstliche Trüffeln die kühnen Avancen zu genießen, mit denen sie ihm in unglaublicher Weise entgegengekommen war.

Durch seine Weigerung hatte der Pope Marias ganze slawische Schönheit erschlossen. Er hatte sich all ihren Reiz erschlichen, den ihr die Blässe verlieh, eine Blässe, die weitaus größer war als sie je der höchste intime Genuß einem Weibe geben kann.

In der Periode ihres eiskalten Hochmuts war sie die Unerlöste gewesen, sie hatte sich der Buße des kalten Popen nicht unterwerfen wollen, der seine Stellung mißbrauchte und seine Strenge übertrieb, um sie in der Haltung grandioser Bestürzung zu sehen, wie sie nur eine Frau hat, die unerlöst, gedemütigt und zurückgewiesen den Beichtstuhl verlassen muß.

Erlöst, war sie vom gleichen weichen, verführerischen Stoff wie alle andern. Die ihr eigene Auflehnung und der eisige Trotz waren verschwunden. Sie hatte die Seichtheit der Heroine, die nach allzuviel Pathos nur noch ein Kind will.

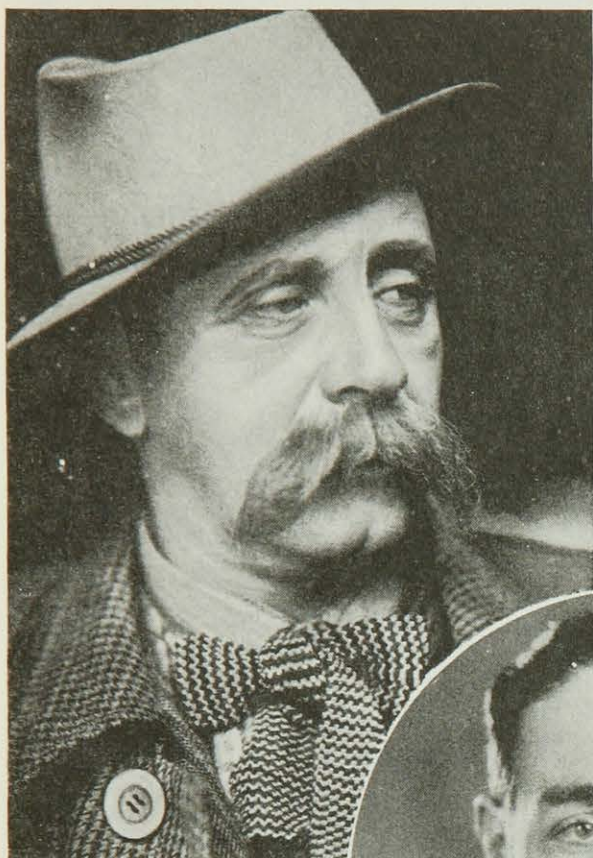
„Wir müssen sie jetzt ausruhen lassen“, sagte der fürstliche Priester. Er gab allen den Segen und zog sich zurück.

Darauf verabschiedete sich die ganze Gesellschaft unter Glückwünschen von Feodor und Maria. Jedoch waren die Gratulationen zur Genesung nicht ohne Stachel und Argwohn: daß der leidige Zwischenfall ihnen ihren Empfangsabend durchkreuzt hatte, konnten sie so leicht nicht verwinden.

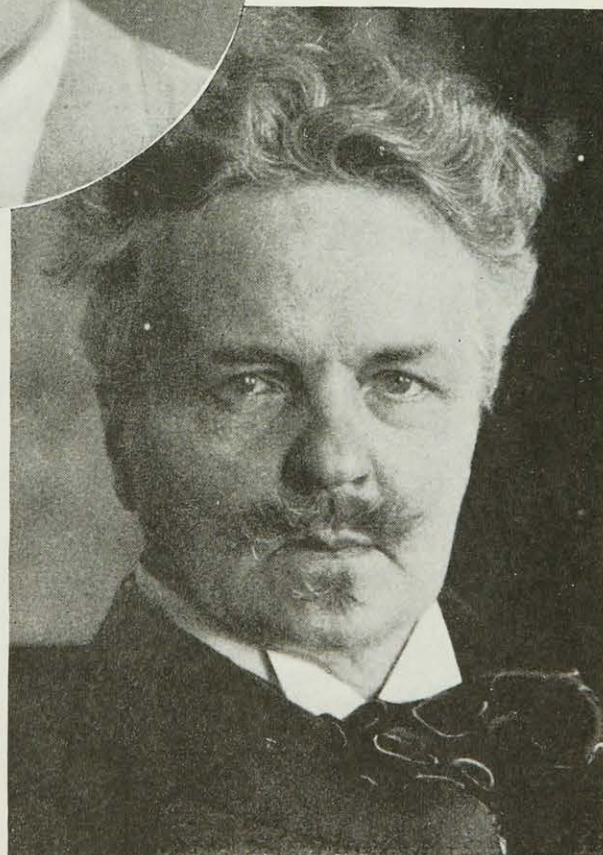
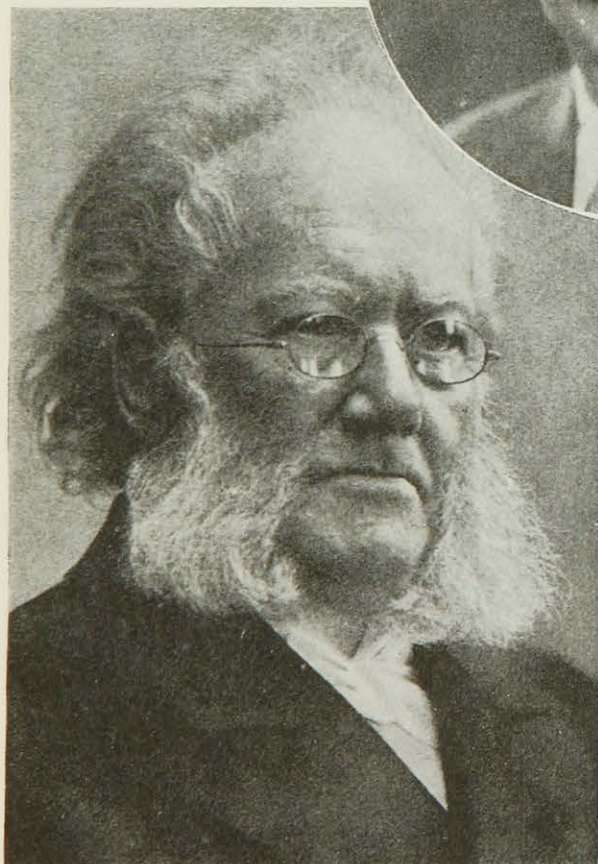
Auch der Fremde ging enttäuscht. Es war seinem Scharfsinn nicht entgangen, daß Maria Wassiljewna durch die Absolution einen Ausdruck bekommen hatte, als sähe sie Mutterfreuden entgegen. Sie hatte etwas abstoßend Liebliches und Heiratslustiges, und ihr Lächeln war wie Schnee, den die Sonne zum Schmelzen gebracht hat.

(Berechtigte Übertragung von Inés E. Manz.)

Bärte



Photogr. Gesellschaft,
Berlin



Photographische Gesellschaft, Berlin

Photographische Gesellschaft, Berlin

Peter Altenberg, Walt Whitman, Adolphe Menjou, Henrik Ibsen, August Strindberg



Photo Kunsthistorisches Seminar, Marburg
Joh. Heinr. Tischbein d. Ä., Die Muse Thalia

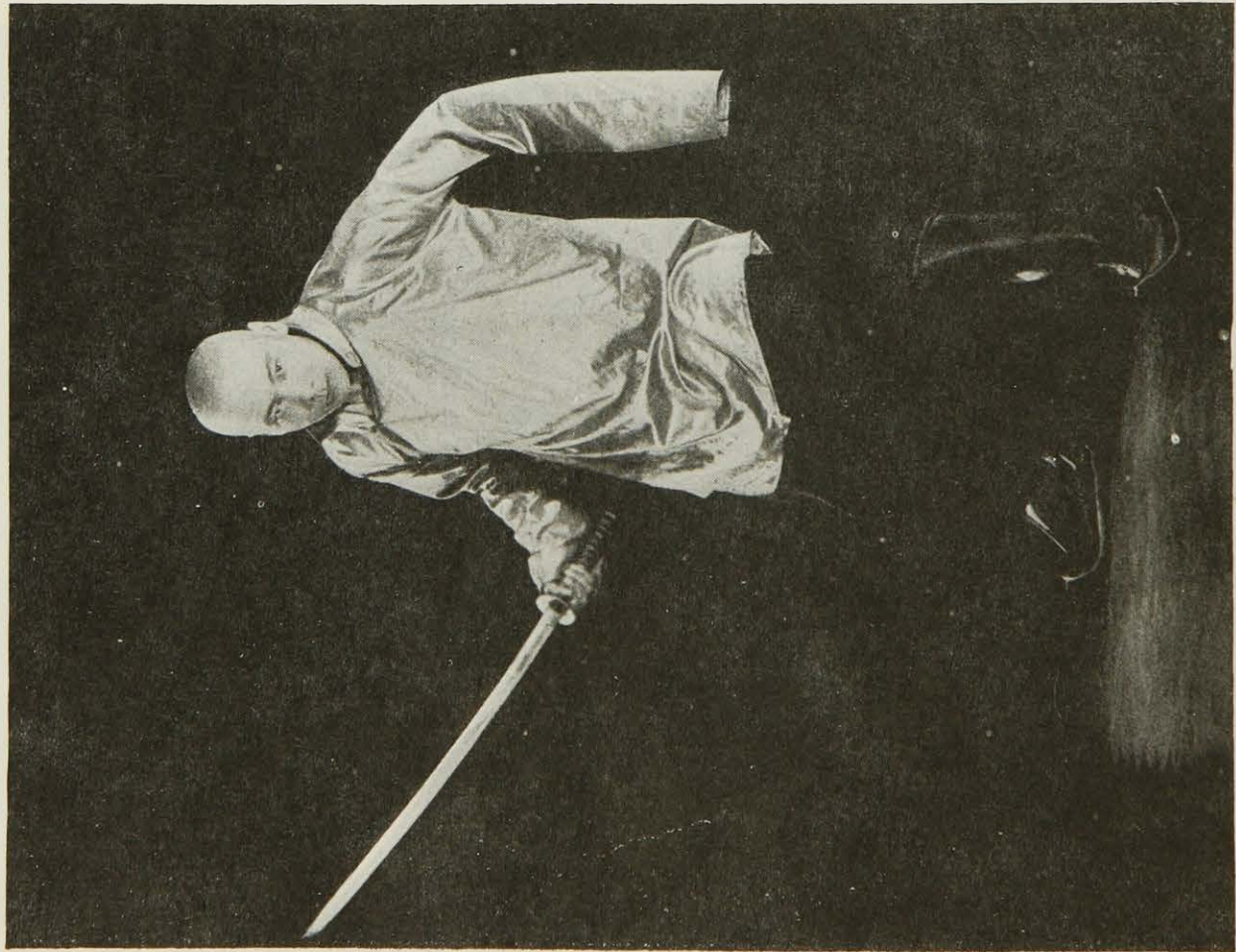


W. A. Lindgens, Maskenball. Oelgem. 1928

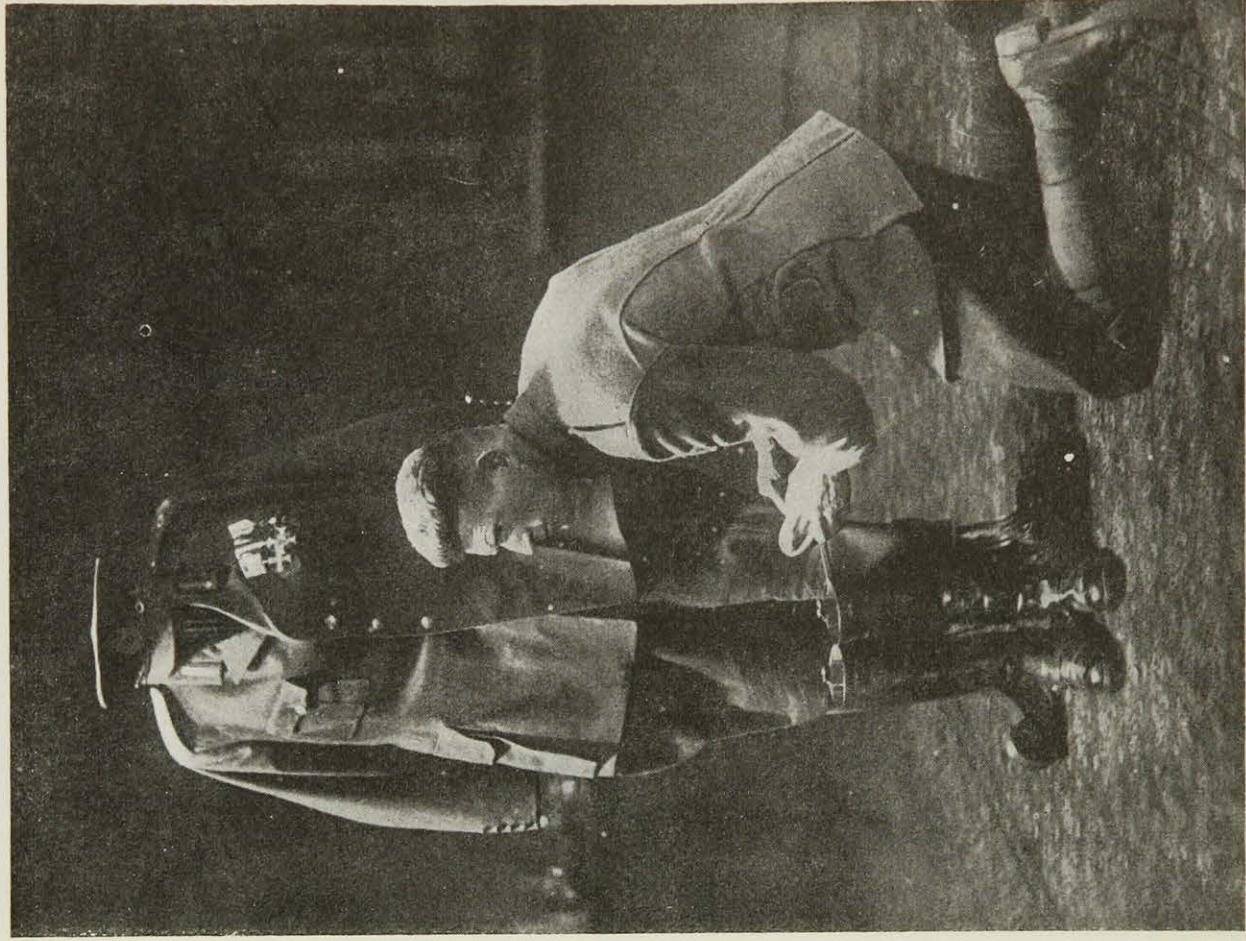


Aus dem Pudowkin-Film „Sturm über Asien“

Photos Prometheus-Film



Der Mongole Jukischinoff



Der Herr Oberst

Photos Prometheus-Film

Aus dem Pudowkin-Film „Sturm über Asien“

PETER ALTENBERGS FLUGVERSUCHE

Von

LINA LOOS

Ueber den Dichter Peter Altenberg ist alles gesagt und geschrieben worden, was festzuhalten möglich war. Wir aber, die wir den unmittelbaren Reiz seiner Persönlichkeit empfunden haben, wir, die wir jahrelang in seiner Nähe gewohnt haben, sind nicht imstande, die Vielseitigkeit, die Widersprüche und die große Spannweite dieses einmaligen Menschen wiederzugeben. Sein Leben war eine Dichtung an sich. Für den einen war er ein Weiser, der ganz neue Wege ging, für den anderen ein origineller Narr.

Jedes persönliche Erlebnis, das man von Peter Altenberg erzählen könnte, müßte ein falsches Bild ergeben. Es wäre immer nur *ein* Punkt einer rollenden Kugel. Sein Leben war so voll, ein so abgeschlossener Weltkörper, nichts könnte man daraus entfernen, ohne ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Auch auf diesem Stern war Leid und Sorge. Aber er strahlte Licht aus über uns alle, und als er es an der Zeit fand, unseren Blicken zu entschwenden, wurde es dunkel und kalt.

Sein Körper, sein ganzes Wesen, machte den Eindruck von etwas Schwebendem. Es ist kein Zufall, daß gerade er den Mut fand zu Flugversuchen eigener Art. Nachts, auf Straßen und Plätzen, breitete er seine Arme aus, dehnte seinen mächtigen Brustkorb, sog sich voll mit Luft und schlug mit seinen Armen immer rascher immer schnellere Kreise, bis sein schmaler Körper, seine überzarten Beine jeden Widerstand aufgaben, ihre Schwere verloren und, sonderbar gewichtslos, von Geist und Wille getragen erschienen.

Alle, die es gesehen, hatten den Eindruck eines freischwebenden Menschen. Er allein hatte den Mut zur Tat. Er allein wagte den Versuch, Wunschträume, die er für alle Menschen hegte, zu verwirklichen. Frage sich nun jeder selbst, ob er nicht den Wunsch in sich gefühlt, zu fliegen aus eigener Kraft, und wie weit er davon entfernt sei, einen solchen Versuch, sei es auch nur in einem verschlossenen Zimmer, zu wagen. Ja, Peter Altenberg war ein Narr, ein Narr, wie jeder Vorläufer seiner Zeit. Er hat sich preisgegeben für uns alle, und sein Lohn war ein Leben, das wert war, gelebt zu werden.

Eines möchte ich doch richtigstellen. Peter Altenberg gilt als Frauenverehrer. Er war es nicht! Er hat uns gehaßt. Er hat uns Frauen gehaßt, wie er reiche Leute haßte, die ihren Reichtum nicht zu verwenden wußten. Er, der so viel Schönheit erkannte, verzweifelte an den Frauen, wenn er sie Wertvollstes an die untauglichsten Objekte vergeuden sah. An ihm, dem Ewig-Bereiten, sind die Frauen vorbeigegangen, so wurde er gezwungen, in Buchstaben zu gestalten, was Unerlebtes überblieb. Er saß nicht an einem Schreibtisch und dichtete, er lebte, und manchenmal schrieb er auf kleine Zettel wichtige Dinge an Menschen, die gerade nicht zugegen waren.

*

Neunzehnhundertsechs, also zwölf Jahre vor seinem Tod, hat Peter Altenberg an mich geschrieben:

Auf einmal werden wir Beide alt sein, Sie später, ich früher, und die Erde wird uns meterhoch bedecken. Haben wir unsere Zeit ausgenützt?!?

Nein.

Das Leben dauert doch wirklich nur eine Minute lang. Kann man dann irgend etwas reparieren?!?

Schließlich werden Sie sich vielleicht aufraffen, aus irgendwelchen Bedenken und Erinnerungen aus, einen großen Strauß von meinen geliebten Tubarosen auf mein Grab hinzulegen — — —.

Und da wird Einer bei der Rückfabrt im Wagen sagen:

„Ich liebe Dich noch tausendmal mehr, weil Du diesen Dichter so lieb gehabt hast!“

*Aber da müssen Sie kalt erwidern: „Und besonders weil er todt und un-
schädlich ist. Nun kann man seinen Rebbach (Profit) haben, indem man seinen Werth
anerkennt.“*

P. A.

Ich bin mit keinem Mann an sein Grab gefahren — ich habe es nicht riskiert! Wer weiß, ob er gesagt hätte: „Ich liebe dich noch tausendmal mehr — — —.“ Die neue Sachlichkeit ist über uns hereingebrochen, Peter! Es ist vernünftiger für uns Zurückgebliebene, in einem kleinen, stillen Kaffeehaus zu sitzen und an die Zeit zu denken, in der ein Peter Altenberg mit uns gelebt hat — als wären wir es wert gewesen.

CHINESISCHE KUNST IN DER BERLINER AKADEMIE

Von

CURT GLASER

Von chinesischer Kunst hat man in Europa im Laufe der Jahrhunderte recht vielfach wechselnde Vorstellungen gehabt. Es gab im 17. und im 18. Jahrhundert einen sehr lebhaften Überseehandel, der die europäischen Märkte mit chinesischen Exportwaren versorgte. In der Hauptsache kam das Porzellan herüber. Man kannte kaum etwas anderes von China. Noch heut ist im englischen Sprachgebrauch das Wort China gleichbedeutend mit Porzellan.

Das ist sehr anders geworden. Man hat nacheinander die Sung- und die Tang-, die Han- und die Chou-Zeit entdeckt, man hat sogenannte Frühkeramik und Tang-Kamele, abgeschlagene Buddhaköpfe und grünpatinierte Bronzegefäße zu sammeln begonnen, und es gehört in manchen Kreisen zum guten Ton, das Porzellan, das nicht ein ebenso ehrwürdiges Alter aufzuweisen hat wie die Gräberfunde, als minder vornehme „dekorative“ Gebrauchsware abzutun.

Was nicht hindert, daß gutes chinesisches Porzellan zu den teuersten Dingen in der Welt gehört. Was nicht hindert, daß es kaum etwas Schöneres und Vollkommeneres gibt als ein edles chinesisches Porzellan. Die ganze Grab-Menagerie der Tang-Zeit in Ehren. Aber neben den wunderbar farbig glasierten und herrlich modellierten vierbeinigen und gefiederten Wesen der Kang-hi-Epoche haben sie einen schweren Stand.

Nur die unverbesserlichsten Snobs werden es darum tadelnswert finden, daß die China-Ausstellung der Gesellschaft für ostasiatische Kunst in den drei mittleren Hauptsälen der Akademie zunächst einmal die ganzen Herrlichkeiten chinesischer Porzellankunst ausbreitet. Es ist ein Zugeständnis an das deutsche Sammlertum. In diesen Sälen geben sich die oberen — verzichten wir darauf, eine Zahl zu nennen — von Berlin W ein Stelldichein. Man wird vergleichen können, wer das schönste Enten- oder Reiherpaar, das kostbarste Bleu-turquoise- oder Peach-bloom-Stück hat — übrigens schneidet August der Starke bei dem Vergleich nicht übel ab, aus dem Dresdener Johanneum kommen ein paar Kostbarkeiten, ebenso wie aus dem Charlottenburger Schloß und der Münchener Residenz.

Dem Besucher der Ausstellung aber sei ein guter Rat gegeben. Er sollte in diesen drei Sälen stundenlang bleiben und seine Augen auf dieser unvergleichlichen Weide langsam spazieren führen. Dann sollte er nach Hause gehen und ein andermal wiederkommen, um bei dem chinesischen Altertum zu beginnen, bei den Bronzen der Chou-Zeit — Datierung freibleibend, eindrucksvolle Größe über jeden Zweifel erhaben — denn es ist eine andere Welt, und man soll sich nicht mit dem einen den Geschmack an dem anderen verderben. Wir haben in unserem Mittelmeerkulturkreise auch so verschiedene Dinge wie die Ägypter und Watteau und sind zufrieden, beides zu haben, auch wenn man sich ein bißchen umstellen muß, um vom einen zum anderen zu gelangen.

Der Bronzesaal der Ausstellung kann sich wohl sehen lassen. Eine Anzahl der kostbarsten Stücke, die man kennt, und manche bisher ganz unbekannte sind aus der weiten Welt hier zusammengetragen worden. Amerikanische Sammlungen haben gespendet, von Eumorfopoulos in London sieht man die berühmte Widderbronze, von Stoclet in Brüssel den fabelhaften Drachen, von E. Meyer in New York ein Opfergefäß in Form einer gehörnten Bestie usw., usw. Man muß schon bis nach Japan fahren, bis in das Museum des Barons Sumitomo in Osaka, um einen ähnlichen Raum mit chinesischen Bronzen zu sehen, wie ihn jetzt die Berliner drei Monate lang täglich in ihrer Akademie bewundern können. Dazu köstlichste Arbeiten aus Jade, die als Rangabzeichen der Würdenträger oder als Grabbeigaben der Vornehmen dienten.



Klaus Freese

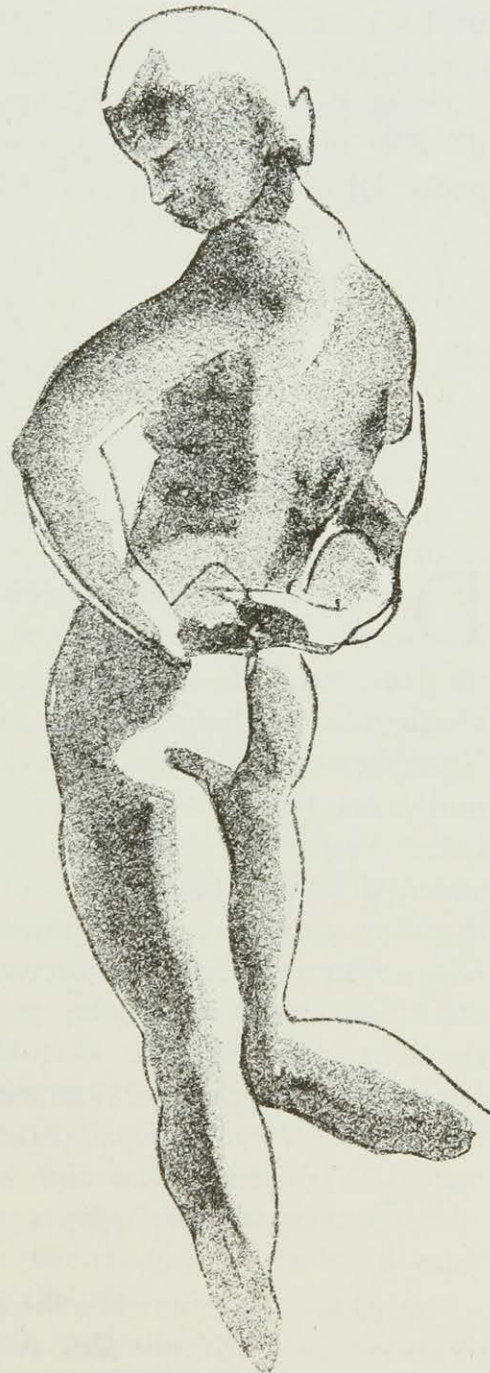
Der Chou-Zeit folgen die der Ts'in und der Han. Rußland hat zur Geschichte der Han-Kunst einen seltensten Beitrag geliefert. Eine gelehrte Mission unter Führung von Kozlow hat in der Mongolei Fürstengräber der Zeit um Christi Geburt geöffnet. Reste von Stoffen, von Lackschalen und Bronzegerät sind zutage gefördert worden, in denen drei Kulturen, die griechische, die skythische, die chinesische sich begegnen. Ebenso eindrucksvoll wie aufschlußreich ist dieser Blick in die Vergangenheit, der ungeahnte Perspektiven historischer ebenso wie formengeschichtlicher Art eröffnet. Zum ersten Male werden hier Funde der Kozlow-Expedition, die auch in Rußland noch nicht gezeigt wurden, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Aber für geschichtliche Erörterungen ist in einem knappen Bericht kein Raum. Wer mehr wissen will, kann in drei Büchern die Geschichte der chinesischen Kunst studieren, die alle drei kurz nacheinander erschienen sind: Otto Fischer in der Propyläen-Kunstgeschichte, Otto Kümmel im Handbuch der Kunstwissenschaft, Curt Glaser in Springers Kunstgeschichte. Dort kann er lernen, wann der Buddhismus in China eingeführt wurde, und wie es mit der vielberufenen Gandhārafrage steht, um die sich die Gelehrten mit besonderem Eifer streiten. Er wird dann wissen, warum es in dem Raume, in dem die Wei-Zeit dargestellt ist, wieder so ganz anders aussieht. Steinbuddhas lächeln archaisch. Wunderschöne vergoldete Kleinbronzen stehen in Vitrinen. Die figürliche Keramik setzt ein, die sich in der folgenden Tang-Zeit so großartig entfalten sollte. Und hier endlich marschieren sie auf, die heut so beliebten Kamele mit ihren Führern, die Reiter und die Pferde, die beinahe unglaublich verrenkten Zirkusreiterinnen, die hohen Beamten und die niedlichen Musikantinnen und Tänzerinnen, die Wachtgottheiten endlich und das Kleintier, die ganze Parade der Gräber, mit der sich die vornehmen Chinesen in ihrem Jenseits zu vergnügen gedachten, und die man ihnen seit zwanzig Jahren systematisch plündert, um wohlhabende Europäer im Diesseits zu amüsieren.

Die Ausstellungsleitung hat sich offenbar die größte Beschränkung auferlegt, um die Flut der Grabfiguren, die ihr leicht von allen Seiten zugeströmt wäre, einzudämmen. Besonders gut und besonders echt war die Parole, nach der gewählt wurde, zumal in diesem Gebiete in hervorragendem Maße der Satz von der Relativität Geltung hat. Die Chinesen hatten ganz recht, wenn sie den Toten nicht gerade die teuersten und besten Sachen in die Gräber stellten. Schlecht ist also keineswegs gleichbedeutend mit Falsch. Es gibt sicher viel mehr echte Stücke, als viele Kritiker wahrhaben wollen. Aber in die Niederungen der Tonbäckerei braucht man darum den alten Chinesen ebensowenig wie ihren heutigen Nachahmern zu folgen, und daß gerade hier streng auf Niveau gehalten wurde, ist ein Segen der Ausstellung. Von Tang-Keramik weiß man merkwürdigerweise mehr als von Sung-Keramik, wie überhaupt gewisse Epochen des chinesischen Altertums besser bekannt sind als die späteren Jahrhunderte bis zur Ming-Zeit. Man hat ein paar feste Anhaltspunkte dafür, wie das Tongeschirr der Chinesen im 9. Jahrhundert beschaffen gewesen ist. Sarre hat in Samarra chinesische Scherben gefunden, die gut datiert sind. In Japan gibt es ein ganzes Schatzhaus aus dem 9. Jahrhundert, das voll ist von chinesischem Gerät. Endlich hat man die Gräberfunde. In der Sung-Zeit wird das anders. Man ist jetzt in der Haupt-

sache auf historische Aufzeichnungen und eine noch lebendige, aber darum keineswegs unbedingt zuverlässige Tradition angewiesen, um erhaltene Stücke auf bestimmte Werkstätten und Epochen zurückzuführen. Seit etwa zwanzig Jahren, seitdem man sich mit der sogenannten Frühkeramik beschäftigt, hat sich eine Art Konvention gebildet. Jedermann weiß heut, was ein Chün-yao ist, und wenn er es noch nicht weiß, so kann er es in der Ausstellung lernen, und zwar gleich an einer Reihe der hervorragendsten Beispiele lernen. Die Vitrinen der Sung-Keramik oder dessen, was man so nennt, sind einer der absoluten Höhepunkte der Ausstellung. Die ganze Tang-Ware ist ordinär, das ganze spätere Porzellan laut und bunt und aufdringlich gegenüber der unerhörten Vornehmheit und der absoluten Vollendung dieser glasierten Tongefäße. Wozu in Klammern vermerkt sei, daß diese Feststellung niemandem die Freude an einer grüngefleckten Tang-Vase oder einem schwarzgrundigen Porzellan verderben soll. Jedes zu seiner Zeit und an seinem Ort. In der Sung-Zeit aber und in dem Saale, der sie darstellt, herrscht diese vornehmste Gattung chinesischer Keramik, sie herrscht, weil das andere Wunder der Sung-Zeit leider in der Ausstellung nicht darstellbar ist, denn nichts ist seltener in europäischen Sammlungen als hochwertige Werke früher Malerei, von der noch immer Japan seit alter Zeit die kostbarsten Schätze besitzt.

Es ist aber wiederum eines der vielen Vorurteile, die neuer europäischer von altem chinesischen Snobismus übernommen hat, daß nur die Malerei der Sung-Zeit wert sei, gesammelt zu werden. Wer seine Augen offen und sein Urteil unbeeinflusst erhält, muß erkennen, daß auch die Malerei Chinas seit dem 12. und 13. Jahrhundert allerlei Wege neuer Entwicklung gegangen ist und recht viel bedeutende Kunstwerke gezeugt hat. Die ostasiatische Kunstabteilung der Berliner Museen, deren Bestand auch an älterer chinesischer Malerei innerhalb Europas sich wohl sehen lassen darf, besitzt seit der letzten Reise ihres Direktors Kümmel nach den Jagdgründen Pekings ein paar höchst ansehnliche Beispiele jüngerer chinesischer Malerei, die der Ausstellung alle Ehre antun. Da ist eine Landschaftsdarstellung auf einer viele Meter langen Rolle von einer geradezu erstaunlichen



Georg Kolbe

Genialität der Naturanschauung und der Pinselschrift, da ist ein blühender Pflaumenbaum, mit unerhörter Kunst in das schmale Rechteck einer langen Bildrolle hineinkomponiert, ein wahrer Frühlingstraum von Blütenpracht.

Aber es ist keine Zeit, lyrisch zu werden. Keine Zeit wenigstens in einem kurzen Bericht. Der Besucher sollte sie sich nehmen. Diese Ausstellung verdient es, daß man sich vertiefe. Ich riet, einen Tag dem Porzellan zu widmen, um dann mit frischen Augen bei dem Altertum zu beginnen. Aber wohin kommt man, wenn man hintereinander von den Chou-Bronzen bis zu den Lacken und Cloisonné-Vasen der Ming-Zeit wandert? Auch das ist unmöglich. Noch einmal im Leben wird eine Gelegenheit wie diese kaum geboten werden. Wer klug ist, sollte sie nutzen. Schätze, wie sie hier zusammengetragen wurden, werden nicht bald wieder auf einem Fleck vereinigt sein. In späteren Jahren wird man davon sprechen wie von einem Märchen: „Wissen Sie noch, damals in der Akademie?“ — Jetzt ist das Märchen Wirklichkeit, für Wochen, für fast drei Monate. Gut, daß die Zeit nicht kurz bemessen wurde. Am 2. April werden die Kisten wieder gepackt. Dieser ganze Zauberspuk des Orients wird wieder verschwunden sein.

K A R N E V A L

Von

FRANZ BLEI

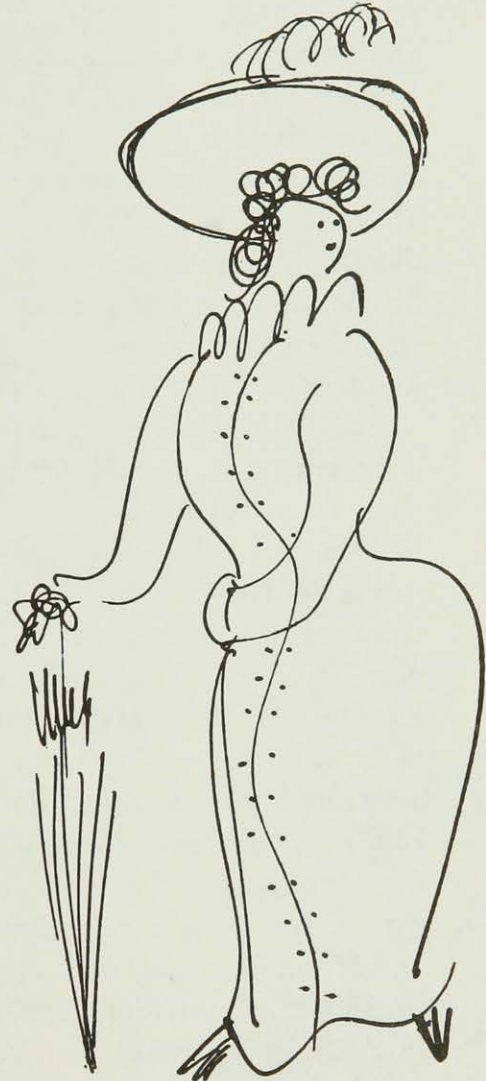
Dem überaus kurzsichtigen und daher höchst optimistischen Wolfskehl war es ein leichtes, sich eine späte Faschingsnacht im Münchner Café Luitpold im Jahre 1906 als ein höchst orgiastisches Fest zu imaginieren, das jeden Vergleich mit antikischen Saturnalien aushielt. Zudem war man jung, womit die Voraussetzung gegeben ist, nicht nur mutig zu sein, sondern so überschüssig mutig, daß man es als Übermut verausgab. Karneval, das ist das Fest des Übermutes. Fragt sich, ob man heute noch hinreichend Mut hat, um sich den Übermut anders denn als Luxus zu leisten. Käme ein Römer des Jahres 100 vor Christus in dieses Jahr 1929 nach Christus, würde ihn das Spielzeug Telephon, Radio, Kino, Kanonen, Auto amüsieren. Die machanische Exaktheit vieler Dinge wie der Uhren und Eisenbahnen würde ihn anöden, ebenso wie unsere neuen Prinzipien und Gemeinplätze so alt wie das Mittelmeer. Aber daß uns die Saturnalien fehlen, das würde ihn bekümmern und erschrecken als eine Krankheit der Seele. Besuchte er zum Exempel den Presseball mit seiner Ausstellung von Würde, Steifheit, Orden — dem zitierten alten Römer käme das sogenannte Ballfest höchst unheimlich und gespenstig vor. Nicht viel weniger so das *Après* bei Schwannecke.

Je sicherer die Menschen ihres Denkens und ihres sozialen Schemas sind, um so nötiger ist ihnen, von Zeit zu Zeit und in einer bestimmt fixierten Weise sich und die Dinge auf den Kopf zu stellen, zu ihrem Vergnügen und nach einem verkehrten Ritus. Einmal im Jahr las ein Bub die Messe und der Pfarrer

ministrierte. Einmal im Jahr tafelt in katholischen Gegenden der Knecht, und der Bauer bedient ihn.

Das Bedürfnis, sich und die Dinge auf den Kopf zu stellen, ist nicht geschwunden. Aber es hat seinen korporativen Charakter verloren und ist nur mehr sporadisch in Individuen vorhanden, äußert sich in der Ironie, in der Karikatur, auch im Verbrechen. Oder in den ganz privaten Saturnalien, gefährlich nahe der Verrücktheit.

Zu Zeiten, wo der kirchliche Ritus eine solche Selbstverständlichkeit war wie heute das Begrüßen von Bekannten, da gab es zwischen Weihnachten und Epiphania eine Zeit, wo das tote Gewicht der Ordnung gehoben wurde, ein Bub sich als Bischof maskierte und ein Affe die Messe sang. Reste davon: das ist der Karneval. Konnte die Würde es nicht anders treffen, sich über sich selber lustig zu machen, so steckte sie sich die Maske eines Schweinskopfes vors Gesicht. Aber auch die Maske verfiel. Würde und Amt sind sich ihrer nicht mehr so sicher, als daß sie sich öffentlich über sich lustig machen könnten. Jeder hält ängstlich an seiner Würde, denn sie ist sein Leben geworden (auch sein Einkommen). Jeder ist nur mehr Repräsentant und als er selber gar nicht mehr vorhanden. Die Repräsentanten wissen, daß sie sich gegenseitig als existent bedingen: ehrst du meinen Hofrat, ehr ich deinen Geheimrat. Wer wäre da stark genug, sich zu riskieren, wenn auch nur zwischen Weihnachten und Epiphania? Die Mädchen taten es oder wenigstens leichter in dieser Tanzzeit tieferen Decolletés, längerer Nacht, gestielterer Gläser, erhitzteren Blutes. Aber nun, wo man das ganze Jahr durch tanzt und die Tänze auch gar nichts mehr von der beduselnden Wirkung des Walzers haben und wo die Mode die erotische Oberfläche der Frau auf ein Minimum reduziert hat — was blieb vom Karneval, der um 1900 noch der Münchnerin das Mieder lockerte, übrig? Ich glaube: nur mehr der Unternehmer solcher Veranstaltung oder eine aufzufrischende Vereinskasse oder in den Provinzstädtchen ein bescheidener Heiratsmarkt. Oder ein Fremdenrummel wie in Köln. Oder die Reklame für ein Haarwasser oder einen Busenhalter. Man will ja heute alles heben und ertüchtigen. Die Literatur durch Preise, die Muskulatur der Ladenjünglinge durch Sport, die Valuta durch Fremdenverkehr, den Krieg durch den Völkerbund und den Karneval durch Umzüge und Einfälle aller Art. Das letztere scheiterte einesteils am Verkehr der Großstadt, andernteils weil niemandem nichts einfiel. Also stöhnt und schwitzt sich der Karnevalist von Ball zu Ball wie die Jahre zuvor. Warum? Ja, wenn er das wüßte!



Klaus Freese

ZUG DURCH DAS DUNKLE KÖLN

Von

ERNST LUART

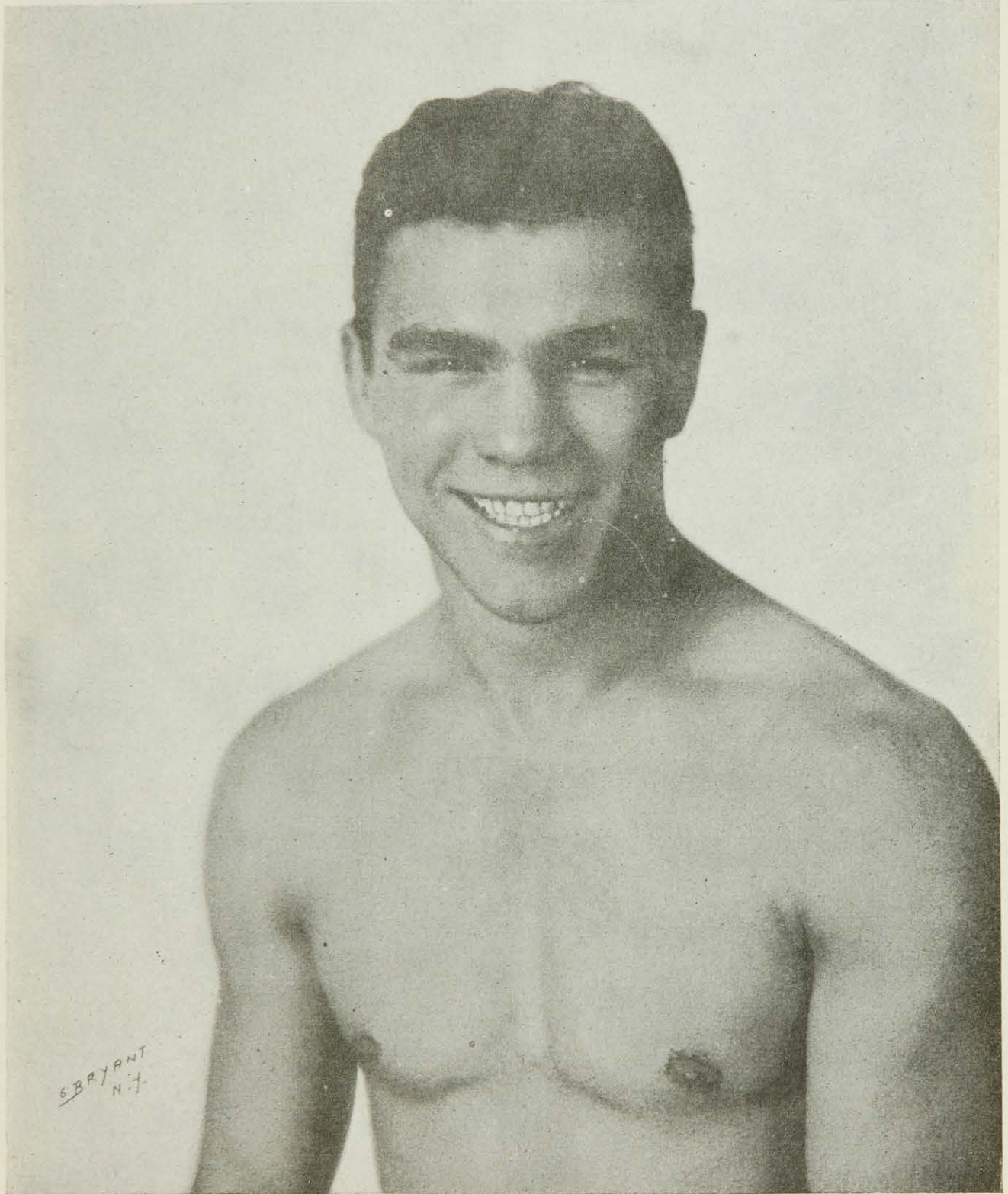
Schon die Hohe Straße zeigt ein besonderes Gesicht, wenn man sie um elf Uhr Abends sieht; all ihre offizielle Geschäftlichkeit und Solidität ist verschwunden, ist aufgelöst in das eifrig schlendernde Hin und Her der paarweisen oder einzelnen Mädchen; dazwischen viele junge Leute von einigermaßen finsterem Aussehen; sie ziehen lärmend in langen Reihen oder stehen in flüsternden Gruppen an den Ecken beisammen oder streichen vereinzelt und lauernd um ein harmloses Bürgerpaar. Bettler, seltsame, verzerrte Gestalten, die man tagsüber weder hier noch anderswo gesehen hat, sind aus ihren Höhlen hervorgekrochen, stehen und kauern an den hellbeleuchteten Schaufenstern oder rollen, beinlos, auf niederen Wägelchen durch die achtlose Menge. In die großen Kaffee- und Speisehäuser, die ihr übertriebenes Licht und den gellenden Klang ihrer Orchester auf die Straße werfen, geht niemand aus dem Kreis dieser nächtlichen Erscheinungen; sie haben ihre Lokale in abgelegeneren, stillen Straßen, die selbst von dem ortskundigen Kölner Bürger kaum gekannt und nie besucht werden.

Die Thieboldsgasse gehört zu diesen Straßen, ganz nah beim Neumarkt und doch eine ganz andere Welt; düster, eng; aus einigen schmalen Türen springt jähes Licht auf das Pflaster, Orchestriklänge rauschen, durch die Fenster sieht man bunte Papierketten unter der verrauchten Decke hergespannt. Sehr beliebt ist die Perlia-Bar. Keine falschen Vorstellungen, bitte! Man tritt in einen niederen, nicht sehr hell beleuchteten Raum ein; rote, grüne, weiße Papierblumen hängen von der braunen Decke herunter. Gleich vorn ein Schanktisch, hinten eine Kapelle von drei Mann, mit ausgiebigem Schlagzeug natürlich. Männer mit Mützen auf dem Kopf sitzen an den Tischen, ein paar Frauen, manche davon müde und vernachlässigt, andere prächtig zurechtgemacht mit lockiggebranntem Bubikopf, buntem Seidentuch. Der Wirt im blauem Strickwams mit einem Bulldoggengesicht und Scheitel in der Mitte läßt sich durch uns nicht im Kartenspiel stören. Auch der Sohn, schwarzhaarig, bleich und ein wenig fett, in Sporthemd und Hose, hat keine Zeit; er muß Bier ausschenken und tanzt hin und wieder mit einem der bemützten Männer.

Aber die Wirtin ist gern bereit, uns Gesellschaft zu leisten. „'nen Bittern, wenn ich darf. Zum Wohle!“ . . . Sie ist ungeheuer dick; ihr Gesicht zugleich listig und devot; ihre fettige Stimme knarrt manchmal ein bißchen wie eine schlecht geschmierte Tür.

„Geschäft? Oh, dat geht gut. Jede Nacht hab' ich mein Lokal ganz voll. Bis neun Uhr morgens ha' mer heut gegessen; da hab' ich 'nen Freund, der is mal nach Amerika gegangen; geht ihm gut drüben. Aber wenn er jedes Jahr mal 'rüber kommt, besucht er uns immer; hier is et ja doch am gemütlichsten, besonders wenn mer so durchfeiert bis morgens. (Mit verschmitztem Zwinkern:) Die verbotenen Früchte ißt mer ja am liebsten. Oder is et nit so, junge Frau? . . . Na also!“

Eine heisere Mannsstimme lärmt durchs Lokal. Sie gehört einem zigeuner-



MAX SCHMELING
LEADING HEAVYWEIGHT CONTENDER
Under Direction of Joe Jacobs — 1576 B'way, N. Y. C.
PHONES: LACKAWANA 1905 -- LACKAWANA 1896.



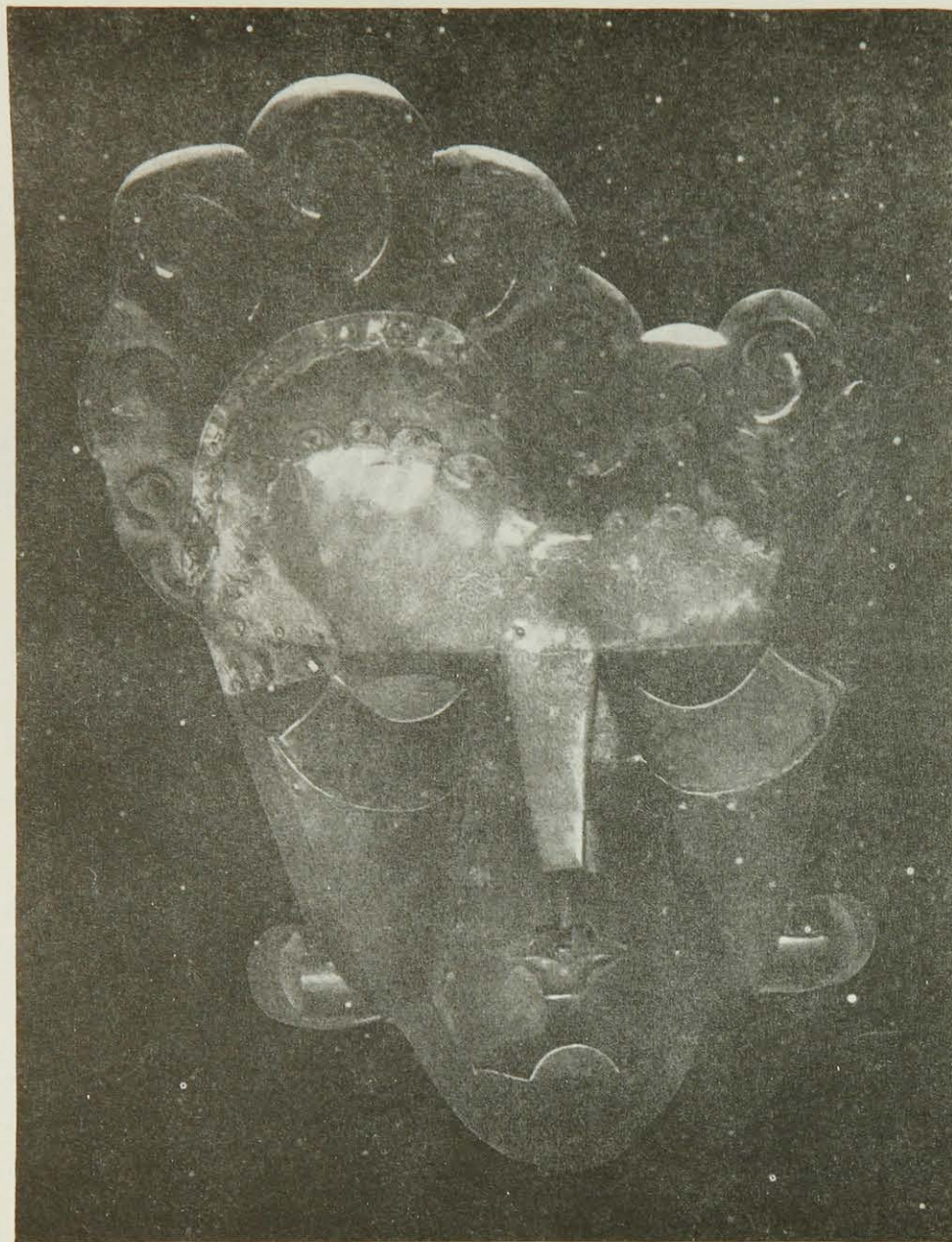
Photo Hugo Eriurt

Der Architekt Walter Gropius

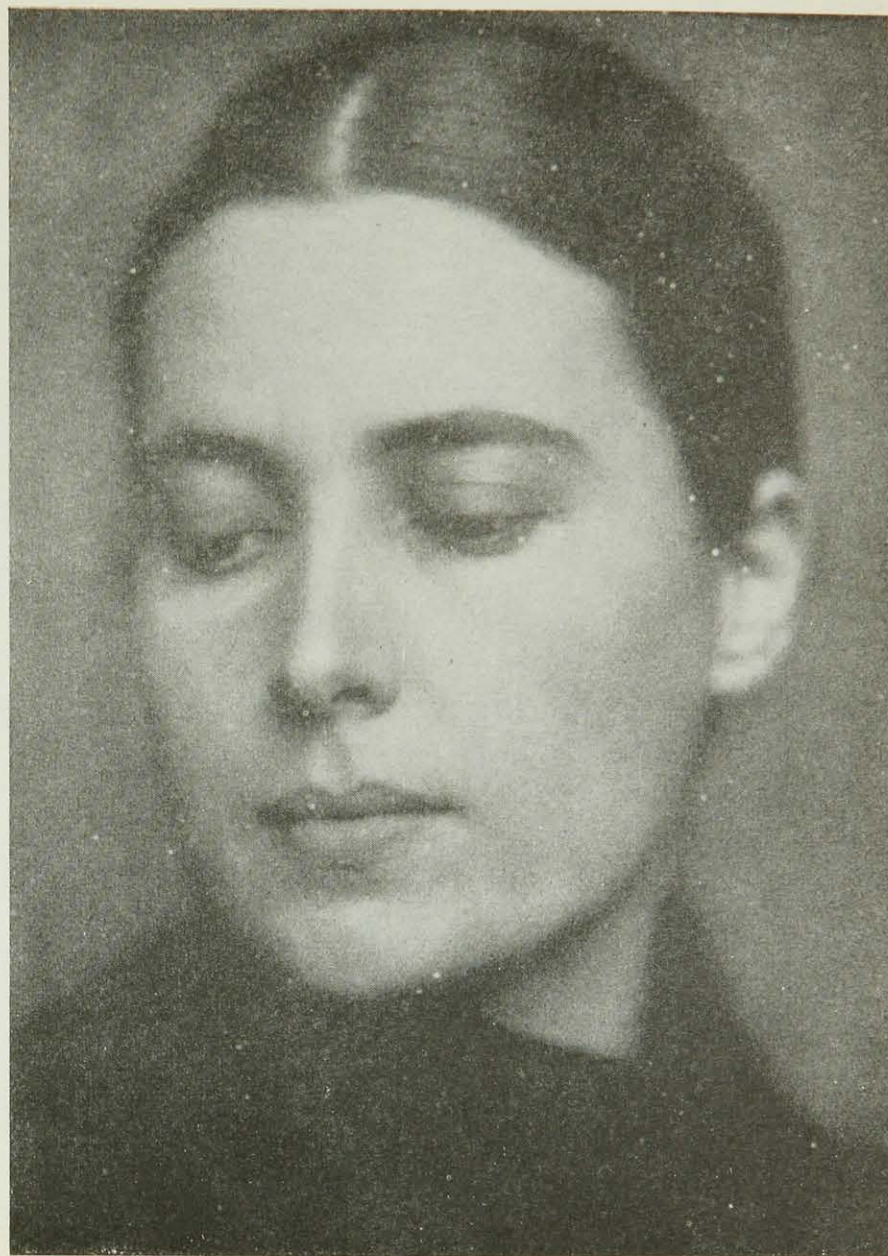


Photo v. Debschitz-Kunowski

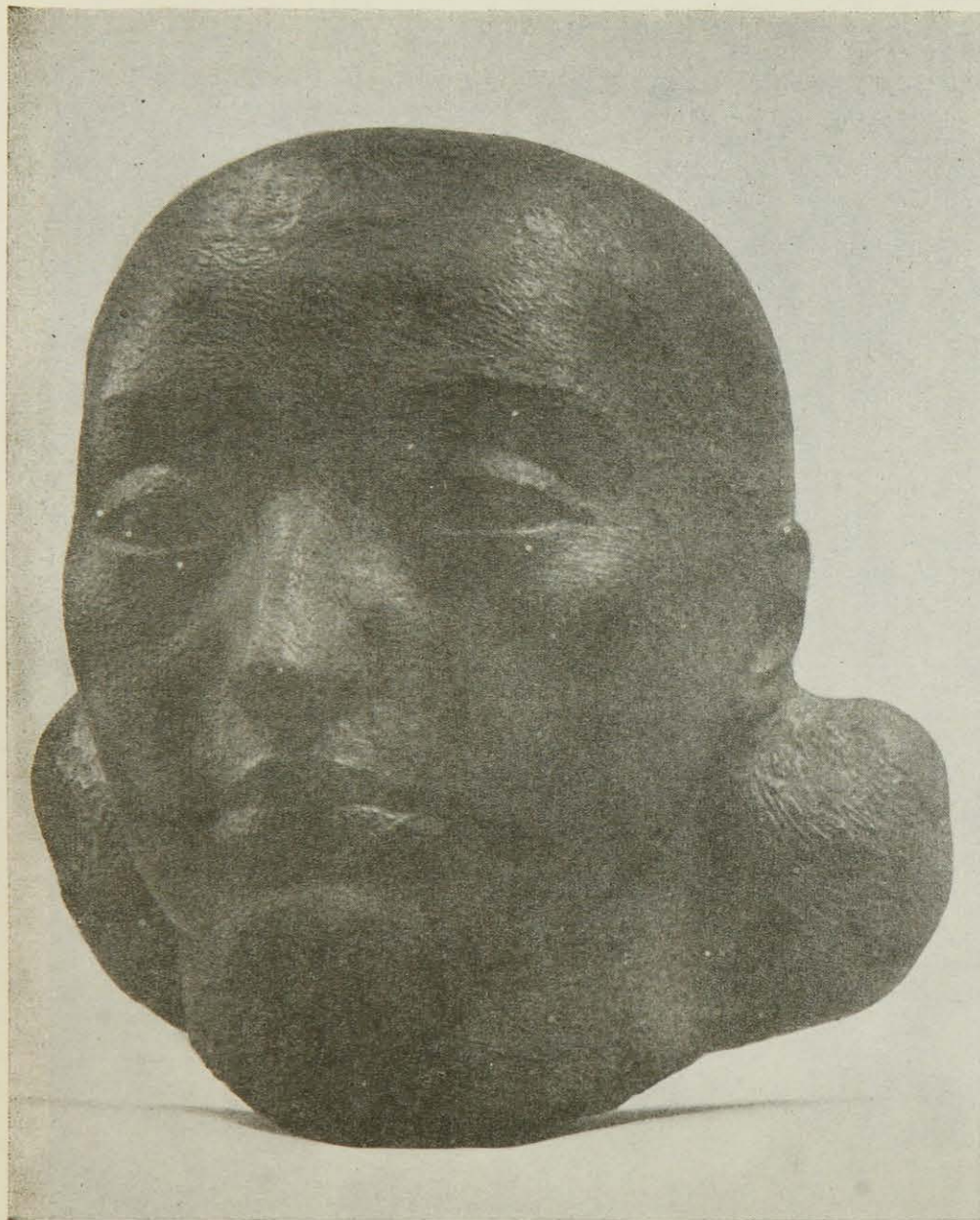
Die Dichterin Gerda v. Below



Maria Fleck, Maske aus Eisen
Photo Sedlmayr



Frau Erich Mendelsohn
Photo Sonja Solnoids



S.g. Eumorphopoulos, London
Dora Gordine, Frauenkopf. Bronze



Photo Sonja Solnoids
Die japanische Sängerin Hatsue Yuasa

haften Weib, das sich ein paar Tische entfernt von uns niedergelassen hat. Die Wirtin lacht über unser Staunen. „Dat is en Marktfrau, et Margritche. (Dann zurückgewendet): Na, Margritche, wie is et? Ich wunder mich als über eure gute Vertrag.“ Das Zigeunerweib krächzt unverständlich vor sich hin; sein kleiner blonder Begleiter schmunzelt zu uns herüber und rückt verlegen an seiner Mütze.

„Wie lang ich dat Lokal schon hab'? Ach, so an zwanzig Jahr. Un immer brechend voll. Ja, natürlich im Krieg, da waren ja viele fremd geworden. Ich hab' sie zurückholen müssen, wie die verlorenen Kinder. Aber schließlich sin se all gern wiedergekommen. Och, wat war dat früher ne Betrieb! Um sieben Uhr morgens hat mer et Lokal aufgemacht. Um acht war schon de Musik am Spielen, un brechend voll sag' ich Ihnen. Da mußten doch die Mädcher früh zu der Kontroll un dann gingk et los hinterher . . . Dat is ja nu jetz anders. Früher, wenn die arm Mädcher die ganz Nacht gearbeit' hatten, tirek morgens zur Kontroll; un wenn se nit kamen, gab et Straf. Dat is ja nu jetzt besser. Aber wat die nu all für Paragraphen haben, wonach se sich richten müssen. Se haben et immer noch schwer genug, die arm Dingere.“

Der Sohn des Wirts steht am Tisch nebenan, zwischen trinkenden Männern, bekommt einen Schnaps spendiert; die Musik beginnt einen Walzer; ein Arbeiter, nicht mehr ganz jung, dreht sich mit ihm in langsamem Tanz, sachlich und selbstverständlich. Die Wirtin sieht wohlgefällig eine Weile zu.

„Ja, gern noch 'nen Bitteren, wenn ich darf. En Zigarettche, gewiß, warum nit? Et is ja überhaupt manches anders jetz. Mer sieht manches, wat et früher nit eso gab. Mer is so gewissermaßen vielseitiger geworden.“ Sie lächelt kein bißchen, wenn sie das sagt, stellt nur ihre Beobachtungen fest. „Die andern Lokale, wo mer sich amüsiert, die kennen Se natürlich? Et Dornröschen? Ja, da is aber nit mehr so viel los. Jetz rennen se ja all nach dem Augustenhof. Och ja, viel Betrieb is da, brechend voll jede Nacht. Aber (mit halbgeschlossenen Augen und abwehrend erhobener Hand): mir fehlte da dat bessere Publikum. Nix wie Strichjungens, verstehen Se. Nix Besseres, nix Solides. Na ja, se wollen all leben . . . Wollen Se schon weiter? Ja sehn Se sich den Augustenhof mal an. Vielleicht kommen Se nachher noch mal bei uns; dat geht hier so de ganze Nacht.“

Der Augustenhof, in einer sehr soliden Straße gelegen, hat vorne nur eine kleine Schenke, in der es nicht besonders lebhaft zugeht. Der eigentliche Betrieb spielt sich in einem hinteren Saal ab; in einer „geschlossenen Gesellschaft“. Man ist rasch Mitglied geworden. Ein Mann in einer Uniform wie ein Zollbeamter kassiert die Beiträge ein; dann geht's mitten in den Lärm hinein. Papierketten auch hier, aber mehr Licht; es gibt eine Weinterrasse und eine Jazzband in roten Russenhemden. Den größten Teil des Publikums bilden junge Männer mit kühnen Haartollen; viele sind geschminkt; sie tragen rosa, gelbe, himmelblaue Sporthemden und Hosen, viele Knickerbocker; einer champagnerfarbene Breeches; an die Krawatte gesteckt große rosa Rosen. Die älteren Herren sind in der Minderzahl; einige beteiligen sich lebhaft am Tanze, der fast ununterbrochen weitergeht. Von den wenigen Mädchen, die paarweise herumsitzen oder tanzen, trägt immer eine Smoking und Herrenhemdbluse. Eine, ein blonder Wuschelkopf mit einem vom vielen Lächeln völlig zerfressenen Gesicht, engagiert einen dunkellockigen Burschen zum Tanz; an der Estrade steht ihre Gefährtin, mit Spitzmausgesicht

und pomadisiertem Haar, blauem Herrenjackett und Querbinder, und droht der Eigenmächtigen eifersüchtig mit der Faust.

Die Musik spielt einen Tango. Der Zigarettenjunge, der mit seiner schwarzen Haarwelle und dem bleichgepuderten Gesicht wie eine Spanierin aussieht, gleitet, eine Hand graziös auf die Hüfte gestützt, mit der andern das Tablett hoch über dem Kopf balancierend, mit langen, wiegenden Tanzschritten durch die Menge der aneinandergeschmiegtten Jünglinge, die geziert ihre Köpfe neigen. Vieles, das meiste hier ist unecht, verlogen, schleimig. Aber manches ist erschreckend echt, beinah rührend. Da sind zwei Männer, bürgerlich-solid gekleidet, in den besten Jahren, wie man sagt, und mit richtigen Schnurrbärten; sie könnten kaufmännische Angestellte sein, Expedienten zum Beispiel oder kleine Buchhalter. Sie tanzen jeden Tanz miteinander, gehen hin und wieder tief ins Knie, in einem stillschweigenden Kontakt; und dabei bekommen ihre harten, gleichgültigen Züge einen Ausdruck feierlicher Sammlung, beruhigter Heiterkeit . . . Zu denken, daß das nun wirklich keine Maskerade ist, kein der Zufälligkeit verdanktes Vergnügen, sondern eine Notwendigkeit, eine Erfüllung; daß das auch am Tage existiert, auftaucht zwischen Kontokorrenten und Zollerklärungen, und wieder verborgen und vertröstet werden muß bis zu Glanz und Seligkeit des ersehnten Abends.

Und jetzt gehen wir noch ein wenig ins Hafenviertel. Wir haben so viele Apachenbälle gesehen, daß wir uns hier die Echtheit all dieser Erscheinungen besonders bestätigen müssen. Dieser Kerl mit der ins Gesicht geschobenen Kappe, der uns schief ansieht, diese lärmenden, engumschlungenen Paare am bierbegossenen Tisch, diese blassen Mädchen, die im Jackenkleid ohne Hut mit weitzurückgelehntem Oberkörper zu den wüsten Klängen des Orchestrions mit derb zugreifenden Burschen tanzen: sie sind Wirklichkeit und ohne Bewußtsein ihrer seltsamen Erscheinung. Wenn die Musik schweigt, ist auf den ermüdeten Gesichtern ein Zug von Verzweiflung und Leere; dumpfes Starren, fahriges Bewegungen. Aber die Musik klappert wieder los; der Lärm an den Tischen hebt sich, die Tänzer schieben ihre Mädchen vor sich her. Der Kerl mit der schiefgerückten Kappe lehnt an der Theke, trinkt, knurrt, spuckt aus und wendet sich nach einem Burschen um, der sein Mädchen nach dem Tanz durch den Saal trägt und die Kreischende unsanft auf die Holzbank wirft, daß die Beine in der Luft wirbeln und das bißchen Rock über den Kopf schlägt.

In den finstern Gassen am Rhein um den Buttermarkt herum sind die Bordelle jetzt aufgehoben; aber immer noch stehen die Mädchen, die jetzt eben in den Häusern zur Miete wohnen, in ausdrucksvollster Bekleidung vor den erleuchteten Türen, locken und beschimpfen die vorübergehenden Männer und rufen einer vorwitzigen Dame unbeschreibliche Dinge nach.

Die Hohestraße hat inzwischen schon wieder ihr Gesicht verändert, ist stiller geworden; um zwei Uhr in der Nacht ist hier das Angebot an warmen Würstchen größer als an Mädchen. An den Ecken zum Dom hin, ja, noch im Schatten der Kathedrale, stehen, anscheinend ganz zufällig, einzelne Männer, schnauzbärtige und kümmerliche, auch hin und wieder eine Frau, die dem vorübergehenden Paar flüsternd ein Zimmer anbietet. Sie sind ungeheuer vorsichtig.



Käte Wilczynski

NEGERBALL IN DER RUE BLOMET

Von

BOB LANDSBERG

Wenn man sich schlüssig geworden ist, daß Paris nichts mehr zu bieten hat, daß das Theaterleben, dessen urfranzösische Tradition von Josephine Baker, den Dolly-Sisters und Elvire Popesco hochgehalten wird, keine sonderlichen Reize bietet, daß die Kinos und teuren Restaurants von amerikanischer Mittelware leben — dann bleibt nur noch eins, der neueste Tip, das noch fast unentdeckte Sonntagsvergnügen, der Negerball in der Rue Blomet.

Diesmal ist das Ziel kein Fremdenzentrum, kein Montmartre mit flammenden Lichtreklamen, mit hellerleuchteten, einladenden Luxuslokalen, galonierten Portiers und schäbigen Schleppern — eine unscheinbare Seitenstraße irgendwo mitten im Häusergewirr des unendlichen Paris; ein Bistro, wie es in jedem zweiten Haus eines gibt: mit einem gutmütigen Kneipwirt hinter der Theke, einem Billard und hölzernen Klappstühlchen um ungedeckte Tische. Im Hintergrunde aber öffnet sich ein kleiner Durchgang, eine spanische Wand verwehrt den Einblick, und ein handgeschriebener Zettel besagt: Sonnabends und Sonntags Kolonialball.

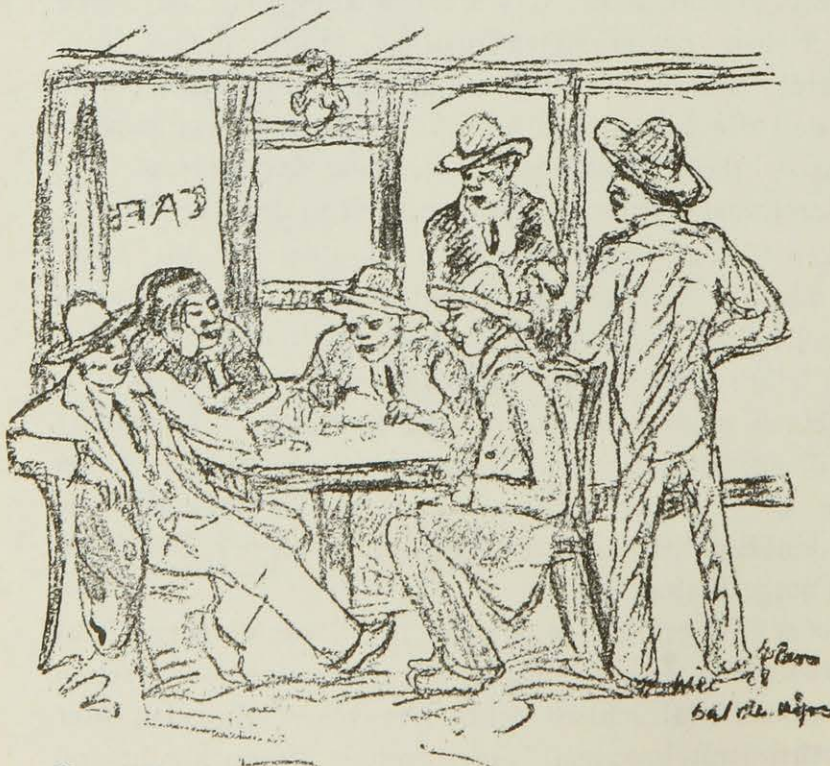
Paris-Pilger, die Ihr so oft vergeblich in der ganzen Stadt versucht habt ausfindig zu machen, wo es denn nun eventuell doch Franzosen zu sehen gibt: hier sind sie; denn es sind tatsächlich echte Franzosen, die sich hier eng gedrängt im Tanze drehen, mit krausem Haar, breiten Nasenflügeln und

breitem Lächeln, blitzendem, weißem Gebiß und überraschend rosiger Zunge im schwarzbraunen Gesicht.

Ehrbare junge Leute und Bürger, farbige Midinettes, Soldaten und Studenten — die hier aus allen Teilen der Großstadt zusammenströmen, in der sie zu Hause sind. Oder vielleicht fühlen sie sich irgendwie doch nicht ganz zu Hause in der Hauptstadt ihres Vaterlandes? Sie wünschten untereinander zu sein und schufen sich diesen Treffpunkt, okkupierten diesen vorstädtischen Tanzsaal, abseits vom großen Betrieb des nächtlichen Paris.

Ueber der Holzbarriere der Galerie, die sich rings um den Raum zieht, lehnen wildaussehende aber sanft und begeistert dreinschauende Gestalten, kleine schwächliche Neger aus Algier, hellbraune Marokkaner, große schlanke Senegalesen und sehnige Boxertypen vom Kongo. Unten schieben sich die Paare, Herren im Smoking und Kommis im Sakko, bildhübsche und groteske Mulattinnen in leuchtenden Kleidchen, exotische Schönheiten und schlichte, lustige Frauen.

Am Klavier sitzt einer mit dem Hut auf dem Kopf; Banjo, Schlagzeug, Klarinette und ein Cello vervollständigen das Orchester, das sich nicht gut gegen den Lärm der Stimmen, den unermeßlichen und rapiden Redefluß der Gäste behauptet. Die amerikanischen Artgenossen können's besser, aber die sitzen mit Saxophon, Tuba und Posaune in luxuriösen Palästen und zeigen ihre Kunst nur den langweiligen Ausländern. Hier ist man zufrieden. Alles tanzt,



Käthe Wilczynski



Käthe Wilczynski

tanzt hingeeben, tanzt gut, der Oberkörper bewegt sich kaum, ein unwiderstehlicher Rhythmus liegt in der Bewegung der Hüften und Schenkel, alles tanzt ruhig und gemessen, nur hier und da bricht ein Paar für zwei Minuten in einen todesverachtenden Charleston aus . . . Dort in der Ecke dreht sich eine fette Negermama, direkt entsprungen aus Onkel Toms Hütte, mit ihrem dicken Baby, wonnig lächelnd . .

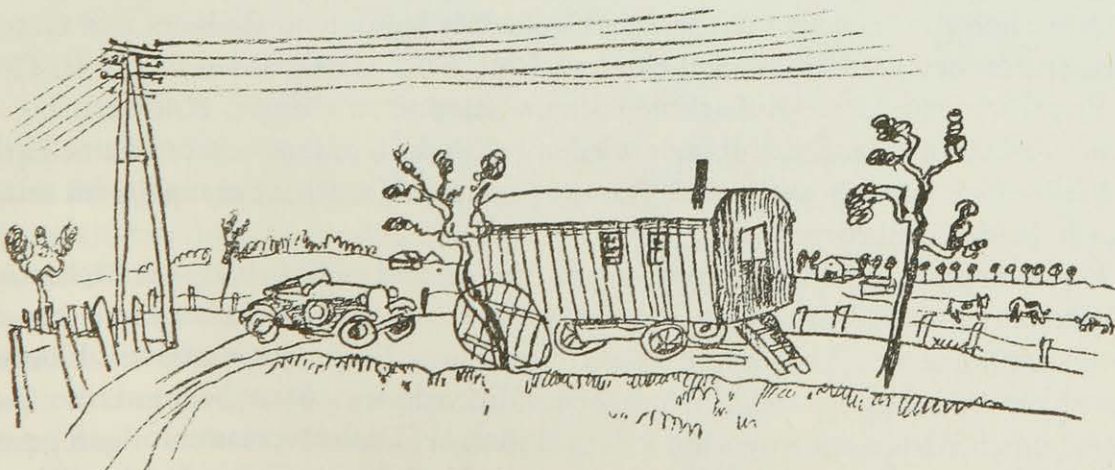
Die Weißen sind in

der Minorität und benehmen sich danach, sie sitzen in den Ecken und schauen. Die Zusammensetzung dieser kleinen Kolonie ist einfach: ein paar kleine Mädchen, die zu ihren farbigen Freunden stolz und beglückt aufsehen; ein bekannter französischer Schriftsteller — Carco — zwei, drei Zeichner, die es eilig haben, ihre Skizzen und Studien einzuheimen... Außerdem vielleicht eine Gesellschaft von Leuten, die Bescheid wissen, und deren Damen sich, wenn ein Schwarzer sie auffordert, halb entschuldigend und halb beifallheischend umsehen, bevor sie mit ihm losgehen — denn tanzen tun sie, das lassen sie sich nicht entgehen, denn das ist nicht nur eine Sensation, sondern auch ein Vergnügen. Und doch, diese verhüllte Neugierde, dieses leise Geniertsein in den Blicken der Europäer, dieses Nachdenklichwerden ihrer Mienen, wenn sie die unschuldige Fröhlichkeit, die ungehemmten Lebensäußerungen des Volkes hier betrachten, wobei es schwer hält, die feinen Unterschiede zu fixieren, die im zivilisierten und selbstverständlichen Gebaren aller eine Trennung der Rassen erkennen lassen — müssen die Neger das nicht doch spüren? Haben sie nicht recht, wenn sie sich nur unter sich zu Hause fühlen? — — —

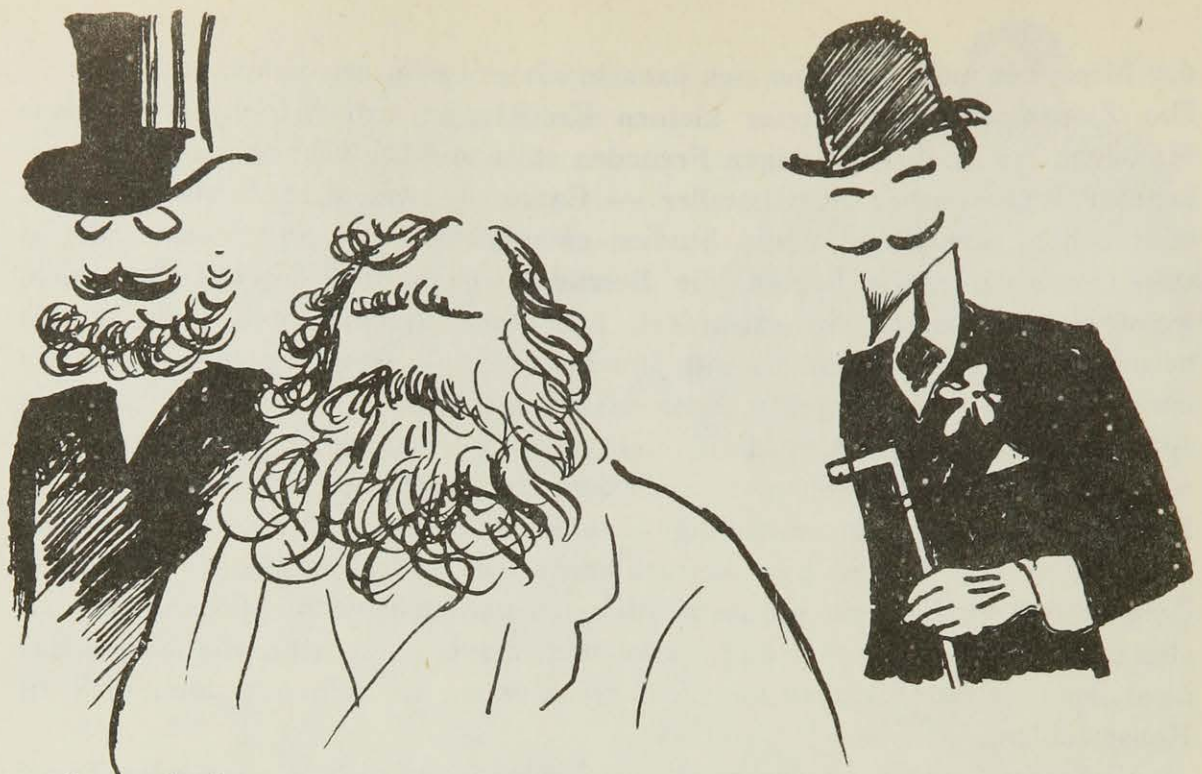
Vielleicht — noch ist das nicht entschieden — wird bald oder eines Tages die große Masse der Seh-Leute, der Sensationslüsternen, der Mit- und Nachläufer auf den Spuren der ersten Entdecker, der wahren Liebhaber und der wenigen Eingeweihten wandeln, wird Einzug halten in den Negerball der Rue Blomet, — so wie sie unweigerlich dorthin dringt, wo Menschen sind, die ihr interessant zu sein scheinen, auch wenn diese gar keinen Ehrgeiz haben, das Interesse des lieben Nächsten auf sich zu ziehen. So geschah es mit den Apachenkellern, mit den Künstlerkneipen. So kann es auch hier geschehen.

Dann wird der wackere Kneipwirt sicherlich nicht verfehlen, seinen Profit zu machen. Er wird die Preise erhöhen, Tische mit Sektzwang einrichten, Oleanderbäume vor den Eingang seines Etablissements stellen, Nummern für die Autos ausgeben lassen, die in der Straße parken.

Aber die jetzigen Gäste werden nicht mehr kommen. Sie werden sich eine andere Zuflucht suchen, wo sie still und heiter, unbeachtet und glücklich hausen, bis wir Weiße sie wieder entdeckt haben.



Siegfried Sebba



Ottomar Starke

B Ä R T E

Von

OTTOMAR STARKE

Der Bart ist ein Steckbrief der Seele und des Charakters. Er kräuselt sich aus der Haut geschwätzig wie eine Waschfrau und begeht lauter Indiskretionen. Eine mit Tafelappendix versehene Bartlehre ergäbe einen starken Band, denn die Varianten von der Fliege bis zur Matratze sind Legion. Seit Samson selig weiß man, daß er das männliche Prinzip personifiziert. Strategisch gesehen, verschleiert er die Flucht des Kinns.

Seine Rolle in der Geschichte ist bekannt. Man trug den Bart des Herrschers aus politischer Überzeugung. Wiens Kutschergilde ist heute nach wie vor monarchisch gesinnt. Der kurze gepflegte Vollbart sitzt im Reichstag rechts und daheim einer stattlichen Frau und heiratsfähigen Töchtern gegenüber. Zu ihm gehört unweigerlich das schöne, volltönende Organ des geborenen Redners und Gesellschaftsmenschen auf dem Sockel einer zu Embonpoint neigenden Figur. Er fährt in Privatlimousinen zu Aufsichtsratssitzungen und wichtigen Konferenzen, in deren Verlauf die Hand sich immer wieder grüblerisch in ihm verliert. Seine Farbe ist Pfeffer und Salz bis weiß. Daß ihm oft jegliches Haupthaar mangelt, tut seiner Würde keinen Abbruch.

Mit zunehmender Länge wird er unpflegerbar und willkürlich, verwächst mit Schnurrbart und Haupthaar zu Urwalddickicht und überwuchert lianenartig die Tropfsteinhöhle des Mundes. Er bedarf in dieser Form des massiven Körperunterbaus von ausladenden, tropischen Dimensionen. Man begegnet solchen bedeutenden Bärten bei Routs am kalten Büffet, bei Protestversammlungen geistiger Arbeiter am Vorstandstisch, und abends im Kaffeehaus. Sie sind eigentlich nie in Zivil, und verdammt, immer in Lehrsätzen zu reden. Auf der Straße gehen sie

barhaupt und werden photographiert. Auf diese Weise erscheinen sie alljährlich in den illustrierten Blättern. Die Hand ist ihr Kamm.

Von den vielen billigeren Varianten des Vollbarts ist der Spitzbart die interessanteste. Er ist das haarige Locarno, Genf, kurz: Völkerverbrüderung. Er repräsentiert die internationale Form und taucht in jeder Rasse unter, als wär's ein Stück von ihr. Auch dem von Natur nicht glücklich ausbalancierten Gesicht gibt er Fasson, und aus keiner Physiognomie könnte man ihn ohne Gefahr für deren Ausdruck entfernen. Er ist ein teurerer Bart, der Unsummen an Salben, Parfüms und Färbemitteln verschlingt. Er verleiht dem Besitzer den Ausdruck wollüstiger Melancholie, und man trägt zu ihm verschleierte, sinnliche Augenlider. Physisch und psychisch markiert er den Unwiderstehlichen, den Verführer, Don Juan und Don Quixote. Er ist unbedingt der Bart des Parketts, Salonlöwe, Hausfreund, Salonphilosoph mit langen Manschetten. Er ist der gefährlichste Bart, er fordert auf gezogene Läufe, wenn nicht auf Degen. Seine Spielart, der Stumpfbart, bleibt problematisch. Alles, was beim Spitzbart ins Erotische wuchert, treibt den Spitzbartkapaun ins Geistige. Während jener, auch aus Vorsicht für Krawatte und Kragen, hoch getragen wird, bürstet dieser immer denkerisch die Hemdenbrust. Man kann dem Stumpfbart den diabolischen Zug nicht absprechen. Er färbt jedes Lächeln, bei meist nackter Oberlippe, spöttisch und gibt sich, trotz meist kleinem Körperbau, überlegen. Aber er hat bei weitem nicht die Wirksamkeit des Spitzbarts bei Frauen. Er kann höchstens mit dem Finger drohen, behaupten, er habe etwas gesehen, und erpressen. Er ist rettungslos unmusikalisch.

Als Fliege wird er zur Farce. Das sind die höhnischen Menschen, denen nichts heilig ist, Sybariten, Wollüstlinge der Tafelfreuden. Weinkenner, Austernfresser, Wildbretvertilger, Sauerkraut in Champagner zu Krammetsvögeln auf Toast-Médoc. Kellner stehen nicht an, sie Professor und Herr Baron zu titulieren. Zu enormen Köpfen und monstrosen Unterkiefern steht die Bartfliege wie eine Herausforderung. Ein Zug ins Pedantische haftet ihnen häufig an.

Dem Schnurrbart ist erkenntnistheoretisch schwer beizukommen. Er genießt modische Privilegien. Die englische, störrische, kurzgehaltene Bürste liegt der Tête carrée des Deutschen näher als das weiche, fließende, französische Bärtchen. Adolphe Menjou reduziert es auf einen Strich und kreierte damit den neuen Brummel. Es verlangt den unmoralischen Spitzbuben, der immer in Geldverlegenheit ist, und dessen Gläubiger schlaflose Nächte haben. Man faßt es nur mit Glacéhandschuhen an. Im übrigen ist der Schnurrbart meist ein Zufall, eine Laune, Faulheit, Lust nach Abwechslung, Fassaden-Umbau, Rauchverzehrer.

Jeder Mann ist bebartet, der Rasierte doppelt. Clean shaved ist so selten wie ein Royal Straight Flush ohne Joker. Die Unrasur hingegen, der embryonale Bart, läßt sich denkerisch bis zu seiner Kulmination ergänzen. Auch die rasierten Spitz-, Backen-, Schnurr- und Fliegenbärte sind ihrer Zugehörigkeit nicht zu entziehen. Wo es aber gelingt, alle Spuren zu verwischen, erscheint das urbane paneuropäische Gesicht, das jedem einen Schuß Abenteuerlichkeit, einen Spritzer verbrecherischer Neigungen, ein Lot Traffic-man aufoktroiert. Es ist ein leicht leserliches Buch in etwas banalem Memoirenstil, in der Wichtigkeit übertreibend. Gewiß, es bleiben keine Nudeln darin kleben, aber man liest es trotz der Massenaufgabe ohne großen Gewinn.

KLEINES PANTHEON

Von

LADISLAUS LAKATOS

Lessing. Großer preußischer Schriftsteller, Denker, Ästhet, Künstler der Zeit der Aufklärung. Der klarste Kopf, die gerechteste Seele. Das prächtigste Genie. In ihm invertiert sich eine nicht liebenswerte Eigenschaft eines Volkes zu der größten Tugend. In Lessing wird die preußische Trockenheit, Gerechtigkeit, Unbefangenheit zum Ethos, die Pedanterie zur unfehlbaren Festigkeit des Denkens. In Lessings Kunst und Philosophie treibt die Trockenheit Blüten.

Kant. Sein Gehirn war in manchen Nächten größer als das ganze Universum.

Rubens. Moses schlug Wasser aus dem Fels. Rubens Poesie aus den weiblichen Fettpolstern. Rubens ist der Apologet des Fettes.

Cato, der Jüngere. Wie ein anderer von seinem Großvater das Magenleiden, so hat Cato der Jüngere den Fanatismus Cato des Älteren geerbt.

Maria Theresia. Ein Rubens-Bild auf dem Thron.

Robespierre. Die intellektuellste Tragödie. Robespierre — Kampf und Niederlage des nackten Verstandes auf Erden.

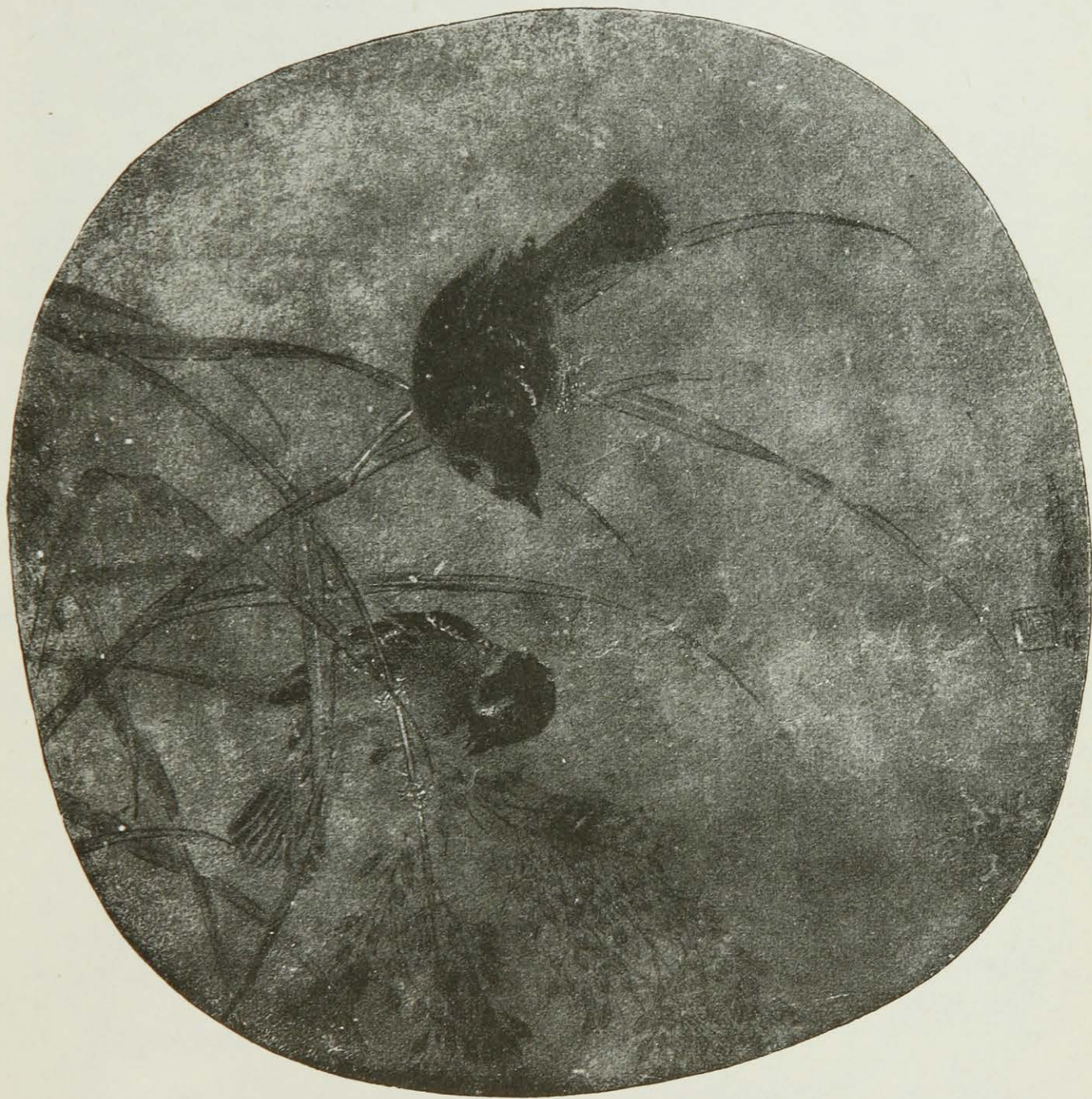
Madame Récamier. Die schöne und geistreiche Frauengestalt der französischen Restauration, in deren Salon fast alle berühmten Männer ihrer Zeit verkehrt haben! Und was für Berühmtheiten! Nach fast allen Freunden der Madame Récamier wurde eine Straße benannt. Nach ihr nur ein Sofa.

Juvenal. Der große lateinische Satiriker. Von seiner Galle lebte ein bürgerlicher Haushalt.

Scipio Africanus minor. Der jüngere Scipio, römischer Staatsmann und Heerführer, der Karthago zerstört hat. Von seinem Sieg blieben zwei Episoden erhalten. Die eine lautet: Während des Zerstörens und Mordens, zwischen Karthagos brennenden Trümmern, sterbenden Männern, Frauen und Kindern hat er Homer deklamiert, Verse über Ilions Untergang. Die andere: Das Gebiet des zerstörten Karthago ließ er aufackern, zum Zeichen dessen, daß sich dort nie wieder eine Stadt erheben möge. Aus diesen Episoden geht hervor: 1. Scipio wußte, daß es nicht genüge, Geschichte zu machen, sondern daß auch eine wirkungsvolle Regie notwendig sei. 2. Der Ruhm der großen Taten wird von den an ihnen haftenden kleinen Anekdoten Jahrtausende hindurch erhalten. 3. In jedem wirklich großen Mann der Öffentlichkeit steckt auch der Komödiant. In jedem Führer der Marktschreier. (Sieh zweitausend Jahre später: Napoleons Ansprache unter den Pyramiden: „Soldaten, Jahrtausende blicken auf euch nieder“.)

Manet. Der große (große! große!) impressionistische (und realistische) Maler des neunzehnten Jahrhunderts. Jedenfalls der französischste und pariserischste von sämtlichen Malern seiner Zeit. Daher ist es natürlich, daß sein Erfolg und sein Ruhm am spätesten in Paris anerkannt, seine Kunst dort am spätesten verstanden wurde. Die Kunst jenes Malers, dessen Pinsel zu den Parisern in ihrer ureigensten Muttersprache redet. Aber: das Publikum vergißt oft sogar seine Muttersprache, sobald in dieser zu ihm ein Genie spricht.

Ausstellung Chinesischer Kunst, Berlin



Han Je-cho, Spatzen. Fächerbild. Berlin, Ostasiat. Mus.
Aus Fischer, Die Kunst Indiens, Chinas, Japans (Propyläen-Kunstgeschichte)

Ausstellung Chinesischer Kunst, Berlin



S g. Theo Simon, Berlin
Hockender Mann. Tonfigur der Wei-Dynastie

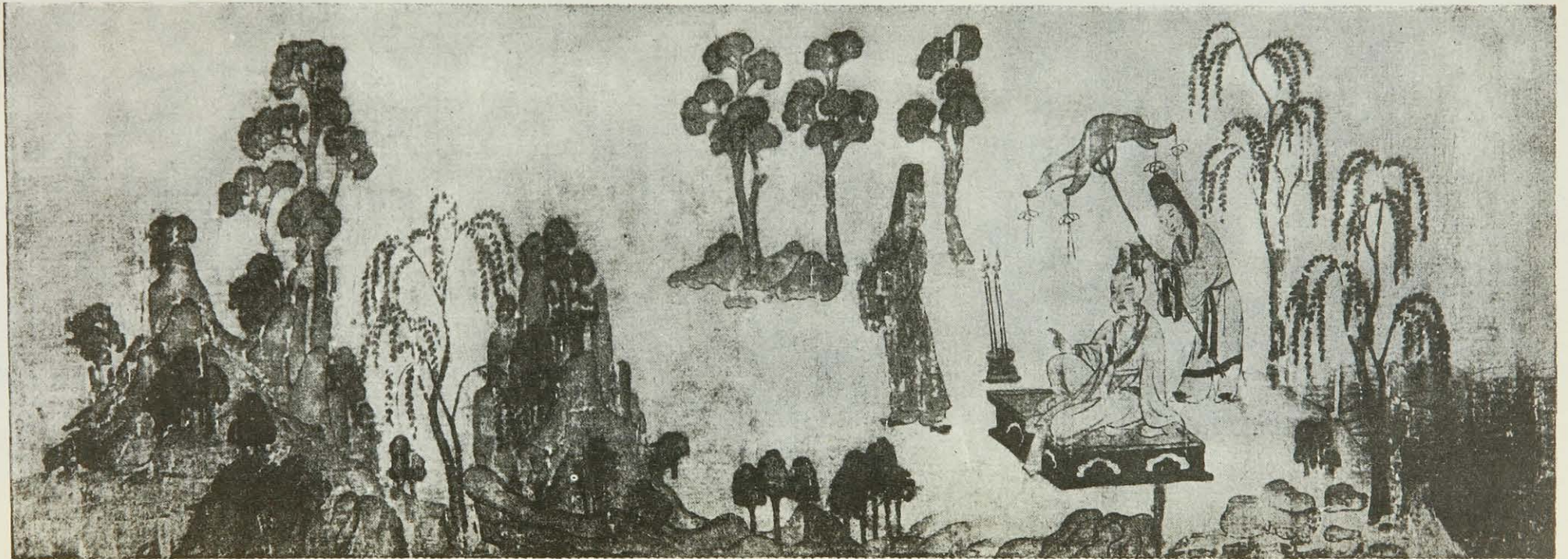


Slg. Herbert Gutmann, Potsdam
Kranich und Trappe. Porzellan der Kang-hsi-Periode



Musikantinnen. Tonfiguren der Tangzeit

Slg. Dr. Steiner, Berlin



Der Dichter am Ufer. Aus einer Bildrolle von Ku Kai-chi. Washington, Freer Gall

Propyläen-Kunstgeschichte



Liegendes Dromedar. Tonfigur der Wei-Dynastie

Slg. Meyer, Berlin



Hirsch mit drei Hunden. Bronzenes Beschlagstück (sog. Skythen-Stil) der Han-Dynastie

Slg. Mrs. C. Holmes, London

Peter der Große. Russischer Zar, der sein Land nach europäischem Muster reformieren wollte. Dieser geniale Plagiator stahl Europas Militär-, Regierungs-, Justiz-, Verwaltungs-, Handels-, Industrie- und Landwirtschaftsformen. Er holte alles Europäische nach Rußland. Das erklärt, weshalb aus Rußland das asiatischste Land der Welt wurde.

Margarethe von Navarra. Die Schwester Franz I., Königs von Frankreich, die Frau Heinrichs, des Königs von Navarra. Ihr berühmtes Buch, das Heptameron, ist ein klassisches Beispiel dafür, wie sich Schamlosigkeit und Unbegabtheit, Sexualität und Langeweile vereinigen lassen. Nie hat eine Frau langweiliger über die Liebe geschwätzt als Margarethe von Navarra. Ihr Buch ist so ermüdend, daß man damit Pferde narkotisieren könnte. Eine Königin, die in ihrem Größenwahn glaubte, Boccaccio zu sein. Eine Königin, die verdient hätte, ihr eigener Untertan zu sein.

Lady Hamilton. Die berühmte und schöne Abenteurerin vom Beginn des 19. Jahrhunderts, die es vom Wäscher mädchen zu Lord Hamiltons Gattin gebracht hat. Ihr Meisterwerk in der Liebe war ihr Verhältnis mit dem alternden Nelson. Nelson siegte bei Trafalgar, aber Lady Hamilton siegte bei Nelson. Doch war der Sieg der Lady leichter. Denn Nelson stand bei Trafalgar zehntausend Männern gegenüber. Die Lady, als sie Nelson begegnete, keinem einzigen.

Offenbach. Der größte Operettenkomponist, der unsterbliche Dichter der Schönen Helena, des Orpheus, von Hoffmanns Erzählungen. Lauter Witz und Lyrik, Satire und Sentimentalität, Zynismus, Rührung, Spott und Schmerz. Ein Künstler der Melancholie und Respektlosigkeit. Eine zwiespältige Seele, doch schafft er aus diesem Zwiespalt eine wunderbare künstlerische Einheit. Wenige haben die Grenzen ihres Genies so eng gezogen, aber noch geringer ist die Zahl jener, die ihr Genie (auf einem so kleinen Gebiet) vollständiger und tiefer ausgelebt haben.

Wagners Tod. 1883, 13. Februar. Der siebzigjährige Meister erwacht in Venedig, im Palazzo Vendramino. Später läßt er sich in seiner Gondel — über den Canale Grande — nach dem Markus-Platz fahren. Dort promenierte er unter den Prokuratien, in weitem Mantel und im Samtbarett, auf dem schönsten Platz der Welt, unter dem schönsten Himmel der Welt, von der Huld aller umgeben. Plötzlich wird er von einem leichten Übelsein befallen, man bringt ihn nach Hause, und eine Stunde später stirbt er schmerzlos im Bett des Dogen Vendramino. Das ist der schönste (und theatralischste) Aktschluß von allen Aktschlüssen, die Wagner geschrieben hat. Schade, daß er nur einmal kreierte wurde. Wer dies so künstlerisch und so wirkungsvoll fertig bringt — müßte mindestens jeden Tag einmal sterben.

Taine. Der hervorragende französische Ästhetiker, Philosoph, Geschichtsschreiber, Denker, Stilist. Usw., usw., usw. Unter anderem der Schöpfer der Milieutheorie. Taine ist das normalste Genie. Seine Abnormität war, daß er normal war.

Garibaldi. Einer der Schöpfer des einheitlichen Italiens. Kampffroher Freiheitsheld, Führer der Freiwilligen. Sein Leben, sein Programm, seine Legende, sein Sieg sind unerhört einfach, unmittelbar, volkstümlich. Garibaldi stellt im großen Konzert der Geschichte das Volkslied dar.

Salome. Die Hysterikerin. Die Tochter eines heutigen Generaldirektors in Palästina vor zweitausend Jahren.

Joachim Murat. Der Held, der Mutige, der Anständige! Der Stallbursche, den Napoleon zum König von Neapel macht. Der napolitanische König, der für den gestürzten Napoleon sterben kann, Joachim Murat — ist ein strahlender Nebensatz im Leben des großen Napoleon. Aber dies: ein Nebensatz in Napoleons Leben sein, ist viel. Sehr viel.

Tolstoi. Er war nicht größer als Homer. (Aber auch nicht kleiner!)

Bergson. Französischer Philosoph. (Der Meister des Systems der Intuition.) Geistreich und modern, originell und modern, tief und modern. Ein großer Geist, der in den Händen der Nachkriegs-Snobs ein elegantes Spielzeug wurde. Das Geheimnis seines Erfolges: er ist leicht und klar. So leicht, daß ihn auch jene verstehen, die ihn nicht verstehen. So leicht, daß man ihn gar nicht zu studieren braucht. Man kann ihn sofort unterrichten.

Ney. Der „Held der Helden“, der Fürst von der Moskwa, Napoleons erster Marschall. Er war großartig, gewaltig und überragend, aber immer — neben Napoleon. Andererseits aber war er auch neben Napoleon — großartig, gewaltig und überragend. Kurz: Ney war der erste Zweite der Weltgeschichte.

Ibsen. Über seine wunderbare Kunst, seine stählernen Dialoge, seine monumentale Menschendarstellung hinaus war sein größter Wert: der Mut, mit dem er die Dinge erblicken, auseinandernehmen, herausanalysieren, verstehen, verurteilen und umwerten konnte. Hauptsächlich: erblicken. Denn das erfordert den größten Mut: die Dinge erblicken. Ibsen war das Gewissen der Menschheit in drei Aufzügen.

Nero. Der grausamste der römischen Kaiser. In seinem Größenwahn glaubte er wahnsinnig zu sein. Aber er war nur ein Verbrecher.

Josef und Frau Putifar. Wenn aber Frau Putifar nur um zehn Jahre jünger (oder um zehn Pfund schlanker) gewesen wäre, so wäre die Welt um die schönste Geschichte der Tugend ärmer.

Tristan Bernard. Der große französische Humorist. Man lacht bereits, wenn man nur seinen Namen hört. Wenn man ihn nur ansieht. Wenn man nur sein Gesicht sieht. Seinen Bart. Seinen Spitzbauch. Man lacht immer. Nur in einem Fall nicht. Wenn man seine Lustspiele liest.

Viktoria. Die berühmte, mächtige, volkstümliche, langlebige englische Königin des neunzehnten Jahrhunderts. Denkmäler ihres zarten Herzens sind nicht nur der Krim- und der Burenkrieg, sondern auch die blutige Niederwerfung des indischen Sepoy-Aufstandes und die Bombardierung des afrikanischen Kartum. Ihre Herrschertugenden: Mittelmäßigkeit, Vorsicht, Sparsamkeit, Puritanismus und vor allem, daß sie keine schöne Frau war. Würde sie zufällig als Schönheit zur Welt gekommen sein, wie leicht hätte aus ihr eine neue Maria Stuart oder Katharina die Große werden können. So aber konnte sie, im Vollbesitz ihrer bürgerlichen Tugenden, ihr Reich nicht mit dem Szepter, sondern mit dem Schlüsselbund der Hausfrau regieren. (Während ihre Generale und Steuereinnehmer in den Kolonien gar nicht mit dem Revolver, sondern gleich mit der Kanone in der Hand hausten.)



George Grosz

MARGINALIEN

Versäumen Sie nicht, in die Oper zu gehen!

Fest steht, daß wir die erste Theaterstadt Europas sind — daß nirgendwo so gut Theater gespielt wird, daß wir unsere Begabungen gar nicht alle unterbringen können — daß infolgedessen alles andere in Europa „Kappes“ ist, ganz abgesehen von Paris, das überhaupt erledigt ist. Es geht aufwärts: schon jetzt hat es Berlin auf eine „Season“dauer von acht Monaten, von Oktober bis Mai, gebracht, womit es London mit nicht weniger als um gut fünf Monate schlägt. Und in Essenszeiten steht es überhaupt schon lange einzig da, denn von 11 Uhr morgens an ist es niemandem verwehrt, zwölf Stunden und länger seine Hauptmahlzeiten zu sich zu nehmen. Wir haben ein unermessliches Bedürfnis nach Superlativen und wissen dieses Bedürfnis auch zu stillen. Wir haben die prächtige, glänzende und rauschende Eigenart, nur mit Superlativitätsgefühlen im Magen etwas leisten zu können, dann aber auch das Höchste. Ohne dies Gefühl im Hintergrunde sind wir nicht geschwellt und funktionieren nicht.

Es ist tatsächlich unheimlich, was wir alles können. Es gibt tatsächlich nichts, worauf wir uns nicht mit Leichtigkeit umstellen. Eine Zeitlang — es ist schon wieder einige Monate her, was sehr lang ist —, eine Zeitlang galt „Gesellschaft“ etwas, da wurde alles gesellschaftlich eingekleidet, und es war starke Nachfrage nach Gesellschaftswerten, und zwar der Sicherheit halber in englisch-amerikanischer Ware. Dann bekam man diese Ware ein bißchen satt, sie war auf die Dauer etwas zu frisch und zu fade, und man besann sich darauf, daß man auch eigene Probleme hatte. Es kam die pathologische

Strähne, „Ton in des Töpfers Hand“ z. B., wo es manchen Leuten grauste, während andere wieder, ein kleiner Teil, nicht darüber wegkam, daß ein pathologischer Fall dramatisch interessant sein sollte, und vom ganzen Stück nur das Familienleben am Eingang gelten ließ. Herr Bruckner treibt gleichfalls in dieser Richtung, die „Revolte im Erziehungsheim“, übrigens das einheitlichste Stück dieser Gattung, erfrischte durch seine Ungehemmtheit und die von der Regie glänzend inszenierte Schmetterküche (die Wirklichkeit wirkt allerdings noch wesentlich stärker, ich empfehle Interessenten z. B. sich die Anstalt „Braunweiler“ daraufhin anzusehen). Still und glatt, tief im vorigen Jahrhundert, läuft die „Olympia“ des Herrn Molnar nebenher. Neuerdings ist nun auch noch Herr Jeßner



Rudolf Großmann Der Primasgeiger Iliescu

dazugekommen und hat, um mal etwas ganz anderes zu machen, um den deutschen (deutsch-gotischen ja wohl?) Spannbogen noch zu erweitern, einen sauberen „Oedipus“ hingelegt und gleich — Mikro im Makrokosmos, Individualität voran in Deutschland: naturalistisch-klassisch — vereint die beiden Begriffe durch einen Slow-Fox, den Oedipus mit Jokaste schiebt. Jokaste — unsere göttliche Ida Roland — natürlich klassisch, wenig bewegt — mit kurzen, schrillen Schreien, Oedipus — Kortner, dessen beste Zeit so m. A. etwa um Grabbe liegt, wo er bewundernswert war, — Oedipus, den er naturalistisch, ja leider mehr noch übersteigert ins Krampfhaftes, was u. a. zu einer übertriebenen Verhöhnung eines so anständigen und korrekten Gottes wie Apollon führt

(dies Kapitel „klassischer Hohn“ ist ein Kapitel für sich; ein anderes ist das Kapitel „klassischer Witz“ (vergl. Falstaff), ebenso peinlich und im Grunde schon als zu billiges Requisit selbst für das Kabarett verfallen). Zu erwähnen noch: der Spaziergang der Rundschilde und kurzen Schwerter der Griechen mit Strohmattenhelm.

Was verlangt man eigentlich alles, damit Berlin auch garantiert die erste Theaterstadt der Welt sei: Leute, die sich im Romantischen wohlig herumtummeln, werden plötzlich in die Klassik versetzt. Fräulein Bergner muß die „Julia“ spielen (wozu auch noch zu bemerken ist, daß dieses Stück das mit „Oedipus“ gemeinsam hat, daß die beiden außergewöhnlich schlechte und in keiner Weise mehr interessierende Stücke sind, „Oedipus“, weil uns die Komplexe nicht mehr schrecken, und die Erlebnisse im Drama uns stark übertrieben erscheinen, „Romeo und Julia“, weil es ein widerwärtiges Rührstück ist, — voll von literarischen Versicherungen, daß Liebe doch etwas Himmlisches sei).

Aber ganz gleich, ob Herr Piscator sich Mühe gibt und mit Filmen und



Kupferberg
Matheus Müller
Flenkell

**Auf das Schärfste getrennt in ihrer Eigenart,
dem Einkauf, der Geschäftsführung und ihrem
Besitzstande haben „die 3“ das eine gemeinsam:**

**OHNE SIE KEINE WEINKARTE,
OHNE SIE KEIN WEINKELLER!**

Protokollen arbeitet, ob Staub aufsteigt bei Temperamentsausbrüchen, ob sanft bewegt in milden Pointen: fest steht und treu der Smokinghemdenbrustwall der ersten Parkettreihen und des ersten Ranges (Smoking! nebenbei, nicht Frack).

Wie anders in der Oper! Wir sind ein sangesfreudiges Volk, wir sind zwar schöpferisch längst ins Hintertreffen geraten, dafür verfügen wir aber über eine unbeschränkte Zahl von Primadonnen an den Dirigentenpulten, deren jede ihre Eigenart hat und jede die andere ergänzt. Da ist wirklicher Ueberfluß, da ist organische Richtigkeit. Sehen Sie sich z. B. nach Jeßners „Oedipus“ den Otto Klemperers an. Wie weise ist es, wie sehr im Sinne der Dichtung, das Medium der Musik zu nehmen und so eine neue Klassik, eine Klassik von heute, zu schaffen, im übrigen den Agierenden die Bewegung zu untersagen. Denn ist man sich immer noch nicht klar darüber, daß jede Bewegung im klassischen Kostüm immer nur albern, bestenfalls operettenhaft wirken kann? Und daß jeder Naturalismus, den man anbringen möchte, eine vollkommene Neudichtung notwendig macht, wie das z. B. unser Freund Jean Cocteau begriff und in die Tat umgesetzt hat. (Uebrigens ist der Strawinskysche „Oedipus“ einer der besten Strawinskys). Oder Krenek: Wo ist der Geist der Zeit besser eingefangen als in seinen neuen Einaktern? Es ist die Frechheit der Zeit, die Dummheit der Zeit und die Erhabenheit der Zeit darin! Was will man mehr?

Wir sind sangesfreudig, nehmen wir es als ein Schicksal! Wir haben diese Begabung ein Jahrzehnt und mehr künstlich zu unterdrücken versucht, haben z. B. auf Richard Wagner wie besessen geschimpft. Und was soll man dazu sagen, man schämt sich tatsächlich: aber tatsächlich: Wagner hat in letzter Zeit leicht angezogen.

H. v. W.

Prolongationen. Sehr geehrte Redaktion! Bisher honorierten Sie meine Beiträge monatlich, nun sind Sie plötzlich zum Quartals-System übergegangen. Schön, aber ich will Ihnen gleich mitteilen, daß ich mich mit einer *Zentenar*-Abrechnung leider nicht befreunden könnte. In vorzüglicher Hochachtung

Egon Friedell

Der amerikanische Himmel. Die berühmte Evangelistin Aime Mc. Pherson wurde von ihrer Gemeinde in Los Angeles befragt, wie es im Himmel aussieht, und in einer Predigt, der ich beiwohnte, gab sie darauf die folgende Antwort: „Meine Brüder und Schwestern, gewiß kann ich euch erzählen, wie es im Himmel aussieht. Viele von euch kennen ja das schöne Washington, die Hauptstadt Amerikas; alle habt ihr jedenfalls davon gehört — so, genau so sieht es im Himmel aus, nur sind die Häuser aus Gold und die Straßen mit Diamanten gepflastert, und alle laufen sie, genau wie in Washington, gegen den Mittelpunkt der Stadt, das Capitol. Dort sitzt aber unter der sternenbesäten Kuppel nicht Präsident Coolidge, sondern Herr Jesus Christus selber.“

Sv. G.

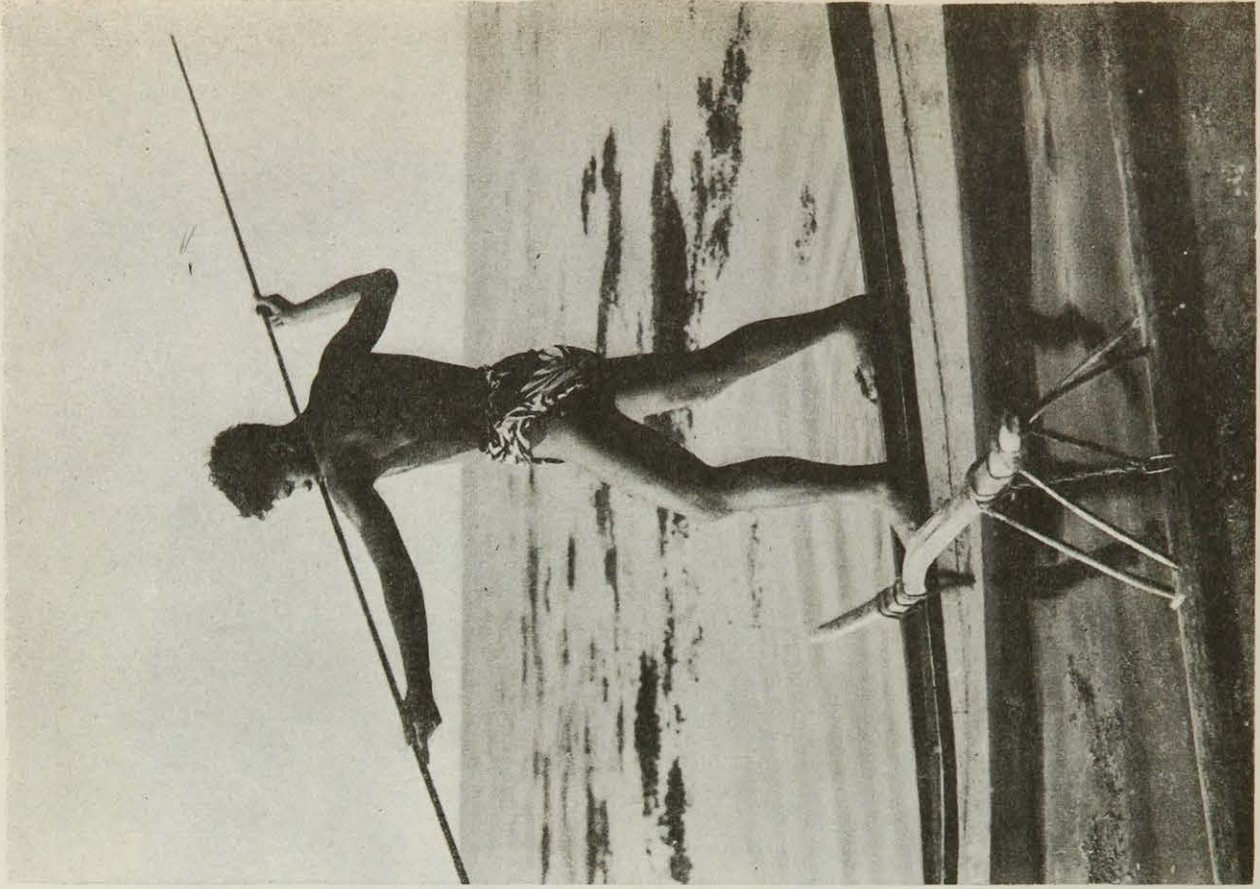
Für den erstandenen (Jesaja II) Welterlöser suchen wir zur Entfaltung Redakteurstelle für Politik bei durchaus bestrebt demokratischer Presse — und wollen Inhaber nur führender Tageszeitungen gefl. Angebote einreichen unter „Der neue Tag“ an die Ann.-Exped. Friedr. Schatz, Duisburg.



Präparierter Schädel der Kopfjäger Neu-Guineas. Slg. Alfred Flechtheim
Klischee Oest-Indie, Haag



Vortänzer der Kopfjäger (Neu-Guinea)



Kopfjäger beim Fischspeeren

Photos Viot

Zuckmayers „Katharina Knie“



Wangel, Lennartz, Bassermann
in der Berliner Aufführung am Lessingtheater



Odemar und Elzer

Photos E.H. Marcus



Siegestanz der Neu-Guinea-Kopfjäger



Aus Filchners Tibet-Film „Om mani padme hum“

Photo Ufa

Karneval der Mißgelaunten.

Von *Erich Kästner*.

Im ganzen Lande wütet die Seuche!
Es ist nicht der Typhus. Es ist der Humor.
Die Leute lieben gewesene Bräuche
und tragen falsche Bärte und Bäuche
und spiegeln den Spiegeln was vor.

Sie ducken sich unter geborgte Perücken,
damit das Schicksal sie nicht erkennt.
Sie suchen sich laut beiseite zu drücken.
Sie schminken die Sorgen auf ihrem Rücken
und lachen mit fremdem Akzent.

Sie lachen, als wären sie krank vor Gelächter,
und wurden doch gar nicht angesteckt.
Man wird durch falsche Nasen nicht echter.
Sie sind nicht gut und nicht schlecht, sondern schlechter!
Sie hexen Laxin ins Konfekt.

Sie öffnen das Maul und sollten es schließen.
Die Aermsten lachen sich nichts als schief.
Sie brüllen und sagen: Es sei zum Schießen.
Sie schneiden Gesichter, als müßten sie niesen,
und lachen im Konjunktiv.

Sie würden lieber die Hände ballen
und lachen nicht frei, sondern lachen vom Blatt.
Sie feiern die Feste, nur wenn sie fallen.
Sie lachen nicht selber, sondern mit allen!
Sie lachen nur gegen Rabatt.

Fast hätte man Lust, sie zu bedauern.
Es ist nicht nötig und bleibt nicht so.
Im März, da dürfen sie wieder versauern.
Da dürfen sie wieder jammern und trauern —
und sind darüber froh.

Die alte Wäscherin. Meine Tante Anastasia Feodorowna hält sehr auf die alten Bräuche, die neue Zeit mit ihren Maschinen ist ihr ein Greuel, von der Regierung zu schweigen. Sie hat seit fünfundvierzig Jahren dieselbe Schneiderin, denselben Schuster neben der Dreifaltigkeitskirche und liest seit fünfundvierzig Jahren dieselben Bücher: Puschkin, Lermontow und einen Adelskalender von 1882. Nun hat ein Freund von mir, Sascha, vor ein paar

Monaten eine Waschanstalt aufgemacht mit elektrischem Betrieb, eine moderne Sache. Der bat mich, ihm doch unter meinen Bekannten Kunden zu schicken. Ich ging zu Tante Anastasia und sagte: „Tantchen, da hat mein Freund Sascha, du kennst ihn, Sascha Iwanowitsch Bunin, eine ganz moderne Waschanstalt aufgemacht, wo die Wäsche mit ganz neuen deutschen Maschinen gewaschen wird, sie heißt: Hygiea, in zwei Tagen hast du sie wieder im Haus, blütenrein, hygienisch gewaschen, wie neu.“ Die Tante kreischte auf: „Niema!“ schrie sie; „meine herrliche Wäsche, die mir meine Mutter, Gott schenke ihr die ewige Ruhe, zu meiner Hochzeit hat machen lassen in diese Teufelsmühle? Seit fünfundvierzig Jahren wäscht für mich die alte brave Natascha, die schon für deine Mutter gewaschen hat. Das ist alte gute Hausarbeit, da wird die Wäsche geschont, wie aus dem Mutterleib kommt sie mir wieder ins Haus, da warte ich lieber zwei Wochen, ich habe keine solche Eile, mein Täubchen, bleib mir nur du daheim mit deiner Hygiea!“ — Ich ging gebrochen fort — und sann auf Rache. Eines Tages gehe ich an dem Haus der Tante vorbei, da sehe ich gerade, wie die alte Natascha mit einem Bündel Wäsche aus dem Tor treten will. „Natschenka“, sage ich, „ich gebe dir einen Zehner, wenn du dieses Bündel einmal nicht zu Hause wäschst, sondern in der Waschanstalt Hygiea waschen läßt, aber Tantchen nichts davon sagst.“ — Die Alte krächzte: „Aber junger Herr, was wird da die Konkurrenz sagen, die Dampf-Wasch-Anstalt „Schwan“, die seit vierzig Jahren für mich alle Wäsche von den ehrwürdigen Herrschaften wäscht??“ (Aus einem Sowjet-Witzblatt.)

Ich möcht' zum Rhein!

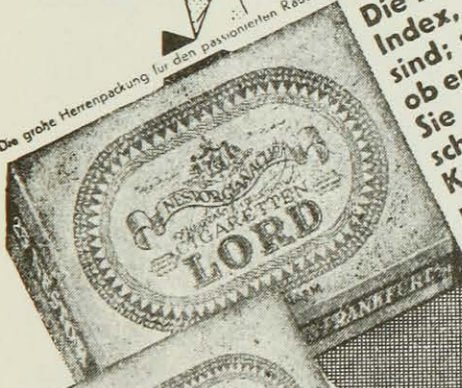
Ich bin ein Mädchen aus dem Bayerlande
Das ist ja weiter keine Schande,
Bin aus gutem, altem Bürgerhaus
Und nicht so arm wie eine Kirchenmaus,
1 Meter 70 hab' ich gestern noch gemessen
Und nicht zuviel Körperfüll' besessen.
26 Jahre werd' ich bald,
Ist das für dich zu alt?
Es ist mir recht, wenn du ein Kaufmann,
Höherer Beamter oder Fabrikbesitzer bist,
Nur mußst du sein ein Christ.
Junggeselle, wenn du ein treuer Lebens-
gefährte' kannst sein,
Wenn du die Natur liebst, wie ich den
Rhein,
Dann überleg' es dir
Und schreibe mir.

Angebote sind u. D. C. 3162 an die Exp. d. Blattes zu richten. Vermittlg. verb.



Wann ist man Nikotinist?

Die große Herrenpackung für den passionierten Raucher



Die Kleinpackung für Kurraucher



Alle Tabake für Nestor Lord werden vor
Verarbeitung auf den Nikotingehalt
durch die beeidigten Handels-Chemiker
Professor Dr. G. Popp und
Dr. H. Popp, Frankfurt am Main,
genauestens geprüft.

Die Zahl der gerauchten Cigaretten ist kein
Index, ob diese gesundheitlich verträglich
sind; sondern es kommt auf den Tabak an,
ob er viel oder wenig Nikotin enthält. Wenn
Sie durch stark nikotinreiche Cigaretten Er-
schlafung, Ermüdung, Kopfschmerz, Reizen oder
Krauchen im Hals verspüren, dann müssen Sie
mit Ihrer gewohnten Marke sofort wechseln.
Es kommt für Sie alsdann nur noch die neue
natürlich-nikotinarme Cigarette Nestor Lord
in Frage, mit einem begrenzten und garan-
tierten Nikotingehalt von unter 1%, bei der
solche Nebenwirkungen nicht wahrnehmbar
sind. Ein Versuch verschafft Ihnen außeror-
dentlich große gesundheitliche Vorteile und
kostet Sie nur wenige Pfennige.

**NESTOR
LORD 88**
MILD AROMATISCH STAUBFREI
NATÜRLICH-NIKOTINARM
FREI VON CHEMIKALIEN

NESTOR GIANACLIS
SPEZIALABTEILUNG FÜR DIE HERSTELLUNG FEINER
NIKOTINARMER CIGARETTEN, FRANKFURT A. MAIN

A la fortune du pot. Menu für 1929.

Austern aus eigener Perlenzucht
Consommé triple mit Pastetchen auf Premierenbillets
Truites au bleu de Ming
Paradiesreihherkeulchen mit ausgehöhlten Spargelspitzen und Caviarfüllung
Ragout de merles blancs
Pattes de dindons manucurées par Maitre Antoine, Paris
Salades aux feuilles d'orchidées
Omelette surprise à l'eunuque
Plus-que-parfait au chocolat
Fromage à la crème des crèmes
Fruits défendus

*

Weine:

Vierge Cliquot
Nierenedelsteiner

Fachinger 4711
Très fine „Quatre étoiles“

Isabelle.

Wörterbuch der Kölner Mundart (II).

Von Fritz König.

- Mämmespektakel*, außergewöhnlich starke Frauenbrüste.
Mämmestipper, Korsett.
*Matteskleman*g, Geld, Vermögen.
Melekatömmelche (span.: melocotone), Pfirsich.
Möbbelche, dickes, rundes Frauenzimmer, dickes Kind.
Möhnegrößer, dienstfertiger, weibischer Mann.
Mohnewibbel, scherzweise für Tanz.
Mölm-pupper, Spottname für kleine, dicke Frauen, welche beim Gehen den Straßenstaub aufwirbeln.
Mömmes, angetrockneter Nasenschleim.
Mömmesfresser, iron.: geiziger Mensch, besonders auf spärliche Ernährung.
Möschegirret, Spottname für Männer, die den Frauen sehr nachstellen.
Mötzöllig, mürrischer Mensch.
Naaksül, iron.: Nachtschwärmer.
Naserines, scherzw.: Mensch mit großer Nase.
Nunnefützcher, kleines Gebäck.
opkladunjele, aufputzen, herausputzen.
Paveimänner, Pflasterer.
Pefferlecker, Spottname für den Kölner.
- Plackfisel*, Schimpfwort: verächtlicher Mensch, Schuldenmacher.
Quallmännche, abgequellte oder Pell-Kartoffel.
Quetschenbüggel, scherzweise für Ziehharmonika.
Quisel, alte Jungfer, Betschwester, Scheinheilige.
Rubbelendores, polternder, ungestümer Mensch.
Schabbesdeckel, alter, abgetragener Hut, jüdischer Sabbathut.
Schassewitt (frz.: chasser vite), Abfertigung, Abweisung, ein Tanzschritt aus der Quadrille.
Schavöttche, abgetragener Hut.
Schavuen-A'gesech, Schimpfwort, runzeliges oder pockennarbiges Gesicht.
Schlabberjux, verdünntes Getränk.
Schlabberschnüß, jemand, der am Speichelfluß leidet.
Schlavitt, Rockkragen, Zipfel.
Schluch-alles, habsüchtiger Mensch, Nimmersatt, Vielfraß.
Schmalbedaach, Spottname für lange, hagere Personen.
Schmeck vum Duderwage, Schimpfname im Sinne von Galgenvogel.

Schnakelänger, Possenreißer, Spaßmacher.

Schöpp avkratze, zur Beichte gehen.

Schudderhot, ein ärmlich gekleideter, auch erbärmlicher Mensch.

Schüngelskrom, Bettelkram, wertloses Zeug.

Schurveltrumpett, Ziehposaune.

Schwabbelsbuch, Dickwanst, Hängebauch.

Sodemureuz, Gossenschlamm.

Spennflecker, ein sehr hagerer, behender Mensch.

Stippföttche, gegenseitiges Anlehnen der Hintern von zwei gebückt stehenden Personen.

Spreuzegebäcks, Spritzgebackenes, in gemeiner Redeweise: starkes Abführen.

Stanketteflecker, alter, verschlissener Leemann; Spottname für einen alten verliebten Narren.

Träntelbotz, Spottname für langsame Menschen.

Tüttelskrom, Kleinigkeitskram.

Urzequetscher, Spottname für Meßdiener, welche die Reste aus dem Meßweinkännchen (lat. urceolus) trinken.

Veezehn-Fuffzehn, wörtl. vierzehn-fünfzehn; Spottname für hinkende Personen.

Verpänze, übermäßig viel essen.

Wa' Männche, wörtl. Wie, Männchen? Ausdruck der Freude, des Triumphes: was sagst du nun? Auch Ohrfeige, alsdann: „Wamänncher“.

Wupptizität, Fertigkeit, Fixigkeit, Gelenkigkeit, Schnelligkeit.

Zi-Märjensrepp, eine in der Vorhalle der Marienkirche hängende Walfischrippe; iron.: eine lange, hagere Person.

Zowääschdriever, Querkopf, Zänker.

Zobingemann, z. Zt. durchzog die Stadt ein Mann mit dem Rufe: „Hat ehr nix zo bingez?“ Habt ihr nichts zu binden. Zugetragene zerbrochene Geschirre von Glas, Porzellan etc. band er mit Draht und kittete sie.

Zabbelsmatant, eine schlampige Person.

THOMAS MOLY

STELLT SICH IHNEN VOR
MIT DEM ERSTEN WERK
IN DEUTSCHER SPRACHE

EIN MANN DEN MAN SUCHT

ROMAN

SOEBEN ERSCHIENEN!

KARTONIERT M. 3.—
IN LEINEN ... M. 4.50

DURCH JEDE
BUCHHANDLUNG ZU BEZIEHEN!

AXEL JUNCKER
VERLAG
BERLIN W 57

Wein, Weib und Gesang. Der Pitter Schmitz, ein alter Kölner und großer Anhänger des Karnevals, hat ein sehr bewegtes Leben hinter sich, so daß sich schließlich die Folgen in Gestalt eines Zipperleins einstellen. Er geht damit zum Arzt und dieser sagt ihm: „Ja leeve Mann, Ihr hat immer zo vill für Wein, Weib und Gesang geschwärmt. Dat muß ophöre, Ihr mütt Uech jet einschränken, auch, wenn der Fastelovend jitz widder kütt.“ — „Eß got“, meint der Schmitz, „dann lohßen ich der Gesang fott, ävver Fastelovend muß ich fieren.“

En Modeprädig vun der Groß.*)

Wat hät sich zick dä Johre,
Wo meer noch Mädcher wore, —
De brave Groß verzällt, —
Verändert doch de Welt!
Avsünderlich de Mode,
Wat sin die andersch wode:
Mäht dä Pariser Fisternöll
En Latz jitz uus 'nem Böll.

∴ Meer, meer gingke brav en lange Kleider
Mahten bloß de Höfte uns jet breider;
Kom et Sting jet foßfrei ens eran,
Dann heesch et: „Süch ens, wie gemein! Dat kritt doch nie 'ne Mann!“ ∴

Doch hückzedag — oh jömmich!
Sin rächs un links ich öm mich:
Bloß tapezete Stöck,
Koot wie ming Anstandsrock.
Mäht veezehn su en Falne
Ald uus dä drückzehn Bahne
Vun mingem Poeschdags-Atlaskleid;
Und wat wor dat en Seid!

∴ Un mien Ballkleid met där lange Schlepp dran
Womet meer su schön gekäht de Trepp han, —
Wor der Uusschnitt noch su deef un breit,
Vergleche me'm Dekolletee vun hück, — en Kleinigkeit! ∴

Un sin ich hück die Köppcher, —
Kein Zöppcher un kein Schlöpcher,
Un keine stolze Kamm, —
Wo bliev do de „Madam“?!
Meer droge kräft'ge Flächte,
Un woren et och kein ächte, —
Et wor dann doch 'ne Fraulücksschopp
Un keine Wullikopp!

*) Aus dem Liederheft der Großen Kölner Karnevals-Gesellschaft.

∴ Satz mer drop der Schöppenhot met Fedder
Met Fiülcher, Rus' un Rusebladder,
Trook der Schleier sich bes an der Mungk,
Dann wor mer doch met fufzig Johr noch luter prick und jungk. ∴:

Vun jitz dä Underzüge
Do well ich leever schwige;
Ich schamme mich zo ärg
Vör all däm Düfelswerk.
Meer drogen däftig Linge,
Doran kunnt mer befinge,
Ov mer en öhntlich Bürgerschweech
Hat vör sich, ov en Fleeg.

∴: Wat mer kräg als Uusstöör vun der Mutter,
Heelt e Levve lang un dät dann luter
Unse Enk'le noch för Wind'le Deens;
Ov hückzedag dat och noch geit, leev Lück, probeet dat ens! ∴:

Nä, nä, ehr Neumods-Mädcher
Sid nackig wie die Pädcher
Om Müllches-Karussell,
Kutt dröm och en de Höll!
Ehr sollt üch jet schineere
Met öre Mannsmaneere:
Die Adamsrepp, mein ich, die wör
Aerg revolutionär:

∴: Botz un Schlips un Bubikopp un -krage,
Sport un Schmoren un Monokel drage;
Fählt noch, dat der Baat ehr ston üch leet, —
Wann bloß de Muhl ehr halde künnt, — bes dat ehr sitt raseet! ∴:

Prof. Dr. Wilh. Schneider-Clauß.

////////////////////////////////////
Eine überragende,
seltene
Neuerscheinung!

Afrika singt

HERAUSGEGEBEN VON ANNA NUSSBAUM

Die Nachdichtungen stammen von Hermann Kesser, Josef Luitpold, Anna Siemsen und Anna Nußbaum
„Hat man, seit Gedichte geschrieben, Lieder gesungen werden, eine erschütterndere Melodie gehört?
Seit langem ist mir kein ergreifenderes, tiefer aufwühlendes, erschütternder anklagendes Buch vor
Augen gekommen.“ Ernst Lothar in der Neuen Freien Presse.

In allen Buchhandlungen! Ganzleinenband M 6.80

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien · Leipzig
////////////////////////////////////

Wie de Frau Türk veezehn Kinder gekrög hät.

Sechs Johr eß et Schmitze Drüggela ald verheerot un hät noch immer nix Kleins.

Neulich trof it ens de Frau Türk, die it uus singem elderlichen Huus her kannt, un die Mutter vun veezehn Kinder wor. Et Drüggela klagten ehr sie Leid un frogte: „Frau Türk, wie hät dat dann eigentlich gegange, dat Ehr veezehn Kinder gekrög hatt?“ „Och,“ säät de Frau Türk, „dat eß sehr einfach gewäs! Wie meer et eeschte Kind hatte, meint ming Mann: Frau, op einem Bein ka'mer nit ston! Un do ha' meer uns et zweite bestallt!

Kaum wor dat e paar Mond alt, doh meint minge Pitter: Sag, Sting, drei eß göttlich! Jo, säät ich, wenn Do meins! Un doh ha' meer uns et drette bestallt.

Kaum wor dat drette äver e paar Mond alt, doh säät minge Mann ald widder: Frau, wat hält's do dervun, et git veer Evangeliste! Jo, säät ich, wenn do meins!

We meer die veer Evangeliste zosamme hatte, doh kniepte meer op 'ne goden Ovend minge Pitter me'm Aeugelche un säät: Sag, Frau, fünf Finger an jeder Hand! Jo, säät ich, Pitter, wenn do meins! Un doh ha'meer uns Nummer fünf bestallt!

Aevver minge Mann, dä denk an alles, un op eimol säät hä: Sag, Sting, sechs eß grad en halv Dotzend! En halv Dotzend Hemder, en halv Dotzend Underbotze, en halv Dotzend Kinder, su gehöt et sich! Jo, säät ich, Pitter, wenn do meins!

Und wie no dat sechste Kind wie sing fünf Bröder och widder 'ne Jung wor, doh säät minge Pitter: Jitz müssen et och de sibbe Gebröder wäde! Jo, säät ich, Pitter, wenn do meins! Un richtig, dat sibbente Kind wor widder 'ne Jung.

Dat ging esu en halv Jöhrche got, doh petschte mich op eimol minge Pitter meddags zwesche Zupp un Aedäppel en de Backe un säät: Meins do nit och, dat aach en schön Zahl eß. Eeschtens ben ich am aachte gebore, und zweitens eß aach uns Huusnummer! Jo, säät ich, Pitter, wenn do meins!

Dat aachte Kind worno et eeschte Mäde, un vör luuter Freud säät minge Mann: Frau, do weiß, ich ben immer 'ne stramme Foßartilleriße gewäße, un nüng es ming Regimentsnummer! Jo, säät ich, Pitter, wenn do meins!

Wie meer et no glücklich bis zum Pitter singer Regimentsnummer gebraht hatte, doh meint hä op ne goden Ovend: Dä ganze Kammiß eß doch jitz avgeschaff, dann blos och jet op de Regimentsnummer. Hör ens, Frau, meer han doch allebeids noch Religion em Liev, was hält's do vun de zehn Gebote Goddes? Jo, säät ich, Pitter, wenn do meins!

Minge Pitter eß no immer 'ne schwere Fastelovendsgeck gewäse, un do-durch kom hä op eimol op die Idee un säät: Zehn Kinder kumme meer vör wie 'ne kleine Rat, däm der Präsident fählt; de einzig richtige Zahl eß elf, denn elf eß de Geckezahl! Jo, säät ich, Pitter, wenn do meins!

Wie meer no glücklich dä Elferrat zosamme hatte, doh han ich dann och ens e Woot riskeet und för minge Mann gesaat: Dä iewige Fastelovend met

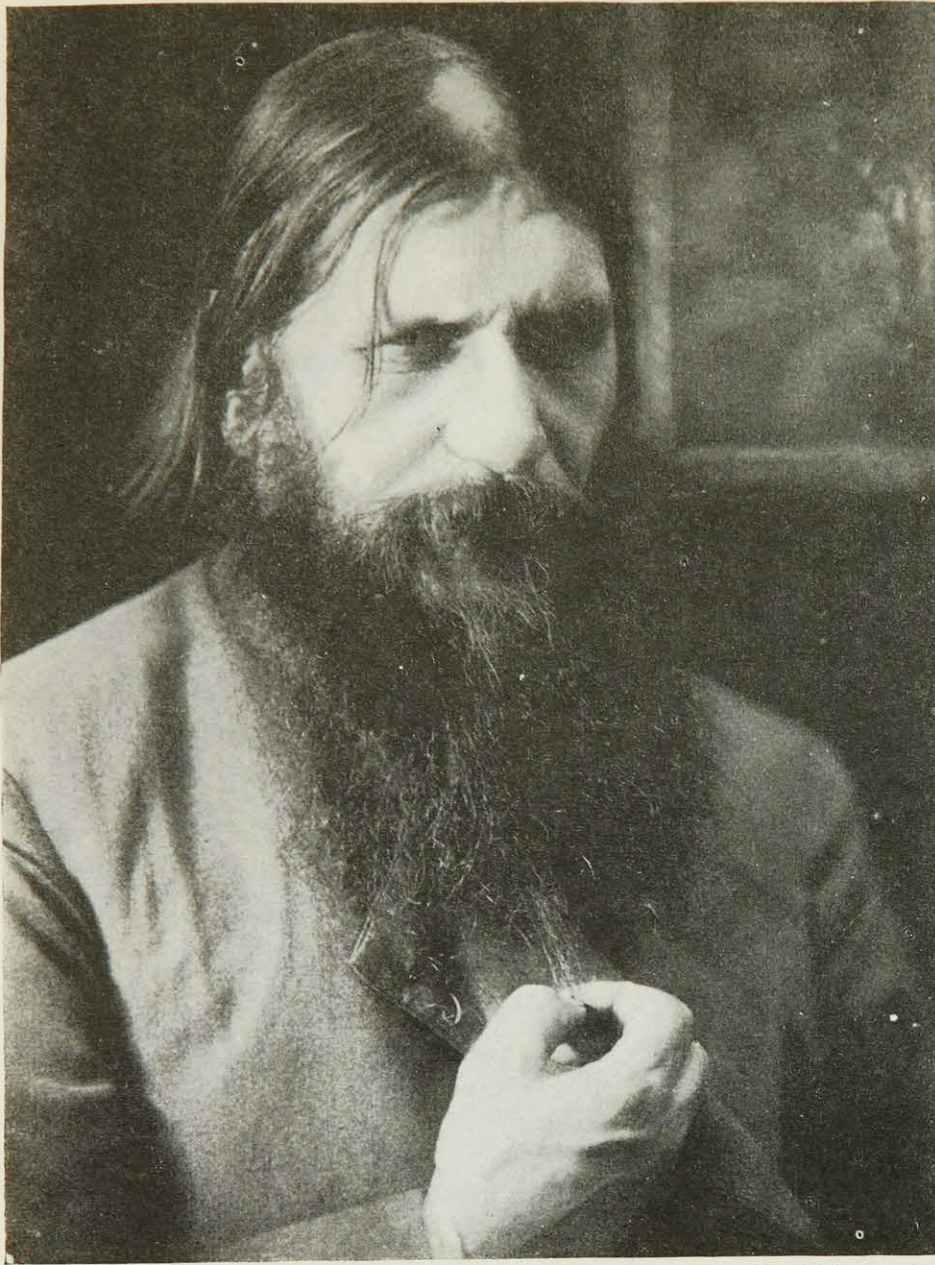


Photo Verlag Grethlein & Co.

Rasputin, der heilige Teufel. Aus Fülöp-Miller, Rasputin
und die Frauen.



Photo Elli Marcus

Rasputins Tochter Maria, Tänzerin im Zirkus Busch



Photo v. Gutenberg
Ida Roland als Jokaste in „Oedipus“ (Staatstheater, Berlin)



Photo Ufa
Nikolai Kolin in dem Film „Hurra, ich lebe!“



Photo Jacobi

Peter Martin Lampel, Verfasser der „Revolte im Erziehungshaus“,
mit seinem jüngsten Darsteller Peter Wolff



Photo Eli Marcus

Albert Steinrück in „Mit der Liebe Rugby spielen“
von Wilhelm Speyer



Erich Maria Remarque, der Verfasser des Kriegsbuches
„Im Westen nichts Neues“



Photo Gina Jadesoun

Die Dichterin Anna Seghers (Kleistpreis 1928)

dä Elf, dä paß meer nit, jitz well ich och et Dotzend voll han! Aevver dann eß och Schluß! Jo, säät minge Pitter, wenn do meins!

Aevver, Drüggela, no denk deer ens dat Pech, wie meer dat zwölfte Kind kräge, doh woren dat Zwillinge, un doh hatte meer ere drückzehn.

Aevver doh hätt's do minge Pitter ens lamenteere höre solle: Nä, dat gitt et nit, drückzehn Kinder! Uusgeschlosse, drückzehn, dat eß jo de Unglückszahl, doh können uns nor noch de veezehn Nuthelfer rette! Jo, säät ich, Pitter, wenn do meins!

Un op die Aat un Wies ha' meer dann de veezehn Nuthelfer glücklich beinander kräge.

Hub. Ebeler.

Lieber Querschnitt! Auf Seite 882 im letzten Dezemberheft berichtet Max Osborn über das Taschenbuch v. Wedderkop für Köln pp. und sagt u. a.: das Hännesche war kein „Marionettentheater“, Bestevader . . . wurden nicht durch Strippen von oben gelenkt, sondern von unten her, indem die „Hand in das Puppenkostüm, der Zeigefinger in den hohlen Kopf, Daumen und Mittelfinger in je einen Arm vorschießen.“ — Diese Richtigstellung ist leider auch nicht ganz richtig. Puppen, die nur mit der Hand, bzw. Daumen und Mittelfinger heute in den üblichen Kindertheatern bewegt werden, wären im Original-Kölner Hännesche wohl zu klein geworden. Die „Original-Figuren“ wurden vielmehr auf einen Holzknüppel oder Knüppel mit Eisenstange gesteckt, mit dem sie, solange sie nicht „agierten“, einfach an die Rampe oder an die Kulisse gelehnt werden konnten. Der linke Arm hing meistens lose herum, der rechte wurde mit einem Eisendraht bewegt, und zwar mit großem Schwung, wenn ein anderer damit Prügel beziehen sollte. Es erregte stets einen unerhörten Jubel, wenn „dat Hännesche“ weit ausholend dem Tünnes auf die dicke Holznase schlug, daß es klatschte. Prügel spielten im Hännesche immer eine große Rolle. In dem herrlichen Stück „Genoveva“ z. B. rückten alle mit dicken Knüppeln, die an den Eisendraht des rechten Armes gebunden waren, dem bösen Burgvogt zu Leibe, und sangen dabei das schöne Lied: „Sooo drischt der fröhliche Landmann sein Stroh, tick-tack-tack usw.“, das jedem echten Kölner aus der Vorkriegszeit sicher noch bekannt ist. Die Hänneschen-Puppen-Theater, die ich nach dem Kriege hier und da sah, litten leider meistens an zu modernem Stoff. Damals wurde mit weniger Aufwand, aber mit mehr Gemüt gespielt. Der Zuschauerraum hatte auch nur Sitz- und Stehplatz, die durch eine Latte getrennt waren. Der Kassierer fragte dann: „Wies 'mer ens et Jeld! 5 Penning? — Für die Latz!“

Dr. Walter Molly, Danzig.

Fürstenhalle. Morgen, den 30. 11. 1928 Schlachtfest. 10 Uhr Wellfleisch. Zur gefl. Beachtung! Wenn ich mir erlaube, Ihnen bekannt zu machen, daß in der Fürstenhalle Schlachtfest ist, so liegt es mir besonders betreffs meiner Geschäftsfreunde, zumal der Lieferanten, gänzlich fern, einen moralischen Wunsch zum Besuche meines Lokales auszuüben. Meine Zuschriften sind lediglich Geschäftsreklamen und sollen die Dankbarkeit für eventuellen gütigen Besuch nur zum Ausdruck bringen. Hochachtend

Gustav Albig.

Der Gelbsterne.

Von *André Baron Foelckersam*.

So, nun bin ich ein richtiger Mannequin.
Gelbsterne nennt man das. Wie smart das klingt:
Gelbsterne!
(Von Karten und Sternen hab' ich seit jeher viel gehalten.)
Modell „Ophelia“, aus weißem Crêpe Georgette.
— Daß die Büste nur ja zur Geltung kommt, Yvette, —
sagt Madame.
Stufe für Stufe dann heruntersteigen, dann
mich langsam wenden,
daß die Volants an den Enden
wie kleine weiße Vögel aufplattern.
Die Augenbrauen hat mir die Lolly
ausrasiert.
Mich friert. Ich hab' etwas Angst. Vor so viel Augen.
Das Rouge auf den Lippen schmeckt komisch und süß.
Was würde Hans sagen, käm' er jetzt herein?
Und die Mutter?

Mouche, die mit dem hennaroten Pagenkopf, sagt:
Gelbsterne heiraten oft Herzöge, Botschafter, Millionäre.
Vielleicht werd' ich mal Herzogin?
Totschick, mit Monokel, Pekingesen und
eigener Yacht.
Im Atelier glauben sie alle nicht, daß ich
erst siebzehn bin.
Und daß ich nicht mal 'n Freund mit 'nem Auto hab'.
Die schwarze Jenny hat einen mit einem Rolls-Royce.
Und der von der Ida hat eine Wurstfabrik und
einen Chrysler.
Abends, im Bett, wenn ich mein Gesicht mit Nachtcreme massiere,
da guck' ich in die Sterne und denk':
wer weiß, was im Leben mit einem noch alles passiert?
Ich bin schon siebzehn.
Es ist an der Zeit. Es presst.
Ein Graf? Ein Wurstfabrikant? Ein Millionär?
Was Reelles muß es jedenfalls sein.
Noch heute abend will ich in die Karten sehn.
(Von Karten und Sternen hab' ich seit jeher viel gehalten.)

Bei der Anprobe kneift mich von hinten ein Commis-Voyageur:
— Nu, Frollein,
sollten wir nich heut' abend zusammen
ins Kino gehn? —

Ich hab' nichts erwidert, weder ja noch nein.
Vielleicht — geh' ich hin. Ich bin so allein.
Er ist so nett der Jung, und so smart
und er sieht genau aus
wie der Prinz of Wales.



Klaus Wrage

Seine Krawatte trägt er auf dieselbe Art.
Und seine Augen sind so blau —
Charming boy. Bin ich verliebt?
Vielleicht?
Ich weiß es nicht genau.

„Sagen Sie, was haben Beethoven, Goethe, Bismarck mit Schaumwein zu tun!“ „Oh, sehr viel! Unser Nationalheros Bismarck war kein Kostverächter und wünschte jedem Deutschen zur Anfeuerung des Temperaments täglich den Genuß einer halben Flasche „Schultz Grünlack“. Besser aber, meinte er, wäre eine ganze Flasche. Goethes letztes Wort war nicht das bekannte „Mehr Licht!“, sondern die wirklich letzten Worte dieses Geisteshelden, die er an seinen Kammerdiener Friedrich Krause richtete, lauteten: „Du hast mir doch hoffentlich kein Wasser in den Wein getan!“ Von Beethoven wissen wir, daß die letzte Regung dieser großen Seele dem Bedauern galt, daß er die wertvolle Sendung Wein seiner Bonner Freunde nicht mehr genießen konnte. Und der „alte Fritz“ hatte, das wissen wir gut, tiefes Verständnis für genießerische Feinheiten. Daß wir in einem solch erlauchten Kreise Hindenburg nicht vergessen durften, das ist doch selbstverständlich! Unser gewaltiges Faß trägt die Plakette mit seinen ernstesten und wohlwollenden Zügen. Aber bitte, kommen Sie weiter!“

(Aus einem Prospekt)

Guitry und Rilke. Seit Sacha Guitry in die Jahre kam, ist er nicht mehr erbost, wenn man ihn „Meister“ anspricht und wenn man ihm ein Autogramm abverlangt. Unlängst war er bei einer Dame zu Gast, die ihm ein Buch vorlegte mit den Worten: „Meister, ich glaube, daß Sie mir die Bitte nicht abschlagen werden, in diesen Band Ihr Autogramm zu setzen. Schreiben Sie mir wenigstens ein Wort ein...“ — Sacha Guitry schlug den Band auf: es war Rilkes „Stundenbuch“. Er dachte einen Augenblick nach, schaute dann auf die Uhr und schrieb: „4 Uhr 37 Minuten“.

Familiennachrichten. Max Müller und Frau Gretl, geb. Schlienbecker, zeigen hochofrennt die Geburt einer gesunden, kräftigen Tochter an. — Dr. Kurt Werner und Aenne Werner, geb. Goebel, zeigen ihre Vermählung am 3. November an. Herzliche Glückwünsche! — Christoph Drexler betrauert den Verlust seines Schwiegervaters. — In Otto Möllering verlieren wir ein treues Mitglied, dessen Andenken wir allezeit ehren werden. — *Den schwer betroffenen Familien sprechen wir aufrichtige Teilnahme aus.*

(Clubzeitung der Frankfurter Rudergesellschaft Germania.)

Angebot und Selbstkritik. Sehr geehrter Propyläen-Verlag! Gestatte mir ergebenst Ihnen anbei drei soeben vollendete Manuskripte mit der höflichen Bitte um gefl. Durchsicht zu übersenden... Der ganze alte Zauber der Romantik steigt in neuer farbenreicher Pracht in dieser feinen, ganz eigenartigen Schwarzwald-Erzählung, die zu den schönsten Romanschöpfungen unserer Zeit zu rechnen ist, auf. — In vorzüglicher Hochachtung...

Das im Dezemberheft des „Querschnitt“ abgebildete Photo „Südamerikanischer Indianer“ ist eine Aufnahme von G. M. Dyott.

Zwei Tagebuchblätter eines jungen Mädchens.

Von *Uschy Usch.*

Ich liebe es, in seine Augen zu schauen, *in diese großen, dunklen Augen.* Es ist *ein Flackern* darin, ein seltsames Leuchten. — Ich möchte hineinschauen, immer und immer.

Ich gehe zu ihm zum Tee. — Die Treppe herauf — ein *banges Klopfen* im Herzen.

Es ist ungezogen, zu einem Herrn in die Wohnung zu gehen . . . , aber ich *habe ihn doch so lieb.*

Die Treppe ist mit einem weichen Läufer belegt. Ich höre meinen Schritt kaum. — Ich klinge an einer fremden Tür. Die Klingel schrillt. — Nein, nein, es ist kein lastender Traum, es ist Wirklichkeit!

Dann sitze ich in einem tiefen Klubsessel. Der Samowar summt.

Ich sehe in seine geliebten Augen, das bange Klopfen verstummt.

Ich gieße Tee ein, und wir knabbern Keks. Er spricht zu mir lauter gute, kluge Worte. Und ich fühle, daß ich nur ein kleines Mädchen bin. Wie gerne wäre ich schon große Dame, um ihm etwas geben zu können. — Ich möchte mich *an ihm aufrichten*, wachsen. — ich würde *durch ihn zu leuchten anfangen*, zu leben.

Es stehen Bücher, so viel Bücher in seinem Zimmer. — Ein Schreibtisch, beladen mit Schreibereien und Zeitungen. Ueber allem feiner Zigarettenrauch, Abdulla, — und *leiser Hauch seines Haarwassers.* — Alles in allem, *seine Atmosphäre.*

Er küßt mich. Ich wußte nicht, *daß ein Kuß so schön sein kann.* — Ist das Liebe?

Ich könnte *immer, immer so* in seinen Armen liegen, mit geschlossenen Augen mir den Mund küssen lassen. — Aber nur mit geschlossenen Augen.

Es ist *so schön in der Liebe.* Niemals markiert er den Verliebten, den um etwas Flehenden. Er ist in allem selbstverständlich und bewußt. — — —

Irgendwo schrillt eine Klingel. Es wirkt wie Erwachen. Das Bewußtsein setzt ein. — Was ist das alles, — was soll das?

Literarische Leckerbissen!

Jacobus Schnelppfeffer

Stecknadeln im Sofa

Illustrationen u. Buchausstattung von Ernst Ullmann

Willy Seidel schreibt darüber u. a.: — geweiht sei's allen denen, die herzlich lachen und nicht nur sinnlos krähen wollen —

Beide Werke gedruckt in der neuen Garamondschrift auf Büttenpapier. Origineller Ganzleinenband M. 8.—, engl. Kart. M 6.—, auf van Geldern, vom Autor signiert, Halbleder M 15.—

Carl Georg v. Maafsen

Verliebte Tändeleien

Gedichte aus Arkadien

Mehrfarb. gespritzt. Silber-Dermatoid-Band M 8.—, kart. M 6.—, auf van Geldern, vom Autor signiert, M 15.—

Joachim Ringelnatz

Matrosen

Erinnerungen, ein Skizzenbuch: handelt von Wasser und blauem Tuch

Skizzen, Gedichte, Lieder, Briefe, Bilder, auf Kunstdruck in groß. Format. In englischer Kartonnage M 7.50, in künstlerischem Leinenband M 9.—

INTERNATIONALE BIBLIOTHEK G. M. B. H. / BERLIN W 8

Es ist dämmrig geworden, von der Straße fällt gelbes Licht in das Zimmer, — Angst überfällt mich, Angst vor etwas Großem, — Unbekanntem.

Im Zwielflicht suche ich seine Augen. — Sind das noch seine Augen? — Halbgeschlossene Lider über *unheimlich lodern dem Flackern*.

Wahnsinnige Furcht und Grauen schüttelt mich, — Angst vor diesen *fremden, wilden Augen*...

Ich springe auf, von Entsetzen gejagt, die Treppe herab, — auf die dämmrige Straße. Bleischwer die Glieder. — Was war das?

Autos hupen, Straßenbahnen rasseln. Lärm, Menschen. Ich erwache, erwache!

Dann bin ich zu Hause. *Bin das überhaupt noch ich?* Ich schaue in den Spiegel. Zum erstenmal im Leben *weiß ich, daß ich schön bin*. — *Ein mir fremder Zug* liegt in den Augen. — — — — —

Ich taumele herum, eine Trunkene, fange an, mein Glück zu erfassen. — Maßlose Angst packt mich, es zu verlieren!! — Du, ich habe so große Sehnsucht nach dir!

*

Die Schulbank ist hart.

Brennend und groß steigt die Liebe in mir auf. — Schwirrende Mathematik-Formeln, — fremde Vokabeln. — Wie lange noch, — wie lange?

Zwei lange Tage rief er nicht an. Was ist das Leben noch ohne ihn? — Zwei ganze, lange Tage gewartet, gehofft...

Er kann mir nicht böse sein, daß ich fort lief. Nein, er wird es verstehen. — — Oder sollten die Männer so eitel, so grausam hart sein?

Nein, er wird es so gut verstehen, — mich wieder küssen.

Zwischen den Zeilen der Bücher tanzen seine dunklen Augen auf und ab. — O, wie ich diese Augen liebe!

Die Stunden schleichen, hartnäckig langsam. — Doch endlich ist die Schule aus. — Ich gehe die große, sonnige Straße herunter. — Ich versuche, mein Glück zu erfassen, das immer wieder Unfaßbare. — Kann all die Liebe in ein einziges kleines Mädchenherz?

Die Straße ist lang, die mich heimwärts führt. Die Sonne scheint, ich wandle wie im Traum! Auf den Bäumen leuchten die gelb-roten Herbstblätter. — Meine Liebe ist so groß und weit wie der Himmel. Er wird staunen, wie ich lieben gelernt!

Ich treffe ihn. Plötzlich steht er vor mir. Tausend Jubellieder pocht das Herz. Ich fühle seine Hand in der meinen. — Langsam entzieht er sie mir. — Reißt sich zusammen, — grüßt höflich, — geht vorbei, — ein Fremder.

„Wie geht es?“

„Danke“, sage ich, — nicht verstehend. — Schon ist er vorüber.

Meine Knie beben beim Weitergehen. Tränen drücken auf die Augen.

Er für mich ein Fremder!

Ich verstehe es nicht, verstehe die Welt überhaupt nicht mehr! — Was ist denn Liebe?

Du! Weißt du denn nicht mehr, wie du mich geküßt, — geliebt!

Vergessen ... ?

Ramón. Ramón, wie er sich ohne die Gefahr, mit einem andern verwechselt zu werden, nennen darf, ist sicherlich, wenn nicht die bedeutendste (wer wollte das entscheiden?), so doch die eigenartigste Erscheinung innerhalb der zeitgenössischen spanischen Dichtung, ein Poet von europäischem Rang und Ruhm und dabei ein hundertprozentiger Spanier. Er ist der Schöpfer jener äußersten Kunstform, die er selbst „Gregueria“ getauft hat und die er zu Tausenden über uns ausschüttet. Sie sind ihrer Form nach nichts als Metaphern oder ausgeführte Vergleiche, in ihrem Wesen vielleicht am ehesten „Psychologismen des Unbewußten“. Die Darstellung des Unbewußten ist auch in Spanien das eigentliche Thema und die Metapher das Mittel seiner künstlerischen Wiedergabe. *Dr. H. Petriconi (in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift).*



Dear Weddy! Wir sprachen vom Heiraten. Und als ich die reizende Maud fragte, warum sie nicht...?

„Was?“ rief sie, „Geschirr abwaschen?“

„Nun,“ antwortete ich, „vielleicht helfen Sie Ihrem Manne dabei!“

Walther Kirchhoff.

Fiume, Belgrad, Budapest, Preßburg, Wien, München...

Von Ödön Horváth.*)

Sie fragen mich nach meiner Heimat, ich antworte: ich wurde in Fiume geboren, bin in Belgrad, Budapest, Preßburg, Wien und München aufgewachsen und habe einen ungarischen Paß — aber: „Heimat“? Kenn' ich nicht. Ich bin eine typisch altösterreichisch-ungarische Mischung: magyarisch, kroatisch, deutsch, tschechisch — mein Name ist magyarisch, meine Muttersprache ist deutsch. Ich spreche weitaus am besten Deutsch, schreibe nunmehr nur Deutsch, gehöre also dem deutschen Kulturkreis an, dem deutschen Volke. Allerdings: der Begriff „Vaterland“, nationalistisch gefälscht, ist mir fremd. Mein Vaterland ist das Volk.



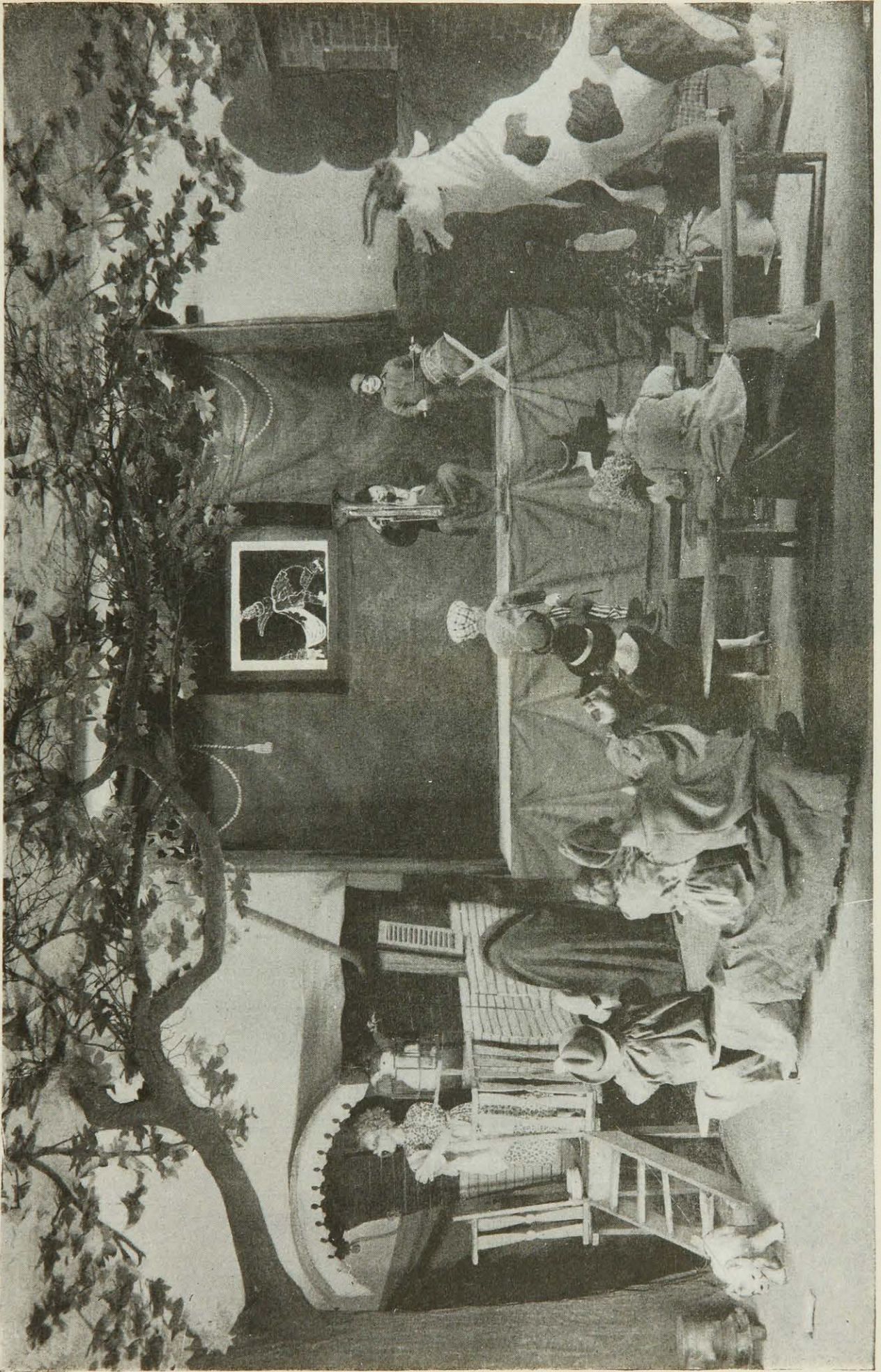
Horváth

Also, wie gesagt: ich habe keine Heimat und leide natürlich nicht darunter, sondern freue mich meiner Heimatlosigkeit, denn sie befreit mich von einer unnötigen Sentimentalität. Ich kenne aber freilich Landschaften, Städte und Zimmer, wo ich mich zu Hause fühle, ich habe auch Kindheitserinnerungen und liebe sie, wie jeder andere. Die guten und die bösen. Ich sehe die Straßen und Plätze in den verschiedenen Städten, auf denen ich gespielt habe, oder über die ich zur Schule ging, ich erkenne die Eisenbahn wieder, die Rodelhügel, die Wälder, die Kirchen, in denen man mich zwang, den heiligen Leib des Herrn zu empfangen — ich erinnere mich auch noch meiner ersten Liebe: das war während des Weltkrieges in einem stillen Gäßchen, da holte mich in Budapest eine Frau in ihre Vierzimmerwohnung, es dämmerte bereits, die Frau war keine Prostituierte, aber ihr Mann stand im Feld, ich glaube in Galizien, und sie wollte mal wieder geliebt werden.

Meine Generation, die in der großen Zeit die Stimme mutierte, kennt das alte Oesterreich-Ungarn nur vom Hörensagen, jene Vorkriegsdoppelmonarchie, mit ihren zweidutzend Nationen, mit borniertestem Lokalpatriotismus neben resignierter Selbstironie, mit ihrer uralten Kultur, ihren Analphabeten, ihrem absolutistischen Feudalismus, ihrer spießbürgerlichen Romantik, spanischer Etikette und gemütlicher Verkommenheit.

Meine Generation ist bekanntlich sehr mißtrauisch und bildet sich ein, keine Illusionen zu haben. Auf alle Fälle hat sie bedeutend weniger als diejenige, die uns herrlichen Zeiten entgegengeführt hat. Wir sind in der glücklichen Lage, glauben zu dürfen, illusionslos leben zu können. Und das dürfte vielleicht unsere einzige Illusion sein. Ich weine dem alten Oesterreich-Ungarn keine Träne nach. Was morsch ist, soll zusammenbrechen, und wäre ich

*) Der 27jährige Dichter ist der Autor des Volksstückes „Die Bergbahn“, das seine erfolgreiche Uraufführung an der Berliner Volksbühne erlebte.



Komödianten im Dorf. Stoffpuppen



Polnische Bauernfamilie

Photo Riebicke



Frau eines Somalihäuptlings

Photo Hedda Walther



Photo Ruth Asch
Jean Cocteau (anlässlich der Aufführung seines „Orpheus“ im
Studio am Schiffbauerdamm, Berlin)

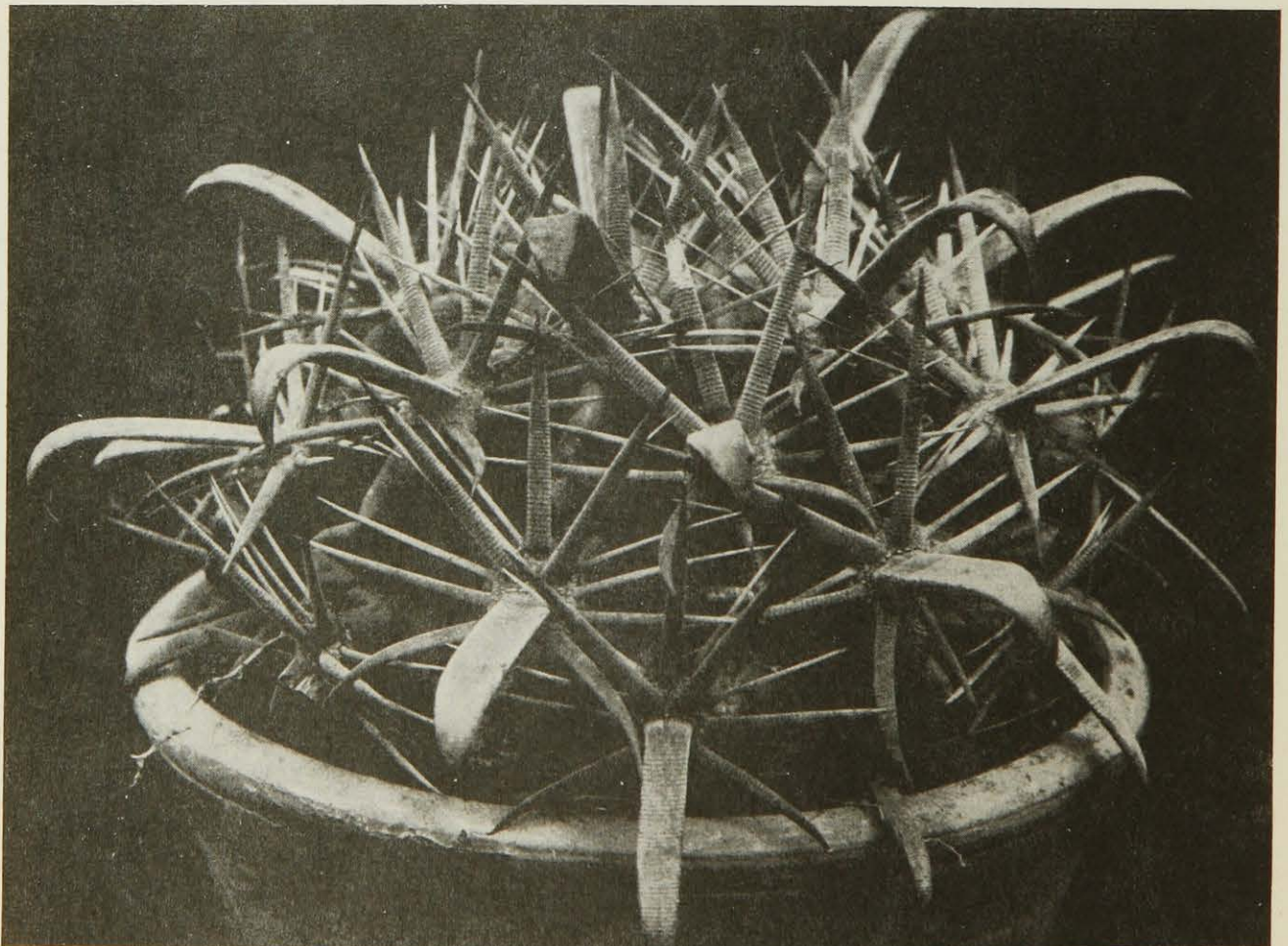


Photo Raoul Korty
Peter Altenberg 1913



Damenschuhe für den Abend /

Photo Graudenz



Echinocactus corniger (Teufels-Nadelkissen)

Photo Renger-Patzsch

morsch, würde ich selbst zusammenbrechen, und ich glaube, ich würde mir gar keine Träne nachweinen.

Manchmal ist es mir, als wäre alles aus meinem Gedächtnis ausradiert, was ich vor dem Kriege sah. Mein Leben beginnt mit der Kriegserklärung. Und es widerfuhr mir das große Glück, erkennen zu dürfen, daß die Ausrottung der nationalistischen Verbrechen nur durch die völlige Umschichtung der Gesellschaft ermöglicht werden wird. Das ist mein Glaube. Lächeln Sie nicht! Dadurch, daß eine Erkenntnis oft als Schlagwort formuliert wird, verliert sie nichts von ihrer Wahrheit. Worauf es ankommt, ist die Bekämpfung des Nationalismus zum Besten der Menschheit.

Ich glaube, es ist mir gelungen, durch meine „Bergbahn“ den Beweis zu erbringen, daß auch ein nicht „Bodenständiger“, nicht „Völkischer“, eine heimatlose Rassenmischung, etwas „Bodenständig-Völkisches“ schaffen kann, — denn das Herz der Völker schlägt im gleichen Takt, es gibt ja nur Dialekte als Grenzen.

Vortrag Thomas Mann. Dichtgefüllter, erwartungsfreudiger Saal. Mit kurzen rhythmischen Schritten erobert sich Thomas Mann die Herrscherstellung am Pult. In seinem Gang liegt schon die Gewähr, daß er jeden königlich beschenken wird. Klar und prägnant, in wundervollster Linienführung entwickelt sich die Lebensfuge Theodor Fontanes. Dann kommt die Sonnengabe: Thomas Mann liest ein Kapitel aus seinem biblischen Roman. Neben mir macht ein Dicker sorgfältig Aufzeichnungen. Ich schließe die Augen. Die Sonne blendet mich. Und auch das Lächeln der Rahel, das sie zum ersten Male dem Jakob offenbart. Riesenkräfte gibt ihm ihr lieblicher Blick. Er wälzt den schweren Stein von der Oeffnung des Brunnens, damit ihre durstigen Schafe trinken. Auf hohen Stab gestützt, steht Rahel und lächelt sich in die Seele des Mannes, der ihr zwanzig Jahre dienen wird. Die Luft flimmert... Allah, verzeihe mir die Sünde! Die Fuge ist im Bach-Saal geblieben, ich nehme nur die Sonne mit nach Hause. *(D—n im Zwölf-Uhr-Blatt, Berlin.)*

Wir weisen auf den Prospekt der Verlagsanstalt **Alexander Koch (Darmstadt)** hin, der diesem Heft beiliegt.

Wie ein spannender Roman liest sich:

DAS GALANTE BERLIN

Eine Kultur- und Sittengeschichte von Hans Ostwald. Über 300 Textabbildungen und 20 farbige Tafeln, 515 Seiten, in Ganzleinen M 20.— gegen 5 Monatsraten.

Aus dem Inhalt: Der verliebte Hof — Die preußische Pompadour — Die Erotisierung des Bürgers — Amouröse Skandale — Dielengespräche — Der Eros von morgen.

Zu beziehen von:

BÜLOW-BUCHHANDLUNG O. SCHLADITZ & CO. G. M. B. H.
BERLIN W 57, BÜLOWSTRASSE 54. FERNSPRECHER AMT LÜTZOW NR. 7089

Wir liefern jedes Buch auch gegen Monatsraten. Verlangen Sie bitte unsere Kataloge!

Tiere tönen dich an!

*Ein Versuch, den lautlich-klanglichen Eindruck,
den gewisse Tierkörper hervorrufen, in Verse zu
bringen.*

„A“ der Löwe.

Der Löwe denkt an Wüstensand . . .
Er barg der blanken Krallen Pracht,
Die Pranke ward zur schlaffen Hand.
Er hat schon lang nicht mehr gelacht . .

Sensation ward hier sein Sang.
Das Menschenpack, es harrt und starrt,
So andachtsvoll, behaglich-bang,
Wie wenn der Radiokasten schnarrt.

Auf Eisenstangen, stark und lang
Hat man ihm totes Fleisch gebracht,
Dem Mann, der die Gazelle schlang,
So wie sie sprang durch blanke Nacht.

Der Wärter brachte ihm beim Mahl
Ein Telegramm auf flacher Hand.
Das sandte ihm sein schlank' Gemahl,
Die Löwin, aus Sahara-Land.

Drin stand: „Dein Sohn ward groß und stark.
Ich lache jeden Tag deshalb.
Er brüllt, das geht durch Bein und Mark!
Auch aß er jüngst ein ganzes Kalb . . .“

Des Löwen Aug' ward tränenblank,
Ging durch die harte Stangenwand
Von seines Käfigs Kassenschrank
Und starrt! Nach Kapstadt abgewandt . . .

„U“ das Nilpferd.

Es hat sein U zwar auch der schmucke Lurch . . .
Doch welches Vieh, wenn man die Schöpfung mustert,
Ist noch so Ur- und U, ganz durch und durch?
Von Urgewalt zur Ungestalt geplustert!?

In Ururstunden — wußtest du es, du?
Da kaum die Menschenbrut sich grunzend muckste,
Schuf Gott den plumpen Kunden aus dem U
An einem Pfuhl, worin Ursuppe gluckste.

„Du bist nicht Nilpferd, du bist Pfurde-Null!“,
Sprach Gott, und also fügte Wulst zum Wulst er.
Und unsereins ist Unsinn, Ulk und Null
Vor Nulle-Pfurd im undurchläss'gen Ulster — — —

Der Ulster schützt es gut vor Kuß und Guß
Und es besteht aus Kugeln, Wucht und Klumpen.
Das ist des Nulle-Pfurdes großes Plus
Vor uns geschundenen und wunden Lumpen.

Das Nullpfurd denkt phlegmatisch, doch gesund.
Im Unmut sollst du Zuflucht bei ihm suchen!
Voll guten Mutes küßt's dich auf den Mund
Und gibt dir Futter. Guten Dschungelkuchen . . .

Peter Hammerschlag.

Das wertvollste Zuchtschwein Deutschlands. Das von den Ausstellungen der D. L.-Gesellschaft in Stuttgart, Dortmund, Leipzig usw. her bekannte und berühmte Zuchtschwein „Hadberta“ ist in Edewecht im Oldenburgischen geschlachtet worden. Das Tier spielte in der Geschichte der deutschen Edelschweinzucht eine besondere Rolle und war auch in landwirtschaftlichen Kreisen des Auslandes bekannt, da viele seiner Nachkömmlinge dort verkauft wurden. Hadberta wie ihre Vorfahren und Nachkommen sind oft mit den höchsten Preisen ausgezeichnet worden, so erhielt das Tier in Stuttgart 1925 den Ia-Preis und den Staatsehrenpreis des Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, die höchste Auszeichnung, die vergeben wurde, in Dortmund 1927 den Ib-Preis und gleichzeitig mit Mutter und Tochter den ersten Familienpreis. In Leipzig wurde 1928 der Sohn Hadbertas, der Eber „Walter“, mit dem höchsten Preis und dem Siegerpreis des Reichsministeriums für Ernährung und Landwirtschaft, und die Tochter des Mutterschweines „Siglinde“ mit dem Id-Preis prämiert. Hadberta wurde als die züchterisch wertvollste Sau Deutschlands und als Idealtyp des deutschen Edelschweins bezeichnet, sie ist 5½ Jahre alt geworden und wog bei der Schlachtung 978 Pfund. Sie wurde von einer Ammerländer Fleischwarenfabrik angekauft und mit besonderer Feierlichkeit aus Edewecht geführt.

(Münchener Neueste Nachrichten)

Weltereignis. Für wissenschaftliches, technisches, wirtschaftliches und sportliches Weltereignis suche ich ehrgeizige, unabhängige junge Dame als Partnerin, mit 50—20 Mille, jedoch nicht Bedingung. Unsterblicher Ruhm garantiert. Heirat nicht ausgeschlossen. Näheres nur persönlich. Neugierige erfolglos. Angebote bis zum 24. 12. mit Darlegung der Verhältnisse, Altersangabe und letztes Vollbild (zurück) unter D. V. 8637 an die Ann.-Expedition Fr. S., Duisburg.

(Der Mittag)

Es geht um den Bart!

Ob uns ein Mensch sympathisch ist oder nicht, entscheidet zuerst sein Aeußeres; noch bevor man Gelegenheit hatte, ihn näher zu prüfen, äußert man sich darüber, ob er einem „zu Gesicht steht“ oder nicht. Im Laufe der Zeit haben sich gewisse feststehende Grundsätze gebildet, und auch sehr Aufgeklärten und Vorurteilslosen macht es Mühe, sich von diesen Prinzipien zu emanzipieren: Nach ihnen ist ein Buckliger klug, aber böseartig, ein Blonder, Blauäugiger offen und wahrheitsliebend, ein Rothaariger verschmitzt und falsch usw. In Wirklichkeit kann man aus dem Aeußeren eines Menschen schwer auf Charakterzüge und Innenleben schließen, wenn man vom Auge absieht. Der Blick läßt Schlüsse auf Intelligenz und Aufrichtigkeit, auf Nervosität und Freude zu. Deshalb verhandeln chinesische und japanische Politiker und Kaufleute gerne mit geschlossenen Augen, um Unruhe, Zorn oder Befriedigung dem Verhandlungspartner zu verbergen.

Von kosmetischen und operativen Eingriffen abgesehen, kann im menschlichen Gesichte nur die Behaarung willkürlich geändert werden. Habe ich keine Glatze, kann ich mein Haar in die Stirn gekämmt und gescheitelt tragen, ich kann es wachsen lassen oder ganz kurz schneiden lassen, wie es mir beliebt oder, um bei der Wahrheit zu bleiben, wie es die Freundin wünscht. Sind Frau und Freundin in bezug auf Haartracht nicht einig, dann ist es allerdings böse! Da Frauen dreinzureden haben, ist es natürlich, daß Haar- und Barttracht Moden unterworfen sind.

Nie gab es eine Zeit, in der dicke oder lange Nasen modern waren — armer Cyrano! — oder zum guten Tone große Ohren gehörten. Was nicht ist, kann werden, aber ich will nicht prophezeien, sondern blicke zurück und umher.

Eine Geschichte der Nase wurde noch nicht geschrieben. Man trägt sie so, wie man sie vom Herrgott erhielt; befriedigt oder enttäuscht, gerade oder gebogen, man trägt sie eben.

Anders ist es mit dem Barte. Seine Geschichte ist so alt wie das Menschengeschlecht, und auch aus ganz alten Zeiten haben wir teilweise verbürgte Nachrichten, teilweise hat sich im Laufe der Jahrtausende eine bestimmte Ansicht gebildet. Kein Dichter oder Künstler (Werner Krauß ausgenommen in Hasenclevers umgedeutetem Stück) kann sich den Herrgott oder seinen Sachwalter, den Herrn Petrus, glattrasiert vorstellen. Der lange wallende Bart gehört ebenso zu ihnen, wie die Glattrasiertheit zu Adam. Nach allem, wie sich Adam gegenüber und mit Eva im Paradiese benommen hat — sonst wäre es ja nicht das Paradies gewesen und wir wären nicht am Leben! —, war er schon ein sehr erwachsener Jüngling, der vielleicht einen Schnurrbart getragen haben kann. Dies paßt aber nicht in unsere Vorstellung; so gehört zu Moses der Michel-Angelo-, zu Mephisto der Spitz-, zu Jupiter und Wotan der große Vollbart, während beispielsweise Apoll und Merkur, Paris und Posa bartlos gewesen sein müssen.

Bei den alten Völkern hatte der Bart mehr Wichtigkeit. Die Pharaonen, Babylonier und Perser trugen lange gepflegte Vollbärte und, bis Sardanapal

Die B.Z.-Frau und der deutsche Kronprinz.

Punkt zwei betritt Frau Schappel das Restaurant „Taubenschlag“ in der Behrenstraße, stellt ihren Laden in die Ecke, setzt sich breit an den runden Tisch hinten, rückt ihre Kappe zurecht, so daß die gelbgestickten Lateinbuchstaben B und Z jetzt diagonal über die Stirne laufen, und während Frau Schappel mit der rechten Hand viel Kleingeld aus der Manteltasche hervorholt, preßt sie den linken, breiten Daumen gegen das linke Loch ihrer Nase, über die ein ganzes Netz feiner roter Aederchen, wie Flüsse auf einer Landkarte, gespannt ist, gleichzeitig bläst sie eine Lungenladung Luft durch das andere Nasenloch: solchermaßen reguliert Frau Schappel ihren Atemverkehr — hernach hebt sie den Kopf ein wenig und ruft zum Büfett hinüber: „Erna, 'nen Kaffee!“.

Das ist schon so seit 25 Jahren. Erna serviert Frau Luise Schappel tagtäglich viermal Kaffee, macht viermal 25, also 100 mal 365, ist 36 tausend und 500 Kaffees im ganzen, wozu allerdings die Schaltjahre hinzukommen und wovon noch die Sonn- und Feiertage subtrahiert werden müßten. An denen verkauft Frau Schappel die B. Z. nicht, da liegt sie bis drei in ihrem Bett in der Brunnenstraße, ventiliert ihre Stimmbänder, und nur von Zeit zu Zeit fliegen Worte auf: Frau Schappel streitet mit ihrem Mann um den Rekord im Verkauf der Illustrierten. „Der is jetzt ooch 'n Kolporthör. Hat sich umstellen müssen, nämlich, er war einmal drastischer Komiker, jawohl! Er heißt wie Streeseemann.“

Gustav?

„Nee, Justaff. Aber is 'n Anfänger noch. Ick bin schon 25 Jahre beim Bau, 1904 eingetreten, jawohl. Bis 1904 hab' ick Blumen verkooft, Unter den Linden. Ick bitt' Se, wer kooft denn jetzt noch Blumen? Kennen Se den Laden vom Hoffriseur Gilbert, Ecke Exerzierstraße und Kanonierstraße, da steh' ick de ganze Zeit schon. Wissen Se, ob Sturm ob Rejen, ob Hitze ob Frost. Wat hat's d'n heute? 8 Jade. Det is nischt. 1917 hat's 21 jehabt, da is uns det Tuch vorm Mund anjefroren, 1910 wär' ick vor Hitze bald blöd jeworn und umjekippt, und im Herbst wern wir jarnicht trocken. So 'ne Scheiße is det, damit Se im Bilde sind.“

Wieder preßt Frau Schappel den Daumen gegen das linke Nasenloch, und

SOEBEN ERSCHIEN DER ERSTE BAND DER

GESCHICHTE DES KUNSTGEWERBES ALLER ZEITEN UND VÖLKER

In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten
herausgegeben von Dr. H. Th. BOSSERT

In dem Band werden behandelt: Steinzeit, Völkerwanderungszeit, Skythen, Mittelmeerkulturen u. a.

Das Werk ist in 6 Bände eingeteilt. Jeder Band umfaßt annähernd 400 Seiten mit etwa 1000 Textabbildungen sowie 28 Sondertafeln, von denen 8 farbige Wiedergaben zeigen.

Preis pro Band in Halbleder gebunden 42 Mark.

Die Geschichte des Kunstgewerbes ist eine notwendige Ergänzung jeder Kunstgeschichte.

**VERLAG
ERNST WASMUTH A. G.
BERLIN W 8**

ein seltsam dröhnender Laut kommt zustande, wie aus einem kaputten Saxophon. Nach einem tiefen Schluck Kaffee beginnt sie mit der Spitze des Zeigefingers, die aus einem schwarzen zerrissenen Handschuh hervorlugt, und in der Farbe absolut mit ihm nicht kontrastiert, den Geldberg zu sortieren, die Sechser zu den Sechsern, die Groschen zu den Groschen und die Marks zu den Marks. Sooft sie dann bei einem Dreimarkstück hält, schüttelt sie ihren schweren Kopf, meint: „'n Taler hab' ick damals jekriegt!“ — und der ganze „Taubenschlag“ weiß sofort, worum es sich handelt.

Das ist die Sache mit dem Kronprinzen und dem Taler.

Nämlich: es war 1914, im April oder im Mai, vom Krieg noch keine Spur, da kam er in seinem Wagen langgefahren, vom Generalstab in der Leipziger Straße, die Behrenstraße hinunter, nach dem Schloß. Neben ihm saß sein Adjutant, Mühlenberg, Mühlenteich, Mühlendorf oder so. Frau Schappel sah den Wagen kommen, erkannte den Kronprinzen und begann mit den Zeitungen zu winken wie Robinson mit seinem Nachthemd, als er das erste Schiff an seiner Insel vorbeifahren sah. Noch schöner kam es: der Kronprinz stoppte, ehrenwörtlich, vor Frau Luise Schappel, der Adjutant reichte dem Kronprinzen und der Kronprinz wieder reichte Frau Schappel einen Taler, Frau Schappel händigte ihm eine B. Z. ein, wobei ihr vor Angst übel wurde, sie stand bibbernd da und stotterte: „Danke sehr, hoher Herr Kronprinz!“, der Kronprinz winkte sehr nett, und der Wagen verschwand wieder. Und so ging es täglich weiter. Frau Schappel hatte Unterweisungen bekommen durch den Adjutanten, der sich beim Gilbert rasieren ließ: sie mußte den Kronprinzen nicht mit „Hoher Herr Kronprinz“, sondern einfach mit „Kaiserliche Majestät“ ansprechen, und „recht dralle“ mußte sie sein. Ach, nu wollte Lieschen recht dralle sein, aber wie er nur so daherkam, wurde Frau Schappel rot bis über'n Kopp und sagte immer wieder „Hoher Herr Kronprinz“. Ja, das waren schöne Zeiten für Frau Schappel, sie wußte, daß er die Zeitung „nur aus Jokus halber kooft“, denn „der liest ja niemals nich“, sicherlich kam er ihretwegen täglich die Behrenstraße langgefahren, an dem Taler war Frau Schappel weniger gelegen. Nein, er kam nicht nur der Frau Schappel wegen, das hatte sie bald selbst heraus: drüben, im Haus Nr. 58, wo die Friedrich-Wilhelm-Lebensversicherung ist, standen Tag für Tag alle Telephonfräuleins am Fenster, frischgekirrt und sehr erregt warteten sie auf ihn. Frau Schappel ahnte, warum er ihr täglich die Zeitung abkaufte: ihr Zeitungsstand war genau vis-à-vis jenen Fenstern, in denen fünfzig Mädchen mit krebsroten Gesichtchen wie reife Trauben hingen, und Frau Schappel war damals schon vierzig. Vor Eifersucht blieb ihr die Spucke weg.

Na, und dann kam der Krieg, basta.

Frau Schappel trinkt den dritten Kaffee heute, sie meint, daß die Blätter in Bolivien und in Paraguay jetzt guten Absatz hätten, sie erzählt von ihren besten Tagen, vom Untergang des „Titanic“, von den ersten Kriegswochen, von Haarmann und von Lindbergh, vom Krantz und vom Zeppelin. Indes klatscht Tropfen um Tropfen aus Frau Schappels Nase genau zwischen die Sechser und die Groschen, die feinsortiert auf der Tischplatte liegen.

Billie Wilder.

Der Totenkopfhändler.

Von Jacques Viot.

Von Sidney nach Hongkong machte ich die Reise an Bord des „Taïping“, einem australischen Schiff, dessen Besatzung indessen chinesisch war. Von der australischen Handelsmarine sind es beinahe ausschließlich nur die Schiffe mit ausländischer Besatzung, die einen regelmäßigen Dienst gewährleisten können. Die anderen werden durch ständige Streiks lahmgelegt. Der Staat hat seine Flotte verkaufen müssen. Kurz und gut: Das ist ein weiterer Unterschied zwischen Australien und England.

Dank den Chinesen war das Schiff gut gehalten und die Bedienung angenehm und gab schon eine Vorstellung von jenem Komfort, den man im fernen Osten findet.

Ich reiste zweiter Klasse. Abgesehen davon, daß ich mir die erste nicht hätte leisten können, zog ich es vor, mich von den lästigen Leuten abseits zu halten, die man auf dieser Linie trifft: Beamte, die durch eine lange Gewöhnung an ein interesseloses Leben schwachsinnig geworden sind, anglikanische Missionare, die schädlichsten, die es auf der Welt gibt — — nach den amerikanischen Missionarinnen und vor den französischen Maristen-Patres. Ich hatte keinen Kontakt mit diesen Leuten, die ich abends auf Deck bemerkte, ausgenommen an einem Tage, wo ich einem Vortrage beiwohnte, den ein englischer „bishop“ über die australischen Ureinwohner hielt, die „Abos“, wie man sie dort unten nennt. Er erzählte uns, daß diese, alles in allem, zahlreicher wären, als man dächte, und auch intelligenter. Die Australier halten ihre Wünsche für Wirklichkeit. Wenn ihnen gelungen ist, die „Abos“ aus den südlichen Provinzen wie Victoria oder Neu-Südwesten zu verschwinden zu machen, so leben sie doch noch in zahlreichen Stämmen im ganzen Nord-Territorium. Dort sind sie ungestört: ein Drittel des Erdteils ist noch unerforscht. Was ihre Intelligenz betrifft, so sage ich gerade heraus — denn ich bin mit mehreren von ihnen zusammengetroffen —, daß sie mir in ganz anderer Weise sympathisch ist als die der Australier, die mir verhaßt ist. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß sie die poetischste und subtilste Waffe erfunden haben, die der Mensch jemals geschaffen hat: den Bumerang.

In der zweiten Klasse war ich beinahe der einzige Europäer; meine Mitpassagiere waren Chinesen aus Sydney, die nach Kanton zurückkehrten, nachdem sie ein Vermögen gemacht hatten, und ihre höfliche Gleichgültigkeit war die sicherste Bürgschaft meiner Ruhe. Wie ich diese Rasse liebe! Im Verkehr mit ihr habe ich mich immer behaglicher gefühlt als mit irgendeiner anderen. Manchmal plauderten wir ein wenig zum Zeitvertreib. Sie hatten auch ein paar von ihren Musikplatten. Ein junger Mann zeigte mir eine Kollektion von Photos chinesischer Kinoschauspielerinnen, die wundervoll waren. Aber vor allem waren wir sehr beschäftigt durch das „Fantan“, jenes Hasardspiel des Südens, das die Boys auf dem Vorderdeck installiert hatten. Das war ihr ganz besonderes Unternehmen. Sie hielten die Bank bis zu einem Betrage von vierhundert Pfund, einer enormen Summe, wenn man bedenkt, daß keiner von ihnen mehr als zwei Pfund die Woche verdiente.

Wir kamen nach Brisbane, der Hauptstadt von Queensland. Das ist wieder einmal eine Stadt in Carrés, und ich fange an, genug zu bekommen von den Carrés, sowohl in den Städten wie im Kunstgewerbe. Nach ein paar Stunden ging ich wieder an Bord.

Da war es, daß ich einen neuen Passagier ankommen sah. Man kann nicht sagen, daß er sehr glänzend aussah, aber die Unbestimmbarkeit seiner nationalen Herkunft — er konnte aus Rußland, Polen, Holland oder dem Balkan stammen — täuschte nicht darüber, daß er ein kleiner Handelsmann war. Seinesgleichen gibt es Tausende, über die ganze Erde verstreut, die mit ängstlicher Miene in diffizilen Geschäften tätig sind. Dieser hatte ein besonders geplagtes Aussehen. Eines Tages erfuhr ich, warum.

Wieder fuhren wir die Ostseite Australiens entlang in nördlicher Richtung. Die recht häßlichen, recht ordinären kleinen Städte wie Townsville und Cairus, wo wir uns einige Stunden aufhielten, waren wahrhaftig nicht daran schuld, daß mir Reiseglück wieder das Herz schwellte. Aber in dem Maße, als wir uns den Tropen wieder näherten, färbten sich die Tage mit immer schönerem Lichte, des Abends verblutete die Sonne gelb und malvenfarbig, und auf den Bergen, blau wie Asche, bauten die Nächte schillernde Welten.

Im Schatten neben mir keuchte der kleine Geschäftsmann. Ja, diese Gegenden, er hatte sie schon alle gesehen. Er kannte die Korallenmeere, die von Grün erstickten Inseln. Schließlich erzählte er mir seine Geschichte. Sie war nicht lustig.

In Neu-Guinea war es ihm gelungen, ein neues Geschäft aufzuziehen. Die Eingeborenen verwenden dort die Totenschädel zu künstlerischen Zwecken. Sie verstopfen die Löcher wieder. Mit Muschelwerk ersetzen sie den Blick der Augen. Sie bemalen diese harten Knochen. Sie verleihen diesen Schädeln wieder ein grausames und bestürzendes Leben. Sie lassen sich dabei von ihrer Einbildungskraft inspirieren, die sie wie ein wildes Delirium unterjocht.

Europäische Sammler fahnden nach solchen Köpfen, und so kaufte der kleine Mann welche, um sie weiter zu verkaufen, und sein Geschäft ging gut.

Aber eines Tages fand er keine mehr. Er hatte das Lager erschöpft. Er tat also, was man eben im Geschäftsleben tun muß: Er gab Bestellungen auf. Und das verdarb alles. Er wandte sich an einen Lieferanten, der hinging und seinen Nachbar totsclug. Die Blutsfreunde des Nachbarn kamen und erschlugen nun ihrerseits den Lieferanten mit seiner Familie. Zwei Stämme gerieten in Krieg, und nach drei Tagen beteiligten sich fünf weitere Stämme am Kampf, denn Waffenlärm bringt diese Krieger leicht in Bewegung. In Brisbane hatte ich in den Zeitungen gelesen, daß sich die Zahl der Toten schon auf 500 belief, — der Verantwortliche war, was ich nicht gewußt hatte, der kleine Mann an meiner Seite.

Wohin sollte er gehen? Zur Flucht gezwungen, war er an Bord gekommen. Er fragte mich über China aus. In China gibt es auch viele Tote. In Kensu waren eben hunderttausend Menschen massakriert worden. Aber diese liegen in den weiten Ebenen, das Entsetzen, das von ihren Geistern ausgeht, ist um sie, und so werden ihre Schädel nicht verwertet werden können.

(Deutsch von Franz Leppmann.)

BÜCHER - QUERSCHNITT

PAUL WIEGLER, Wilhelm I., sein Leben und seine Zeit. Avalun-Verlag, Hellerau.

Die seltene Fähigkeit, Objektivität und Bilderreichtum der Darstellung zu vereinen, eignet dem Verfasser in hohem Maße. Zudem weiß er Geschehnissen bis an ihre verborgensten Wurzeln nachzuspüren, so daß nicht nur Wilhelms I. Zeit und Persönlichkeit vor uns erstehen, sondern auch die Ursachen späterer Ereignisse oft überraschend erhellt werden. Interessante Illustrationen, vorzüglicher Druck bereichern den stattlichen Band. *L. Th.*

MAXIM GORKI, Das blaue Leben. Malik-Verlag, Berlin.

„Beim Russen sitzt das Gehirn immer ein bißchen schief“, Turgenjew. Dieses Motto führt Gorki in diesem Buch einmal an. Es ist bezeichnend. Dieses schief sitzende Gehirn gibt die eigenartigen und köstlichen neuen Aspekte. Unerschöpflicher Gorki, Maulwurf im Land der Seele, in der er jede Krume auf- und umwühlt. Die Fülle der inneren Erlebnisse, die durchsichtige Helle, in die er sie rückt, wie er jedes Atom zum Glühen und Schwingen bringt, läßt uns seine Bücher nicht lesen, sondern gierig trinken. Besonderen Dank verdient der Verlag für die ausgezeichnete Verdeutschung seiner Russen. *Schi.*

30 neue Erzähler des neuen Rußland. Malik-Verlag, Berlin.

Alle sind da; eine Truppe, die sich sehen lassen kann. Jeder in seiner Eigenart gibt Geschautes, Erlebtes; eine Fülle menschlicher landschaftlicher, politischer und künstlerischer Details, das ganze, ungeheure, aufgewirbelte, sich zersetzende und aus dem Kompost wieder auflebende Rußland springt uns an. 30 Augenpaare, dreißig hochbegabte, künstlerische Gestalten machen uns in den buntesten lebendigsten Bildern bekannt mit dem unermeßlichen, unerschöpflichen neuen Reich. Ein Novellenband, eine Kulturgeschichte. *Schi.*

BILDERLEXIKON KULTURGESCHICHTE. Verlag für Kulturforschung, Wien-Leipzig.

Der mit einem Worte nicht umschreibbar zu machende Inhalt dieses Buches von tausend Seiten Lexikonformat Text und ebenso vielen Bildern, kleinen und großen, Tafeln in Schwarz und Farben, veranlaßte seine Verfasser und Herausgeber auf den Titel zu setzen: ein Nachschlagwerk für die Begriffe und Erscheinungen auf dem Gebiete der Kulturgeschichte, Sittengeschichte, Folklore, Ethnographie, des Kult- und Mysterienwesens, Gesellschaftslebens, der Chronique Scandaleuse, für Zeitdokumente und Biographien aller Völker und Zeiten. Und nun staunt, wer das liest, daß man mit nur tausend Seiten zweiseitig gedruckt auskam. Man hat gewählt. Und gut gewählt. Man stößt nur selten auf Ueberflüssiges. Wozu ich nicht den hie und da reproduzierten Kitsch in Bildern rechne, denn das wählende Prinzip war nicht das künstlerische, sondern das kulturelle. Es ist für Kunst und Literatur nur ein besonderer Band vorgesehen, wie ein dritter für das Wissenschaftliche, Medizin usw. Unbestreitbar der Wert dieser Publikation, die mit großer Sorgfalt hergestellt ist. Sie macht gut, was der Verlag mit Büchern wie „Das lüsterne Weib“ (gibts ja gar nicht), „Das dicke Weib“ gesündigt haben mag. Oder mit der „Sittengeschichte des Unsittlichen“. Damit ist dieses Bilderlexikon nicht zu vergleichen, das als ein höchst brauchbares und instruktives Werk seinen Wert behalten wird. *F. B.*

SEGHERS, *Aufstand der Fischer von St. Barbara*. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Anna Seghers, Kleistpreis 1928, ist wahrhaft eine Ueberraschung: die Dichterin, in weitesten und engsten Kreisen unbekannt, debütiert mit einer Novelle, die vom Verlag als literarischer „Panzerkreuzer Potemkin“ ausgerufen wird. Aber weniger der Inhalt dieser Novelle — die spannende Geschichte eines Fischeraufstandes — als die Form der Erzählung ist das Neue und Starke dieser originalen Begabung. Die Dichterin Seghers hat eine Art der eindringlichen Charakterdurchleuchtung, die blendend und dabei immer dichterisch ist. Bei absichts- und kunstvoller Einfachheit im Satzbau betreibt sie eine Analyse der Körper-Seele, die mit der allgemein verbreiteten Gehirnpshologie nichts mehr gemeinsam hat. Die Ergebnisse dieser Durchleuchtung verblüffen nicht nur, sie überzeugen. Hinzu kommt — aber das ist vielleicht sogar das Primäre — ein Wettergefühl, ein nervöses Naturempfinden, dem neue Ausblicke und Ausdrücke gelingen. Stärke im Zeitwort, Bewegung, Belebung, Beseelung des Dinglichen — Gesichte. Härte ohne Grobheit und Auftrumpf, vollkommene Zurückhaltung auf den dramatischen Höhepunkten. Eine Dichterin von Rang und Kraft. Wtt.

FÜRST FELIX JUSSUPOFF, *Rasputins Ende*. Pantheon-Verlag, Berlin. Erste Impression: Die Geistesöde der Petersburger Hofclique, die den Wundermönch zu Falle bringt; ein seelischer Jargon, der peinlich an Analoga in unserer Geschichte erinnert. Im Hintergrund der Szenerie, die der Fürst zeichnet, tauchen gespenstisch die Drahtzieher auf: englische Agenten. Gegen des (zweifachen) Autors dieser Geschichte Willen grandios ist der Bericht vom Todeskampf Rasputins. Ein wahrhaft episches Kapitel. Der Fürst, der seinerzeit geschmacklos genug war, zu Piscators Rasputinpremiere nach Berlin zu kommen und der Darstellung seiner Mordtat zu applaudieren, betreibt zurzeit in Paris ein Modegeschäft.

RAMÓN GÓMEZ DE LA SERNA, *Torero Caracho*. Roman Deutsch von E. Trautner. C. Weller & Co., Leipzig.

Spanische Autoren wie der kürzlich verstorbene Ibanez konnten in ihrer politischen Gesinnung höchst nationalistisch sein, — geistig und schriftstellerisch blieben sie immer Franzosen. So hatten sie wenig zu sagen. Anders liegt das schon bei Unamuno und gar erst bei diesem Ramon, der heute vierzig Jahre alt ist und schon ein Oeuvre von etlichen sechzig Bänden hinter sich hat im Umfang von fünfzig bis 250 Seiten. Er begann mit zwanzig Jahren als höchst abstrakter Philosoph das Programm seiner künftigen Schriftstellerei zu entwickeln und hat es eingehalten. Er gilt heute als der Führer jener Generation, welche nach dem Verluste Cubas die Renaissance der spanischen Literatur einleitete: Ganivet, Unamuno, Baroja, Azorin, Autoren von europäischer Kultur, weil sie ihr bis in den letzten Winkel gekanntes Spanien beibringen und nicht nur so ihre Pariser Aufenthalte und Vorbilder wie die Autoren zwischen 1860 und 1895. So ist dieser Roman nicht die ausgeleierte melodramatisch aufgemachte Geschichte eines Stierkampfes, wie man derlei aus einem Dutzend Clichés kennt. Nichts von Carmen-Romantik und Gautier. Sondern die Poesie des Alltäglichen, dessen was jeder sieht und keiner merkt: Ramón entdeckt es, notiert es, gibt ihm Bedeutung. Mit einer Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit von großer Originalität. Man macht durch dieses vortrefflich verdeutschte Buch die Bekanntschaft mit einem überaus interessanten Autor.

F. B.

MARIE LE FRANC, Eva und der Einfältige. Ausgezeichnet mit dem Prix Femina. C. Weller u. Co., Leipzig.

Sonderbares Erlebnis einer ebenso zarten wie starken Frau auf einer einsamen Insel vor der Bretagne mit einem Kriegsverletzten, dem Gedächtnis und Verstand abhanden gekommen waren. Ein tierhaft-kindlicher, schöner Riese, ein vornehmes Rassetier, wird durch die Sensibilität und Klugheit und last not least die Liebe der geduldig lenkenden und wartenden Frau bei seinem langsamen Wiedererwachen zum Menschen glücklich gemacht, indem er beglücken lernt. Romantisch und doch nicht unzeitgemäß. Sehr begabt geschrieben und entsprechend übersetzt. *Schi.*

FELIX TIMMERMANS, Pieter Breughel. Aus dem Vlämischen übertragen von Peter Mertens. Insel-Verlag, Leipzig.

In dieser fast modern anmutenden Lebensbeschreibung des großen Malers — Bauernbreughel zubenannt — pulsiert die Vitalität vlämischer Landschaft. Die Mischung von zarter Einfühlung in die seelische Entfaltung des Künstlers und kräftiger Gestaltung seiner Umwelt ergibt eine höchst reizvolle Lektüre. *L. Th.*

P. ISTRATI, Nerrantsoula. Gebrüder Enoch, Hamburg.

Umweht von südlicher Wärme und Farbigkeit beschwört Istrati zärtliche Schatten aus dem Traumland der Kindheit herauf, schildert mit der ganzen Konzentration und Unmittelbarkeit starken Erlebens die Liebesgeschichte von der kleinen Wasserträgerin und ihren Hunden, von Marco und Epaminondas, ihren Jugendgespielen und ersten Liebhabern, die — Jahre später — die geliebte Verlorene in einem Bordell wiederfinden . . . *L. Th.*

BOOTH TARKINGTON, Der Mann mit den Dollars. Deutsch von Gg. Schwarz. E. P. Tal u. Co., Leipzig.

Sehr amüsanter gestaltete Rehabilitierung des Dollars-Barbaren, des kindlichen, kulturfremden Amerikaners mit Kegelbahnmanieren, goldenem Herzen, der Rechenmaschine im Kopf und der lockeren Hand in der von unerschöpflichen Dollars klirrenden Hosentasche. Ein kleiner, wohlgezielter Seitenhieb auf die um intellektuelle Kultur allzuheftig bemühten, das alte Europa ängstlich und übertrieben imitierenden Snobs. Eine ironisch kichernde Kulturstudie. *Schi.*

HANS VON MÜLLER, Zehn Generationen deutscher Dichter und Denker. Frankfurter Verlagsanstalt, Berlin.

Ein dankenswertes Unternehmen, besonders für Besitzer großer Bibliotheken, die bisher nicht wußten, wie sie sie am zweckmäßigsten ordnen sollten. Auf Wilhelm Pinders (und Alfred Flechtheims) Spuren wandelnd, erteilt Müller den Rat: chronologisch nach den Geburtsdaten der Autoren, ihr sollt einmal sehen, was für überraschende Zusammenhänge sich da ergeben! Und sie ergeben sich tatsächlich und überraschen sogar bisweilen. — Die Liste der von 1561 bis 1892 geborenen deutschen Dichter, die den Hauptinhalt des Buches bildet, ist mit peinlichster Akribie zusammengestellt. Nur die Auswahl unserer Zeitgenossen befremdet hier und da ein wenig; aber wer außer Kürschner könnte es da wohl jedem recht machen? *Loe.*

HANS OSTWALD, Das galante Berlin. Verlagsanstalt Herm. Klemm, Berlin-Grünwald.

Wer der vielgelästerten Stadt keine „Vergangenheit“ zutraut, der schöpfe aus dem stattlichen Band diesbezügliche Aufschlüsse. Lebensläufe, Brief- und Tagebuchstellen berühmter Bewohner, Dialektproben, Zitate, Gassenhauer, Schlagertexte, sowie eine Fülle interessanter Abbildungen bereichern diese lesenswerte Geschichte berlinischer Erotik. *L. Th.*

FRITZ STAHL, Rom. Rudolf Mosse Buchverlag, Berlin.

Wie ein Grabdenkmal für den zu früh Dahingegangenen ragt dies schöne Nachlaßwerk „Rom, das Gesicht der ewigen Stadt“ (Rudolf Mosse Buchverlag 1929). Der rastlose Kunstwanderer Fritz Stahl mußte auch in Rom anlangen und vom Kapitol aus sprechen. Er tut es hier mit all dem inneren Reichtum, den er mitbrachte, mit all der ihm eigenen Gedankenhaftigkeit und in einem an dem Gegenstand aufblühenden Stil. Die Campagna, die Fora, die Urbs, die Civitas Romana werden ohne Anmerkungen oder Zitate, dafür mit herrlichen Illustrationen in Tiefdruck verlebendigt, und auch die Kardinäle und Bischöfe reihen sich den Quiriten an. Alle Rom-Besucher, sagte man einmal, stehen durch ein geheimes Band miteinander im Zusammenhang. Auch in diesem schönen Buch geben sie sich ein Stelldichein.

C. Fries.

DANIEL HENRY, Juan Gris. Klinkhardt & Biermann, Leipzig

In der langen Serie „Junge Kunst“ ist dieses zu Weihnachten erschienene Bändchen das wertvollste. Es schrieb der Freund und verständnisvolle Sammler dieses großen, so früh dahingegangenen Künstlers. Die Schlußworte lauten: „Dieser Juan Gris, der kurze Zeit lebte, wenig Glück hatte, nie sich vordrängte, war einer der ganz Großen. Sein Platz ist neben jenen Malern, die er liebte, neben Jean Fouquet, Mathieu Le Nain, Boucher, Ingres, Cézanne“. — Es ist reich illustriert mit Werken des Malers, die den ständigen Aufstieg zeigen und die mit Picasso, Braque und Léger unsere heutige Zeit so dokumentieren, wie Manet, Renoir, Cézanne und Degas das letzte Jahrhundert. Die Aufnahmen sind ausgezeichnet ausgewählt und bringen Bilder aus deutschen Sammlungen (Reber, Witt, Flechtheim, Lange, Raemisch, v. Mendelssohn), französischen und amerikanischen. — Gleichzeitig sind im selben Verlag Bände über Kokoschka von Biermann, Emil Nolde von Paul Ferdinand Schmidt und Georg A. Mathéy von Osborn erschienen.

H. A. N.

EDMUND HOEHNE, Die Reportage Gottes. Ein Roman von Heut und Morgen. Eugen Diederichs, Jena.

Mit dem „Heinrich von Ofterdingen“ und einem Verlagsauftrag, das Fragment der Novalis zu vollenden, in der Tasche, fährt ein Journalist gen Westen und Süden, Industriegebiet, Paris, Rom, um rückkehrend die Erfüllung in der Zeugung eines Kindes „neuer Rasse“ mit einer jungen Dame von Kultur zu finden. Eine Art Doppelgänger rutscht indessen via Moskau aufs Dach der Welt, den Pamir, um irgendwo im Buddhistischen zu verschwinden. Berliner Revue, Streik im Bergbau, Bolschewismus, Faschismus, alles bekommt für den Journalisten Beziehungen zum Ofterdingen, wird mit Novalis-Zitaten fleißig für und gegen belegt. Versuch, die Romantik für die Gegenwart neu zu erobern? Nein, nur eine toll verblasene Spintisiererei ohne geringstes positives Resultat. Der Verfasser, der vorwortlich glaubt, magische Mathematik im Sinne Novalis' zu treiben, sei nachwortlich nachdrücklichst seines Irrtums versichert. Dem durch das Schwergewicht des klaren Gefühls geordneten Kaleidoskopbild des Novalis steht Hoehnes Phantasiegerenne gegenüber als bloßes Auswechseln zusammenhangloser Bilder in einem unscharf eingestellten Projektionsapparat. Aber eines sei ihm zugestanden: der Titel, der mit der Sache nichts zu tun hat, ist ausgezeichnet.

F. H. L.

MAX I. FRIEDLAENDER, Echt und unecht. Bruno Cassirer, Berlin.

Ein Büchlein, das jeder Kunsthändler seinem Kunden in die Hand drücken müßte.

Alfred Flechtheim.

SCHALLPLATTEN - QUERSCHNITT

Gesang.

- La forza del Destino* und *Troubadour* (Verdi). Gesungen von Alfred Piccaver. Dirig. Prüwer. Grammophon 66771. — So schön gesungen werden auch weniger populäre Arien zu erfreulichen Schlagern.
- Aida* (Verdi), *Schlußszene*. Rosa Ponselle (Sopran) und Giovanni Martinelli (Tenor). Italienisch. Electrola D. A. 810. — Trostplatte für trübe Tage: einzigartige Wirkung von Stimmschmelz und Ausdruck.
- Tannhäuser* (Wagner), *Romerzählung*. Leo Slezak (Tenor) und Theodor Scheidl (Bariton). Dirig. M. Gurlitt. Gramophon 66797. Sowie
- Lohengrin* (Wagner) *Gralserszählung* und *Abschied*. Slezak. Dirig. Gurlitt. Grammophon 95 182. — Das charakteristische Zwiegespräch von Wolfram und Tannhäuser, Lohengrins Schwanensang wecken Sehnsucht nach Wagnerschen „Kurz-Opern“ für die Schallplatte . . .
- „*A Spring-Fancy*“ und „*By a lonely Forest Pathway*.“ Elisabeth Rethberg with Orchestra. Brunswick 62 651. — Erstklassige Leistung und Aufnahme Graziöse Da-Capo-Nummer!
- Die ägyptische Helena* (Rich. Strauß). „*Zweite Brautnacht, Zaubernacht*“. Rose Pauly-Dreesen m. Orch. Dirig. Fritz Busch. Odeon 6670. — In dieser leidenschaftlichen Nachschöpfung der erfolgreichen Flam-Jüngerin erstet eine Helena von Fleisch und Blut.
- Aida* (Verdi) „*O Vaterland*“ und „*Als Sieger kehre heim*“. Elisabeth Rethberg. Dirig. F. Zweig. Electrola E. J. 185. — Selten gelingt es deutschen Kehlen. südlichen Wohllaut so üppig zu entfalten.
- „*O du Sonne, helle Sonne mein*“ (Slonoff). Michael Gitowsky, Baß. Homocord 4-2873. — Glockige Fülle und bildhafte Kraft zeugen von speziell russischer Begabung.
- „*V'ho ingannato*“ aus *Rigoletto* (Verdi): Wanda Bardone, Giulio Fregosi und „*Addio fiorito asil*“ aus *Madame Butterfly* (Puccini): Aureliano Pertile, G. Fregosi m. Orch. Fonotipia 0-8905. — Diese italienischen Aufnahmen bieten Amateuren und Experten schätzbares, anregendes Studienmaterial.
- „*Gia nella notte densa*“ aus *Othello* (Verdi): Tino Pattiera, Meta Seinemeyer m. Orch. Dirig. Weißmann. Parlophon 9835. — Prächtig aufrauschendes Finale, gut eingesungenes Duo, ausgezeichnete Aufnahme.
- La Tempesta* aus *Verdis Othello*. Scala Chorus, Milano. Mit Orchester. Columbia 9483. — Vorbildliche Chorplatte, ein Stimmen-Aufruhr, der mitfortreißt und fasziniert.
- Simone Boccanegra* (Verdi): „*A te l'estremo addio*“. Michael Gitowsky, Baß, Dirig. Zweig. Homocord 4-8917. — Im Moment der Verdi-Aktualität sind unbekannte Arien ebenso willkommen wie aufschlußreich. Glänzende Reproduktion.
- 2 *Friederiken-Schlager Taubers*. Odeon 8352. — Wir wissen, wie unanfechtbar Richards Gesangsleistung ist — aber wann wird er wieder anständige Nummern für seriöse Liebhaber seines Bel-Canto bringen?

Diversa.

- 7 *Variationen über eine Arie aus Mozarts „Zauberflöte“ von L. v. Beethoven*. Pablo Casals (Cello) und Alfred Cortôt. Electrola D. A. 915. — Vollendet kammermusiziert. Kaum bekanntes, eigentümlich liches Werk.

„Ich steh mit Ruth gut“ (Reymond Gilbert) und „Ich küsse Ihre Hand, Madame“, Die Abels. Homocord 4-2813, 2886, 2820. — Schade, daß diese trefflich aufeinander abgestimmten Quartettisten nur Schmarren singen! Sie servieren allerdings alles erlesen, sei es „Rosmarie“, „Ruth“, „Die große Liebe“ oder „Madames Hand“.

Fantasie über Coppélia von Delibes. Staatsorchester. Dirig. Dr. Weißmann. Parlophon 9334. — Warum erfindet niemand ein modernes „zukunftsträchtiges“ Ballett zu dieser scharmanten Musik?

Volkslieder, dreistimmig, harmonisch umsungen von Nachtigall-Edelkanarien der Zucht Karl Reich. Bremen. Electrola E. G. 858. — Verblüffend naturgetreues Waldmilieu. Ideale Kinderplatte, „Kommt ein Vogerl geflogen“ schießt den Vogel ab.

Waldmeister-Ouverture. (Joh. Strauß) Berl. Sinf. Orch. Dirig. Dr. Günther. Homocord 4-8939. — Sehr verdienstlich, auch unbekannte Sträuße so angenehm zu präsentieren, wie es Dr. Günther tut.

„Man lebt nur einmal“, Walzer von Strauß-Tausig. Serg. Rachmaninoff (Klavier). Elektrola D. B. 1140. — Den Interpreten dieser etwas spröden Klavieristik sicher hochwillkommen. Gute Aufnahme.

As-Dur Ballade (Chopin). Klavier: Leonid Kreutzer. Grammophon 95 179. — Mit einfachen Mitteln schafft Kreutzer die notwendige Balladen-Atmosphäre.

Liebesträume (Liszt) und Boite á musique. (Sauer.) Klavier: Karol Szreter. Parlophon 9338. — Begabte Einführung in die Poesie dieses echt romantischen Liszt.

La Valse plus que lente (Debussy) und Silver Cascade. (Niemann.) Klavier: Walter Giesecking. Brunswick A 5049. — Stark klavieristischer Schmiß vitalisiert den leicht anämischen Debussy. Famos reproduziert.

Präludium und Fuge in C-Dur (Bach). Klavier: Harold Samuel. E. J. 268. — Akademisch korrekter, glatter Vortrag Bachscher Mannigfaltigkeit, als schrieben wir 1899 statt 1929.

Beethoveniana.

Die Neunte Symphonie. Staatsopernorchester. Dirigent: Fried. Grammophon 66 657—63. — Was tuts, wenn nicht jede Interpretations-Nuance überzeugt, oder wenn hie und da vertraute Klangproportionen verwischt erscheinen — soweit mechanische Wiedergabe vollkommen sein kann, ist es diese Aufnahme. Auch das energische Quartett überwindet alle Klippen. Beethovenschwärmern bleibt zu erwünschen: die Siebente, Achte und — Stiefkinder der Aufnahmeleiter — die letzten Klaviersonaten.

Tanz.

„I love you truly“ und „Rye“. Jesse Staffords Orchestra Brunswick A 7898. — Reizend orchestrierter Walz mit federndem Klopfrhythmus.

Georgie Porgee und Felix the Cat. Whitemann-Orch. Columbia 5040. — Amüsant illustrierte Trots nach bekannten englischen Kinderliedern.

El Choclo“ und „Como Le va?“ International Novelty Orchester. Electrola E. G. 928. — Stürmisch, zärtlich, unwiderstehlich.

Auf Wiedersehn und Ramona. The Royal Music-Makers sowie Ferera and Paaluh. Parlophon A 4535. — Apart instrumentiert, distinguierte Effekte, virtuos gespielt.

„When Polly walks“ und „Ten little miles“. Ben Bernie-Orch. Brunswick A 7894. — Greller Aufputz, schwungvolle Trotterei.

„Du hast mich betrogen“ und „Wonderful-Girl“. Marek Weber Orch. Electrola E. G. 1061. — Einschmeichelnd gefidelter Walz, hübsche Stimmung. Th.

Jetzt ist die rechte Zeit

um die gut gelungenen Aufnahmen des Vorjahres, falls es noch nicht geschehen sein sollte, dem



Wübben-Album



einzuverleiben. So werden Ihre Bilder, vor Beschädigungen geschützt, Ihnen und auch kommenden Generationen wieder und wieder Freude bereiten. Der säurefreie Karton läßt Ihre Bilder nicht verblassen. Zu beziehen durch die Photohandlg.

PAUL GRAUPE

BERLIN W 10, TIERGARTENSTRASSE 4

Auktion 87

März 1929 Die Bibliothek des Herzogs Georgij N. von Leuchtenberg

Aldus — Elzevir — Bodoni

Illu[st]r. Bücher des achtzehnten Jahrhunderts
Naturwissenschaften, Reisen, Kostüme usw.

Auktion 88

April 1929 Die Bibliothek

Alfred Simon. Die bedeutendste Sammlung moderner Luxus- u. Preßendrucke

Auktion 89

April 1929 Die Bibliothek

eines deutschen Fürsten
Militaria, Topographie, Kupferstich-Werke
Illu[st]r. Kataloge auf Wunsch nach Erscheinen

ENDE FEBRUAR 1929

VERSTEIGERUNG

Gemälde
alter Meister

RUBENS

David im Kampfe mit dem Bären

Das
kürzlich wiedergefundene
Gemälde

K A T A L O G
nach Erscheinen kostenlos

KUNST-AUKTIONS-HAUS
LEO GRÜNPETER

BERLIN W, BUDAPESTER STR. 4
Bavaria 7392-93

WINTERKUR IN

WIESBADEN

WELTBERÜHMTE KOCHSALZTHERMEN 65,7°C.
HEILEN GICHT UND RHEUMA

DEM HEIL- UND
ERHOLUNGSBAD
DER
INTERNATIONALEN
WELT

Nervenkrankheiten, Stoffwechselliden, Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane • Hervorragende Veranstaltungen im Kurhaus und den beiden Staatstheatern • Golf, Tennis, Hockey und andere Sportarten • Brunnen- und Pastillenversand • Gute Unterkunft bei mäßigen Preisen • Bevorzugt als Wohnort • Hotelverzeichnisse (8000 Betten) durch das Städtische Verkehrsamt und die Reisebüros

Technikum STRELITZ i.M.

**Hoch- und Tiefbau, Betonbau, Eisenbau,
Flugzeugbau, Maschinenbau, Autobau,
Heizung u. Elektrotechnik. Eig. Kasino.
Semesterbeginn April u. Okt. Progr. frei.**



Mit Ullstein durch die Welt!

SPANIENREISE

vom 3. März bis 25. März 1929

BERLIN — BASEL — GOTTHARD — GENUA — BARCELONA — MADRID — CORDOBA
SEVILLA — GRANADA — SAN SEBASTIAN — BIARRITZ — PARIS — KÖLN

NEAPELREISE

vom 23. März bis 11. April 1929

BERLIN — MÜNCHEN — BRENNER — BOZEN — VERONA — VENEDIG — FLORENZ
ROM — NEAPEL — POMPEJI — CAPRI — GENUA — LUZERN — BERLIN

Der ausführliche Prospekt über sämtliche Ullstein-Reisen 1929, die unter anderem nach Paris, an die Donau, nach der Schweiz und an den Rhein führen, ist erschienen. Verlangen Sie außerdem Spezialprospekt über die Ullstein-Wochenendfahrten.

**AUSKUNFT UND ANMELDUNG DURCH ALLE ULLSTEIN-FILIALEN SOWIE
DURCH DAS ULLSTEIN REISEBÜRO, BERLIN SW 68, KOCHSTR. 22-26**

Codern Perle der Mosel,
besuchter Luftkurort, reich
an Naturschönheiten. Sehensw. Burg, Ruine.
Auskunft: Städtisches Verkehrsamt

Köln a. Rh. HOTEL REICHSHOF
Am Hof 18
Fernsprech-Anschluß: Anno 2736, 5777, 3984
Mit allem Komfort.

Bad Kudowa Kreis Glatz
Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäder d. Bades i. Hause. Aller
Komfort. Mäß. Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat
Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

Obersalzberg BERCHTESGADEN
(1000 m)
Hochwald. Pension Buchenheim. Höhensonne.

Studien- Ateliers

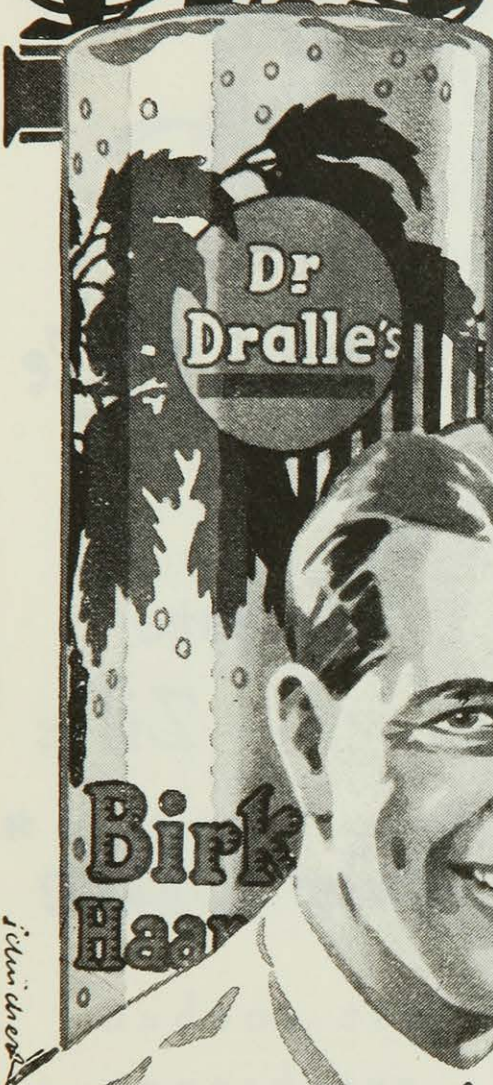
FÜR MALEREI UND PLASTIK

28. Schuljahr

Lehrkräfte: Josef Bató, Robert Erdmann, Eugen Spiro (Zeichnen und Malen), Moritz Pathé (Tierklasse), Professor Otto Arpke, (Plakat, Mode, Schrift), Paul Könitzer (Perspektive). Nachm.-Klasse u. Abendakt ohne Korrektur Aufnahme jederzeit. - Näheres im Büro

CHARLOTTENBURG
Kantstr. 159. Fernspr. Bismarck 3719

Dr. Dralle's BIRKENWASSER



das ideale
Haarpflege-
mittel
des Herrn!



ichm dres

SÄFTE DER BIRKEN
KRÄFTE DIE WIRKEN

Preis: 2.20 u. 3.75, 1/2 Ltr. 6.- 1 Ltr. 10.50

Warum sprechen Sie noch nicht Englisch?

Denken Sie an die Vorteile einer Methode mit dem Leitspruch



Mr. William W. Mann, ein hervorragender Sprecher für die englische Sprache am Rundfunk, steht zu Ihrer Verfügung in Ihrem eigenem Heim, sobald Sie eine Stunde freie Zeit haben.

Er und eine Dame führen ein Gespräch nach unseren Texten, die an Hand der Bilder so veranschaulichend wirken, daß Ihr Studium nichts weiter ist als eine imaginäre Reise ins Gebiet der englischen Sprache. Sie sind in der Gesellschaft gebildeter Engländer, hören dieselben stets und können, wenn Sie die Anweisungen des Audio-Vox Sprachinstituts befolgen, nicht anders sprechen als sie.

Das ist die **AUDIO-VOX - METHODE**

Audio-Vox Englisch

(Französisch, Spanisch usw. demnächst)

Fordern Sie unsere unverbindliche Probelieferung und unser Buch „AUDIO-VOX in Heim und Schule.“

An das
Audio-Vox Institut, Abteilung Q
Berlin W 10

Ich bitte um Mitteilung Ihrer unverbdl. Probelieferungsbedingungen u. kostenl. Zustellung Ihres Buches „Audio-Vox in Heim und Schule“

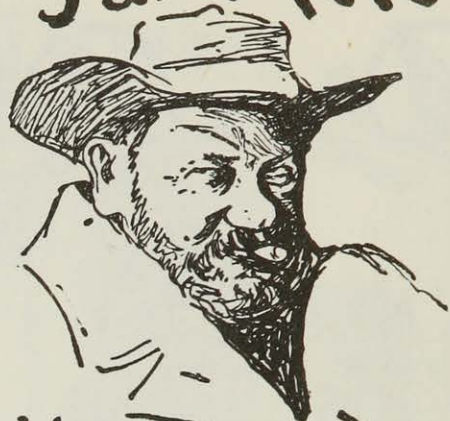
Name:

Stand:

Wohnort:

Str. u. Nr.:

Für Alle!



Heinrich Zille

Der

neueste

Zille

„Für Alle“

ist soeben
erschienen



Kartoniert 2.85 RM

Gebunden 4.20 RM

NEUER DEUTSCHER
VERLAG, BERLIN W 8

DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang

Berlin, Ende März 1929

Heft 3

INHALT

<i>Heinrich XLV. Reuss: Deutsche Theatersituation</i>	. 153
<i>Anselm Eulenberg: Minderbegabt</i>	. . . 157
<i>Rainer Schickele: Uninteressant</i>	. . . 158
<i>Anna Katharina Salten: Wohlbehütet</i>	. . . 160
<i>Klaus Mann: Früh vergiftet</i>	. . . 163
<i>Carlhans Sternheim: Die Dichterkinder</i>	. . . 166
<i>Franz Blei: Der schüchterne Wedekind</i>	. . . 169
<i>Will Grohmann: Neue europäische Kunst</i>	. . . 177
<i>Willi Baumeister: Stuttgart und die Schwaben</i>	. . 180
<i>Gustav E. Pazaurek: Mein „Kitschmuseum“</i>	. . . 182
<i>Heinrich Schaffer: Der Leser illustrierter Blätter</i>	. 185
<i>Victor K. Eustafieff: Der Goldene Tod</i> 186
<i>Henri Chaumet: Bêtes & Cie.</i> 193
<i>Rudolf Forster: Spitalszug</i> 195
<i>Jean Giraudoux: Der Sport</i> 198

Marginalien

Bücher- und Schallplatten-Querschnitt

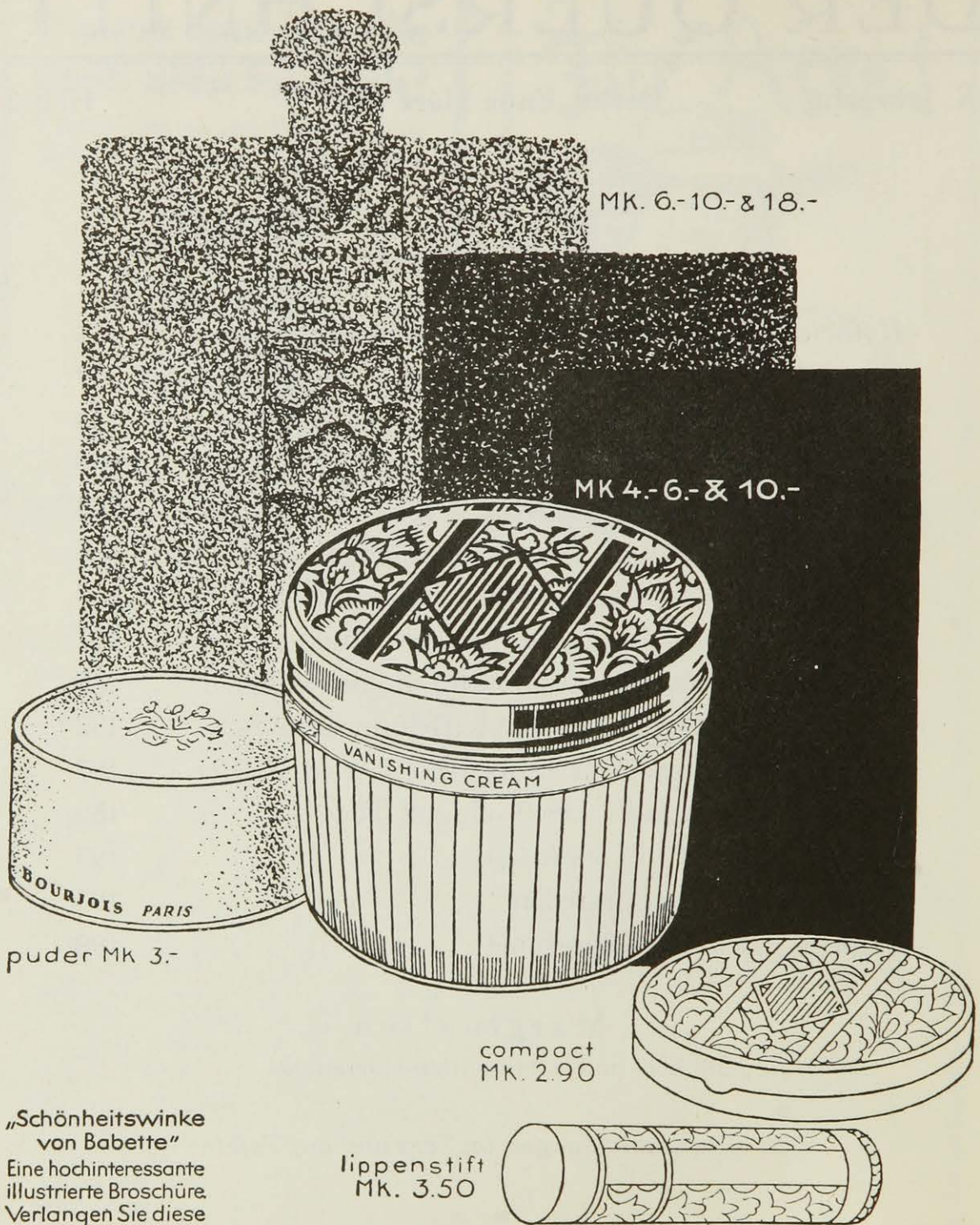
Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild von Georg Kolbe

Herausgeber: H. v. Wedderkop. — Verantwortlicher Redakteur: Victor Wittner, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



MK. 6.-10.- & 18.-

MK 4.-6.- & 10.-

puder MK 3.-

compact
MK. 2.90

lippenstift
MK. 3.50

„Schönheitswinke
von Babette“
Eine hochinteressante
illustrierte Broschüre.
Verlangen Sie diese
in allen einschlä-
gigen Geschäften
Gratis.

mon parfum
von
BOURJOIS
PARIS

NIEDERLAGE: BERLIN SW.68. ALEXANDRINENSTR.105/106



George Grosz

DEUTSCHE THEATERSITUATION

Von

ERBPRINZ HEINRICH XLV. REUSS

Es gilt als besonderer Vorzug der deutschen Theatersituation, daß sie aus vielen Zentren gespeist wird. Daß nicht ein Paris allein das Theater des Landes macht, sondern daß viele Städte ihr Theater haben, und daß aus der Vielheit die Vielartigkeit wird. Das ist richtig und falsch. Richtig ist, daß das Theater der Hauptstadt ungleich frischer und entwicklungsfähiger bleibt, wenn ihm die reifenden Kräfte aus verschiedenen künstlerischen Atmosphären zuströmen, als wenn es allein Werden und Reifen zu gestalten hat. Richtig, daß die Konkurrenz wie das im dauernden Wechsel frei strömende Spiel der Kräfte die einzelnen Theater im Reich belebt und fördert. Falsch aber ist es, anzunehmen, daß die Vielheit der Theater unter allen Umständen ideal sei. Sie ist es nur dann, wenn das einzelne Theater entwickelnd und ensembelbildend auf seine Kräfte wirkt, wenn es den Begriff Theater selbständig zu erfassen sucht, wenn es verantwortungsbewußt und mit fanatischem Willen seine eigene Vorstellung Tat werden läßt.

Um dieses Ideal auch nur einigermaßen zu erreichen, gibt es aber in Deutschland — milde gerechnet — wenigstens fünfzig Theater zu viel. Es kann nur wenige Theater geben, die einen Sinn erfüllen. Die Zahl der Begabungen, die dem Theater und *nur* dem Theater bestimmt sind, ist viel zu gering, als daß sie auch nur einen Teil der deutschen Theater befriedigend besetzen könnten. Das ist



Käthe Wilczynski

Steinrück †

einfach Naturgesetz. Es ist so, und ein Ausgleich kann nur geschaffen werden, indem die Anzahl der Theater vermindert wird um die, die völlig überflüssig sind, zugunsten derer, die wertvoll sind. Denn: wie sieht es aus, da doch nun einmal die vorhandenen Theater mit ausreichenden Kräften besetzt sein wollen? Es ist so, daß Menschen zu Hunderten herumlaufen, die glauben, sich Schauspieler nennen zu dürfen, die lokal sogar zu Ansehen gelangen und die von vornherein vom Theater hätten ferngehalten werden müssen, weil sie nie das Recht erworben haben, den Namen Schauspieler zu führen. Dasselbe gilt von den Sängern, dasselbe von den Regisseuren. Es ist die dumpfe Masse derer, die bestenfalls Kunsthandwerker sind, aber nicht Künstler, die satten, nervenlosen Komödianten, die sich auf ihre Sprechorgane verlassen und die Herz und Körper an ihren Kunst-

übungen nicht beteiligen. Die sich gern auf große Vorbilder berufen und die das Maß ihres Könnens nach der Häufigkeit ihres Auftretens und nach der Zahl der gespielten Rollen berechnen (wobei sie leider vergessen, daß sie eben noch keine Rolle wirklich „gespielt“ haben). Es sind die Regisseure mit dem leichten Handgelenk, die heute dieses, morgen jenes Stück stellen, die Kapellmeister, die wie Metronome die Partituren herunterschlagen. Es sind Beamte der Kunst. Das macht die Verwechslung von Routine und Kunst.

Es ist klar, daß eine völlig falsche Vorstellung vom Wesen des Theaters durch solche Vermittlung hervorgerufen werden muß und, nach dem Stand der Dinge, eben tatsächlich noch täglich hervorgerufen wird. Theater ist königlich, sprühend. Theater muß besessen vermittelt werden, nicht flau und langweilig. Theater ist vor allen Dingen jung und nicht verstaubt und verrostet. Aufführungen dürfen nicht angeknipst, sondern sie müssen entzündet werden. Sie sind nicht Arrangements, sondern das Resultat fanatisch ringenden Bemühens. Diese Gegensätze treten als natürliche Folgeerscheinung des Zuviel an Theatern immer wieder in Erscheinung. Und so ist denn die Vielheit der deutschen Theater untergeteilt in solche, die wertvoll und fruchtbar, und solche, die es nicht sind. Unter den wertvollen ist eine Vielartigkeit vorhanden, die auf jeden Fall produktiv wird.

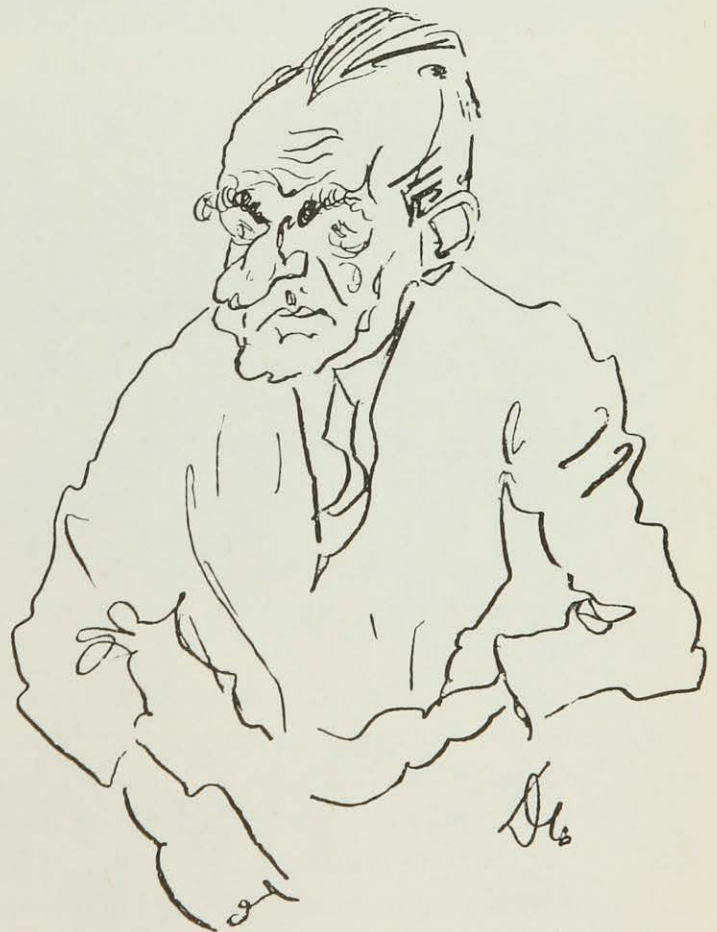
Nun haben wir Berlin. Und es läßt sich nicht leugnen, daß Berlin trotz zeitweisen Niedergangs die deutsche Theatersituation immer beherrscht. Berlin als Wasserkopf oder als Gipfel, immer aber als letztes Ziel der Sehnsucht aller Schauspieler, immer als die einzige Stadt, die ein aktives, spontan eingreifendes und dadurch vorwärtstreibendes Theaterpublikum hat. Berlin ist die Endstation. Es hat ein Recht darauf und also die Pflicht, auch Kopfstation zu sein. Damit muß

man rechnen, damit sich abfinden. Es gehört für die Theater im Reich einige Selbstüberwindung dazu, das als Faktum hinzunehmen, besonders dann, wenn Berlin einmal seine Führerrolle schlecht spielt. Es ist das ewige Leid der Theater im Reich, von den großen Begabungen nur als Durchgangsstation betrachtet zu werden und auch mit der größten Tat nie annähernd die Resonanz finden zu können, wie sie Berlin auch schon mit mittleren Leistungen findet. Selbst die großen Städte des Reiches sind in dieser Hinsicht nicht ganz unabhängig.

Diese Tatsache mußte vorangestellt werden. Aus ihr heraus entsteht die Frage, welche Aufgabe nun den Theatern im Reich in dieser Konstellation erwächst, wie sie die passive Rolle einer Durchgangsstation und eines niemals ersten Postens in eine aktive umwerten können. Es gibt, um das vorwegzunehmen, verschiedene Theater, die sich sklavisch darauf beschränken, das nachzuspielen, was Berlin ihnen erfolgreich vorgespielt hat und — auch das ist keine Legende — womöglich in der Inszenierung die Berliner Aufführung kopierend. Darüber gibt es keine Diskussion. Aber hier ist ein wesentlicher Punkt berührt: die Selbständigkeit der Theater im Reich sowie die Verschiedenartigkeit der Situation in den einzelnen Städten.

Die Theater im Reich haben vor Berlin den Vorteil, daß sie ruhiger arbeiten können, daß sie im Spielplan nicht durch andere Theater in derselben Stadt wesentlich gehemmt werden und daß sie ihr Personal während der Spielzeit dauernd zur Verfügung haben. Das muß ausgenutzt werden. Hervorragende, lebendige Regisseure und ein Stamm junger, begabter Schauspieler und Sänger, das sind die wichtigsten Voraussetzungen für Theater, die nicht durch die Prominenz ihrer Einzelkräfte, sondern durch Art und Grad der Bildung und Erhaltung des Ensembles Besonderes leisten können. Dazu kommt als weiteres wesentliches Moment die Gestaltung des Spielplans. Die meisten Bühnen sind sich heute in dieser Hinsicht ihrer kulturellen Aufgabe bewußt und halten darauf, neben den Klassikern das Erfolgreichste der modernen Produktion und etliche Uraufführungen zu bringen. Das gehört zum guten Ton. Aber es könnte in dieser Hinsicht noch planvoller, persönlicher und wesentlicher gearbeitet werden. Auch die Sensationslust spielt noch eine gefährliche Rolle.

Jede Stadt hat ihr eigenes Gesicht, klar ausgeprägt oder verwaschen. Geographische, politische, konfessionelle Gesichtspunkte sind dafür bestimmend. Es ist geworden und läßt sich nicht ignorieren. Das Theater, abhängiger als jeder



Dolbin

Karl Heinz Martin

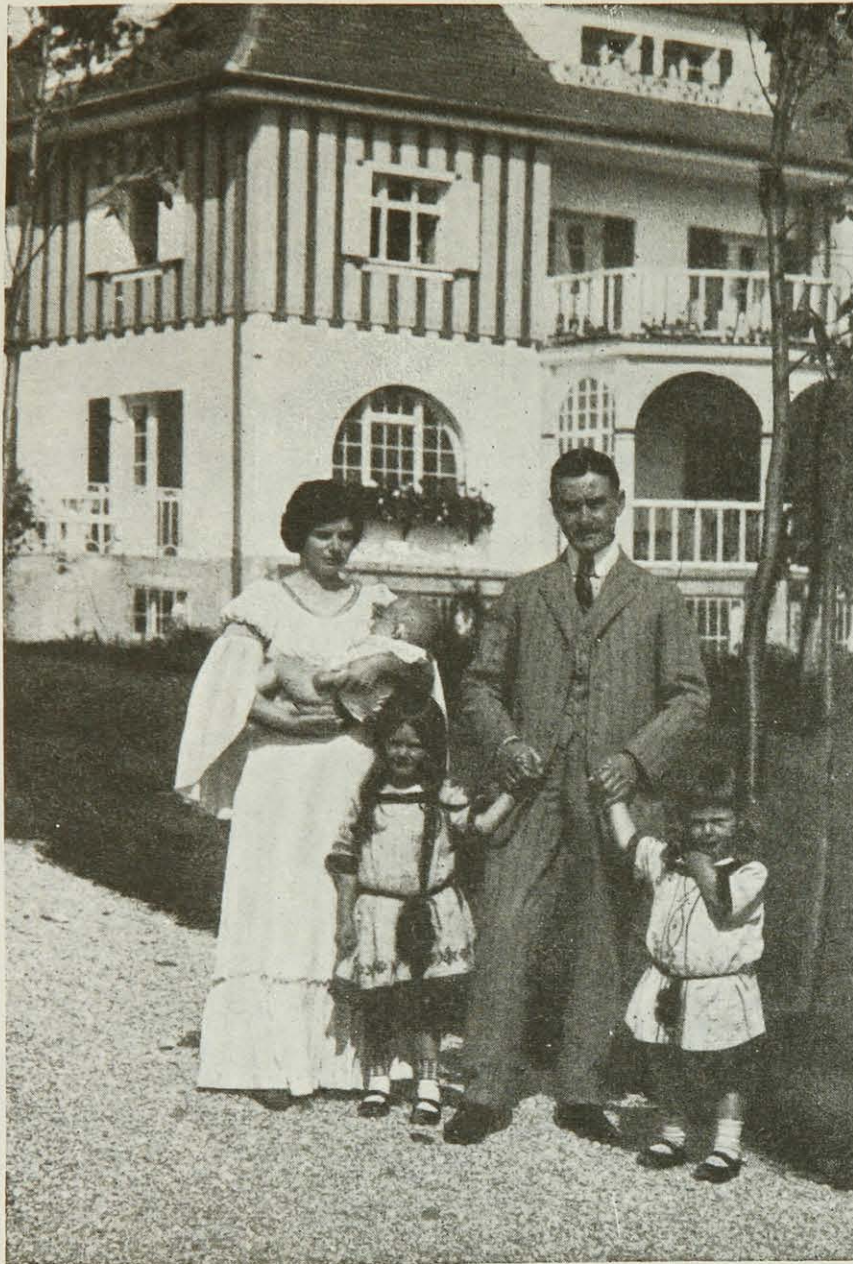
andere Kunstzweig, muß sich irgendwie dazu stellen. Wenn es dabei seine Ideale, sein Profil bewahrt trotz aller Kompromisse, die der Betrieb wie der Verständnisgrad des Publikums verlangen, so hat es sein Teil getan. Es gibt hier Grenzen, an denen die Kraft auch des wagemutigsten Theaterleiters haltmachen muß. Und hier setzt die Verantwortlichkeit der Stadt, des Theaterpublikums ein. Auch die beste, selbständigste Leitung kann an der Atmosphäre einer Stadt erstarren, wenn diese unproduktiv, stumpf und aus sozialen oder anderen Gründen voreingenommen ist. Es ist kaum möglich, auf die Dauer eine starke Begabung nur durch die hohe künstlerische Atmosphäre des Theaters zu halten, wenn ihr die Stadt nicht den Beifall, nicht die Anregung, nicht die Möglichkeit zu Auseinandersetzungen außerhalb des Theaters bringt. Gerade diese Punkte können von ausschlaggebender Bedeutung sein, wenn es sich um interessierte Bühnenkünstler handelt. Ebenso schwer ist es, ein selbständiges, aktives Programm durchzuführen, wenn das Publikum nur den „alten Schinken“ und den Fabrikwaren der Schwankproduktion seinen restlosen, begeisterten Beifall bezeugt. Es ist der Fluch der kleinen und der mittelgroßen Stadt, daß sie allmählich auch den Theatermenschen in den Schlund ihrer engen, verspießten Atmosphäre hineinzieht. Nur wenige Ausgewählte entgehen, sind sie jahrelang in solcher Stadt, dem schmachvollen Ende am Stammtisch des Philisters (nachdem oft die Verbrüderung mit dem Kritiker vorangegangen ist). Der aktive Theaterleiter, der auch an die Zukunft denkt, hat nur das Mittel, der Stagnation durch häufigen Wechsel vorzubeugen. Das Publikum aber, das dem Theaterleiter grollend das Scheiden seines Lieblings vorhält, ahnt nicht, daß es selbst zum größten Teil daran schuld ist durch die abstumpfende Atmosphäre, die seine Passivität und Kritiklosigkeit geschaffen hat.

Die Kritik! Hier umnebeln sich die Blicke des Verfassers. Alle Oberlehrer der Erde tauchen vor ihm auf und vollführen einen Höllentanz. Sie schreien ihm ihre Zensuren in die Ohren, sie verbieten, diesen oder jenen Dichter zu spielen, weil er der Wissenschaft oder dem bürgerlichen Gefühl nicht genehm ist. Das bedeutet den Einbruch des Literaturphilisters in die Welt der Kunst, der Triumph kunst- und theaterfremder Menschen. Von der Literatur her werden die Zensuren verteilt, die besonderen Bedingungen des Theaters werden nicht erkannt.

So ist die Tätigkeit eines künstlerisch eigenwilligen, Außerordentliches wollenden und schaffenden Theaterleiters in kleinen und mittelgroßen Städten von mannigfachen Qualen begleitet. Er wird an seinem Ort von Publikum und Kritik nicht verstanden. Er sieht sein Erziehungswerk an anderen Orten reifen. Er ist im letzten Ende machtlos gegen die Atmosphäre seiner Stadt. Seine Arbeit wird nie umsonst, aber selten im Augenblick fruchtbar und dankbar sein. Die Frage der Resonanz solcher Arbeit nach außen hin wird entscheidend.

Die Vielheit der deutschen Theater kann erst wirklich fruchtbar werden für die Entwicklung eines lebendigen Theatergefühls, wenn sie auf eine Zahl reduziert wird, die im richtigen Verhältnis zu dem Nachwuchs an Begabungen steht, und wenn diesen Theatern dann die Wirkungsmöglichkeit geschaffen wird, die sie nicht auf den oft engen und lähmenden Bannkreis ihrer Stadt beschränkt. Die Kurve der Leistungen an den deutschen Theatern ist in deutlichem Steigen begriffen. Auch die freie Entfaltung muß noch gelingen!

Dichterkinder



Familie Thomas Mann (Bad Tölz 1910)



Frau Katia Mann mit Klaus und Erika (1907)



Erika



Klaus



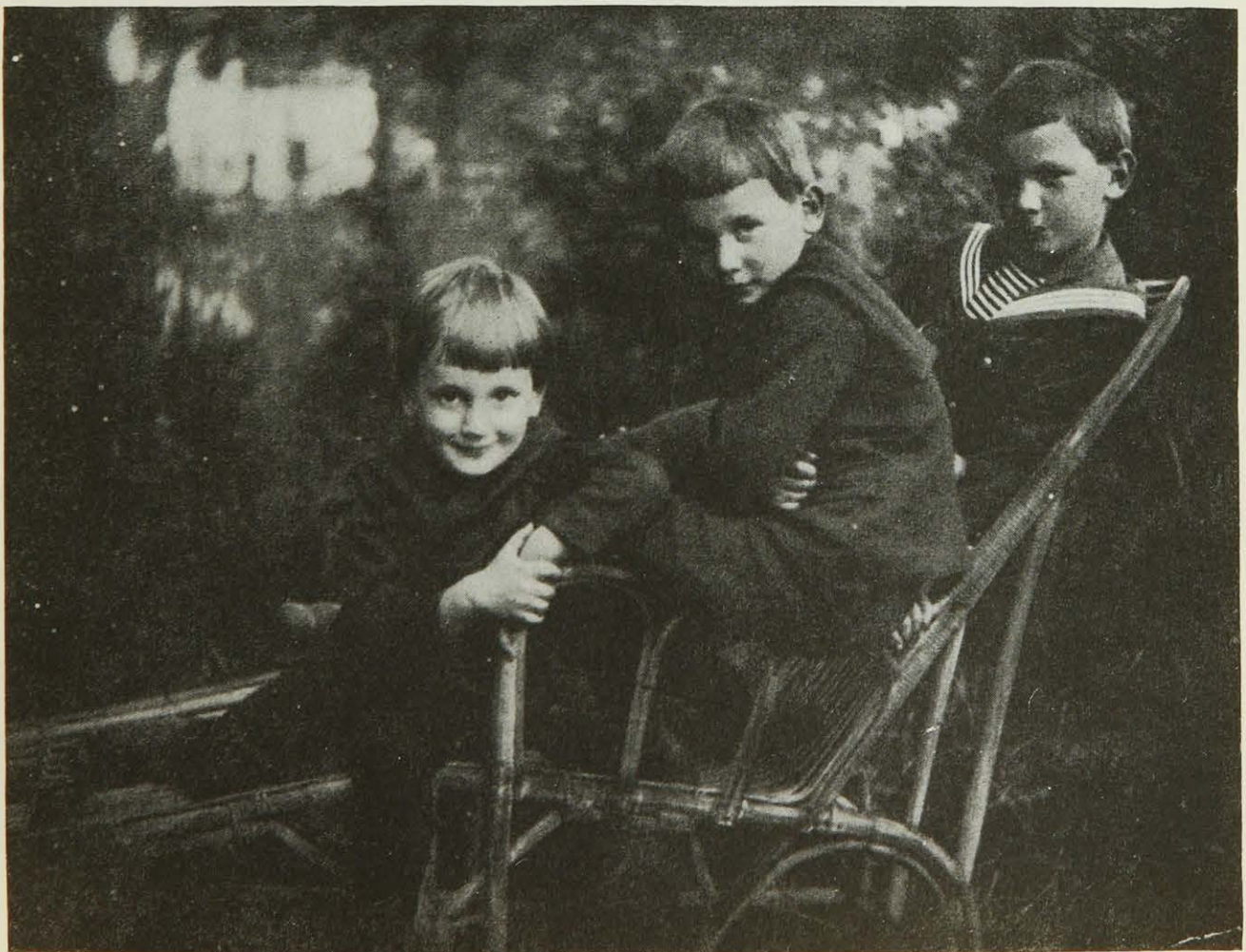
Golo, Erika, Klaus Mann



Familie Felix Salten



Hans und Rainer Schickele



Die Söhne Herbert Eulenbergs: Anselm, Till, Wolfgang †



Der Schauspieler Heinrich Schnitzler



Der Filmschauspieler Klaus Sternheim

Photo Binder

D I C H T E R K I N D E R

I. M I N D E R B E G A B T

Von

ANSELM EULENBERG

Als Sohn eines sogenannten berühmten Mannes auf die Welt zu kommen, ist schon das Fatalste, was einem bei seiner Geburt passieren kann. Die ewigen Fragen nach dem alten Herrn stehen einem nur zu bald zum Halse heraus. Und die noch beliebteren Vergleiche und Ähnlichkeitsfeststellungen mit ihm schlagen einem geradezu auf die Nerven.

Ich hatte es von vornherein etwas leichter, da ich mir schon ohne das Verbot meines Vaters, in irgendeiner Weise für ihn Reklame zu schlagen, vorgenommen hatte: nicht wie Klaus Mann in die Fußstapfen meines Vaters zu treten. Die verheißungsvollsten Anerbieten von Verlegern und Agenten werden mich auch nicht von diesem lobenswerten Vorhaben abbringen. Selbst die Ankündigung einer Reise nach Amerika, wie sie Karl Hauptmann einmal für seinen Bruder Gerhart übernahm, soll mich nicht dazu verlocken, mich jemals als meinen Vater auszugeben. Ich halte es in diesem Punkte ganz mit dem mir befreundeten Benvenuto, dem filius von Meister Gerhart, der mir feierlich versichert hat, daß er sich nie und nimmer dazu breitschlagen lassen werde, wie sein alter Herr Dichter zu werden.

Ich bin gerade schon dadurch belastet genug, daß ich mich entschieden habe, die Juristerei zu studieren, die mein Vater, bevor er sich der Schriftstellerei widmete, betrieben hat. Wieviel Vorurteile, die man gegen mich auf diesem Gebiet als den Sohn meines Vaters erheben wird, werde ich nicht vor meinen Prüfungen bei meinen Examinatoren zu überwinden haben, ehe sie mir ein leidliches Verständnis für die Jurisprudenz zutrauen werden!

Und ich sollte mich womöglich noch auf dem poetischen Gebiet in einen Wettbewerb mit meinem Vater einlassen? Aber, nicht in den Knallbonbon, wird mir im Traume nicht einfallen. Wer weiß, was einem da nicht alles zustoßen kann, wenn man sich unter die Dichter begibt! Der mir bekannte Carlhans Sternheim, ein früher Lendensproß Carls des Großen, kann ein Lied davon singen. Er hat sich mehrmals selber dichterisch und schriftstellerisch bemüht und abgequält, worob er zum Lohn sich in mehreren Nervenheilanstalten aufhalten mußte.

Zum Schluß kann ich Ihnen nur noch mitteilen, daß ich Mitglied des von meinem Bruder Till in Gemeinschaft mit dem jungen Raimund (von) Hofmannsthal in Paris gegründeten und noch bestehenden Clubs minderbegabter Dichterkinder bin. Weitere Anmeldungen zu diesem Klub nimmt der erste Ehrensensator, der auch Gott sei Dank dichterisch verhinderte Duisburger Großindustrielle Wilhelm Buller, Duisburg, entgegen.

II. UNINTERESSANT

Von

RAINER SCHICKELE

Noch nie ist ein Wort von mir gedruckt worden. Ich habe auch nichts Außergewöhnliches vollbracht. Ich bin der Oeffentlichkeit völlig unbekannt. Trotzdem interessiert sie sich für mich, und gar für meine Kindheit. Als ich das nicht begriff und erstaunt nach dem Grund fragte, sagte man mir, ich hieße doch Schickele und sei der Sohn des Dichters. — Ja, und . . .? Weil unsere Väter berühmt sind, dürfen wir Tausenden die Geschichte unserer Kindheit erzählen! Meine werten „Kollegen“ finden das vielleicht selbstverständlich. Sie machen ja alle ihren Vätern Konkurrenz. Die armen Väter. Ich glaube, ich spreche ganz in ihrem Sinn, wenn ich sage: die junge Dichtergeneration wächst *nicht* aus den Dichtersöhnen heraus. Die kommt von ganz anderen Seiten her. Nur werden den Dichtersöhnen von der Oeffentlichkeit große Sprachrohre vor den Mund gehalten, damit ihre Flüsterstimmen etwas von dem Grollen eines Löwen bekommen. Nun habe auch ich einmal durch dieses Sprachrohr geflüstert. Hat es auch etwas gegrollt?

Ich soll in Berlin geboren sein. Dann soll ich nach Barmen gereist sein und dann nach Paris. Hier beginnt meine Erinnerung. Aber nicht etwa, weil ich als Sohn eines Dichters schon früh die warme Buntheit und lebhaftige Anmut des Pariser Lebens und seiner Frauen erfaßte, sondern weil ich eben fünf und sechs Jahre alt war. Hier beginnt die Erinnerung bei den meisten gewöhnlichen Menschen. Und diese Pariser Erinnerungen sind Schaukelpferde, grüne Farbe in Malertöpfen und auf Wand und Hose, freigelassene Kanarienvögel, eine Schildkröte mit geheimen Kräften, Pferde mit Schaum im Maul und Kürassieren auf den Rücken. Manchmal durfte ich zu ihnen hinaufklettern. Obwohl ich in solchen Augenblicken sicher besinnungslos war vor Stolz, kann ich mich noch an sie erinnern. (Darf ich darauf hinweisen, daß schon meine ersten Erinnerungsstücke in Beziehung zu der Landwirtschaft stehen? Ich bin nämlich Landwirt.)

In Barmen kam ich auf die Schule. Meine Tante war Lehrerin. Zu Hause liebte ich sie, in der Schule hatte ich Angst vor ihr. Den größten Eindruck machte mir ein Bogen, der so groß war wie ich, und mit dem ich schießen konnte wie ein Indianer. Mein Vater schoß auch oft mit ihm und konnte es nicht besser. In Barmen begann die Zeit atemloser Aengste in dunklen Winkeln und qualvoller Wonne bei verbotenen, gefährlichen Taten. Mit acht Jahren kam ich nach Fürstenberg (Mecklenburg). Unser Haus lag zwischen zwei Seen, zu ihm gehörten ein Motorboot und ein Segelboot. Es war die glanzvollste, strahlendste Zeit meiner Kindheit. Sie stand im Zeichen Karl Mays. Das Verächtlichste, was es gab, waren Mädchen. Raufereien, Indianerkämpfe, Bäumeklettern, Aepfelstehlen, Angeln, Schwimmen, Segeln, Motorbootfahren. Eine Tante schenkte mir einen Regenschirm. Am nächsten Tag waren seine Stahlstäbe zu einem Bogen umgearbeitet, der die Schilfpfeile mit den Holunderspitzen weiter warf als die Bogen aller anderen Indianer. Damals war ich Winnetou und Old Shatterhand zugleich. Ich bekam einen Bruder. Gott sei Dank, einen Bruder. Ich ließ es mir immer wieder versichern, daß es ein Bruder sei. Die Schmach, eine Schwester zu haben, hätte mich erdrückt.



E. Barna

Der Krieg brach aus. Das kostete mich manche Schlägerei. Ich war bei meinen Kameraden anständige Kämpfe gewohnt, Mann gegen Mann oder Bande gegen Bande. Plötzlich fielen sie über mich her, vermöbelten mich und schrien: Franzosenpot! Das Wort kam im Karl May nicht vor. Ich verstand nicht, was man plötzlich gegen mich hatte. Gleich darauf kamen wir nach Berlin. Ich hielt die Fürstenberger Zeit krampfhaft fest. Ich wollte sie nicht verlieren. Ich fand Kriegsspielen langweilig. Und für meine Indianer hatte niemand Interesse. So las ich Karl May allein für mich. Klavierstunden, mit Gleichgültigkeit ertragen. Schlechte Schulzeugnisse. Keine Seen, keine Wälder. Dann bekam ich meinen Freund. Er hatte eine Schaukel in seiner Wohnung, einen Holländer und ein Turnreck in einem kleinen Garten. Von der Schaukel aus wurden London und Paris bombardiert. Wir sammelten Schmetterlinge. Schließlich war der Grunewald auch ein Wald. Manchmal fand man auch Bäume, die es sich zu erklettern lohnte. Im Sommer 1916 war ich in Mannenbach am Untersee. 1917 in Bern. Dumme Streiche und Schmetterlingefangen füllten das Leben aus. Im Winter auf Skiern, im Sommer zu Fuß in den Bergen herumlaufen, das waren die schönsten Ereignisse. Sind es heute noch. In Uttwil am Bodensee war mein größter Stolz mein Paddelboot. Immer noch dumme Streiche. Immer noch Schmetterlinge fangen. Ich trieb mich viel in den Ställen und Scheunen der Bauern herum. Schließlich landeten wir in Badenweiler, im September 1920. Es wurde zu meiner Heimat. Es war die höchste Zeit. Ich begann zu lesen, doch nicht mehr als andere meines Alters. Romantiker, Klassiker. Nicht Schickele. Der interessierte mich nicht. Ich wurde achtzehn Jahre alt, bevor ich etwas von meinem Vater las. Da freilich war ich tief erstaunt. Ich hatte ihm das nicht zugetraut. Doch das gehört nicht mehr in meine Kindheit.

Nun, bitte, was ist an dieser Kindheit außergewöhnlich? Nichts, ich unter-

schied mich durch nichts von meinen Kameraden, höchstens dadurch, daß ich manchmal bei etwas argen Streichen ein schlechteres Gewissen hatte als die anderen. Das lag daran, daß ich zu meinen Eltern anders stand als die meisten Jungens. Als ich aber erkannte, was für prachtvolle Eltern ich habe, war ich bereits kein Kind mehr. Meine Eltern sind das Außergewöhnliche an meiner Kindheit, nicht ich. Dies, was die Leser in Wirklichkeit sicher viel mehr interessieren würde, erzähle ich aber nur sehr wenigen.

III. WOHLBEHÜTET

Von

ANNA KATHARINA SALTEN

Meine Erinnerung reicht sehr weit zurück, bis in mein erstes und zweites Lebensjahr. Wir — also meine Eltern, mein älterer Bruder Paul und ich — wohnten damals in einem kleinen, halb verfallenen Maria-Theresien-Schlößchen in Heiligenstadt, einem Randbezirk Wiens, in dessen alten Häusern Beethoven und Schubert gelebt haben. — Unser Haus hatte ein paar schöne große Zimmer, ein kleines Türmchen, in dem Eulen wohnten, eine große Terrasse und viele alte Rumpelkammern. Ein riesenhafter alter Park war dabei. Papa arbeitete viel in der Zeit. Oft kam er in der Morgensonne durch unser Kinderzimmer, müde von der durcharbeiteten Nacht, aber lächelnd und heiter. Auch Mama war immer vergnügt. Ich sehe sie noch vor mir in zauberhaften, nilgrünen Teagowns mit vielen Spitzen, die mir das Schönste auf der Welt schienen. — Ich glaube, daß meine Eltern damals ihre glücklichste Zeit hatten. Ich hielt meinen Papa für den größten Dichter, meine Mama für die schönste Dame, meinen Bruder für den tapfersten Jungen und mich selbst für das schlimmste Mädel der Welt. Also war auch ich restlos glücklich. — Ich erinnere mich an meinen vierten Geburtstag, als ich alles bekommen hatte, was mein Herz ersehnte, ein Kaninchen, einen Werkzeugkasten, einen Leiterwagen usw. Alle Menschen, die ich liebte, waren um mich versammelt, da sah ich mich plötzlich im Kreis um und brach in heiße Tränen aus. Stürmisch um den Grund befragt, sagte ich schluchzend: „Is bin so traulig vor lauta Freude!“ — Ich glaube, das war die seligste Stunde meines Lebens.

In diese Zeit fiel auch meine Verlobung mit Heini Schnitzler, Sohn des Dichters. Ich vergötterte ihn, und da ich ihm mehr als wurscht war, war er der Ueberlegene, was ich oft zu fühlen bekam. Mit der erpresserischen Bedingung: „. . . sonst heirate ich dich nicht!“ konnte er jedes Spielzeug, jede Gefälligkeit von mir haben. Als ich einmal, leuchtend vor Liebe und Anbetung, im Schmuck meiner braunen Locken und meines roten Samtkleidchens, zu einer „Kinderjause“ bei Schnitzlers erschien, brach er mir das Herz endgültig mit den Worten: „Bei mir muß ein Mädel blonde Locken haben und ein weißes Kleiderl an . . .“ Von da an wollte ich nur mehr Schauspielerin werden.

Sonntags kamen immer Gäste zu uns nach Heiligenstadt. Meistens der engere Kreis, Papas Jugendfreunde — Schnitzler, Beer-Hofmann, Hofmannsthal, Wassermann — mit Frauen und Kindern. Oft kamen auch Schauspieler, Musiker, oder

Künstler von auswärts. Rilke war einmal einen ganzen Tag da und las aus einem kleinen, handgeschriebenen Gebetbuch seine Gedichte vor. Ich verstand leider nichts davon, war aber nicht aus dem Zimmer zu bringen. Mama fragte mich: „Gefällt dir der Herr?“ — „O ja!“ — „Wo gefällt er dir?“ — „An der Sprache.“ Jahre später las mir Mama seine Gedichte vor, und sie wurden mein stärkstes Jugenderlebnis. Ihn selbst habe ich zu meinem Schmerz nie wieder gesehen.

Alle großen Dichtungen lernte ich durch das Vorlesen meiner Mutter kennen, zwischen meinem neunten und vierzehnten Jahr. Als ich elf Jahre alt war, konnte ich den ganzen ersten Teil Faust auswendig. (Den Prolog im Himmel deklamierte ich schon mit vier, aber nie vor Fremden.) Ich glaube, daß man Kindern nie zu früh etwas wirklich Schönes sagen oder zeigen kann. Es ist niemals „zu schade — denn sie verstehen es nicht“. Sie nehmen es auf, ahnen den Duft und die Melodie, und Stück für Stück, mit fortschreitender Entwicklung, verarbeiten sie auch geistig, was sie gefühlsmäßig viel früher erfassen können, als Erwachsene glauben.

Ich danke meiner Mutter den tiefeingewurzelten Instinkt für Werte und danke ihr auch, daß keine blödsinnigen Literaturstunden in Mittelschulen mir die Freude an Goethe, Shakespeare, Schiller usw. verderben konnten.

Als ich fünf Jahre alt war, mußte unser Haus niedergerissen werden, und wir zogen in eine Cottage-Villa, in der wir heute noch wohnen. Sie ist weder groß noch klein — gerade recht für uns vier. Wir hatten immer Hunde, Katzen, Vögel — Papa liebt Tiere —, mein Bruder hielt außerdem noch Fische, Frösche, Molche, Schlangen. Wir gingen spät und ungern zur Schule



Käte Knorr

und lernten schlecht. Papa war zufrieden, wenn wir gerade durchkamen. „Nur keine Schultragödien,“ sagte er, und, mit dem kleinen Moritz, „die Hauptsach' ist, man ist gesund.“ — Ich erinnere mich nicht, jemals wirklich gestraft worden zu sein, außer als ich, vierjährig, meinem Jähzorn in wilden Tobsuchtsanfällen Luft machte. Geschlagen wurden wir niemals. Auch unsern Gouvernanten — wir hatten im Laufe von zehn Jahren achtunddreißig — war es streng verboten.

Mit Papa konnten wir immer über alles sprechen, er beantwortete alle unsere Fragen und klärte uns frühzeitig über alles auf, was wir wissen wollten. Als ich mit dreizehn nach der Bedeutung der Worte „Homosexuell“ und „Syphilis“ fragte, erhielt ich auch darauf Antwort. Manche Worte erklärte ich mir auch



Erwin Kreibitz

selbst, was aber manchmal zu Mißverständnissen führte. So rief ich einem mir unsympathischen Jüngling auf der Straße zu (Dreiser hätte seine Freude gehabt): „An dir werde ich noch einen Lustmord begehen!“ Und all meine Aufgeklärtheit hinderte mich nicht, als Fünfzehnjährige einem kleinen Adorateur einen Kuß zu verweigern, „denn es wäre doch schrecklich für mich, ein Kind zu bekommen“.

Als ich mit vierzehn Jahren bei der Versetzungsprüfung in Mathematik durchfiel, bat ich meine Eltern, Schauspielerin werden zu dürfen. Papa war entschieden dagegen, und so lernte ich zeichnen. Papa

schrrieb ein Kinderbuch, das ich illustrierte, und auch sonst richtete ich mehrfach Schaden an. Maximilian Harden, der mich sehr gern mochte, redete Papa einmal lange zu, mich zur Bühne zu lassen. Ohne Erfolg. Bis mir eines Tages nichts mehr Freude machte — ich war allein in Berlin, um zu zeichnen — und ich plötzlich, ohne es meiner Familie zu sagen, Schauspielerin wurde. Papa war anfangs sehr böse, aber jetzt ist er doch ziemlich mit mir einverstanden.

Nun habe ich aber, scheint mir, beinahe mehr von mir geschrieben als von Papa, über den noch unendlich viel zu sagen wäre. Das sieht vielleicht unbescheiden aus, aber es kommt nur daher, daß Papa mir so nahe steht, viel näher, als ich selbst, und da habe ich Hemmungen, viel Persönliches von ihm zu erzählen.

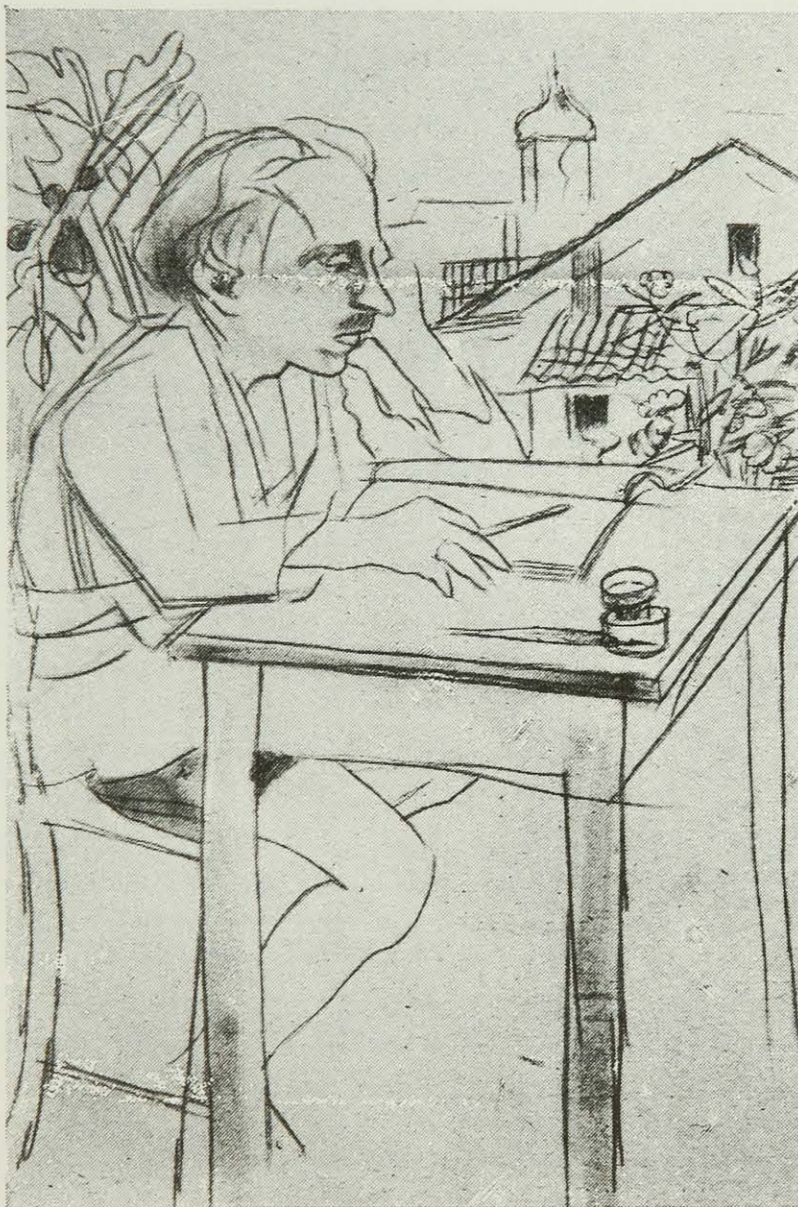
IV. FRUH VERGIFTET

Von

KLAUS MANN

Sich in Chicago an Bad Tölz zu erinnern —
Ich weiß es aber noch ganz genau. Wir haben nämlich dort den schönsten Teil unserer Kindheit verbracht. Alle Sommer, die ich denken kann, waren wir dort — ich glaube ungefähr von meinem Geburtsjahr, 1906, an, bis zum Sommer 1918. Wir waren damals erst vier — Erika, ich, Golo und Monika. An Mädi und Bibi, die heute so nett sind, wie wir damals waren, dachte noch niemand.

Wir waren literarisch früh vergiftet. Man las uns viel vor, lauter Dinge, die wir uns sehr tief gemerkt haben und die heute, wie Spiele, Hunde, Kinderfräulein, Garten, zum Besitz unserer Kindheit gehören. Zum Beispiel die aufregende Geschichte vom Oberst Morse, der im Kreise herumritt. Oder die traurigste Geschichte vom braven Kasperl und vom schönen Annerl (einer von beiden



Arthur Grimm

wurde hingerichtet, geköpft, ich weiß aber nicht mehr, ob er oder ob sie —) oder die unergründlich wunderschöne Geschichte vom blonden Eckbert (ich fühle heute noch das Grausen, das uns über den Rücken lief, wenn der unheimliche Geselle plötzlich den vergessenen Namen jenes Hündchens wußte und so bedeutungsvoll sagte: „Ich kann mir recht wohl vorstellen, wie Sie das Hündchen Stromi fütterten —“). Oder den „goldenen Topf“. Oder den „Taugenichts“.

Das alles haben wir damals vorgelesen bekommen. Es ist wirklich ein Teil unserer Kindheit.

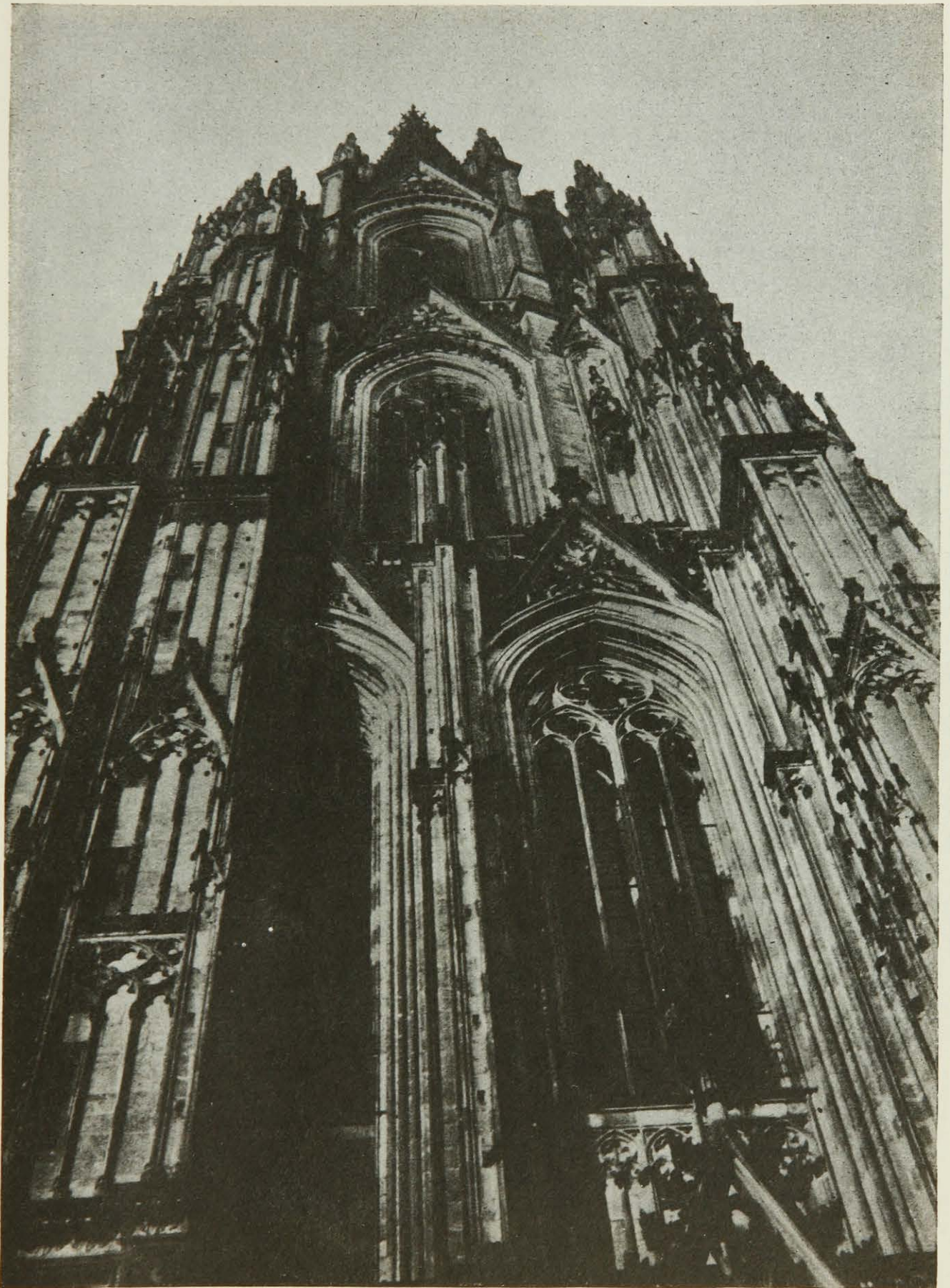
In Tölz sind meine ersten Gedichte entstanden, besser: „unsere“, denn ich machte sie mit Erika zusammen. Wir schrieben sie säuberlich ab, malten was Phantastisches drum und legten sie morgens unserem armen Vater unter die Serviette. Wenn er sich zum Frühstück niedersetzte, fand er, nahe seinem Eierbecher, Balladen etwa von dieser Art:

Der böse Mörder Gulehuh
Der jagte eine bunte Kuh.
Die bunte Kuh, die sträubt sich sehr,
Der Gulehuh kriegt das Messer her.
Er haut der Kuh das Köpfchen ab.
Der Bauer kommt daher im Trab.
Er hat den Gulehuh eingefangen.
In drei Tagen soll er am Galgen hangen.
Da weint der Mörder Gulehuh,
Da weint er sehr und schreit huhu, —
Ich will's gewiß nicht wiedertun, —
Um Gotteswill'n, verzeiht mir nun!!

Und dann soll einem das Frühstück noch schmecken.

Wenn die Freunde unserer Familie zu Besuch kamen, gab es Geschenke und allerlei Sensation. Am liebsten hatten wir Bruno Frank, was ich heute noch nachfühlen kann. Er kam mit wunderbarem Spielzeug für uns angereist, schlief morgens bis elf, was wir als phantastisch-königlich empfanden, zeigte sich uns in einem luxuriösen Bademantel, und nachmittags, während unsere Eltern „Liegekur“ machten, trug er uns sogar Gedichte vor. Er wählte altbewährte Stücke, wie „Des Sängers Fluch“ und den „Zauberlehrling“, wir erstarrten vor staunender Seligkeit, weil er so dröhnte und gewitterte. — Dann mochten wir es auch sehr, wenn Ernst Bertram, der Freund unseres Vaters, kam. Er war sehr sanft und eingehend mit uns und erzählte uns gute Dinge. (Später, als ich älter war, erzählte er mir noch viel schönere in seinem „Nietzsche“-Buch.) Sehr gut gefiel uns, damals schon, Hans Reisiger; er hatte immer Tennishosen an, und da wir wußten, daß er so gut Ski fuhr, fanden wir es über die Maßen ehrenvoll, mit einem richtigen Sportsmann um die Wette zu laufen und schwimmen zu gehn.

Wir waren also mit den Freunden unserer Eltern einverstanden. (Hans von Hülsen kam bekanntlich nur ganz selten!) — Unsere eigenen waren damals die Söhne des Postexpeditors von Tölz, Hugo, Hans und Angelus. (Von Hugo sagten wir uns, daß er etwas „hinterm Rücken“ sei, Angelus wollte Damenschneider werden.) Mit den Kindern des Zwickerbauern konnte nur Erika umgehn, da sie als einzige die bayrische Mundart beherrschte. (Ich habe es niemals erlernt.) Wenn das älteste Zwickerfräulein sie fragte: „Ährika, magst an Äpfi?“, konnte sie in ganz ähnlichem Tonfall antworten, was mir unmöglich gewesen



Ein Turm des Kölner Doms. Schrägaufnahme

Photo Ernst Smithanders

Neue Europäische Kunst in Hamburg



Photo Galerie Simon
André Masson, Perde. Oel



Rudolf Belling, Plastik A. F. Bronze



Johannes Molzahn, Legendaries. Oel

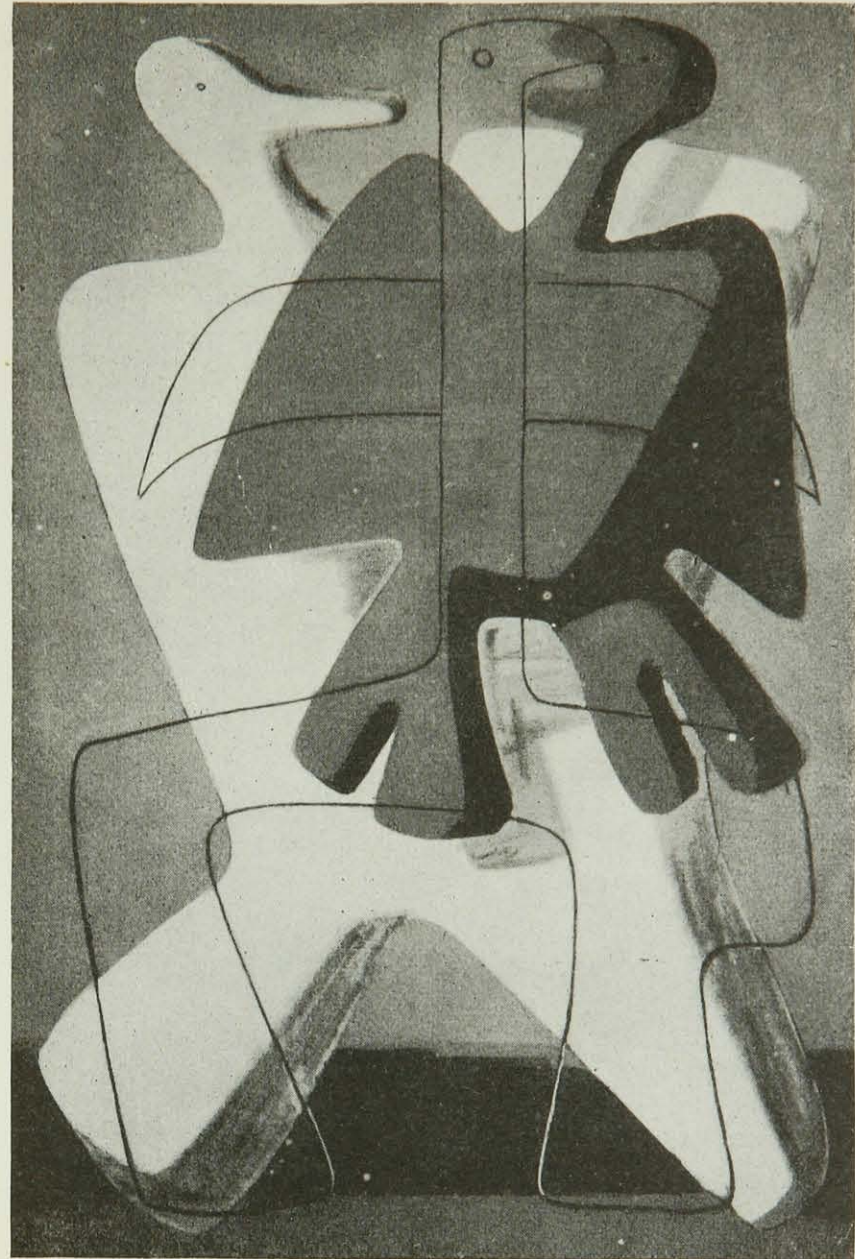
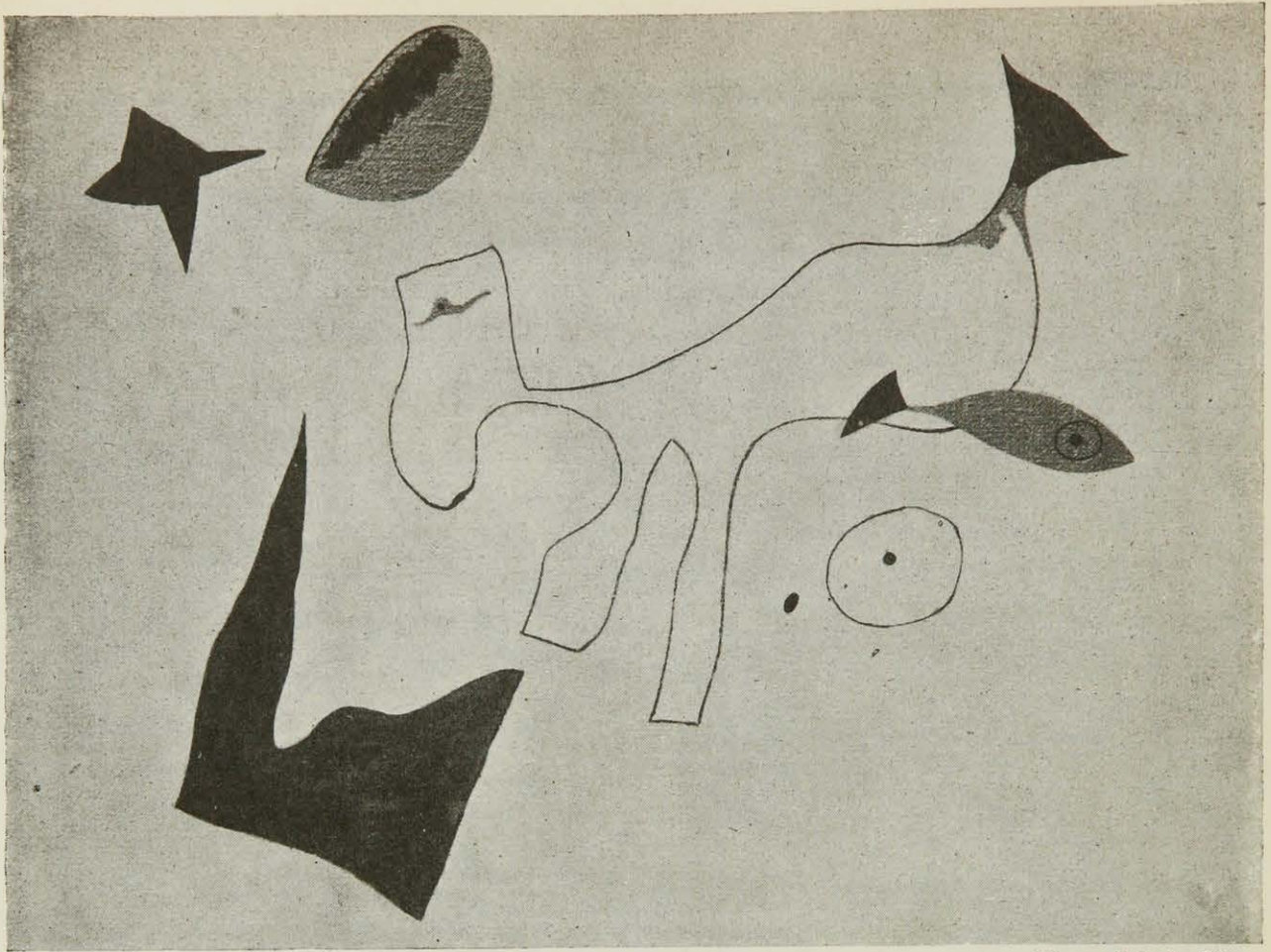


Photo Galerie Simon
G. L. Roux, Kampf der Vögel. Oel



Joan Miro, Das Pferd. Oel

Photo Galerie Pierre



Paul Klee, Tiergarten. Oel

Photo Galerie Flechtheim

wäre. Dann wohnten in der Villa neben uns auch zeitweise unsere Cousinen Löhr. Wir fanden sie zwar etwas schnippisch, aber spielten trotzdem gern mit ihnen. Im Sommer 1914 hatten wir gerade ein Theaterstück einstudiert, „Die Büchse der Pandora“ — nach griechischen Motiven, mit Wedekind hatte es nichts zu tun — als der Krieg ausbrach. Die älteste Löhr-Cousine erzählte uns, nun werde Berlin an allen vier Ecken von französischen Soldaten angezündet werden. (Wir dachten, es müsse dann wie ein Papierhaufen brennen.) Unser Vater sagte: „Jetzt wird bald ein blutiges Schwert am Himmel erscheinen.“ — Daraufhin setzten wir die „Büchse der Pandora“ ab.

Sich in Chicago an Tölz zu erinnern. Ich habe in der „Kindernovelle“ ein bißchen davon zu erzählen versucht, aber natürlich kann man eine Kindheit nicht erzählen. Wenn ich zum Beispiel sagen sollte, was für eine märchenhafte Angelegenheit unsere Sammlungen waren. Wir hatten eine Stöckesammlung, eine Säftchensammlung, eine Schachtelsammlung. Das klingt, als sei es gar nichts. Aber was sind dagegen die Rembrandts von Otto H. Kahn? — Auch wenn wir an heißen Sommertagen „angespritzt“ wurden, war es ein Abenteuer, das sich keineswegs schildern läßt. (Unser Vater konnte am besten mit dem Schlauch umgehen, er behauptete, es käme nur darauf an, die „lockere Hand“ zu haben.)

Später, als wir in München den „Mimik-Bund“ gründeten, waren wir ja auch noch ziemlich klein, aber eben doch schon ganz bewußt erwachsen, im Vergleich mit der Tölzer Zeit. Unsere erste Inszenierung war Körners unsterbliche „Gouvernante“. (Ich glaube, wir überlegten uns damals schon: „Warum ist dieser Körner berühmt? So was an Unbegabt!“) Die jungen Mädchen spielten, ich und unser Freund Ricki Hallgarten (der heute in New York schöne Bilder malt). Müssen wir ausgesehen haben! Erika war sehr würdig in der Titelrolle. Wir hatten auch ein Mimikbuch angelegt, in das Kritiken eingetragen wurden. Die erste schrieb unser Vater; das kleine Stück wird einmal Sensation in seinem Nachlaß machen. Der Theaterbund entwickelte sich prächtig. Die Hauptmitglieder waren: wir, Ricki Hallgarten, Lotte und Gretel Walter, Brunos Töchter, unsere liebsten Freundinnen von damals. Später noch W. E. Süskind und viele andere junge Leute. Die beiden Glanzinszenierungen waren „Minna von Barnhelm“ und „Was Ihr wollt“. In der „Minna“ spielte Erika den Wachtmeister, Werner und ich den Just, wir überboten uns in edler Männlichkeit. Aber wunderschön war Erika als Viola, damals merkten wir, daß sie Schauspielerin werden mußte. — Ich erinnere mich heute auf Theaterproben immer an den Mimikbund. Wir haben alles ganz richtig gemacht, unsere Regisseuse nannte uns sogar: „Herrschaften!“ Und wie wir uns um die Rollen gestritten haben! — Das Mimik-Buch übrigens wird bald Museumswert bekommen, hat doch sogar Joseph Ponten etwas hineingedichtet.

Dann wurden wir so schnell erwachsen. Als wir „Bunbury“ von Wilde spielten, waren wir schon verderbte Inflationskinder und gingen heimlich ins Kabarett des Papa Benz (eine bedauerliche Tatsache, die nachher Tante Mimie entdeckte).

Eigentlich waren wir nur in Tölz Kinder!

V. DIE DICHTERKINDER

Von

EINEM SOLCHEN

Dado, das Dichterkind, ward geboren noch vor der Uraufführung der „Rosinante“, eines Literaturpferdes, das seines Schöpfers Namen in aller Ohren wieherte. Damals war Thomas Sternkind über Romantik und Naturalismus keß hinwegschreitend zu jener Kunstform gelangt, die ihre Stilelemente dem Kursbuch der Pazifikbahnen und den Sportberichten des galizischen Volksblattes „Main Folk“ entlehnte. Seine Frau Karin, Tochter Stefan Kaiserhaupts und gewesene Geliebte Knut Suderbergs, sah der Empfängnis ihres Kindes als Vorsitzende des Bundes für Eugenik mit Ruhe entgegen. Sie besuchte gewissenhaft Kammerkonzerte, psychoanalytische Vorlesungen und spiritistische Sitzungen, um



Jean Cocteau

das in ihr keimende Leben mit dem Unterbewußtsein der Zeit zu erfüllen. Auch vermied sie den Genuß schwer verdaulicher Speisen. Rechtzeitig kam, von Vetter Jimmy Fairfax empfohlen, eine Amme aus dem Stamme der Sioux-Indianer ins Haus, die sämtliche Werke von George Meredith auswendig kannte. Der Vorbereitungen Resultat übertraf aller Erwartung. Dado lehnte zunächst die dargereichte Amme glatt ab und nahm,

obwohl halb verhungert, die säftestrotzende Nahrungsspenderin erst dann, als sie durch eine Waschung mit Peau d'Espagne gehörig zubereitet erschien.

Der Knabe bewies früh genug einen Hang zu feudaler Faulheit und lernte das Gehen erst mit fünf Jahren, als er Ilias und Odyssee infolge der stets wiederholten Vorführungen eines Lehrgrammophons im Urtext fließend beherrschte. Der erste Hauslehrer wußte um den Rhythmus der Zeit und verwandte keine Mühe darauf, Dado schreiben zu lehren. Vielmehr unterwies er ihn in der zweckmäßigen Nutzung eines Privatsekretärs und in der Kunst individuellen Aussehens.

So vorbereitet, expedierte man den Knaben zwölfjährig auf die in der Nähe von Nyon am Genfer See gelegene und von Prof. Paulus Getue geleitete „Ecole Universelle“. Paulus Getue hatte der Welt eine pädagogische Maxime von besonderer Bedeutung geschenkt. Er hatte bewiesen, es komme, um das durch körperliche Minderwertigkeitskomplexe entmutigte tänzerische Gewissen zu heben, vor allem darauf an, das verdrängte Geltungsbedürfnis zu enthemmen und dadurch das Hineinwachsen in eine schöpferische Jugendkultur zu ermöglichen.

Seine Mitarbeiterin Edith Besant bevorzugte hingegen die Autosuggestion, und so kam es, daß vor ihren schlechtgefüllten Tellern mit Rohkost stehend die Zöglinge täglich hundertmal im Chore repetieren mußten: „Ich liebe Salat, ich liebe Salat, ich liebe Salat!“, bis endlich eines der Kinder seinen Teller auf dem Haupte des Erziehers zertrümmerte. Also kam auch die Auffassung des Paulus zu ihrem Recht.

Die Enthemmung machte Fortschritte. Als eines Tages in der Biologiestunde die Theorie des Storches widerlegt wurde, rief Perma wie besessen: „Hipp, hipp hurra!“, während Kiekus, von Schreikrämpfen geschüttelt, dem neben ihm sitzenden Dado bebend in den Schoß sank.

Von Dado auf sein Zimmer getragen, beruhigte sich Kiekus nach vier Stunden und flüsterte dem eng umschlungenen Freunde ins Ohr:

„Das hätte ich meinem Vater nie zugetraut.“

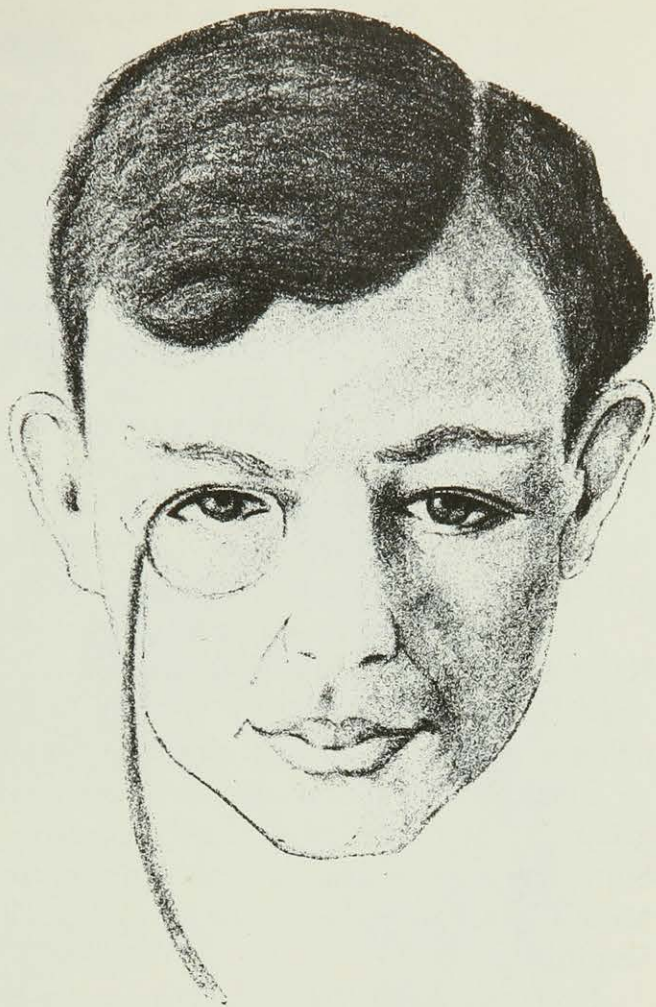
„Was?“ verwunderte sich Dado.

Kiekus schluchzte trocken auf: „Hätte ich den Alten beim Genuß vom Limburger Käse oder Knoblauch ertappt, ich wäre nicht so gebrochen über die Gewöhnlichkeit des Lebens. Stelle dir Ara, den Sänger der ‚Assyrischen Judith‘, Knoblauch essend vor! Ich sterbe an dem Gedanken.“

„Ach!“ meinte Dado, „ich war bei meinem Vater von vornherein auf alles gefaßt. Zu seinem letzten Geburtstag diktierte ich der Sekretärin:

Ich hab meinen Vater im Bade gesehn
Ein faltiger, leerer Schlauch.
Ach nee, Papachen is jar nicht schön
Mit rotem Filz auf dem Bauch.

Es roch nach Schweiß und nach Lysoform,
Im Wasserglas lag sein Gebiß,
Ich spürte in meinen Gliedern enorm
Die erbliche Syphilis.



Otto von Waetjen

Der Nacken ist feist, und die Füße sind platt,
Der Schädel rundlich und klein.
Sein stures Auge rief blöde und matt:
,Komm, schlag mir die Hirnschale ein!'

Ich schluchzte im Walde, von Grauen gepackt,
Die Fäuste ins Erdreich gekrallt.
Das Leben hatte sich ruchlos und nackt
Zu früher Erkenntnis geballt.

Seine Reaktion auf diese Geburtstagüberraschung raubte mir die letzten Illusionen. Er exzedierte.

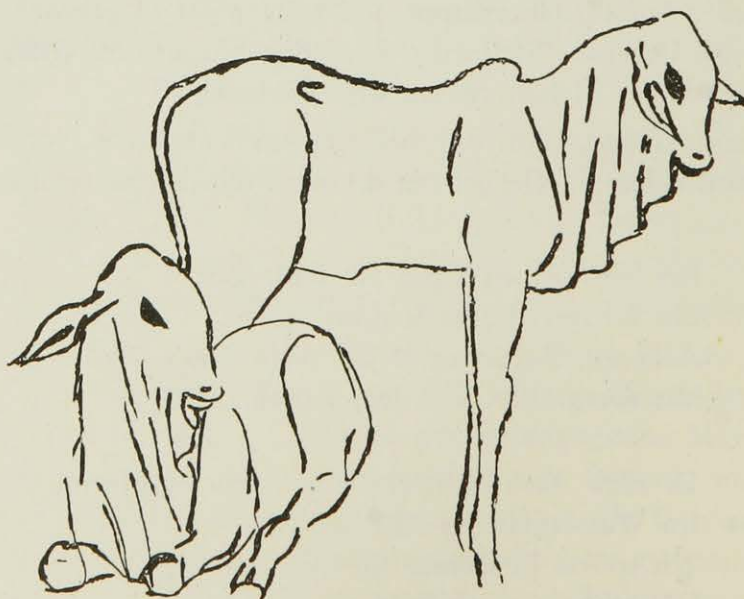
„Wir werden diesem Haus und dieser Gesellschaft den Rücken kehren,“ Kiekus glühte vor Begeisterung, „wir werden einen Bund der Söhne und Töchter gründen und irgendwie etwas wollen, das die Welt erhaben nennen soll!“

Thekla Strindmann wurde beauftragt, die Schulkasse zu plündern, während Kasimir Eulenschmid die Figurinen für die Dichterkinderwanderkleidung zeichnete. Und so zog denn gerade an dem Tage, als der Völkerbund seinen Sitz endgültig nach Moskau verlegte, eine Schar von fünfzehn Dichterkindern das Rhonetal hinab, von der schwarzen Bevölkerung Südfrankreichs mit Begeisterung begrüßt. In Marseille hatte Dados' „Revue in Strümpfen“ solchen Erfolg, daß der Sultan des Kongostaates Hakoah I. die Truppe zu einer Gastspielreise durch ganz Mittelafrika und hernach zum Eintritt in die Großafrikanische Dichterakademie verpflichtete.

Dort aber ereilte die Dichterkinder das Schicksal. Einer von ihnen, Arrivato Henschelmann, brach das Gelübde ewiger Keuschheit, heiratete eine gewesene Prinzessin Wiesenschaumkraut-Backe und schuf so das Vorbild für alle künftigen Dichterkinderdynastien, die sämtlich in der ersten Generation ausstarben.

Nur einer wurde gerettet, der rechtzeitig lernte, auch Limburger Käse zu essen und das Leben ohne Vorurteile zu betrachten:

Carlhans Sternheim.



Renée Sintenis



Franz Baum

Radierung

DER SCHÜCHTERNE WEDEKIND

Persönliche Erinnerungen

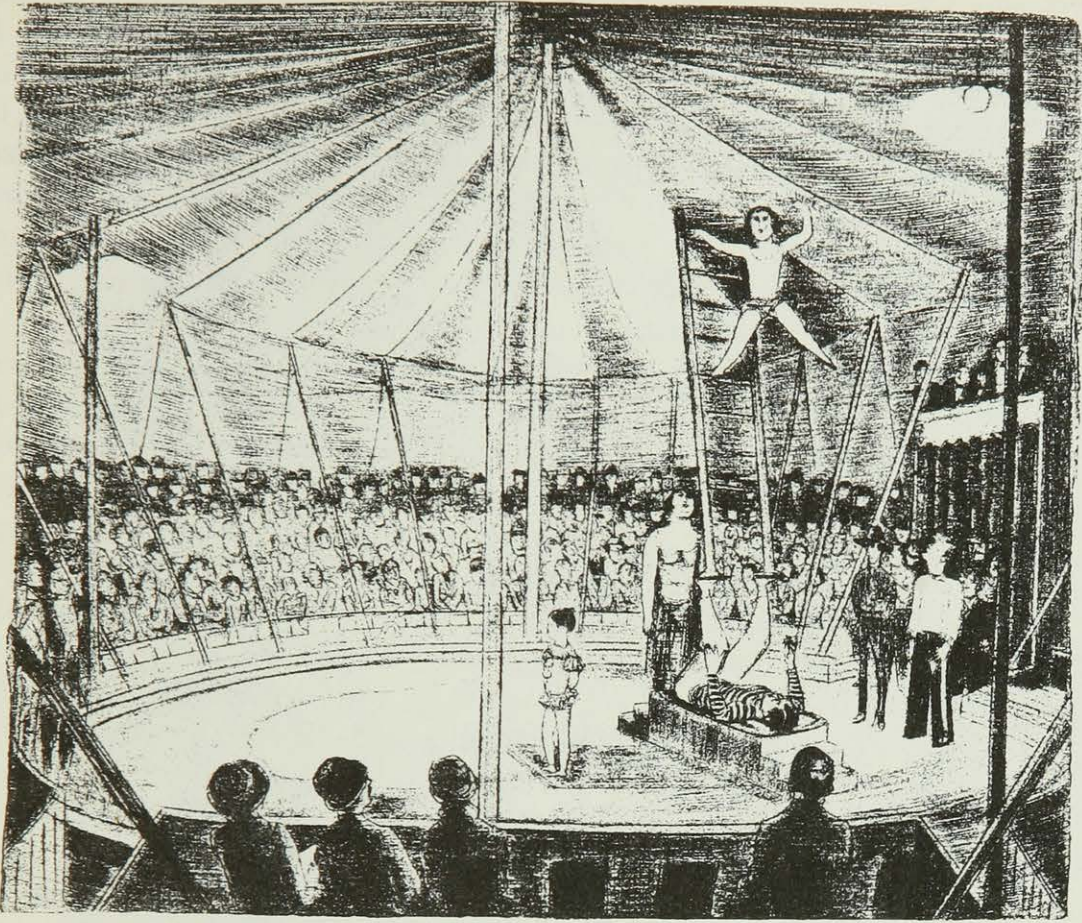
Von

FRANZ BLEI

In den Tagen des Internationalen Sozialistischen Kongresses, den Nächten vielmehr, die wir eine um die andere im alten Schwertkeller verbrachten — er existiert seit Jahrzehnten nicht mehr —, saß plötzlich ein in allen Beziehungen auffallender Herr in Schwarz unter uns, dem es, so war seine Allüre, besser gefallen hätte, mit etwas Schwefeldampf aus dem Boden aufzutauchen, als die steile kleine Treppe sich herunter zu tasten wie jedermann. Er hatte eine Kindertragödie veröffentlicht, Kranz auf Büchners Grab am Zürichberg, wie uns schien,

aber er sprach nur vom Zirkus, wie ein Stallmeister, dessen exzentrische Bärte er trug, unter der Nase, am Kinn und vor den Ohren. Nur der Kneifer vor den schönen großen Augen desavouierte und der Kampf mit der Schnur. Er erinnerte, etwas feierlich, wie ein Schüler vom Meister spricht, daran, daß auf diesen Stühlen vor etwas über hundert Jahren Casanova gesessen habe und nicht nur dieses, legte aber dem jungen etwas heftig, allzuheftig abwehrenden O. H., dem blonden Mecklenburger, verliebt tuend, nur so tuend, den Arm um den Nacken, die etwas kutscherhaft derbe kurzfingerige Hand auf den Schenkel. Er trank nicht weniger als Pomposo Hartleben, der es liebte, mit einem Degen, von der Wand geholt, im mächtigsten der Stühle wie der Senior eines studentischen Oberhauses zu präsidieren, vielleicht bedauernd, keinen Baß, sondern nur einen kleinen Tenor zu haben, in dem er Verse, eigene und fremde, die ihm gefielen, rezitierte, fremde mit Geschick auch parodierte, wie Gedichte von dem eben auftretenden Hofmannsthal, die ihm Eindruck gemacht hatten. Otto Erich verschwamm, wenn es gegen den Morgen ging, in eine etwas weinerliche, hilflose Betrunkenheit, während der ortskundige und dialektkundige Frank die schwankende kleine Gesellschaft in irgendeine unterirdische Backstube dirigierte, wo man von den halbnackten Bäcker- gesellen frische Eier abkaufte, deren restaurierende Wirkung Hartleben nicht genug loben konnte, obzwar er sie immer nur mit der kleinen Oeffnung an den Mund führte, während ihm ihr Inhalt durch die große Oeffnung über die Weste lief. In den recht dunklen Gängen und Treppchen lag auf Brettern der zu Semmeln und Broten geformte Teig. Wir trugen ihn wie Galoschen an den Schuhen, wenn wir wieder unsere Gasse zogen.

Die dichterische Jugend einer Generation war aus Hannover oder Magdeburg oder sonstiger Provinz nach Berlin gezogen, die Albertis, Bleibtrens, Conradis, Kretzers und wie sie sonst hießen, auf Zola, Realismus und einen gefühlsmäßigen Sozialismus stilisiert, lebten da als studentische Bohemiens, und es gab für sie nichts anderes Weibliches als die bedienenden Mädchen in den kleinen Kneipen, die sich nächtlich mit einer roten Laterne als das merklich machten, was sie waren. Die älteren Herrschaften der Literatur nahmen an diesem Wechsel der erotischen Klischees sehr chokiert Anstoß, bestritten dessen Literaturfähigkeit, und das Ganze nannte man den Streit um den Realismus, als welcher er gar nicht da war. So wenig wie auf der andern Seite das, was man da Idealismus oder reine Dichtung nannte. Als Wildenbruch ein Stück „Die Haubenlerche“ schrieb, glaubte man, er habe sich zu dem Realismus bekehrt, den man zu haben glaubte, weil man zwar eine Prosa nicht anders als Bleibtreu schrieb oder als der alte Heyse, aber was sich hier als Gräfin vorstellte, dort als die Kellnerin Minna deklamierte. In dieses Mißverständnis brachten erst Holz und Schlaf mit ihrem naturalistischen Programm so etwas wie eine Ordnung durch die Aufstellung, daß das Wort wiedergegeben werden müsse, wie es gesprochen werde oder gestottert oder gelallt. Das langte für ein Jahr fünf und war in Hauptmanns „Webern“ erschöpft. Zu dieser zweiten Generation der Moderne gehörte Wedekind, aber nur seinem Alter nach. Er war nicht wie seine Altersgenossen aus der Provinzstadt in die Großstadt gezogen, sondern in das ländliche Idyll eines Schweizer Städtchens, nach Lenzburg. Verlebte da unter Eltern und Geschwistern Kindheit und erste Jugend. Sehnsucht und Traum beschworen andere Gestalten und andere Dekors als Keller-



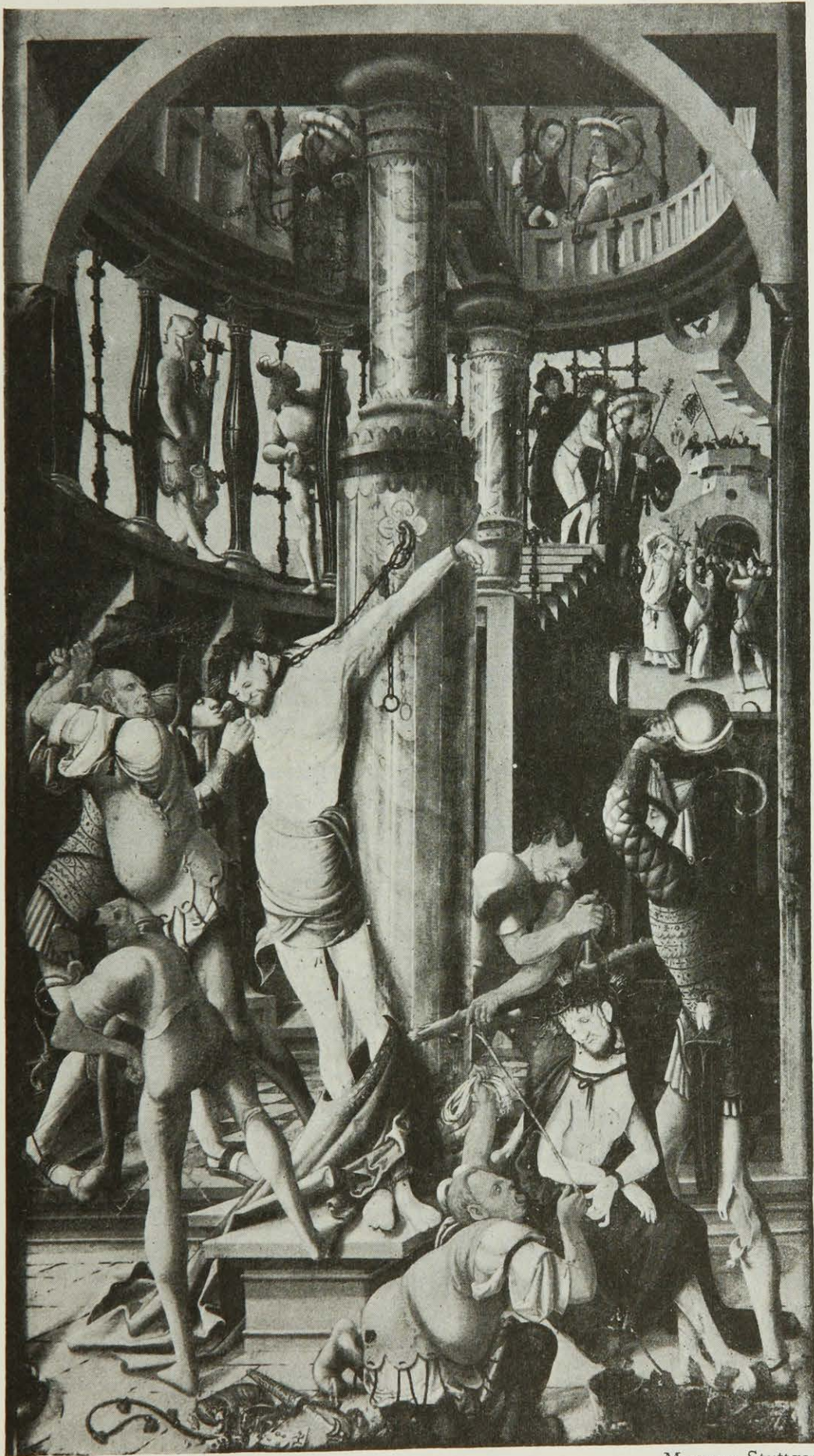
R. O. Voigt

Radierung (Linden-Verlag)

kneipen der Ackerstraße und deren Gäste. Die weite Welt, das waren für den jungen Frank die Zigeuner, die richtigen, die unten am Schloßhügel von Lenzburg den Karrengaul ausspannten, Feuer machten, Kessel flickten und aus der Hand wahrsagten. Diese und die andern Zigeuner, die auf der Wiese vor dem Städtchen mit drei bunten Wagen hielten und einer Koppel Pferde, Pflöcke in den Boden ramnten, ein Zelt aufspannten, in dem man dann, wenn es dunkel wurde, saß mit aufgerissenen Augen vor den Wundern einer Welt von flimmernder Schönheit. Das Hoppla des trikotierten kurzröckigen Mädchens auf dem Zirkusschimmel war dem jungen Frank das Sesam-Wort seiner Welt, mit dem er ins Leben auszog. Ganz ein Romantiker, aber nicht von der deutschen Art, eher von der Bojardos. Oder Théophile Gautiers, wem der Italiener zu hoch gewählt ist. Damals, in Zürich, hatte er fast ein Jahr Zirkus hinter sich und war unterwegs nach Paris, „um sich zugrunde zu richten“, wie er mit schön rollenden R's sagte als ein Beau tenebreux in seinen Bärten, seinem Smoking und seinem Tuch-Zylinder, seinem Trinken, das ihm nach dem zwölften Viertel Veltliner nichts anhatte, mit seinen mehr böseartig geschnarrten als gesungenen Balladen, seinen verwegenen greifenden Händen. Das sah ja alles ein bißchen nach Kostüm und Faxen aus, war es aber nicht. Nur ein oft sich kindlich äußernder Wille, ganz in die Welt, die er im Innersten als die seine spürte und liebte, hineinzuwachsen. Natürlich wollte er, jung wie er war, den Bürger verblüffen. Auch das. Zumal er nicht wenig vom Bürger selber hatte. Wollte mit äußern Mitteln über eine

innere Schüchternheit, die er nie verloren hat, Herr werden, was ihn oft zu jenen verblüffenden Aeußerungen brachte. Er hatte seine Kühnheit nicht ganz in der Gewalt, und so kam sie zuweilen als Frechheit oder Unverschämtheit zum Vorschein. Der Stoß, den er seiner Schüchternheit in den Rücken gab, er konnte ihn nicht mesurieren und so warf er sich selber weit übers gewünschte Ziel hinaus, rieb sich die Knochen, verlegen. Mit einer starken, wie Zwang wirkenden Neigung, rigoros nach der von ihm gemäß erkannten Fassung zu leben, beherrschte er das Mittel dazu nicht und immer weniger, je stärker er und je gewohnter er wurde, sich in seiner Literatur das Mittel zu schaffen.

Die Definition, die einmal Eduard von Keyserling von Wedekinds Wesen gab: halb Marquis des 18., halb Gymnasiast des 19. Jahrhunderts, war für die Jahre von Wedekinds Münchner Aufenthalt um 1905 etwa, bevor er für ein paar Jahre nach Berlin ging, nicht ganz untreffend. Er übertrieb in dieser Gesellschaft, die weiter keinerlei gesellschaftliches Konvenü besaß, Politesse bis an die Grenze des Lächerlichen, hier besonders Lächerlichen, wo Keyserling nicht nur der Graf, der wenn auch verarmte, war, sondern ihn sich auch noch vorspielte, mit Max Halbe als Gutsverwalter, zu dem man mit einigem leise markierten Abstand du sagte. Frank übertrieb nicht aus Ironie, sondern aus Unsicherheit. Und schlug dann wieder aus, wenn ihn das Fell juckte und er in die Einförmigkeit dieses halb spießhaften, halb bohemehaften Lebens Bewegung bringen wollte, das Hoppla einstiger Jugend. Diese brav kleinbürgerliche Literaten- und Schauspielergesellschaft der „Torggelstube“ ließ ihn keine kühneren Möglichkeiten finden als so kleine Boshheiten, Klatsch und kaum zwei Gassen weit reichende Intrige, was alles immer damit endete, daß der oder jener mit Frank „bö“ war. „Man lebt hier wie in einer Gruft“, so erklärte er mir damals seine kleinen Streiche, die ihm von Keyserling den Gymnasiasten eintrugen zu dem Marquis. Was dann für die letzten zehn Jahre des Münchner Lebens nicht mehr stimmte: da hatte der korpulenter Gewordene sich damit abgefunden, es für „das Leben“ zu halten. Es gab eine Frau, es gab Kinder, und die Pferde wurden längst nicht mehr an die grünen Zirkuswagen gespannt, als er Bismarck fürs Theater verarbeitete wie irgendein Konfektionär dieser Branche, oder die Koffer packte, um „bei Nacht und Nebel“, wie er zu sagen liebte, los zu fahren in die Städte, wo es Theater gab, zusammen mit seiner Frau Tilly den Kammersänger oder den Hetman zu spielen, heute da, morgen dort, mehr des Brotes und immer weniger der geliebten Schminke wegen. Er mußte, wie er sagte, seine Stücke selber spielen, damit sie gespielt wurden. Und dann war, schließlich, diese Theaterspielerei auch Ersatz geworden für die Abenteuer der jüngeren Jahre, um so mehr, als diese in den daraus gemachten Stücken erstarrt waren. Spielte er darin, vivifizierte er sie wenigstens zu einem Scheindasein von zwei Stunden. Vielleicht war auch der Unterschied zwischen dem ehemals wirklich Erlebten und dem jetzt Gespielten gar nicht so groß, sicher kleiner als Frank selber glaubte, der keinen Grund hatte, die Zauberer so zu bewundern, die aus Dreck Gold machen. So stark auch sein Sinn für elementare Wirklichkeiten war. In einer Schwertkellernacht wollte einmal der humorige Hartleben das schweizerische Lied, das ein Trüppchen trinkender Wehrleute am Nebentisch im Chore sang, mit dem Mitklingenlassen seiner Tenorstimme verschönen. Die Schweizer sahen darin eine Verspottung

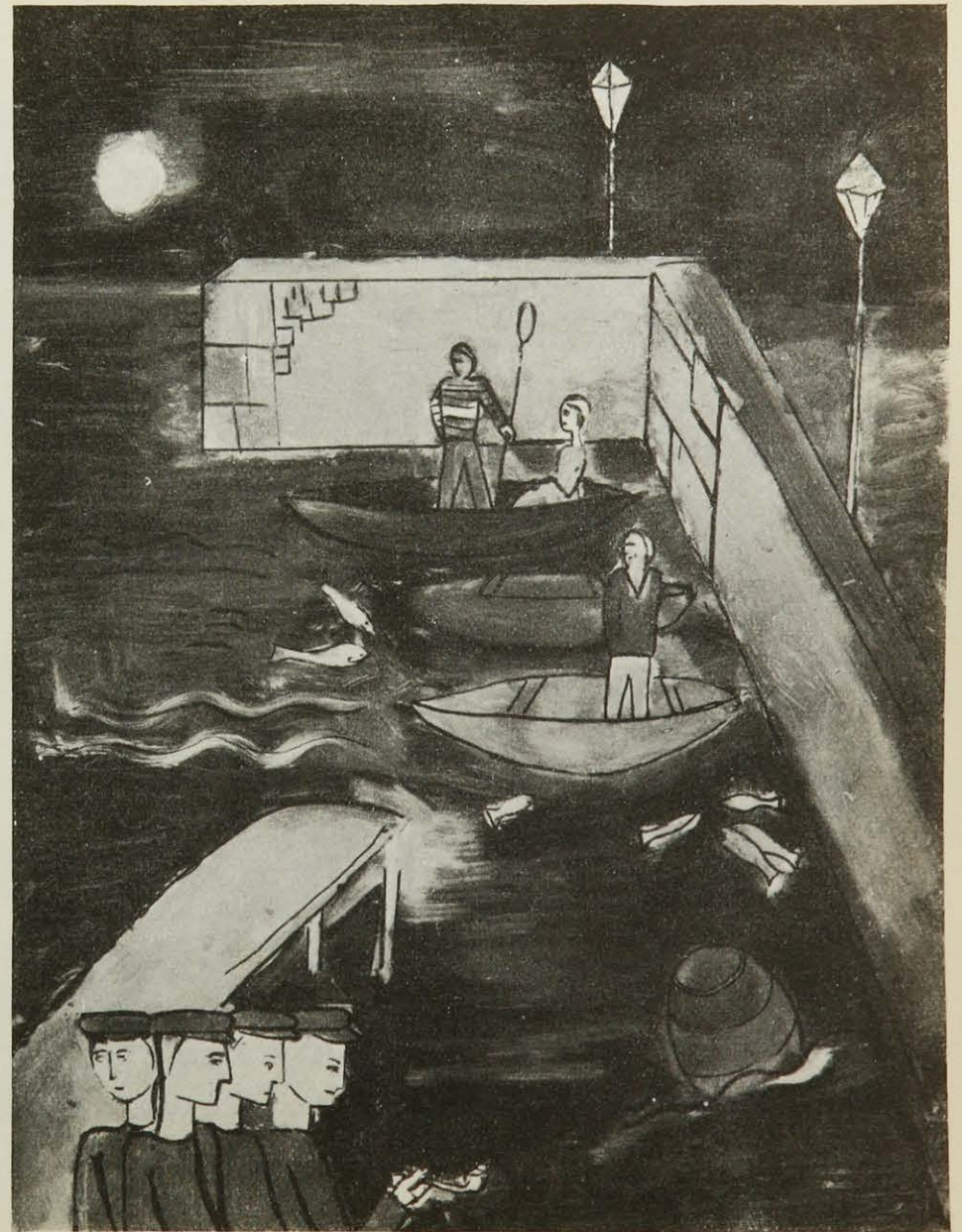


Museum Stuttgart

Detail aus dem Herrenberger Altar



Das Luz-Haus (Architekt Richard Döcker)



Lily Hildebrandt, Hafen bei Nacht



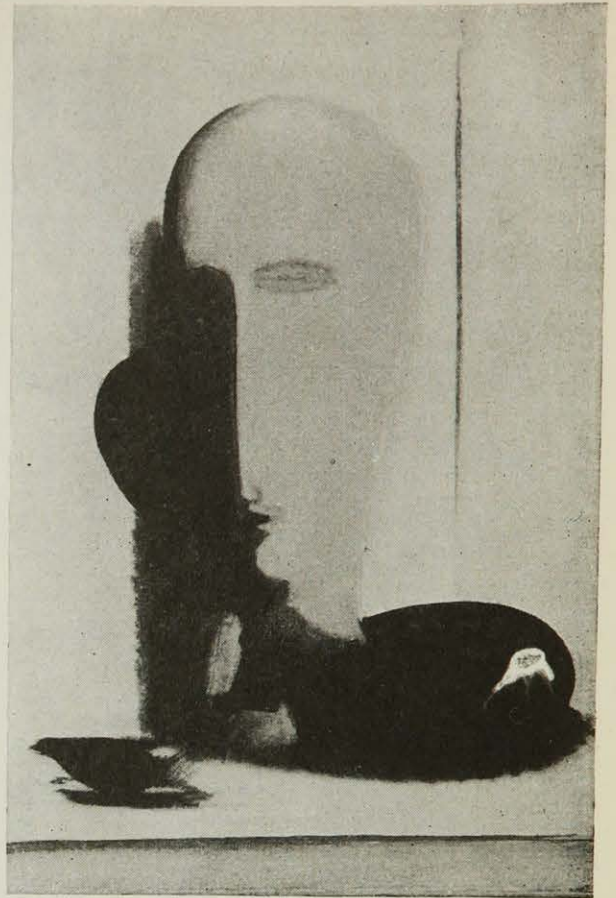
Picasso, Der König. Pastell
Stuttgarter Privatbesitz



Multscher, Die heil. drei Könige
Museum Stuttgart



Die Maler Fürst Albrecht v. Urach
und Willi Baumeister



Oscar Schlemmer, Selbstbildnis mit Pfeife.
Oelgemälde

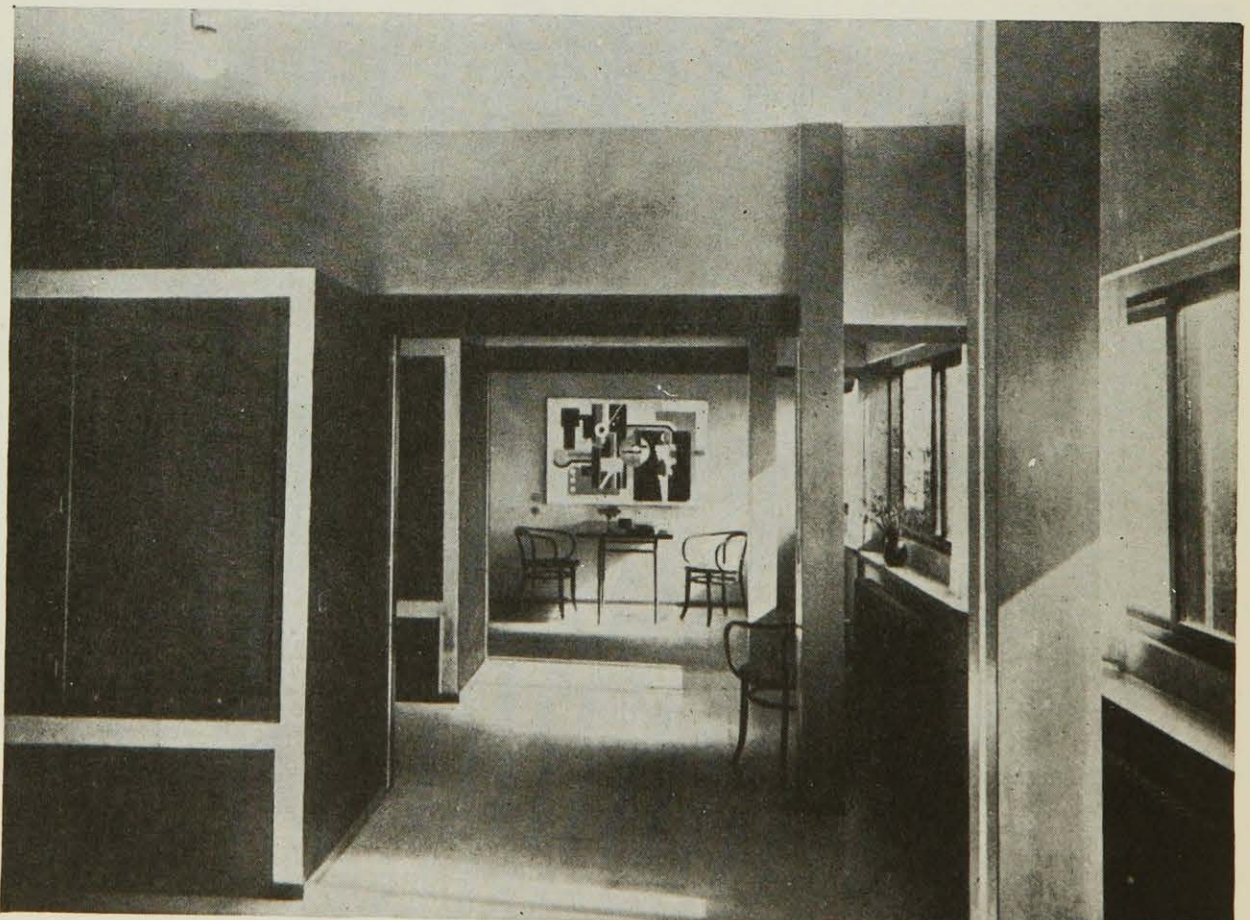


Photo Dr. Fritz Wedekind
Interieur des Corbusier-Hauses mit Wandbild von Baumeister

von Nationalgefühlen durch einen Schwaben und stellten etwas später den dicken Otto Erich mit gezückten Seitengewehren an einem Orte, an dem man mehr als sonstwo friedlich und wehrlos ist. Der Bedrohte verstand nicht, was man wollte, und Wedekind haute mit gut züridütscher Einsprache auf die erregten Krieger den Kameraden aus der Lebensgefahr, den herabgelassenen Hosen und der bedrängenden Enge. Daß er züridütsch und mit dem Volke sprechen konnte, das machte mir damals die befremdliche Dämonie Franks viel sympathischer. Sie erschien mir mehr als ein Spaß des Mannes, so sonor es auch vibrierte, daß er „sich zugrunde richten“ wolle, in Paris, von wo er ein halbes Jahr später ganz gesund und nur um ein bedeutendes Stück seines Erbteiles erleichtert zurückkam.

Frank liebte das Abenteuerliche, wie er es verstand, als das schlechthin Antibürgerliche konsolidierter Berufe, wozu er auch den Schriftsteller zählte, und mit Recht, so sehr, daß er es im Banalsten finden konnte. Aber er liebte es mehr als er es lebte. Sich das Dasein einer geldknappen Boheme als abenteuerlich einzureden, dazu war er in zu guten Verhältnissen aufgewachsen, von immer korrekten Manieren und zu vernünftig. Aber ich habe nie einen getroffen, der von seinem Ideal des abenteuerlichen Lebens besessener gewesen wäre als Frank, so sehr, daß ihm diese Besessenheit das Einfachste komplizierte. Er sah oft die Bäume vor Wald nicht. In seiner zweiten Münchner Zeit — die erste hatte er Anfang der neunziger Jahre da unter Malern mehr verlebt als unter dem die Münchner Literatur beherrschenden Michael Georg Conrad —, 1902 und so, als er bei den Scharfrichtern auftrat, traf ich einmal ein Mädchen bei ihm. Es war weder hübsch noch sonstwie erfreulich und hatte die Art eines stellenlosen Dienstmädchens. Als sie gegangen war, vergaß ich mich, ein Gottseidank zu seufzen, worauf Wedekind nichts sagte als: „Sie war beim Zirkus.“ Damit setzte er ihr eine Krone auf, von Flitter nur, aber ihm heilig und das häßlichste gleichgültigste Wesen überstrahlend mit einem magischen Glanz. Schwerfälligen plumpen Leibes hatte Frank nie irgendeinen körperlichen Sport getrieben außer der Schauspielerei und dem Gitarrezupfen. Aber er bewunderte ekstatisch körperliche Leistung. So sehr, daß er auch die Liebe ganz darauf reduzierte und so was wie ein System daraus machte, begreiflich in einer Zeit ödester Sentimentalisten auch dort, wo man aus der Kellnerin die Göttin machte und die Prostituierte heiratete, aus Mitleid. Er hat es schließlich in seinem bekenntnisstärksten Hetman, dem Zwergriesen, selber erkannt und zugegeben, daß er ein lebhaft interessierter Zuschauer nur sein konnte, ein hingerissener Bewunderer und Illusionist. Er konnte ohne Ermüden von dem Schwindlergenie Gretor erzählen, dem Urbild, dem nie eingefangenen, des Marquis von Keith, von Gretors Rohrmöbelfabrik in London, die keine Möbel hatte und überhaupt aus nichts sonst einer Fabrik Eigentümlichem bestand als aus dem Direktor Gretor, dem Vizedirektor Wedekind und aus Dauthendey, dem ahnungslosen jungen Mann. Oder von Gretor, dem Fabrikanten alter Meister, wie der seine Galerie an den Verleger Albert Langen verkaufte — Langens Schwiegervater, der alte Björnson, gab das Geld — und wie der sie dann in München verauktionieren wollte und der geladene Direktor Bayersdorfer von der alten Pinakothek laut über diese zwei Dutzend Bilder sagte: „Diese alten Meister leben alle noch.“ Und doch hatte Frieda, Strindbergs zweite wienerische Frau, als eben aus Rußland in London abgestiegene Gräfin, die „nur russisch“

sprechen kann, Gretorsche Rembrandts verkauft und Fragonards der gleichen Herkunft. Oder Frank erzählte von Rudinoff, dem Radierer, Schnellmaler und Feuerfresser, der heute in einem Varieté zu Sidney, acht Wochen später in London gaukele — ich traf Rudinoff 1926 in Wien. Er trat mit Witz und Grazie im Kabarett Fritz Grünbaums auf, stellte Rauchbilder her, mit Pinsel und Fingern über geschwärzte Eisenplatten fahrend. Aber er versicherte mir, was ich längst gehnt und noch nicht so lang gewußt hatte, daß er damit Weib und Kind ernähre, im übrigen gäbe es Radierungen von ihm in allen Galerien der Welt, und wie Wedekind seinen Text gelesen habe, das sei Wedekind, doch nicht Rudinoff.

Frank betrachtete seine Literatur als das untauglichste Mittel, aus Dreck Gold zu machen, aber immerhin als ein Mittel. Erst in seinen letzten Jahren gab er da einer Meinung über sich nach, weil er sie von allen Seiten eingeredet bekam, daß er nämlich so etwas wie ein Prophet sei. „Meine Stücke sind nichts als Annoncen,“ sagte er mir einmal, „ich suche damit eine Beschäftigung als Schauspieler.“ Dabei hat er sich nie für einen Schauspieler gehalten. Die Bühne war ihm Surrogat für das ihm in seinem Leben fehlende Abenteuer, und sie entsprach in den bescheidenen Dimensionen ihrer Abenteuerlichkeit dem, was er sich hierin leisten konnte. Und dann tat er es, „um die Mehlspeise zu verdienen“, die ihm aus dem Verkauf seiner Bücher nicht zuteil wurde. Oft auch schon des Brotes wegen, wie in den ersten Jahren des Jahrhunderts, als er bei den Elf Scharfrichtern und unter recht unwürdigen Umständen für ein paar Mark den Abend seine Balladen sang. „Die große Rolle, welche die Frauen heute spielen, verdanken sie der Tatsache, daß sie für ihre Gunst bezahlt werden. Es wäre zu Ende damit, wenn wir für uns diese Tatsache eroberten“, war eine ihm liebe These.

Die Schauspielerei war ihm wie sein Schreiben Surrogat eines Lebens, das er sich als das rechte träumte, aber nicht leben konnte. Er fand, daß ihn die Bühne immer noch mit merkwürdigeren Leuten zusammenbrachte als mit Schriftstellern, die ihm im tiefsten Grunde zuwider waren, deren Jargon ihm auf die Nerven fiel, deren berufliches Um und Auf er lächerlich fand.

Besaß Wedekind schon für sein Theaterspielen kaum das Motiv einer Eitelkeit, wie hier zu vermuten nahe läge — daß diese irgendwann einmal in seinem Schreiben eine auch noch so bescheidene Rolle gespielt hätte, davon kann keine Rede sein. Er plagte sich rechtschaffen mit seinen Stücken, machte es sich nicht leicht, aber daß er damit „ein Dichter“ sei, fiel ihm sich einzureden nicht ein. Er gab dem triebhaften Leben Wert über allem andern als dem bedeutenden Leben. Denn daß etwas sei, genüge nicht, es müsse auch bedeuten. Er fühlte sich als den Evangelisten dieser Erkenntnis und verkündete sie in der drastischsten Form, die ihm das Theater schien. Die dramatische Literatur zu bereichern, daran dachte er nicht. Als er die Franziska in Reime brachte, wollte er sie dadurch nicht „schöner“ machen. Er hielt diese abscheulichen Verse für die eindringlichere Form der mitzuteilenden Wahrheit. Er war damit kein Erzieher der Jugend zu einer neuen Sittlichkeit oder glaubte das erst dann, als es ihm von allen Seiten, besonders von Staatsanwälten gesagt wurde. Er fand in den heutigen Geschlechtsbeziehungen eine Reihe von Suppositionen, die mit dem Geschlechtlichen nichts zu tun haben, das er eher bukolisch ansah als tragisch. Das Hypokrite heutigen Verhaltens dazu machte ihn erst witzig, später pathetisch, zuletzt theoretisch, dies



Pascin

mit recht untauglichen Mitteln. In dem Mangel wirklich guter Bordelle sah er den Grund zu lächerlichen Liaisonen und schlechten Ehen. Warum man ihn einen Satanisten nannte, wußte weder Frank noch der, der ihn so nannte. Frank war, ohne besondere Geschichten daraus zu machen, das, was man einen Gottgläubigen nennt. Ueber seinem Bett hing der Oeldruck einer sehr süßlichen Madonna, wie er überhaupt in der Malerei unmodern war und ihm am besten der gefiel, den ein Odolplakat zeigt. Die Kulissen in seinen Stücken konnten ihm nicht altgebräuchlich genug sein. Seine Stücke seien für Schauspieler da, nicht dafür, daß sich moderne Ausstatter damit ihre dummen Witze erlaubten. Und von den Schauspielern: nie sei die Lulu von der richtigen Frau gespielt worden, dem nichts als schönen, dummen Stück Fleisch, dem die Männer erliegen müssen. Alle seine Lulu-Darstellerinnen hätten es mit der Hysterie gehabt, und schon der erste Liebhaber einer solchen Lulu hätte sie zum Fenster hinausgeworfen. Mit solchem hysterischen Getue könne man wohl im heutigen Theater Karriere machen und Theaterdirektoren bezwingen, sicher nicht im Leben es zu was bringen und Männer domptieren.

Es gab, vor dem Kriege, eine Zeit, wo die jungen Fräuleins der Gesellschaft sich angenehme Schauer über die Haut laufen ließen, wenn der Name Wedekind genannt wurde, womit sie die Vorstellung verruchter Laster verbanden. Passierte es einer von ihnen, daß sie Frank zum Tischnachbarn hatte, mochten ihr wohl vor diesem „Teufel, der ein Bad genommen hatte“, die Knie zittern, um so mehr, als er nichts sprach bis zum dritten Gang. Dann sich erinnerte, daß solches Schweigen unschicklich sei, und alles bisher nicht Gesagte einholend und überspringend mit

hochgezogenen Brauen fragte: „Sind Sie noch Jungfrau, meine Gnädige?“ Oder wenn an dem Frauentum wegen des anwesenden Gatten nicht zu zweifeln war: „Haben Sie ein gemeinsames Schlafzimmer?“

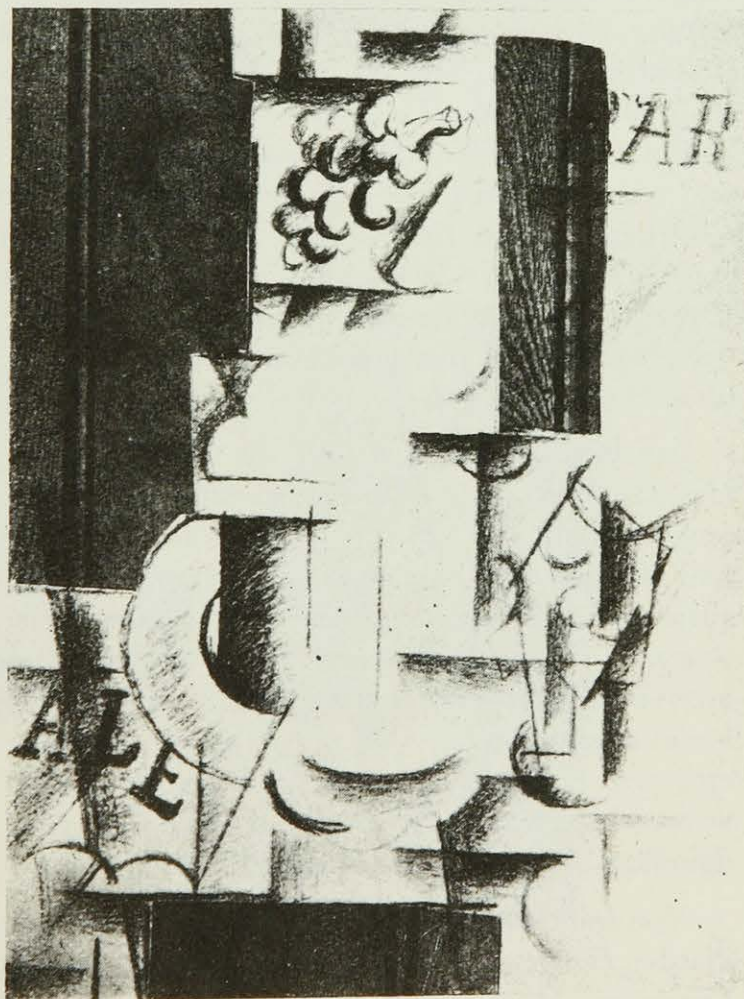
Wedekind hatte nicht das, was man Glück bei Frauen nennt, und hat es so auch nie gesucht. Dazu war er nicht vulgär genug. Einem richtigen Spieler macht es kein Vergnügen, mit gezeichneten Karten zu spielen. Gegen schlechte eigene Karten gewinnen, das ist ein Spieler-Ehrgeiz. Wedekind handelte Frauen gegenüber nie mit Illusionen. Er versprach nichts, machte keinerlei Chimäre aus sich. Er wollte wie er war geliebt werden, *hic et nunc*. Jene kleinen intimen Feigheiten, die man in der Liebe Pflicht nennt, hat er nicht gekannt. Er war von einem außerordentlichen, etwas pedantischen Ernst in der Materie und haßte das Frivole, das Pikante, Spielerische ebenso sehr wie das blinde Drauflos des Schlafburschen. Casanova war ihm, der Stendhal nicht kannte, ein Heldenleben. Er mußte den Frauen schwierig und umständlich erscheinen. Er erleichterte ihnen nicht nur nichts, sondern erschwerte ihnen alles. In diesem Komplex hatte sich ihm nichts formalisiert. Kaufte man von einem aufdringlichen Bettelweib das Blumensträußchen und überreichte es seiner Frau, nahm er es wortlos an sich und gab es einem zurück. Küßte man seiner Frau zum Gruß die Hand, schnarrte er einen an: „Laß das, bitte.“ Er war da immer voller Systeme. „Um nicht eifersüchtig zu sein,“ sagte er einmal, „dazu muß man entweder ein Eunuch oder ein Zuhälter sein.“ Die erwählte Frau galt ihm außerordentlich viel. So wollte er auch ihr viel bedeuten. Alles. Er wußte, daß es für eine hübsche Frau viel leichter ist, anständig zu sein, als dafür zu gelten. Sein sehr männlicher Stolz tat das Aeüßerste, bis zur Lächerlichkeit, nicht in den komischen Ruf des Betrogenen zu kommen, den er auch dann nicht gehabt hätte, wenn er je betrogen worden wäre. Er hatte den Ruf eines lasterhaften Menschen, und nie geschah einem damit ärgerer Irrtum. Sein Rigorismus fand keine bedeutenden Situationen, aber er exzellierte dort, wo nichts zu riskieren war. Etwa in einem Briefe Franks, den mir der Empfänger zeigte: „Bei meinem letzten Besuch konstatierte ich, daß Sie sehr schlecht aussahen, und das hat mich sehr gefreut. Denn so besteht die Hoffnung, daß Sie von diesem irdischen Dasein bald erlöst sein werden.“ Oder eine Dame sagte zu Frank: „Ja, ich werde alt,“ und er darauf: „Wie recht Sie haben, gnädige Frau!“ Oder es rief einer: „Wenn das so weitergeht, hänge ich mich auf,“ und Wedekind: „Ich würde das gleich tun, und es nicht erst zum Aeüßersten kommen lassen.“ Oder zu einem Mädchen, das behauptete, nicht so dumm zu sein, wie sie aussehe: „Nicht möglich!“ Frank war betrübt, daß man ihm seine Ehrlichkeit verübelte, wo er doch nichts weiter täte, als daß er sich ganz auf den andern einstelle und den Ausspruch des andern in der von diesem gegebenen Richtung bestätigend zu Ende führe. Als Tilla Durieux, die gerade die Cleopatra gespielt hatte, sagte, um die Cleopatra ganz richtig zu spielen, müsse man jung und schön sein, glaubte Frank kein besseres Kompliment machen zu können als: „Nun, Tilla, Sie haben das Gegenteil bewiesen.“

NEUE EUROPÄISCHE KUNST*)

Von

WILL GROHMANN

Die neue Kunst ist keine Angelegenheit eines exklusiven Kreises, zu der man prinzipiell Stellung zu nehmen hat, weder die Kunst der Zukunft schlechthin, noch eine Ausgeburt exaltierter Gehirne. Sie ist wie jede schöpferische Leistung von Fall zu Fall zu beurteilen, und Picasso, Ernst oder Klee in einen Topf werfen, wäre genau so lächerlich wie Manet, Cézanne und Liebermann in einem Zuge nennen. Es sind jetzt immerhin zwanzig Jahre schon her, seitdem die ersten kubistischen und abstrakten Bilder gemalt wurden. Inzwischen ist auf diesem Flügel der Kunst so viel geschehen, daß man schon böswillig sein müßte, wollte man den Zuwachs an Intuition, Esprit und Gestaltung leugnen. Ja, ihre Auswirkungen sind heute schon so beträchtlich auf Architektur, angewandte Kunst und Lebensformen, daß die Bestimmung des geistigen Diapason unserer Zeit an dieser Verwirklichung menschlichen Geistes jetzt schon nicht mehr vorübergehen kann. Als 1925 die Exposition internationale des Arts décoratifs in Paris eröffnet war, kamen Freunde zu Picasso und sagten: „Das hat man aus deinem Kubismus gemacht.“ Picasso lehnte die Verantwortung dafür ab und hatte es auch nicht nötig, die Patenstelle anzuerkennen. Aber nicht alle hatten halbverstandene Anregungen ausgewalzt, einige hatten verstanden und richtig angewandt. Ich glaube, daß die Architektur, um nur ein Beispiel zu nennen, zum mindesten den Mut zu ihrer Courage angesichts so kühner, konzessionsloser Kunstbehauptungen gefunden hat. Bei Le Corbusier, Ozenfant, Taut sind die



Picasso

*) Anlässlich der Ausstellung im Hamburger Kunstverein (Sonderausstellung der Hamburgischen Sezession), März 1929.

Zusammenhänge evident. Die Befremdung des Publikums ist um so unverständlicher und erklärt sich vielleicht nur aus dem leider verbreiteten Bedürfnis, möglichst rasch alles Neue auf einen Generalnenner zu bringen. Das ist allerdings nicht möglich, dazu ist der Antrieb bei den einzelnen Künstlern viel zu verschieden.

Hamburg hat 1927 von den Hauptvertretern der neuen Kunst eine Anzahl kennengelernt. Auf der Internationalen Ausstellung waren damals Bilder von *Picasso, Braque, Gris, Léger*, die Dr. Reber und Flechtheim liehen, daneben Werke von *Klee, Kandinsky* usw. Die gegenwärtige Hamburger Ausstellung umfaßt neben Begründern dieser Ausdrucksform eine Anzahl jüngerer Künstler, die als „Surrealisten“ vorwiegend in Frankreich leben, aber als ihren Führer einen Deutschen, *Paul Klee*, ansehen. Der erste Fall übrigens, daß ein deutscher Maler so erstlos von den französischen Malern anerkannt wird. Die Surrealisten sind vorläufig der jüngste Vortrab in der modernen Kunst. Sie schalten die ratio aus, die seit der Jahrhundertwende eine neue Bedeutung in der Kunst erhalten hatte und die eine gesunde Reaktion gegen das Sentiment und die Willkür gewesen war. Programmatisch gehen sie auf den psychologischen Automatismus, die Ausschaltung rationaler und traditioneller Hemmungen aus, künstlerisch auf die Darstellung der Totalität des Lebens, nicht von außen, sondern von innen. Es steckt etwas von der intuitiven und komplexen Erfassung der Welt drin, wie sie Bergson lehrte, und auch die Zeit verschließt sich nicht der bildlichen Verwirklichung. Hierher gehören Klee, der in Paris lebende Kölner *Max Ernst*, einer der zukunftsreichsten Vertreter der Richtung, in Frankreich bisher besser erkannt als in Deutschland; *G. L. Roux*, der in seinen letzten Arbeiten Ernst nahe steht; *André Masson* und *Joan Miro*, die manches aus Picassos mittlerer Periode übernommen und weitergeführt haben; im gewissen Sinne auch der an die Breslauer Kunstakademie berufene *Johannes Molzahn*. In viel freierem Sinne *George Grosz*, den man gern für die neue Sachlichkeit reklamieren möchte, und der schon durch den Esprit seiner Formen sich so wesentlich von ihr unterscheidet, daß man eher versucht wäre, ihn bei ihren Antipoden anzugliedern, wenn er nicht eine Klasse für sich wäre.

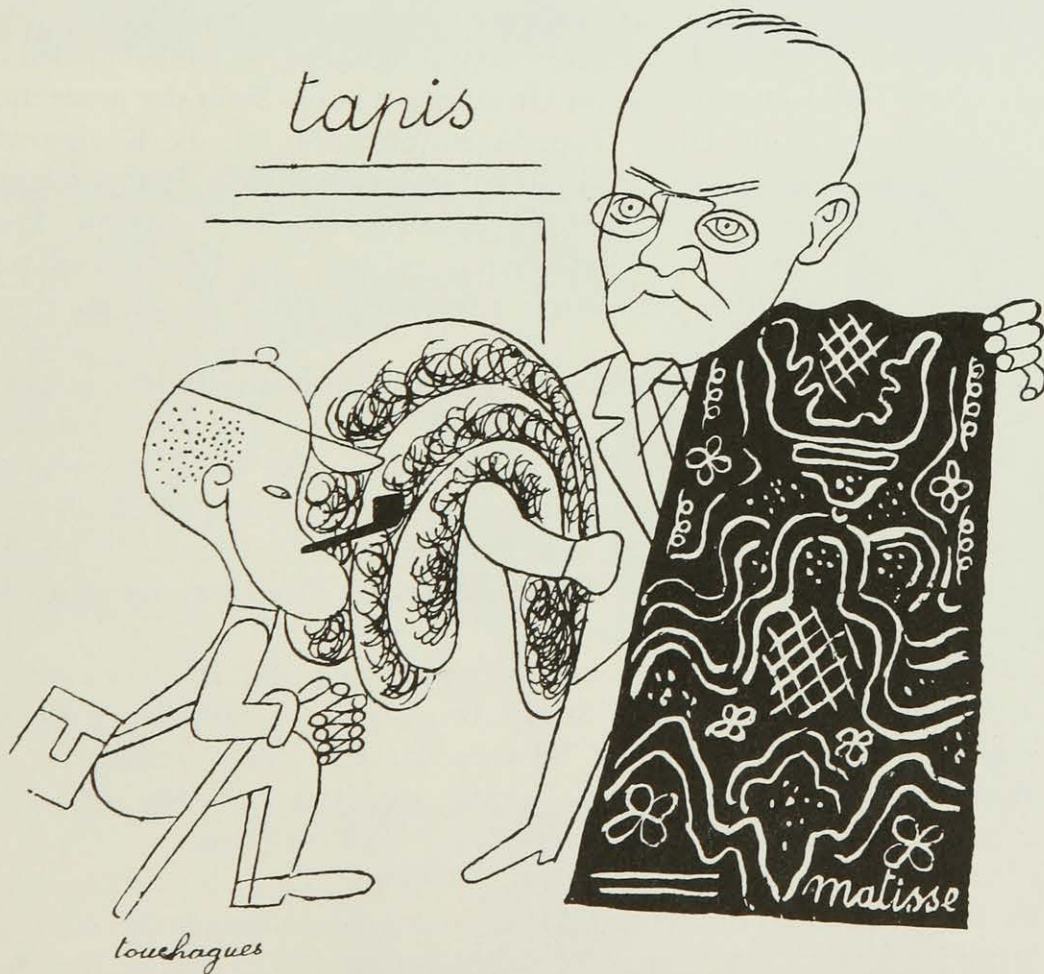
Auf Picasso und Klee fußt die neue Gestaltung. Picassos Fähigkeit, Körper und Raum neu für die Malerei zu entdecken und in die Bildfläche einzubeziehen, sein Simultané der bildhaften Ereignisse, die Schönheit seiner Malerei überzeugte und gewann Anhänger, und die Folgen dieser Befruchtung sind noch gar nicht abzusehen. Auf die älteren wirkten besonders die Anfänge seiner Realisierungsart, jüngere hielten sich mehr an das Ergebnis seiner Raumanalysen und kultivieren das verzahnte Nebeneinander der Formen und Farben in der vollkommeneren Fläche; *Lurcat, Sauverbie, Survage, Beaudin* profitierten von der erneuten Einbeziehung des Figuralen und der Tendenz auf das Wandbild, während in *Strecker, Kronenberg, de Tógores* u. a. das weichere Klima der neuen figuralen Malerei in Paris mitklingt.

Von Italien kamen Anregungen aus dem Lager der Futuristen und der *Valori Plastici*. *Giorgio de Chirico* war unter ihnen der stärkste und entwicklungsreichste. Das kühne Marionettentheater seiner antikisierenden Figurinen sind der frucht-

barste Beitrag Italiens zur europäischen Kunst; die letzte Stufe Chiricos ist eine aktuelle Wiederaufnahme antiker Wandmalerei.

Die Erneuerung der Wandmalerei gehörte in das Programm der kubistischen Neuerer um 1910. In dieser Richtung arbeiteten alle. Und in der Tat scheint die neue Form der Verwirklichung monumentaler Absichten günstig. In Frankreich versuchte sich der durchaus selbständige *Ferand Léger* mit Erfolg. In Deutschland *Baumeister* in Frankfurt a. M. und *Schlemmer* in Dessau, beide in eigener Form, aber beide mit dem Resultat eines monumentalen Stils, der die ersten Früchte in öffentlichen Aufträgen an diese Maler trägt. Überraschend auch hier die Rezeption antiken Geistes, aber durchtränkt mit den Erfahrungen unseres Maschinenzeitalters, das für den schöpferischen Menschen alles andere als kunstfeindlich ist.

Die Plastik hätte aller Voraussicht nach einen gewaltigen Antrieb von der Seite des Kubismus erfahren müssen. *Picasso* war auch hier der Initiator. Die Auswirkung blieb aber auf wenige beschränkt: den Russen *Archipenko*, der seit drei Jahren in Amerika sich anderen Zielen zugewendet hat; auf die Franzosen *Lipschitz* und *Laurens*, von denen jener der stärkere Dynamiker, dieser der sensiblere Lyriker ist; auf den Deutschen *Rudolf Belling*, der einen weiten Weg vom reinen Ausdruckskünstler zum konsequenten plastischen Gestalter durchlief.



Touchagues

STUTTGART UND DIE SCHWABEN

Von

WILLI BAUMEISTER

Ihr, ihr, dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt,
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
gebar das Schwabenland. Schiller.

Stuttgart wurde entdeckt im Jahre 1193 von Eberhard mit dem Barte, als er sich von Wildbad aus auf der Saupirsch befand. Er ritt über die Spargel- und Sauerkrautfelder von Untertürkheim, folgte den Römerwällen bei Cannstatt bis zum Familienbad im Mineralsprudel Leutze, und weiter und weiter den Geruch des Nesenbachs. Er legte alsbald einen „Stutengarten“ an, da wo heut noch der Marstall steht. In der Urbanstraße gründete er die Württembergische Akademie der bildenden Künste, die heute noch zu dem ewigen Dank seine Kunstanschauung zu pflegen hat. Im Frühling, wenn die Landkonfirmanden klassenweise durch die Landeshauptstadt, Orangenschalen säend, geführt werden, erschallt zu Ehren Eberhards vor seiner Marmorgruppe in den vormals kgl. Anlagen der fröhliche Gesang täglich von Zeit zu Zeit: „Preisend mit viel schönen Reden“

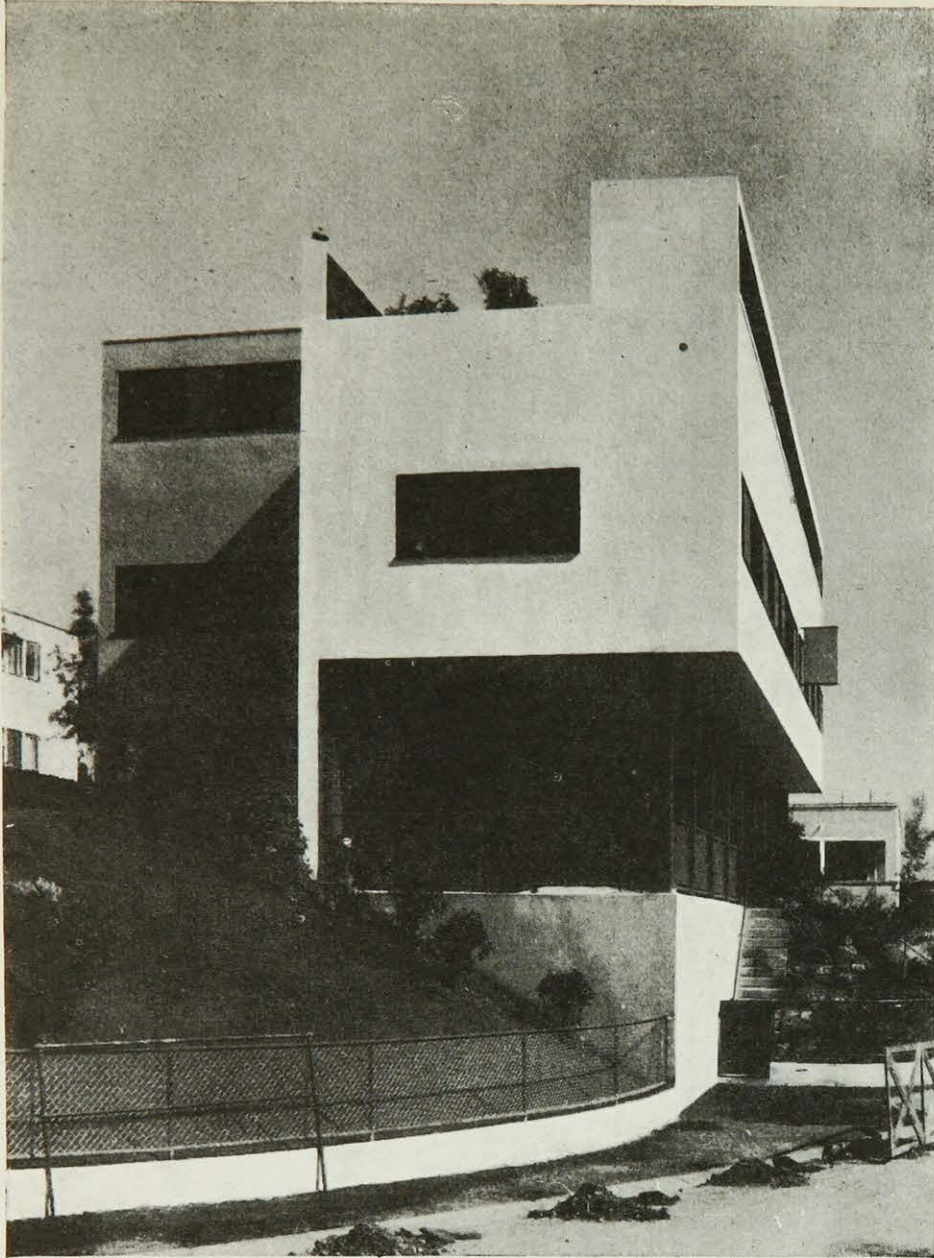
Stuttgart gehört zu den schönsten Städten des Kontinents. Im Sommer ist's im Talkessel heiß wie im Süden. Die Vegetation gedeiht wie im Treibhaus. Der Schloßplatz erinnert an Paris, der Hasenberg an Florenz, die Weißenhof-Gegend an Algier, dank den Errungenschaften einer sowohl südlichen als radikal modernen Bauweise. Zwei Turmhäuser dienen zur Orientierung in der Stadt der prozentual meisten Autos Deutschlands. Dieser Tatsache entsprechend, soll die Königstraße auf Wunsch der Selbstfahrer zur Rennbahn freigegeben werden. Stuttgart besaß das erste Hallenschwimmbad und (nach Gotha) das zweite Krematorium. Hingegen wurde auf Anregung des Heimatschutzes bis jetzt auf Kläranlagen verzichtet. Die Fäkalien werden noch immer pneumatisch entfernt, was zu einem originellen Straßenbild beiträgt.

Die Eingeborenen der Hauptstadt wie des Landes sind mittelgroß und kompakt. In der Phrenologie ist bekannt, daß der Schwabenschädel der dickste und viereckigste aller Schädel ist. Der Franzose leitet sein „tête carré“ hiervon ab. Den Schweizern ist der „Schwob“ der Inbegriff aller Reichsdeutschen, übrigens auch den Russen, übrigens aller Welt, denn der deutsche Michel ist der Typus des Schwaben, außerdem in schwäbischer (Betzinger) Tracht. Und last not least: der Urfaust ist ein Schwabe, aus Knittlingen.

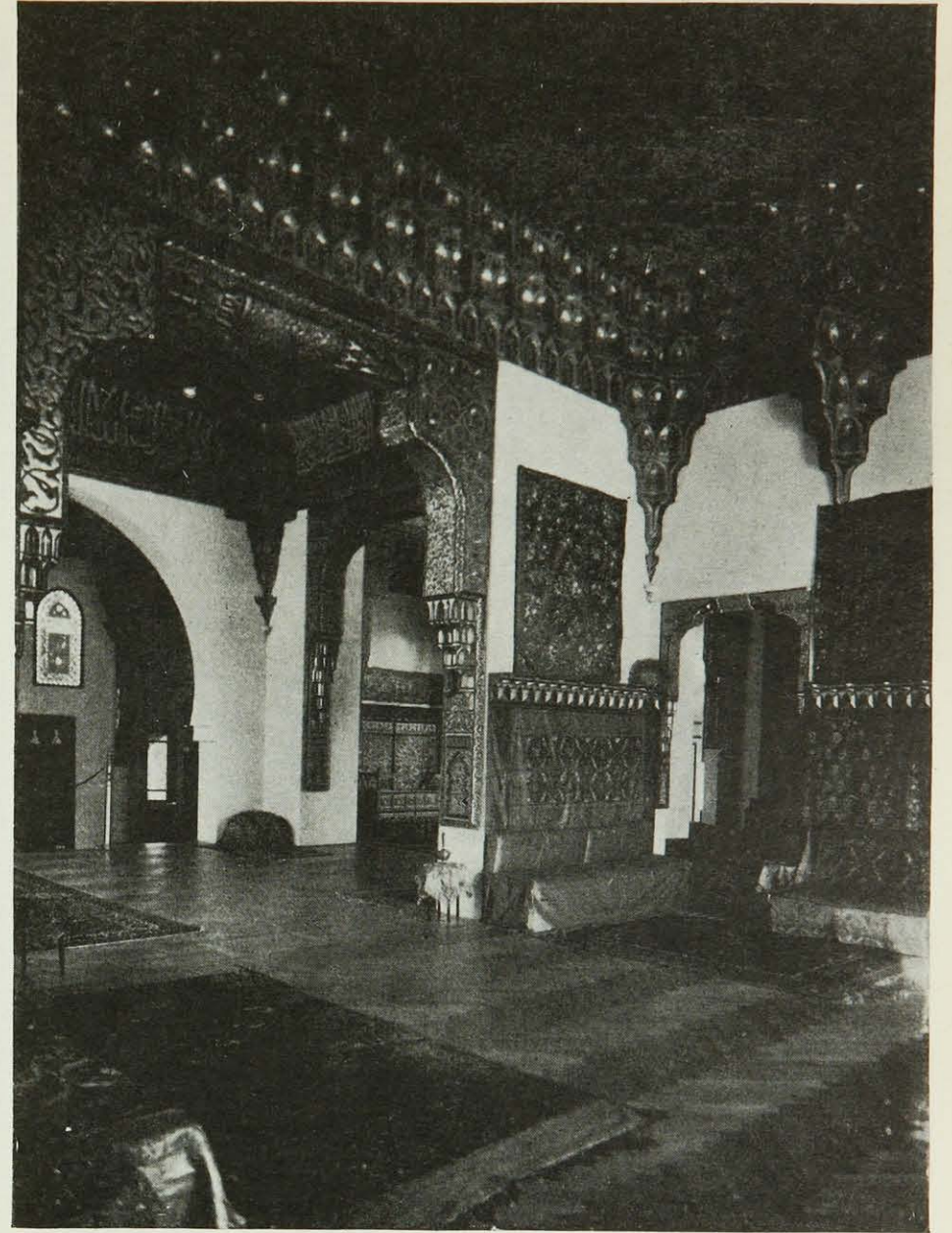
Dieser Menschenschlag bedeutet eine Komprimierung und ist dabei extrem individuell. Sämtliche Kirchen und Sekten fassen Fuß. Der Schwabe ist ein Eigenbrötler, Bastler, Erfinder (jeder Schwabe hat ein Patent angemeldet — Albert Hirth 300), Autist mit vielerlei Talenten, ein latentes Genie, ein ganzer Querkopf. Wird einer 40, so ist alles noch von ihm zu erwarten.

Der Dialekt ist horribel reich, plastisch, bildhaft in endlosen Farbnuancen. Gefunden wurden die kürzesten und längsten Worte der deutschen Sprache. In dem sechsbändigen Wörterbuch der schwäbischen Sprache von H. Fischer liest man fünfzehn Seiten über den obersten aller Kraftausdrücke.

Stuttgart



Corbusier-Haus (Weißenhof-Siedlung)



Die arabischen Räume des Fürsten Carl von Urach

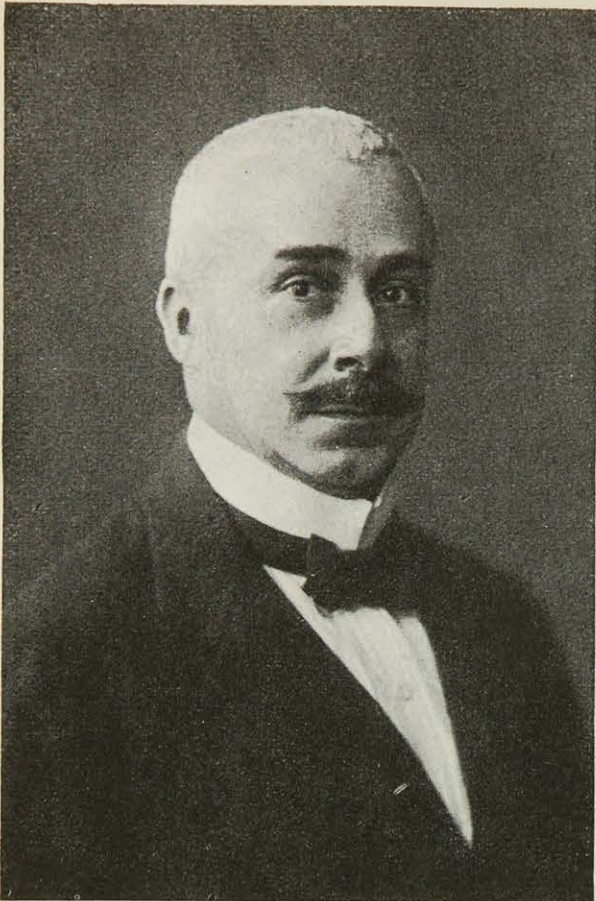
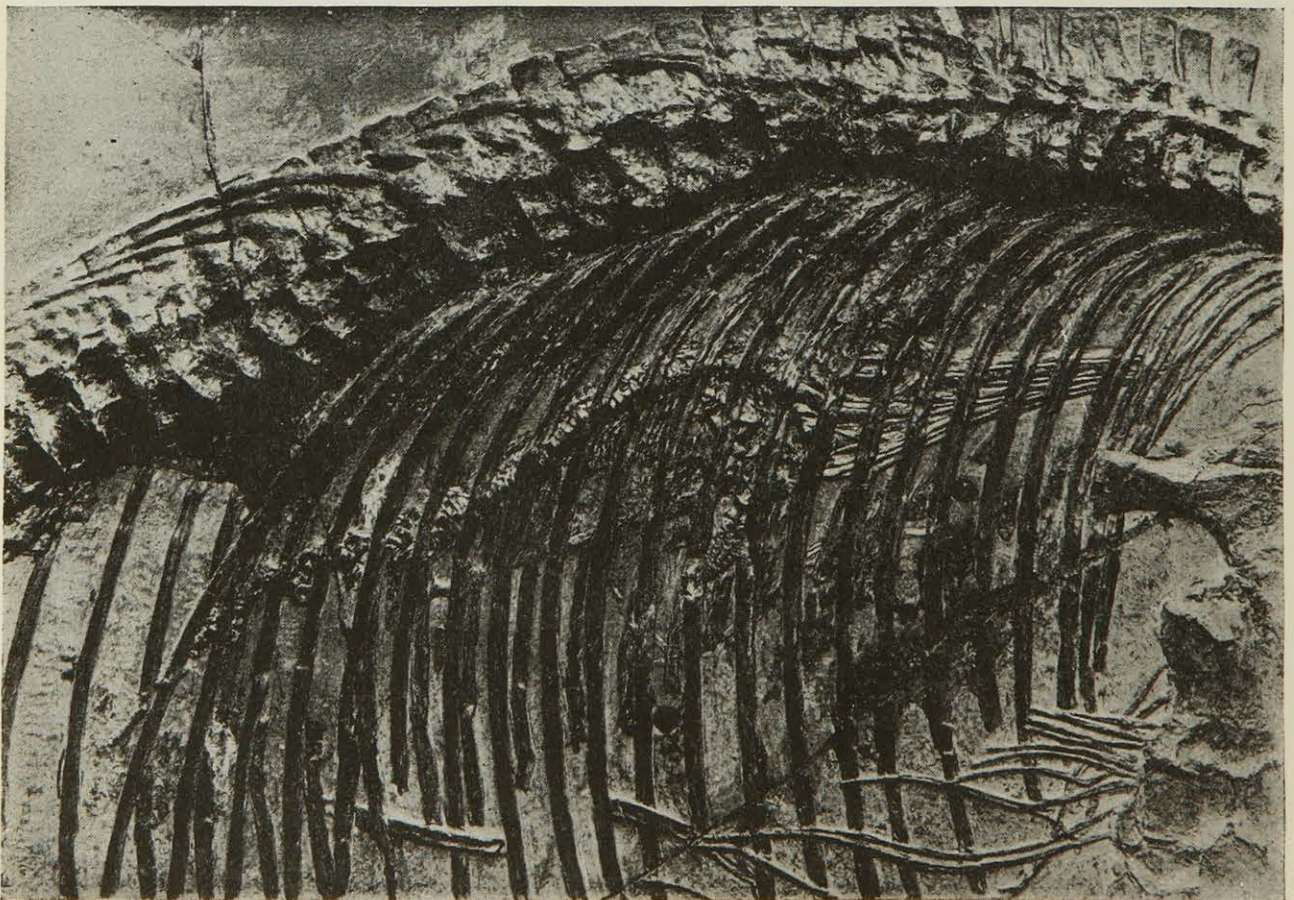


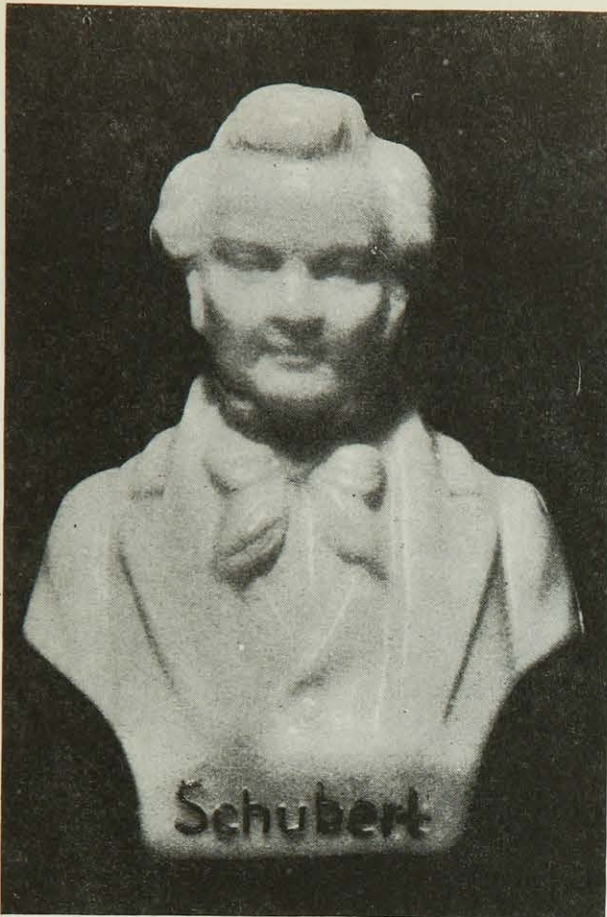
Photo Hirrlinger
Bazille, der württemberg. Kultusminister



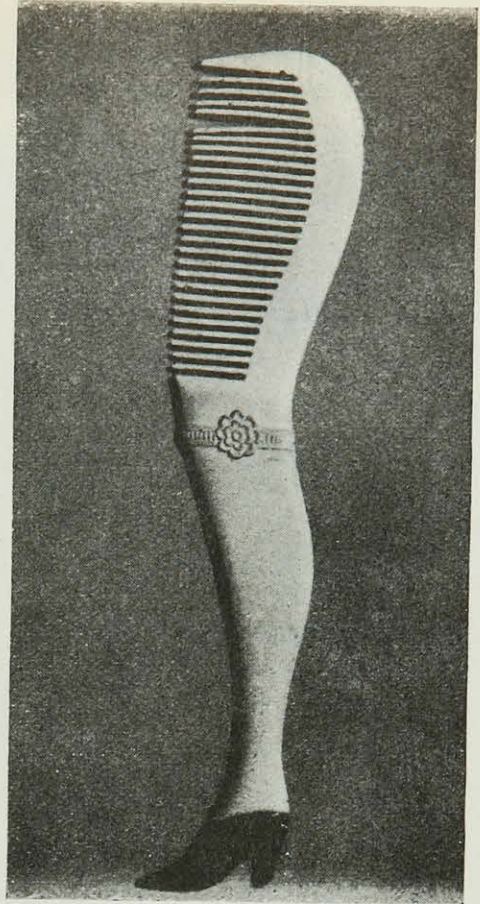
Willi Wiedmann, Besitzer der Elsässer
Taverne, Zauberkünstler und Schiller-
darsteller



Württ. Naturaliensammlung
Junger Ichthyosaurus zwischen den Rippen eines erwachsenen Tieres



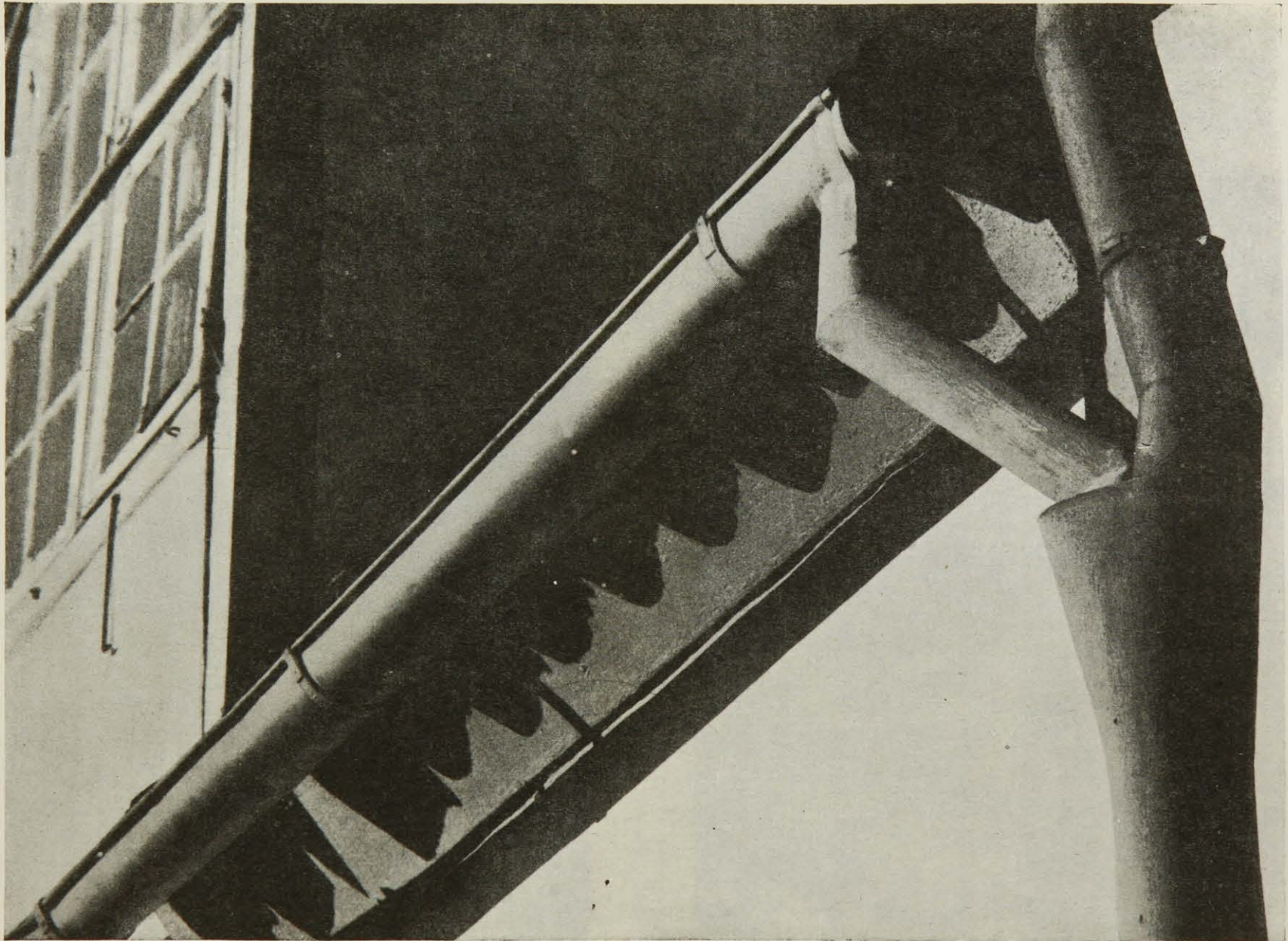
Büste aus Seife



Kamm



Humoristische Trinkgefäße



Aus dem Lübeck-Buch (Verlag Ernst Wasmuth, Berlin)
Renger-Patzsch, Dachrinne. Photo

Schwaben wäre in seiner Idyllenstimmung in Vergessenheit geraten, wenn nicht Schwabenstreiche und einige Ausländer manchmal um das Gegenteil besorgt wären.

Verlaine und Rimbaud prügeln sich am Neckarstrand, nachdem Verlaine seinen Freund zuerst aus einer Pistole beschossen hatte. (Am selben Ort werden heut noch alljährlich, auf dem Cannstatter Volksfest, solche Gebräuche geübt.) Im Amtsgericht Stuttgart-Mitte verfaßte Verlaine einige Zeit lang seine Gedichte. Balzac gedachte seines Stuttgarter Aufenthalts in „Oberst Chabert“. Lenau, Heine, Jean Paul, Peter Altenberg, Reinacher u. a. liebten und lyriken daselbst, teils der historischen Verlage wegen: Cotta u. a.; dreiviertel aller Vorfahren Goethes stammen aus württembergischem Gebiet.

Und dann kommen sie, die Dichter und Philosophen und sonst nützlichen Leute: Hölderlin, Schiller, Mörike, Uhland, Hauff, Gerok, Justinus Kerner, Schubart, Reuchlin, Melanchthon, Johann Peter Hebel, Hegel, Schelling, List, T. V. Vischer, Isolde Kurz, Hermann Essig, Finkh, Hermann Hesse, Max Eyth, der Physiker Robert Mayer, der Astronom Kepler, der Musiker Halm. Vollmoeller aus Vaihingen, Vaihinger (Als ob), G. Schwab und der Stahlmagnat Schwab, die Lumpenwölfe, Lämmle der Dichter, und ein anderer, der Filmbeherrscher der Welt.

Voigt konstruierte und lieferte die Turbinen für den Niagarafall, Knorr die Erbswurst, Frank Zichorie, Walker alle Orgeln, Hohner alle Mundharmonikas, Lechler den Lack, Mauser alle Flinten, Pistolen und Kanonen — nein, Kanonen nicht, Bosch den Zünder; Bleyles Knabenanzüge, Benger, Hautana, Linoieum, Hauff und Nestle; Siegle, der Apotheker, kochte Farben, jetzt I. G.

In Stuttgart lief das erste Vehikel mit Benzinmotor, erbaut von Gottfried Daimler und seinem Freund Maibach.

Der Schneider von Ulm und seine Fluggenossen: Zeppelin, Dornier, Hellmuth Hirt und Klemm; Köhl ist ein halber Schwabe.

Schwaben sind weiter: Deutschlands bester Diplomat der Vorkriegszeit, von Kiderlen-Wächter, die Minister Gröner und Geßler, die Maler Zeitblom, Konrad Witz, Schaffner, Oskar Schlemmer, Purrmann, Schlichter, zwei Zugewanderte: Hölzel und Brühlmann, Nägele und Schönleber, samt dem Unterzeichneten, und Fürst Albrecht von Urach, der Bildhauer Scharf, der Maler Richard Goetz aus Ulm, der Entdecker Gericaults und der „Sätze“ (Satz mit „Gericault“ = „Cherry Cobler“). Dazu ihre Sammler: Borst, Baron von Simolin, die Brüder Kahnweiler, (der ältere, Henri, Picassos, Braques, Déraíns, Légers erster Freund und Händler), Baum (zugewandert, aus Wiesbaden) Direktor des Ulmer Museums, der daraus ein schwäbisches Folkwang machen will, Löwenstein, die Spanier Kochertaler, der Amsterdamer Mendelssohn-Mannheimer, Kämmerer.

Außer den sieben Schwaben gibt es noch Pazaurek (zugewandert), Konradin von Hohenstaufen und sämtliche seines Geschlechtes, Willi Widmann, Toni van Eyck, die Herzöge von Urach, die von Teck (englisches Königshaus), Graf Uexküll-Gyllenband, Barbarossa, Bazille, Götz von Berlichingen, Ministerialrat Frey, den Propheten Häusser, Lily Hildebrandt und Jäger (Wolle und Wäsche), Düssel (in Vertretung A. Sieburg), Maria Koppenhöfer, Dr. Owlglas, Parazelus, Abraham à Santa Clara, Clara Zetkin, Relativitäts-Einstein, Jud Süß, Museumsdirektor Heinz Braune, den blauen Reiter a. D., und den Sitten-Fuchs, der der Unsittlichkeit seine Daumiers verdankt.

MEIN „KITSCHMUSEUM“

Von

GUSTAVE PAZAUER

Ob es klug von mir war, vor nunmehr zwanzig Jahren die verschiedensten Geschmacksentgleisungen der Kunstindustrie und des Kunsthandwerks zusammenzustellen und fein säuberlich zu ordnen, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Ich selbst laufe seit dieser Zeit mit dem Kainszeichen des Greuelschnüfflers herum, als hätte ich in meinem ganzen Leben nichts anderes gemacht, als wären alle meine Bücher ungeschrieben. Und das *Württ. Landesgewerbemuseum in Stuttgart* gilt allen, die es nicht selbst gesehen haben, als eine stets wachsende Ansammlung von Mist und Schund, der alles andere erstickt. Statt des auch in ausländischen Blättern immer wiederkehrenden Aufrufes, mir allerhand Mist oder — wie es in liebenswürdiger Weise wegen des Reimes auf meinen Namen gewöhnlich heißt — „den ganzen Dreck“ einzuschicken, der irgendwo auftaucht, zöge ich es doch vor, kostbare Uhren, Bustelli-Figuren, edle Gläser oder schöne Teppiche für meine Museums-Sammlungen erhalten zu können. Doch mit des Geschickes Mächten — — —.

Wenn somit das Museum als solches, sowie meine Wenigkeit, von der ständigen Abteilung der Geschmacksverirrungen leider nur wenig Vorteile ziehen können, so spielt dies doch gar keine Rolle, wenn man dagegen den ganz außerordentlichen Nutzen hält, den diese Abteilung bereits stiften konnte und unausgesetzt weiter stiftet. Das Damokles-Schwert, das Schund-Erzeugern über ihrem Haupte baumelt, ist doch ein kitzliges Ding, und schon mancher hat es sich überlegt, ob er seine Erzeugnisse an den Pranger gestellt sehen wollte. Geharnischte Beschwerden verschiedener Schundfabrikanten bei der württ. Regierung, daß ich große Teile ihrer Produktion zum Nachteil der Steuerkraft bekämpfe, ja geradezu lahmlege, bezeugen am besten, daß das „Kitsch-Museum“ lebt und wirkt und eben durch Beseitigung des Unkrautes der ehrlichen und anständigen Arbeit Luft und Licht schafft.

Es ist eine bewußte Unwahrheit, wenn einzelne Leute behaupten wollen, die Museumsbesucher würden durch diese Unternehmung nur verwirrt. Die mehr als ausgiebige Bezettelung bietet auch dem, der sich den Führer nicht kaufen kann oder will, genügend Aufklärung nach allen Seiten, und Analphabeten sind in Deutschland doch zum Glück nicht die Regel. Mancher Besucher — es braucht dies keineswegs der Dümme zu sein — würde sich wohl sogar auch das eine oder andere Objekt ganz gerne ausbetteln und in sein Eigentum überführen. Aber damit ist nichts anderes gesagt, als daß hier auch verschiedene Objekte vorhanden sind, die zwar nicht als ästhetisch einwandfrei bezeichnet werden können, aber doch vielleicht als Antiquitäten einen gewissen, mitunter sogar nicht unerheblichen Marktwert besitzen. Uebrigens kann z. B. etwas, was vom Standpunkt der Stoffwahl oder -behandlung zu tadeln ist, besondere koloristische Reize besitzen oder etwas, bei aller Ablehnung dekorativer Unselbständigkeit, in den Verhältnissen trotzdem ganz glücklich und sympathisch sein, manches auch ohne nähere Untersuchung ganz appetitlich aussehen, um sich nachher als ein greuliches Surrogat zu entpuppen.

Was enthält also alles die Stuttgarter Folterkammer? Recht wunderliche Dinge aus den verschiedensten Stoffen aller Zeiten vom Altertum bis in unsere Tage, heimische Erzeugnisse und solche aus den entlegensten Gebieten der Erde; denn die Versündigungen ästhetischer Art sind leider nicht nur auf einzelne Gebiete beschränkt, ebensowenig etwa ein Privileg unserer Zeit allein. Es irrt der Mensch, so lang er strebt. Unsere p. t. Herren Schundfabrikanten können ihre stolze Ahnenreihe nicht nur bis in die Kreuzzüge, sondern selbst in das alte Aegypten zurückverfolgen, obwohl sich erst die Deszendenz wie der Sand im Meere ausgebreitet hat. Vielleicht hat man auch schon im Altertum etwas Aehnliches gemacht wie die herrlichen Schilde, die in erst später erhärteter Masse allerlei Knöpfe, Beschläge, Schnallen, Glasperlen, Kaurimuscheln oder ähnliches eingedrückt als „Schmuck“ aufweisen. Aber wie viele solcher Schätze mögen im Laufe der Zeit zugrunde gegangen sein! Vielleicht hätten schon unsere verehrten Bärenhaut-Ahnen an beiden Ufern des Rheins ihre Trinkhörner von gefühlsvollen Zinkfiguren halten lassen, wenn die Metallbearbeitung damals schon unsere heutige technische Leistungsfähigkeit erreicht hätte. Wenn etwa Alkibiades noch keine für unsere Zähne zu schwere Zigarettenspitze aus Edelstein benützte, so ist dies dadurch leicht verständlich, weil diesem Hauptvertreter der damaligen jeunesse dorée leider das Hauptattribut seiner heutigen Epigonen, die Zigarette, versagt gewesen ist. Und was hätte er es sich kosten lassen, wenn ihm die prächtige schwarz-weiß-rote Schnurrbartbinde zugänglich gewesen wäre, natürlich in den



Hans Hildebrandt

Prof. Pazaurek

(gar nicht existierenden) Stadtfarben des damaligen Athen. Und Alexander der Große hätte vielleicht eine Provinz darum gegeben, wenn er das in der Sammlung befindliche schwarz-weiß-rote Toilettenpapier mit der Marke „Siegreich“ gehabt hätte.

Ich wollte die Gesichter sehen, die die Vertreter ferner Kulturen gemacht hätten, wenn man ihnen die großartige Schreibzeugserie in den verschiedenen historischen Stilen hätte vorführen können. Die Assyrer, die ihre Herzensergüsse in Tontäfelchen zu ritzen pflegten, hätten sich hilflos gegenüber den für sie total unverwendbaren Behältnissen für Tinte und Streusand benommen; und gar die Kelten hätten das dümmste Gesicht von der Welt gemacht und sich nach dem Zweck so überflüssiger Dinge erkundigt, zumal doch das ganze Volk nicht schreiben und lesen konnte und uns nicht ein einziges schriftliches Denkmal hinterlassen hat.

Was man hier sonst noch alles sehen kann? Allerlei Pilze als Sparbüchsen, Salz- und Zuckerstreuer, Fingerhuthalter, Nachtlampen, Likörservice, Zahnstocherbehälter und dergl., die eigentlich Glückspilze sein sollen, obwohl sie sich der schönen Farbe wegen zumeist in Fliegenpilze verwandelt haben. Dann ihre Gegenstücke aus dem Weltkrieg, wie Pillenfläschchen, Mundharmoniken, Saugflaschen, Rosenkränze und ähnliches in Gestalt von Granaten. Der „Hurra-Kitsch“ mit seiner vorbeigelungenen Heldenehrung oder dem Mißbrauch des eisernen Kreuzes schießt überhaupt üppig in die Halme. Aber nicht weniger lieblich sind die verschiedenen Konstruktions-Attrappen, etwa die Dackelfamilie, deren einzelne Glieder auch zum Anzünden von Zigaretten oder zum Schnurrbartbürsten abgerichtet worden sind. Und welche Formen gar die Trinkgefäße angenommen haben, läßt sich kaum an einer anderen Stelle so gut überblicken. Hier kann man natürlich nicht annähernd alles aufzählen, was in den einzelnen Abteilungen z. B. bei den Surrogaten, bei den Konstruktionsünden, unter den Kinderkrankheiten der Sezessionen, bei den Fälscherkünsten usw. angehäuft ist.

Das Hauptmerkmal der genannten Stuttgarter Museumsabteilung liegt zum Unterschied von einzelnen vorangegangenen Geschmacksbildungs-Bestrebungen, die sich vorwiegend in der Gegenüberstellung von Gut und Böse gefielen, in der *Begründung*, die jedem Verdikt hinzugefügt ist, sowie in der Anordnung nach einem übersichtlichen *System*, das erst geschaffen werden mußte. Alle nur irgend denkbaren Verfehlungen auf dem kunstgewerblichen Gebiet sind entweder *Versündigungen gegen die Materialbehandlung* oder gegen die *Zweckform und die Technik*, oder gegen die *Kunstform und den Schmuck*, und diese drei Gruppen zerfallen in verschiedene Unterabteilungen, die ebenfalls möglichst einleuchtend bezeichnet sind. Vorläufig ist es noch keinem gelungen, ein besseres System an die Stelle des Stuttgarters zu setzen, so sehr auch manche persönlichen Gegner die sprachlich und begrifflich gleich gräßliche Bezeichnung des „Geschmäcklertums“ aufgebracht haben, was nur der Mist-Produktion willkommen sein kann. Und doch ließ sich an irgendeiner anderen Stelle sehr leicht auch eine ganz andersgeartete Sammlung von Kitsch denken, und zwar nicht nur auf anderen Kunstgebieten, so namentlich in der Literatur oder in der Musik, sondern auch unter den Gegenständen des täglichen Bedarfs oder der täglichen Freude. Man könnte z. B. die Greuel nicht inhaltlich gruppieren, sondern nach dem Feinheitsgrad, also allmählich von den ordinärsten, in jeder Beziehung zu verwerfenden Dingen, die schon dem Geschmacksproleten als miserabel einleuchten, allmählich aufsteigend in jene Sphären gelangen, die dem Durchschnittsmenschen schon ein hohes Kultur-Niveau zu sein scheinen und doch von jedem zarter Besaiteten als Talmi-Kultur oder Pseudo-Vornehmheit empfunden werden müssen.

Aber ich will mir nicht darüber den Kopf zerbrechen, was ein anderer tun könnte. So viel steht jedenfalls fest, daß mit Geboten allein pädagogisch nicht auszukommen ist. Das hat schon der selige Moses gewußt, dessen ehrwürdige Steintafeln doch auch *mehr Verbote als Gebote* enthalten. Ich habe jedenfalls mit den Verboten, soweit dies bei dem Mangel an Strafbedingungen und der Unmöglichkeit des Vollzuges schwerer Kerkerhaft oder empfindlicher Geldbußen überhaupt möglich ist, die denkbar besten Erfahrungen gemacht und will daher den mir seit den Tagen des Weltkrieges verliehenen Spitznamen eines „Lord Anti-

kitschener“ mit Gleichmut weiter ertragen. Doch bitte ich gefälligst zur Kenntnis zu nehmen, daß ich dies nur gewissermaßen „in der Reserve“ bin, wenn ich die Uniform anziehe und als der „Drachentöter Georg“ — wie ich auch bereits bezeichnet wurde — die Lanze einlege. Aber mein Reserveleutnantbeifug bildete nicht den Hauptinhalt meines Lebens.

DER LESER ILLUSTRIRTER BLÄTTER

Von

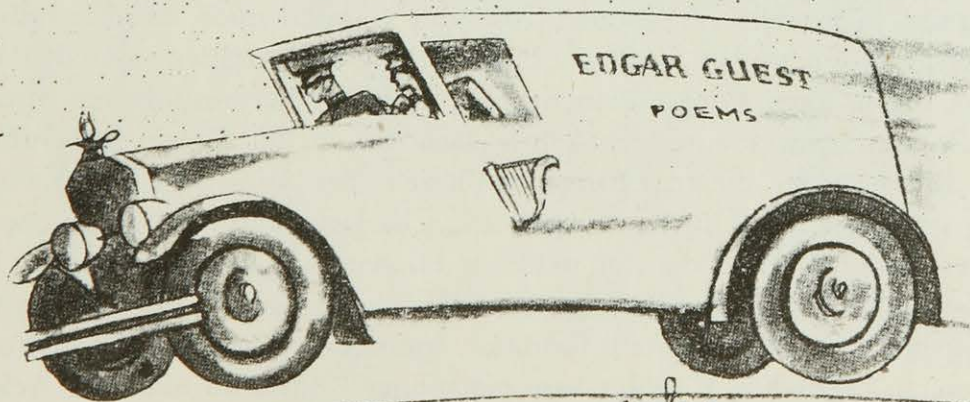
HEINRICH SCHAFFER

*Besteht die Welt aus Links und Rechts (der Politik)?
Besteht die Welt aus Armen und aus Reichen?
Besteht die Welt aus schlanken, nackten Leibern?
Aus unbekanntem und bekannten Namen?*

*Besteht die Welt aus Geist (bebrillte Wissenschaft)
Und Körper (das Geschäft: die Wirtschaftsführer)?
Besteht die Welt aus Film- und Bühnenmasken
Und aus den Masken ungeschminkter Herren?*

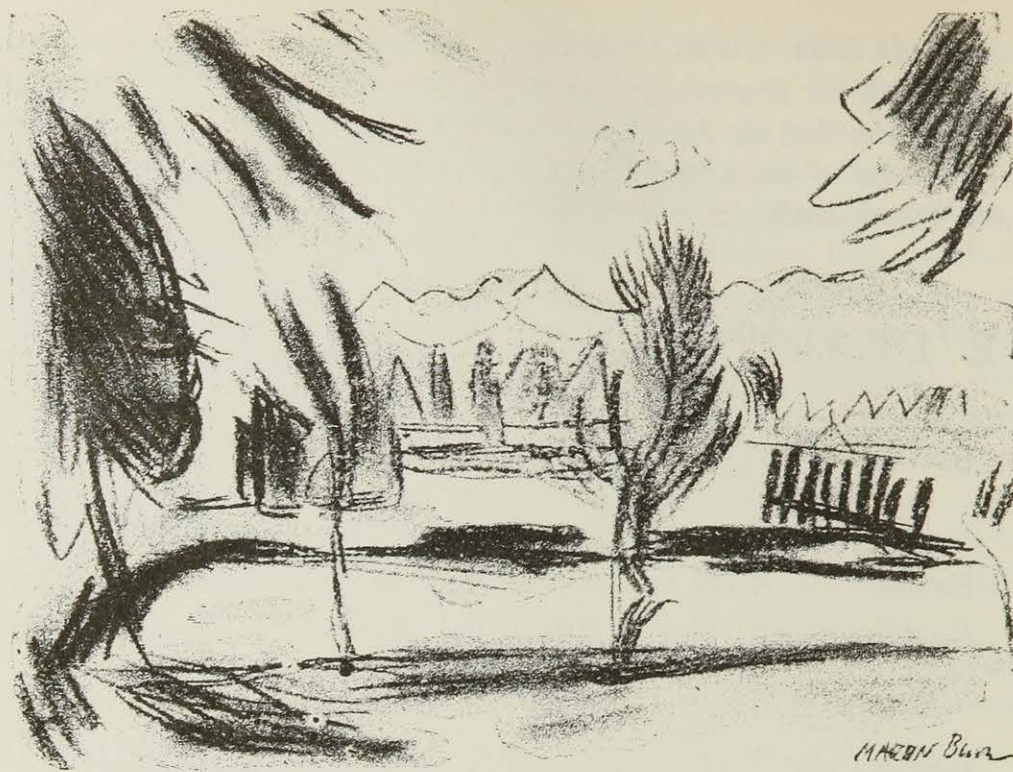
*Es scheint, aus alledem, vor allem aber
Besteht die Welt aus Kleidern, Mänteln, Schuhen.*

*Ein wenig Herz, unendlich wenig Geist
Und unermessliche Komplexe toten Stoffes.
Seelloses Treiben und wertloses Geld.
Und doch, dem Geiste selbst:
Wie würzlos ist der Geist, wie schmackhaft ist der Stoff!*



*John
Elmore*

(„The New Yorker“)



Martin Bloch

Kreidezeichnung

DER GOLDENE TOD JAGD MIT ADLERN IN DEN KALMÜCKEN-STEPPEN

Von

VICTOR K. EUSTAFIEFF

Noyon Toundouts Goldene Adler waren vorzüglich für die Jagd vorbereitet; Koutoush kam meilenweit über die Steppe geritten, um es mir zu erzählen. Als wir unsere zottigen Ponys durch das silberne Meer des Steppengrases trieben, das uns mannshoch lind und geschmeidig umwogte, versuchte ich mich der diversen Kalmückengebräuche zu erinnern, die bei solcher Gelegenheit Vorschrift sind; denn ich wollte Noyon Toundout, den Anführer der Kalmücken-Nomaden Südrußlands, keinesfalls verstimmen. Mit ihm verband mich alte Freundschaft.

Als wir nach einem Ritt von etwa einer Stunde haltmachten, um den Winddämonen, die in alten Grabhügeln hausen, nach der herkömmlichen Sitte eine Münze als Geschenk zuzuwerfen, entdeckten wir in der Ferne, im Dunst des warmen Sommertages, die kegelförmigen Filzzelte der Nomaden. Eine Kavalkade prächtig gekleideter Kalmücken in grünen, scharlachroten, orangefarbenen und schwarzen Ledermänteln, die mit nacktem Hintern auf hageren kleinen Ponys ritten, kam uns entgegen und bot uns den Willkommengruß des Stammes, und ihre Wolfshunde, zu drei Vierteln Raubtier, sprangen an unseren Pferden empor.

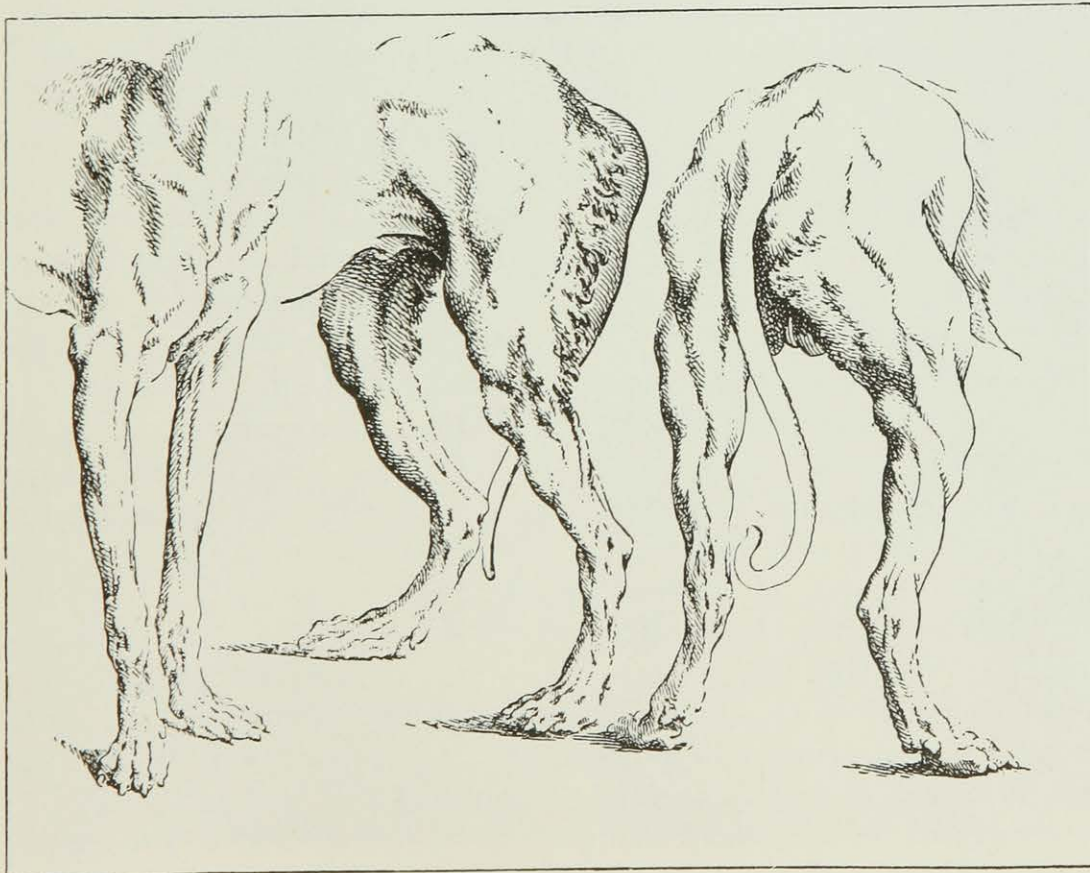
Auf einem herrlichen Vollblut kam ein junger Kalmücke über das Ackerfeld dahergeritten und winkte mit seinem Stutzgewehr. Es war Prinz Mankoush, Noyon Toundouts Sohn, den ich noch nicht kannte. Bei der Begrüßung, als er sich verneigte und sein Fehlen beim Willkommengruß liebenswürdig

entschuldigte, fielen mir all die Gerüchte ein, die über seine tolle Karriere in Oxford im Umlauf waren. Sogar hier in der Steppe sah er noch wie ein Gent aus.

Plötzlich erklangen in einiger Entfernung Kuhglocken, eigenartig gestimmte Instrumente, Flöten, Hörner, schrille Pfeifen und ein Dutzend chinesischer Kessel-pauken: der Jagdruf, ein unheimlicher, von Mordlust geschweller Sing-Sang. An der Spitze des improvisierten Orchesters ritt Noyon Toundout, angetan mit einem rotgoldenen Lederwams, in den juwelengeschmückten Händen eine vergoldete, mit weißen Pfauenfedern verkleidete Stange, das Wahrzeichen seiner Würde. Er begrüßte mich mit den Worten: „Mein Freund, Koutoush wird dich zum Gästezelt geleiten. Ich freue mich, daß du eine angenehme Reise hattest.“

In dem riesenhaften, orangefarbenen Filzzelt, das für Gäste bestimmt und von einer Dornenhecke umzäunt war, fand ich ein prasselndes, mit Dungstücken genährtes Feuer vor. Und das im Juli, dem heißesten Monat in der Steppe. Aber das ist ungeschriebenes Gesetz bei den Kalmücken-Nomaden: „Ein Gast darf bei uns keine Kälte verspüren“, sagen sie.

Draußen ertönte nun ein Silbergong, einmal, zweimal, und ein Kalmückenbursche, der eine Schale „koumys“ mit Salzmandeln trug, kam leise herein. Ich tauchte meine Finger in die Schale und goß dann den Inhalt ins Feuer, schüttelte dabei ärgerlich den Kopf. Der Bursche ging schweigend hinaus, mit einem Grinsen auf seinem pockennarbigem Gesicht. Wieder erklang melodisch das Gong, und ein altes Weib brachte in einem mit Edelsteinen verzierten Horn würzigen



Joh. Elias Ridinger (1728)

Radierung

Wein und Honig herein. Diesmal stampfte ich laut mit dem Fuß auf (die herkömmliche Äußerung des Mißfallens), und die alte Hexe hustete und gurgelte begeistert Beifall. Dann pries sie in rauhen Schreien den großen „Ourouss“, der so gut die Gebräuche der Kalmücken kenne, und rief ihre Stammesgenossen zusammen, die sich neben dem Zelt aufstellten und in heller Freude mit den Köpfen wackelten. Denn nur einen Bissen Nahrung oder eine Tasse Wasser aus den Händen eines Dieners entgegenzunehmen, bedeutet eine fürchterliche Beleidigung für den Gastgeber und Schande für seine ehrwürdigen Ahnen.

Die Klappe vor dem Eingang des Zeltes hob sich wieder, und Noyon Toundout trat ein; er reichte mir feierlich eine Tasse Wasser, und ein Lächeln verschönte sein strenges, hageres Gesicht. „Mögen Eure Herrlichkeit niemals Durst verspüren“, sagte ich und leerte die Tasse in einem Zug.

Noyon Toundout, mein Gastgeber, war über vierzig, ziemlich groß für einen Kalmücken, hatte mandelförmige Augen und einen Mund, der auf grimmige Ahnen deutete. An seiner rechten Hand fehlten zwei Finger, die Folge eines wilden Kampfes mit einem halbzahmen, ausgewachsenen Goldenen Adler. „Beim Bart des Propheten,“ sagte er lachend und strich seinen kohlschwarzen Bart, „du kennst unsere Sitten genau, mein Freund. Im heiligen Koran steht geschrieben: ‚Die größte Zier eines hohen und mächtigen Mannes ist Höflichkeit.‘ Laß uns rauchen, während die Diener ein ganz bescheidenes Mahl vor uns ausbreiten.“ So rauchten wir Tabak in langen Elfenbeinpfeifen, einen Tabak, der nach Jasmin und Rosen duftete, und tauschten Komplimente aus.

Sehr bald verkündete ein Trompetensignal das Nahen des Dieners mit den Schüsseln für unser Mahl. „Nun laß uns speisen“, sagte mein Wirt und löste mir den Riemen meiner Jagdbreeches. „Bismallah, kann ein bißchen Essen der Jagd etwa schaden? Gewiß nicht, mein Freund!“

Zuerst gab es eine Suppe aus junger Füllenleber, verdickt mit Mehl und saurer Milch, dann mit Safran und Ringelblumen zubereiteten Reis, geschmorte, fette weiße Würmer und Fisch, eingesalzene Schildkröteneier, geröstetes Lammfleisch und als pièce de résistance: Frösche mit Salzmandeln gefüllt. Nachdem wir unsere Hände an den Bärten der knienden Diener abgewischt hatten, sprach ich das „Dankgebet eines vollen Magens“ und umarmte meinen Gastgeber herzlich.

Nun kam die zeremonielle Einladung, das Zelt zu besichtigen, in dem Koutoush seine kostbaren, von den Kalmücken als Halbgötter verehrten Jagdadler hielt.

„Allah habe Erbarmen mit mir,“ stöhnte Noyon Toundout und ballte die Hände in Verzweiflung, „warum muß ich meine armen, rüdigigen, halbtoten und übelriechenden Aaskrähen diesem edlen Fremden zeigen? Koutoush, hörst du mich? Antworte, mein Diener, antworte ohne Scheu!“

Koutoushs Miene zu beobachten war äußerst interessant. Stolz leuchtete ihm aus den Augen, als er, neben dem goldenen Sessel seines Herrn niederkniend, die Einladung herausschrie: „Großer Herr des Ourouss-Stammes, es sei dir gestattet, die Adler zu sehen. Es sei dir gestattet, die Vögel zu sehen, die der Prophet mit seinem Herzblut erschuf. Komm, o Herr und Meister!“

Schweigend und gesenkten Hauptes, um die Geister Noyon Toundouts ehrwürdiger Ahnen nicht zu stören, schritten wir zum „bergut kibitka“, dem Adlerzelt, das den Ehrenplatz in der Mitte des Kalmückenlagers einnahm. Ein paar

„Der goldene Tod“



Jagdadler

Photo Mondiale



„Todbringer“

Photo Mondiale



Kirghisischer Jäger (Zentral-Asien)

Photo Mondiale



Khmer-Kopf der Sammlung v. d. Heydt



Photo Elli Marcus

Werner Krauß als Falstaff (Deutsches Theater, Berlin)

auserwählte Jäger, Halbbrüder meines Gastgebers, folgten uns, Klagelieder singend, mit brennenden Fackeln in den Händen.

Fast ganz unter einem vergoldeten, hölzernen Sattel und einer schweren Pferdedecke verborgen, kroch Koutoush auf allen vieren dahin, in der Hoffnung, ein wohlgesinnter Geist würde ihn für sein Kriegsroß halten und sich auf seinen Rücken schwingen. Alle zwei Minuten hielt er an, um mit den Händen auf dem Boden zu scharren, hell zu wiehern und mit den Steigbügeln zu rasseln. Ich kontrollierte alles mit einer Stoppuhr und stellte fest, daß in diesem Tempo der kurze Weg bis zum Adlerzelt — einem großen, kegelförmigen Bauwerk, von einer riesigen Eiche beschattet — eine halbe Stunde dauerte. Zeit ist in der Steppe ein Nichts, das hatte ich schon längst gelernt.

„Im Namen des Propheten, gepriesen sei sein Name,“ hörte ich Koutoush sagen, „sieh hier die Adler meines edlen Herrn.“ Fackelschein durchdrang die Dunkelheit des Zeltes — — und ich hielt den Atem an, obwohl ich an den Anblick der Jagdadler bei meinen Wanderungen durch die Steppe gewöhnt war: Drei Riesenadler, die Köpfe mit Silberbrokathauben bedeckt, die mit großen Perlen benäht waren, saßen auf einem Balken aus geschnitztem und lackiertem Rosenholz, der diagonal durch das Zelt lief. Ihre Füße, die furchtbare Krallen zeigten, waren bis zu den Zehen befiedert; ihr Federkleid war reich und von samtigem Goldbraun, die schönen Schwungfedern von glänzendem Schwarz. Das Ziehen und Zerren an ihren Ketten und das ständige Flügelschlagen hatte sie nach einer langen Winterruhe, der eine tüchtige Trainingszeit gefolgt war, erregt und für die Jagd ausgezeichnet vorbereitet.

„Nun, mein Freund,“ sagte Noyon Toundout mit stolzgeschwellter Stimme, „ihre Namen, dünkt mich, sind gut gewählt. Sieh diesen hier, ich nenne ihn ‚Vater der Nebel‘. Man könnte mir Sonne oder Mond für ihn bieten, ich würde nur mit den Fingern schnipsen! Hier seine Gattin, die ‚Teufelin‘. Schlag’ nicht mehr mit den Flügeln, mein Herzenskind! Ich habe sie selbst aufgezogen, und Allahs erlauchter Thron wäre kein zu hoher Preis für sie. Und sieh diesen edlen Vogel, Koutoush nennt ihn den ‚Todbringer‘. Warte einen Augenblick,“ fügte er erregt hinzu, „ich will die Pferde satteln lassen. Wir wollen hier im Zelt nicht länger säumen.“

Und nun erklang betäubender Lärm von Kesselpauken und Hornsignalen. Das war das Zeichen, daß der „Mollah“ die grünen Winddämonen vertrieben hatte. „Allahu akbar!“ (Gott ist groß). Diesem durchdringenden Ruf und dem Echo aus hundert Kehlen folgte Zimbelgeschmetter, und die Jäger, hoch zu Roß, drängten in die Reihe, ihrem Führer Noyon Toundout, dem Meister der Adlerjagd, nach. So kamen sie angebraust, eine Horde voll Farbe und Bewegung — Wogen nickender Lanzen und blitzender Schwerter, tollgaloppierende Pferde und Reiter mit gellendem Geheul, Pistolenknallen und Knutenschwingen, alle vom Jagdfieber besessen. An der Spitze galoppierten in geringem Abstand die Musiker und der „Mollah“ auf einem weißen Rennkamel, der Reis für die kopflosen Dämonen der Steppe streute. Als Nachtrab folgten die Diener und die Packpferde mit den Adlerkäfigen, bewacht von etwa zwanzig Bogenschützen. Prinz Mankoush hielt die Mitte des Jagdfeldes inne, sein mit Hafer genährter, englischer Hunter war schon mit Schaum bedeckt.

„Hüte dich, mein Prinz,“ rief ihm Koutoush zu, „wer in der Mitte des Feldes reitet, ist vor Allahs Antlitz ein Tor!“

Zweimal umkreisten wir den Fluß, bis ein alter, purpurner Reiher, aufgeschreckt durch das lärmende Getöse, in lässigen Spiralen aufstieg und seinen üblichen Kampfruf ausstieß.

„Die Beute! Die Beute!“ schrien die Jäger.

Stille senkte sich über den bewegten Jagdzug. Die Männer murmelten seltsame Beschwörungen beim Abladen der Adlerkäfige, und der bejahrte Mollah wälzte sich im Staube und sang Verse aus dem Koran, vermischt mit Zauberformeln gegen die allmächtigen Dämonen.

„Hunde und Hundesöhne,“ rief Noyon Toundout, grimmig an seinem Barte zerrend, „laßt den ‚Todbringer‘ frei, oder beim heiligen Stein der Kaaba, ich ziehe euch lebendig die Haut ab!“

Die Haube wurde den Adlern abgenommen, und man setzte sie in Freiheit. Der Reiher war nur noch als winziger Fleck am blauen Himmel zu sehen und glitt mit dem Winde dahin in der Richtung der großen Seen, die die Grenze des Kalmückenlagers bilden. Hoch, hoch hinauf stieg der Adler, bis der Reiher, das Nahen seines Erbfeindes spürend, im Zickzack niederging und zu den schützenden hohen Binsen des Flußufers, dem Brutplatz der Reiher, strebte.

„Zss,“ zischte Koutoush durch die Zähne, „sieh den ‚Todbringer‘, Herr, sieh, wie er schießt!“ Blitzartig stürzte der Adler in prachtvollem Stoß, der des Königs der Vögel wohl würdig war, nieder auf den Reiher. Der spannte gleichzeitig ein Bein und eine Schwinge in verbissener Bereitschaft und schoß empor, um dem Verfolger mit seinem langen, scharfen Schnabel einen tödlichen Hieb zu versetzen. In halber Höhe trafen die beiden Vögel aufeinander, und ein Federschauer rieselte zur Erde nieder. Einen Augenblick lang schien es, als ob der Reiher tödlich verwundet wäre. Mit krampfhaft gespannten Schwingen und seltsam verrenktem Hals sank er langsam herab, aber es war nur eine Finte, um beim Fallen neue Kraft zu sammeln. Die jüngeren unter den Jägern heulten laut auf vor Freude, Koutoush aber murmelte einen furchtbaren Fluch, und seine Augen loderten vor Empörung über diese List. Und immer tiefer kam der Reiher, bis er — nur noch wenige Zoll von der Erde entfernt — sich in plötzlichem Wirbel drehte, mit den riesenhaften Flügeln schlug und jäh gegen den Wind davonschoß.

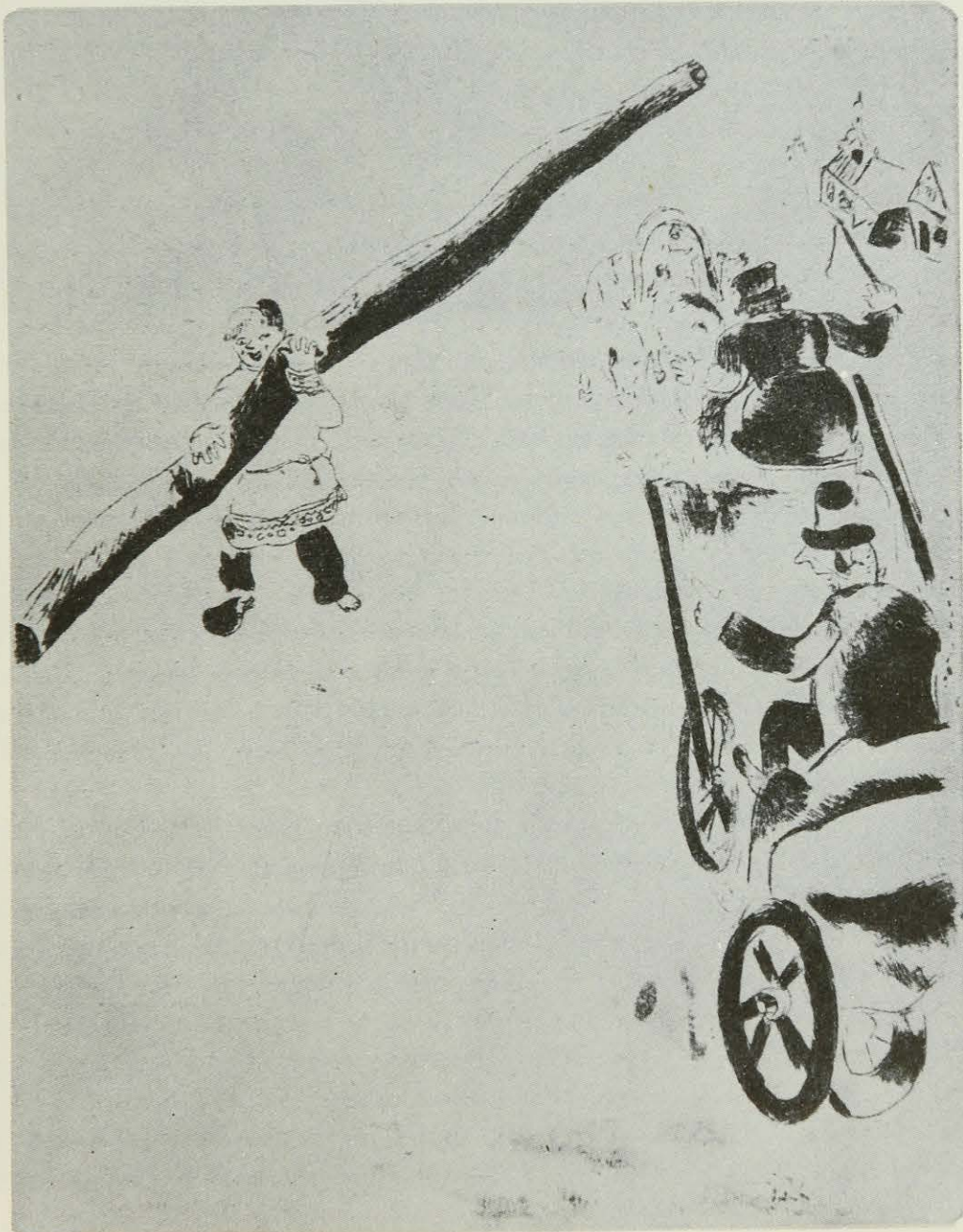
Nur zweimal habe ich bei meinen Wanderungen durch die Steppe beobachten können, daß ein Purpureiher zu dieser listigen Methode seine Zuflucht nahm, um der Verfolgung des Feindes zu entgehen. Der Adler änderte nun seine Taktik. Er stieg auf, stieß kleine Schreie in die Luft und schien jedes Interesse an seiner Beute verloren zu haben. So narrete er den Reiher vollkommen, der nun seinen Gegen-Wind-Flug hemmte und von neuem in stetig wachsenden Kreisen die Salzseen zu erreichen suchte. Der Adler zog indessen lässig seine Bahn, plumpste plötzlich ungeschickt herab, verfehlte den Reiher und schlug einen großen Purzelbaum. Ich beobachtete Noyon Toundouts Miene, als er zu den Adlerkäfigen trat, bei denen ich stand. Seine Lippe war ganz durchgebissen, und Blut tropfte von seinem Kinn herab. Der Reiher flog nun mit dem Winde, die Schwingen ausgebreitet und den langen, dünnen Hals leicht gekrümmt. Und da geschah's. Der „Goldene Tod“, mit Adlerschwingen, die in der Sonne leuchteten, traf ihn

einmal, zweimal — und der leblose Körper des Purpurreihers flatterte in einem Federregen nieder, flatterte und lag dann still.

Eine Hölle brach aus, eine Hölle kreischender, heulender, schreiender, blutdürstiger Kreaturen, ein scheußlicher Alpdruck. Prinz Mankoush hieb sich mit seinem Jagdstutzen einen Weg durch den Haufen fluchender Diener, packte den Reiher, riß ihm mit seinen Zähnen den Kopf ab und trank das Blut in langen Zügen — ein von Oxford Promovierter, plötzlich wieder zum Kalmücken geworden.

„Los, aufs Pferd, Ourouss, wenn du nicht sattelmüde bist“, rief Koutoush.

Ich war's zwar, aber Ehrgeiz zwang mich wieder in den Sattel. Auf dem Wege zu den Salzseen kamen wir an einem Nadelholzgebüsch vorbei, das von den Nomaden als Versteck böser Geister und Hexen sehr gefürchtet wird. Eine halb-



Marc Chagall

junge Füchsin setzte mit gespreizten Krallen mitten in den Kreis der Jäger und äugte sprungbereit um sich. Auf einen Wink des Mollah wurde der Adler „Vater der Nebel“ losgelassen. Die Füchsin sprang behend zur Seite, beschrieb eine richtige Parabel in der Luft und floh, verfolgt von dem Spottgelächter der Kalmücken. Mit hängender Rute raste sie dahin, schlug Haken und steuerte auf ein Gebüsch zu, das in einer Entfernung von ungefähr einer Meile zu sehen war. Der mächtige Vogel folgte, immer höher und höher steigend. Dann ein Sturz, ein Todesschrei, und die Füchsin rollte tot im Sande. „Gut“, bemerkte kurz einer der Jäger. „Ich habe gesehen, wie der Geist des verehrungswürdigen Onkels unseres Gastes in Gestalt des Adlers niederstürzte. Mit meinen eigenen Augen sah ich's, Ourouss; lach' also nicht, sondern küsse das Messer.“

Noch vor Sonnenuntergang konnten wir zu unseren Trophäen zwei seltene weiße Füchse und einen fetten Bussard hinzufügen. Es wurde dunkel, und Leuchtkäfer begannen im silbernen Gras zu tanzen, winzige, kleine Lichtkugeln, als wir unsere Pferde an dem moosbewachsenen Abhang eines alten Friedhofwalles anhielten. Da schlich in seinem charakteristischen halb schlenkernden Trott ein ungeheuer großer, grauer Wolf im Schatten des Walles heran, ein Mörder auf dem Wege zum Mord.

Es schien lächerlich, in dem ungewissen Licht die Adler loszulassen, aber Koutoush öffnete — dem Befehl seines Herrn gemäß — die Käfige der „Teufelin“ und ihres Gemahls „Herr der Nebel“. Die Adler stiegen gleichzeitig in weiten, mächtigen Kreisen direkt über dem Wolf empor, der sich nun geschwind davonschickte, einmal zu einem Sprung anhielt und dann wieder in seinen Trott verfiel. Die Adler hatten Geduld. Einer ließ sich mit königlicher Grazie tief hernieder, der andere stieg hoch in die Lüfte. Der Wolf hielt plötzlich an, machte einen Satz, streckte sich und schlug seine Zähne in angstvollem Entsetzen in das Schattenbild des niedergleitenden Adlers. Nur um ein Haar zu spät wich er aus. Ein rascher Flügelschlag, und der Adler schlug seine Krallen mitten in den Rücken des Wolfs, traf gleichzeitig das Tier betäubend mit seinen Schwingen. Nun kam der zweite Adler niedergerauscht, landete auf dem Kopf des Wolfes und versetzte den hervorquellenden Augen kurze, grausame Hiebe. Irgendwie brachte es der Wolf fertig, sich loszureißen und rollte zur Seite, aber ehe er sich aufraffen konnte, hatten beide Vögel ihre Krallen in seine Kehle geschlagen — das war das Ende.

Diesmal näherten sich die Jäger in schweigender Scheu der Beute. Noyon Toundout entfernte mit Koutoushs Hilfe aus der Kehle des Wolfes die Krallen, neigte sich tief und berührte sie ehrfurchtsvoll mit der Stirn. Als wir beim Schein der eben entzündeten Fackeln neben dem toten Wolf standen, legte mein Gastgeber die Hand auf meine Schulter und blickte hinauf zu den flimmernden Sternen. „Du trauer Freund meines Volkes,“ sprach er mit seltsamer, ruhiger Stimme, „wenn du die Geschichte dieser Jagd in einem großen Werk niederlegst, schreib über meine Adler, die Goldenen Adler; schreib nicht über Noyon Toundout, der nur ihr demutsvoller Sklave ist. Sieh, ich beuge mein Knie und verkünde ihren Ruhm. Ich weiß gewiß, daß ihre Namen in einer goldenen Rolle geschrieben stehen, die in Allahs Händen ruht.“

(Deutsch von Eva Maag)

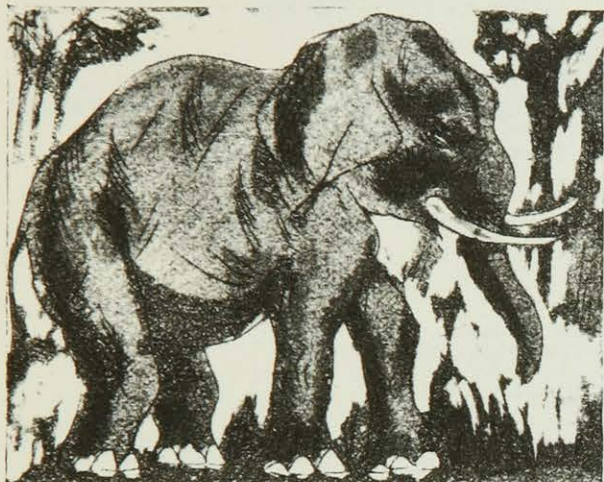
BÊTES & CIE.

Par
HENRI CHAUMET

L'ÉLÉPHANT

Puisque nous n'allons pas vers la montagne, la montagne vient vers nous.

Il arrive sur toi, jambes molles, en se dandinant; il esquisse un pas de charleston.



Foujita

Il te paraît être un bon retraité, placide, en pantalon trop large et pantoufles de feutre, qui fume son narghilé.

Méfie-toi, car il est imprévu comme la vie elle-même. Il te débouchera facilement une bouteille avec le bout à tout faire de sa trompe ou, grâce à lui, te posera sur la peau une ventouse. Aussi bien qu'en un instant, après t'avoir pris dans sa trompe

comme au creux d'un bras puissant, et t'avoir agréablement balancé, finalement, un peu fâché, sans que tu saches pourquoi (à moins que ce ne soit pour plaisanter), il t'écrasera délicatement la tête, frêle noisette, contre le mur.

Trompe recourbée, il se joue pour lui seul un air muet de cor de chasse. Soudain, il laisse traîner sa trompe, morte comme un tuyau pour clystère.

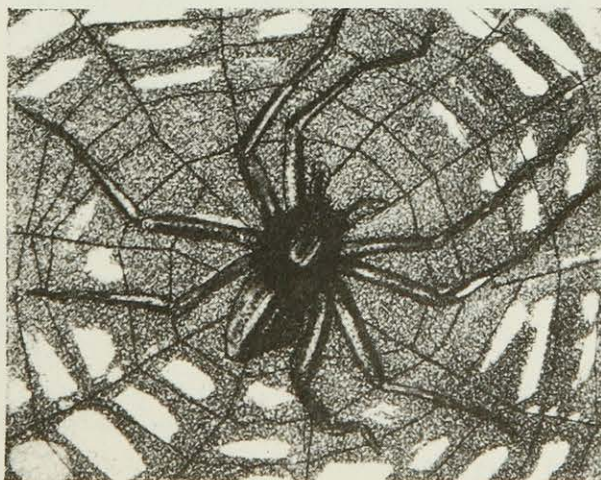
L'ARAIGNÉE

Une main crispée de tragédienne.

LES CYGNES

Leurs ailes blanches sont accrochées comme des ailes d'anges, haut dans le dos. Elles ne leur servent que pour le décor et, de temps à autre, à une pensée intime, hausser nerveusement les épaules.

Même quand ils partent, frêles et blancs, tels une sucrerie, ils ont toujours l'air, très lents, d'arriver au port.



Foujita

Radierung

Il te semble que seul le vent les pousse car, sous leur haute poupe de neige, tu ne vois pas frémir l'hélice rose de leurs pattes.

Brusquement, son col plonge et oscille lentement de gauche à droite, de droite à gauche, comme pour un effort; il semble qu'il veuille déboucher l'étang.

Je ne conçois les cygnes que par deux, identiques, col recourbé en point d'interrogation, levant haut les pattes, attelés à une victoria éclatante où s'alanguit une jolie femme au Bois.

LA CIGALE

Elle chante à l'électricité et crépite au soleil, par saccades, quelques instants. Puis son grésillement se ralentit et meurt.

Le silence plus profond renaît.

Le télégramme est enregistré.

LE SANGLIER

Cet homme des bois a un profil de hache.

Velu, il fait songer aux mains de certains hommes devant lesquelles les femmes, troublées, rougissent.

Ses dents, qui lui sortent du nez et lui dilatent les narines, lui donnent un air sensuel.

LES HIBOUX

Yeux au fond d'une blême cuvette, ce qui leur donne un air d'étonnement, figure sans nez, si bien qu'ils semblent porter une cagoule d'inspecteur, ils sont assis sur une branche, comme des pots de grès brun rangés sur la cheminée, et je m'étonne qu'ils ne portent pas une étiquette : Sel, Poivre, Épices.

LE HANNETON

Caparaçonné comme un destrier, tu crois qu'il part pour la guerre.

Point du tout!

Avec la fourche de ses cornes, il va, placidement, faire ses foins.

L'HIPPOPOTAME

Il a le mufle épais difforme ainsi qu'une chaussure orthopédique bien cirée.

LES RATS

Quelle bacchanale!

Toute la nuit sur le plancher de l'étage supérieur ils ont joué aux billes.

(Aus: Bêtes & Cie., Editions Kra, Paris.)



Marchand

S P I T A L S Z U G

Von

RUDOLF FORSTER*)

Abends 10 Uhr. Noch hell heute. Ruhiger Tag. Leerfahrt. Sitzen im Speiseraum, Nachtmahl vorüber, alles abgeräumt. In der Pilsner Gegend. Neben mir Chefarzt, überm Mittelgang am großen Tisch Seelsorger, Kommandant. Im ganzen vier Menschen. Reden schon eine Stunde nichts. Wollen Ruhe haben. Es ist noch lange nicht finster.

Fahren in der Kurve, umkreisen ein Dorf, fünfhundert Schritte weg, sehen seine Umrisse: Turm, Hügelhang, Obstbäume, Dächer! Plötzlich hat es zwei Augen — Lichter stehen im vordersten Haus. — — Kommen in die Gerade, rumpeln über Wechsel. Kein Hügelland, kein Turm und kein Auge. — Weiter geht's. Böhmisches Dorf in der Pilsner Gegend! Weiter geht's! Braune Quadrate, grüne Quadrate, weißer Fleck, dünner Strich — aus.

Stehen einen Moment still: Leuchtkäfer draußen, Unkenrufe, Nachtgeruch, Heuduft, Kindertrompetenton — es geht weiter. Wir rumpeln über Wechsel. —

Die sechs Fenster vor mir, oben im ersten Drittel ein dunkler Querstrich. Draußen das gelbe leuchtende Quadrat, begleitet uns: in der „Office“ beim dicken Schlund, Oberkellner, ist Licht. Der zwängt jetzt sein Vollmondgesicht in den schmalen Spalt und schaut hinaus. Er raucht Zigaretten.

*) Diese Kriegsskizze des Schauspielers R. F. erschien 1917 in einem „Flugblatt“ (Wien, Anzengruber-Verlag).

Denkt an die „Puppchen“, wenn er ihnen vom Speisewagen bei der Abfahrt zuruft: „Der Zug bewegt sich aus der Halle!“ oder wenn er einfährt: „Einmal schießen der Kleine! Da freut sich der Papa, da amüsiert sich die Mama!“

Immer dasselbe! Obstbäume, braunes Quadrat, grünes Quadrat, Wasserfleck, dünner Strich. Sanitätszug, Halbcoupé, Sommer Fliegenfänger, Winter Petroleumofen.

Zug bleibt plötzlich stehen! Kann nicht mehr weiter denken, muß warten, bis er mich wieder beutelt. Das tut so wohl! Im Rücken das Brennseln zu spüren! Fahren wieder — über Wechsel — Obstbäume, weißer Fleck, braunes Quadrat — — — Weiß nur mehr Allgemeines: Baumblüte Tirol, Pfingsten fünfzehn, Jaslo, eine Art Schloß, Anfang August Nabresina, 5. April Warschau — Brest. Und s. w. u. s. w. Ein- und ausgeladen in X. und in Z. Das verwischt sich. Es ist immer dasselbe. Manchmal bleibt einem etwas. Zum Beispiel Rahel: „Gegangen is der Kosak, wir sind gesessen in der Stüb, is gekommen ins Haus eine Granat —“. Mutter tot, Vater tot, die vier Kinder auf Bahren zu uns, im Alter von vier bis zehn Jahren. Rahel die Älteste. Die hatte Augen! Fischgrün! Was war bloß drin! Nicht Schreck, nicht Haß und auch nicht Angst. Sie sprach kein Wort! Was hab ich ihr nicht alles gebracht! Walderdbeeren und frische Milch, dem Brüderchen Wein, — Chaud d'eu, geschabtes Hühnerfleisch, Ananas in Aspick und nachmittags Kakao, — — sie sprach kein Wort, sagte nicht Danke — hat um keinen Preis den Mund aufgetan, sah mich nur fremd, fremd, eiskalt an. In Klagenfurt dann beim Auswaggonieren ging ich auf einen Funktionär zu: „Ich melde gehorsamst —“ Bitte schön! Der schickt mich zum nächsten, der wieder zum nächsten, endlich steh ich vor Exzellenz: — — Ja, bitte sehr! Selbstverständlich — — Und ein Prachtauto fährt vor, funkelnagelneu mit vier Bahren. In zehn Minuten sausen die vier Kinder davon. Ein eigenes Zimmer werden sie bekommen und Puppen werden sie haben und neue Kleidchen — — und ich stehe da, bin der Geringsten einer, morgen fahr ich schon wieder und, Rahel, du gibst mir nicht mal die Hand!

Der Rittmeister aus Kolki. Neurastheniker. Schwere Psychose. Fuhr mit uns drei Tage bis Wien. Ihm gegenüber der Deutsche. Das Gegenteil. Der Mann löffelt die Suppe aus, schaut beim Fenster heraus, sieht die Serviette an, schaut mich an, den Chefarzt, den Kommandanten, schaut wieder ruckartig hinaus in die Landschaft, dann zuckt's ihm um die Mundwinkel, Zorn, Reue, Verzweiflung, wer weiß das? und stößt es aus sich heraus, das Unbegreifliche: „Eine schwimmende Insel der Kultur —!“ Immer dasselbe, nichts anderes: Fenster hinausschauen, plötzlich uns alle der Reihe nach ansehen, dann verzerrtes Muskelspiel und Herausstoßen: Eine schwimmende Insel der Kultur. Von der Vorspeise bis zu den Malagatrauben



Jackie und der alte Coogan



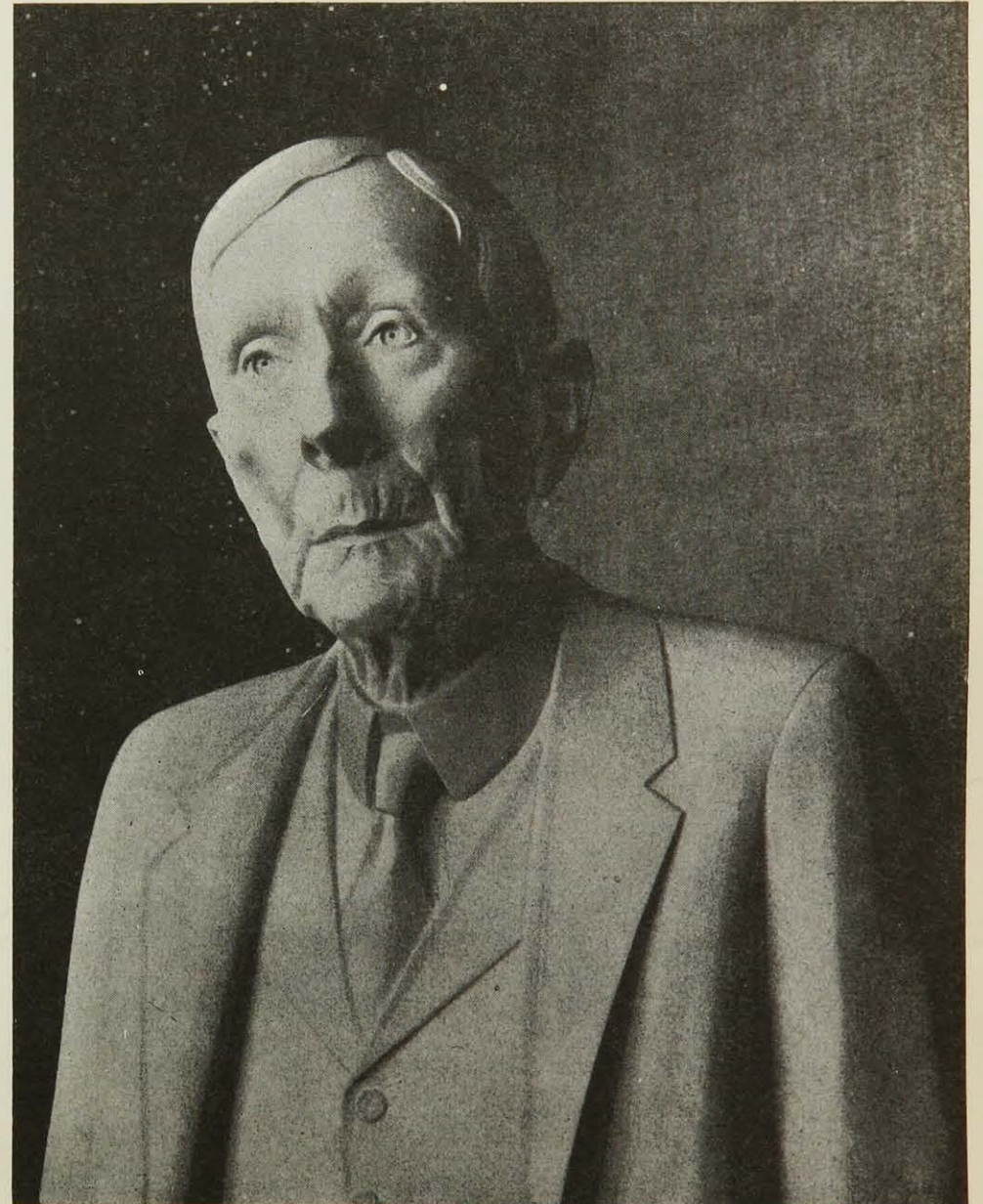
Von Carl Sternheims Hochzeit mit Eugenie Hauth (1900)
(Stehend Sternheims Vater)

A m e r i k a



Anfänger

Photo Robertson



John D. Rockefeller

Photo Wide World



Photo Wide World

Der indianische Delegierte Albert Koba

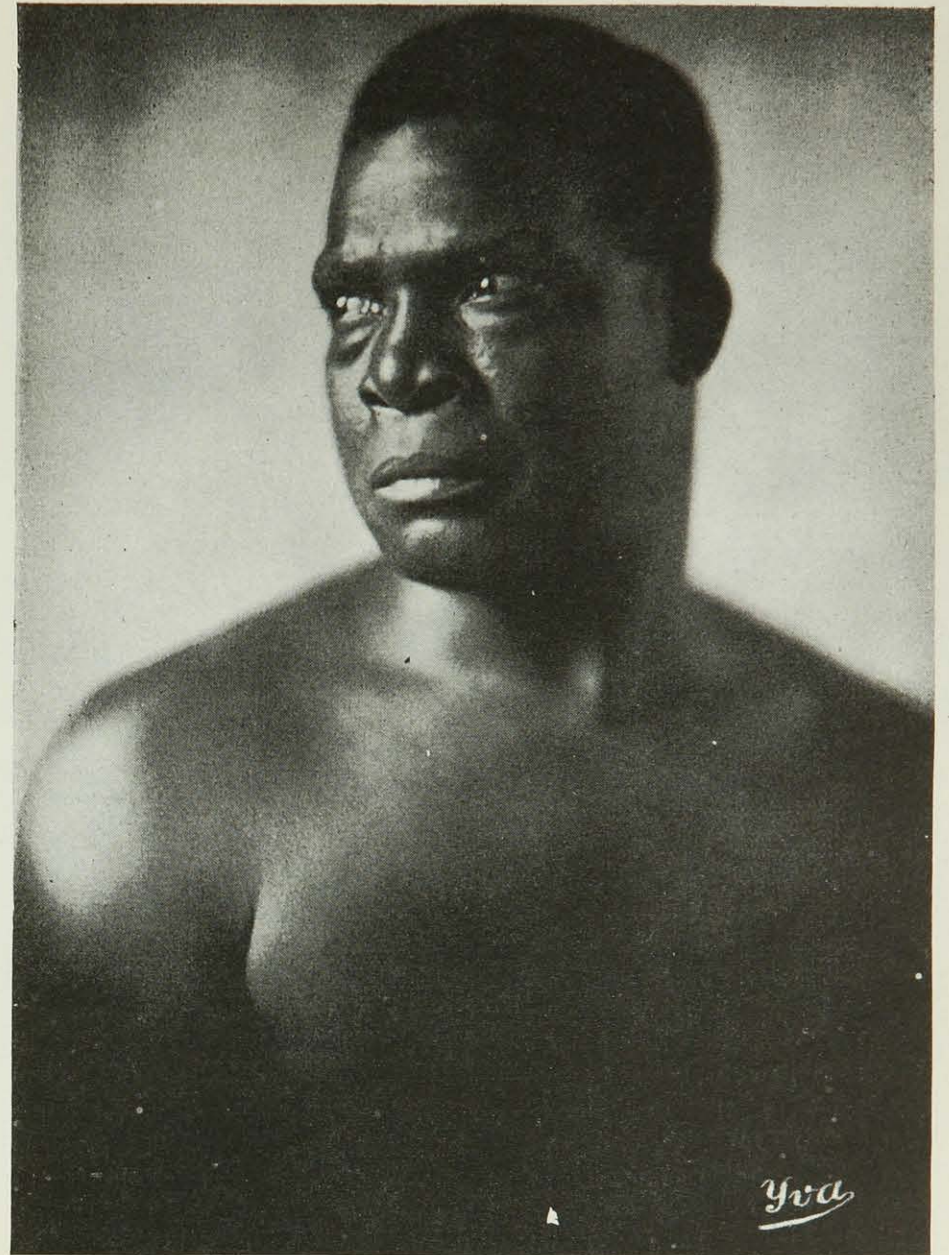


Photo Yva

Der schwarze Schauspieler Lewis Brody

„Der Kampf der Tertia“



1928

Bruckmann-Film



1904

Photo Bessmertny

und dem schwarzen Kaffee. Als ich ihm Feuer gebe, dankt er mir derart mit Kopfherumwerfen und Neurastheniker-Freundlichkeit, daß ich fest entschlossen bin, es ein zweites Mal nicht mehr zu tun. Weil ich mich fürchte, mich geniere.

Der Deutsche sagte: „Es ist doch eine feine Sache, so Gast einer k. k. Küche zu sein.“ — Nimmt die Weinflasche, teilt den Rest zwischen sich und dem Kommandanten: „Gestatten, Herr Graf, daß ich parzelliere.“ —

In Debreczin oder wo läßt einer im Zug sein Grammophon spielen: Slezak, Jüdin, Eleazar. „Großer Gott hör' mein Flehn!“ und auf einem Gleise neben uns: vierzig Mann ohne Pferde, Marschkompagnie. Und auf dem andern rollt Wagen an Wagen hinaus. Ich zähle vierundzwanzig Stück schwere Haubitzen. „— — Laß mein Kind, laß mein Kind, doch errettet mich sehen.“

Neulich Tirol. Im Wagen bei den Liegenden. Ich komme hinein, liegt einer geschmückt mit Rosenkränzen, um jedes Gelenk paar gewickelt, Kerzen brennen, das Kruzifix liegt auf seiner Brust, die vier weißen Franziskanerinnen knien um ihn, der Pfarrer, der gute Alte aus der Hornergegend — Stift Altenburg — über ihn gebeugt. Er ist bei vollem Bewußtsein — Rückenmarkschuß und Lungenödem —, und sie sprechen von der himmlischen Braut, sprechen von seinen Eltern. Hier und da kann er zwei oder drei Worte hintereinander sagen, es schleudert so die Luft aus ihm, bläst ihm die Backen auf von nässendem Speichel. Schweißtropfen auf der Stirn. Der Pfarrer hat ihm alle Sakramente gespendet, der Mann ist ganz ruhig, lächelt sogar, und der Seelsorger schreibt sich jetzt alles auf für Eltern, Geschwister, Braut. „Und was sind Sie denn im Zivil, Herr Stockert?“ Da bläst es ihm wieder die Backen auf, er schließt die Augen, Luft pfeift aus ihm: „Humorist!“ — —

Zum Glück fiel dem Seelsorger aus dem Gepäcknetz ein Buch auf den Kopf. Sonst säßen wir jetzt noch dort, im Speiseraum.

Zwei Stunden haben vier Menschen geschwiegen! Jetzt ist es stockfinstere Nacht. Ich steh am offenen Fenster. Nachtgesicht: Zug in rasender Fahrt. Dröhnende Erde. Bestialisches Unkengeschrei. Feuerschein der Lokomotive. Bis zu mir her. Um mich herum glühender Staub. Nachtgeruch, Heuduft, Großer Bär, bleiche Wasserflecken und roter Mond. Gleich zweimal! Einer am Himmel, einer im Wasser. Zwei blutrote Kapseln.

Der dicke Schlund geht vorüber, durch den ganzen langen Zug in sein Coupé, gibt mir Gutenacht-Gruß: „Einmal schießen der Kleine!“

Ich schau in den Himmel, denke ans Liebste und bin der Geringsten einer. Unten zerfließt alles: braunes Quadrat, grünes Quadrat, weißer Fleck, dünner schwarzer Strich — aus!

D E R S P O R T

Von

JEAN GIRAUDOUX

Der Uebergang vom Schritt in den Lauf bei dem Menschen ist eine Gabe, die keine Maschine je ersetzen kann.

*

Der Sport bleibt die einzige menschliche Betätigung, bei der die Frauen die Tatsache hinnehmen, daß sie dem Manne unterlegen und unfähig sind, mit ihm in Wettbewerb zu treten. Vielleicht weil man die sportlichen Leistungen mit Meter und Kilogramm messen kann.

*

Du täuschst dich, wenn du glaubst, dir deine Gesundheit allein durch Marschieren zu erhalten: ein Briefträger, der niemals einen Brief austrägt.

*

Das lebhafteste Gefühl eines Läufers unter dreihundert anderen Läufern, die sich gleichzeitig mit ihm in Bewegung setzen, ist das Gefühl der Isoliertheit.

*

Die Intellektuellen sind der Kopf einer Nation, es gibt keinen Grund dafür, daß dieser Kopf häßlich sei.

*

Die Völker, die den höchsten Prozentsatz an Kunstzeitschriften haben, stellen auch den höchsten Prozentsatz an Turnern: die Tschechoslowakei, Deutschland und Finnland.

*

Der Arzt, der keinen Sport treibt, ist ein Chemiker, dessen Instrumente schmutzig sind.

*

Glaubt mir, daß der gute Läufer, der auf den ersten Blick die Distanz schätzt, die er zu durchlaufen hat, auch die Länge seines Lebens ermessen kann. Demgemäß trainiert er.

*

Frankreich ist das einzige Land, wo man sich noch verpflichtet fühlt, wenn man ein nacktes Hinterteil sieht, einen kräftigen Schlag darauf zu geben.

*

Wer die Ausbildung seines Körpers vernachlässigt, vernachlässigt die Gesundheit seines Landes.

*

Ich kenne ein Mittel, unsere Brüderschaft mit den Tieren wiederherzustellen: den Sport.

MARGINALIEN

Immertreu.

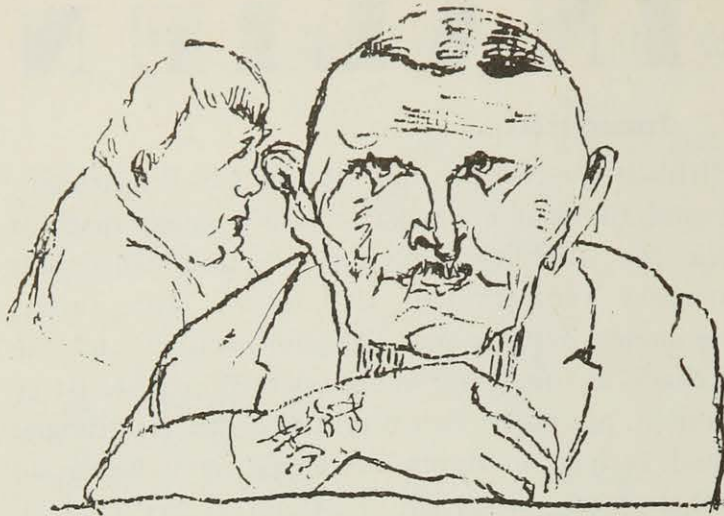
Lieblicher Name, mit Zärtlichkeit ausgesucht, mit Gefühl für Einfachheit, für Romantik, für Popularität und für Kameradschaft. Auch denkt man an „Vergißmeinnicht“, Volksweisen wie „Behüt dich Gott“ — und dabei fällt einem Pitschack ein. Leib hat mehr Temperament, Laß ist vielleicht dufter. (Ein Journalist gab den Namen seiner Zeitung per Telephon weiter: Laß wie Laß mich mal!) Aber zu Pitschack hat man das meiste Vertrauen. 1. ist er groß und breit, 2. hat er ein Gesicht, als ob er sich direkt von den Nibelungen herleitete (Hagen), verhauen und verharscht durch dreißigjährigen Krieg, in dem seine Vorfahren Landsknechte waren, 3. spricht er hannöverschen Dialekt, was ihn gemütlich macht wie eine alte Möhne. Und 4. hat er die treuen Blau-Augen, die der Vorsitzende eines Vereins, der sich „Immertreu“ nennt, haben müßte, 5. kann er kolossal viel saufen, denn an dem fraglichen Tage hatte er für über 30 Mark Bier und Schnaps getrunken, was bei den Preisen von 15 Pf. für das große Bier und 10 Pf. für den Schnaps eine Menge ist, wie das Frey mit wahrer Ehrfurcht erzählte.

Es witterten da um diesen Prozeß eine ganze Menge Rücksichten, Einstellungen, Staatsräsons und ähnliche mehr oder weniger unfafßbare Dinge herum, wie man das Ganze schön nachlesen kann in der „Roten Fahne“, die schon eine Lippe riskieren kann, wo sonst Schweigen im Blätterwalde herrscht. Was geht es uns an, ob die Immertreu-Leute pro und die Hamburger Zimmerleute und Maurer anti-bürgerlich eingestellt sind? Es wäre lächerlich, angesichts dieses Prozesses ruhig in die Zukunft zu schauen, festzustellen, daß der Bolschewismus wieder um eine Hoffnung ärmer wurde, nur weil bei Immertreu sich ein deutlicher Hang zum Gentlemantum kundtat, eine tiefe Sehnsucht nach Einigkeit und romantisches Streben zum „Ring“. Denn für alle diese Eigenschaften sind wir ja berühmt. Wir kennen sie ja, wir können sie ja in und außerhalb der Wahlpropaganda täglich feststellen, das heißt also: Immertreu ist wirklich harmlos, Immertreu hat Gemüt, wie sich das gehört, Immertreu hat



Rudolf Grossmann

Hamburger Zimmerleute



Rudolf Grossmann

Pitschack (Immertreu)

Standeschre, Immertreu hat Humor. Was diese vom Schicksal durchgesiebten Leute privatim sonst noch drehen, sollte einen billigerweise einen Dr. . . angehen: Der Verein als solcher ist impeccable.

Aber was uns diesen Verein lieb und wert und interessant macht, was aufsehenerregend ist an der ganzen Geschichte, ist sein *Stil*. Wo haben wir ihn

noch, diesen Stil? Was heißt Stil? Stil heißt Durchhalten, Stil heißt Nicht-Rechts-Nicht-Links-Kucken, Stil heißt: keine Konzessionen machen, nicht freundlicher und nicht feindlicher sein, wenn man etwas haben will, und nichts verheimlichen. Wir haben diesen Stil nicht mehr, wir kennen höchstens noch einzelne, die eine vague Erinnerung daran haben. Es mag möglich sein, daß es schwer für uns ist, da wir komplizierte Gebilde sind und allzuviel wollen, um diesen Stil noch aufzubringen, und daß man dazu eigentlich erst „on the bottom“ sein muß, auf dem Boden der Gesellschaftsordnung. Aber wenn dem so ist, soll man es den so Betroffenen nicht zugutehalten, d. h. sie in Wirklichkeit auch noch dafür belasten. Diese kleinliche Gefühlshandelei ist nicht ihre Sache, und über das haupttreibende Element von heute, den Snobismus, sind sie in ihrer prächtigen Manier weit erhaben. Sie haben es nicht nötig. Immertreu kann es sich leisten, Immertreu ist Natur.

Im übrigen haben sie Sinn für Theater, für das Dekorative. Denn sie waren es, die diesen Prozeß aufgezogen haben. Und wie! Ganz verrutschte diesmal der Staatsanwalt, wo blieb der eigentlich? Was müssen diese Leute für einen Begriff von ihm bekommen haben (durchaus nicht etwa einen schlechten, da er sich so zurückhielt). Sie haben sich Alsberg auf dem *einen* Flügel geleistet und Frey als Mittelstürmer und Freudenstein, der, gestärkt durch seine tägliche Erbsensuppe bei Aschinger, nicht umzubringen war. Fünf An-



Rudolf Grossmann, Rechtsanwalt Dr. Frey (links)

wälte bildeten die Barre, die nichts durchließ, mit dem alten guten Vater Frey, diesem grimmigen Stößvogel, in der Mitte. Was sollte gegen diese Phalanx das Gericht ausrichten, dieser Vorsitzende, der sich ewig versprach, ewig seine Sätze wieder anfang, so daß es eine merkwürdige Art von Unterhaltung gab zwischen ihm und dem Käschemmenwirt, Herrn Bach, die deshalb so merkwürdig wirkte, weil Bach überhaupt keinen Satz zu Ende brachte. Dieser Mann war ein Genuß — wie überhaupt der ganze Prozeß mal wieder bewies, wie viel lebendiger so eine Gerichtsverhandlung ist als das beste Theater — denn aus ihm, an dem ewig herumprobiert wurde, war überhaupt nichts herauszubringen, er leitete sogar teilweise die Verhandlung, war nicht schwerhörig, sondern verstand überhaupt nicht, wie es gemeint war. Er hätte sicher noch Stoff für Stunden gehabt, ohne daß man ihn zu einer einzigen präzisen Aussage hätte bringen können. Als Zeuge mit einem Wort: tadellos! Teilweise auch die Hamburger Zimmerleute und Maurer, plötzlich von Gedächtnisschwäche angefallen. Und dann zu allem anderen noch die Anwaltsbarre! Was soll dabei herauskommen:

Anwälte: „Der Herr Zeuge hat einen Mann mit Pelzkragen gesehen. Aber der betreffende Immertreu hat, wie er eben gesagt hat, nie einen Pelzkragen besessen.“

Zeuge: „Ich habe nicht gesagt ‚Pelzkragen‘, sondern ‚Samtkragen‘.“

Anwälte: „Das Gericht — wir alle hier im Saal haben gehört ‚Pelzkragen‘.“

Zeuge: „Ich habe mich versprochen, ich wollte sagen ‚Samtkragen‘.“



Anwälte: „Jetzt haben Sie sich ‚versprochen‘. Sie geben also zu, daß Sie gesagt haben ‚Pelzkragen‘. Wieso haben Sie sich versprochen, wie kommen Sie denn überhaupt auf Pelzkragen?“ . . .

Das war nur so ein Beispiel, wer sollte dem gewachsen sein?

Und mit dem Verschwinden des Freyschen Pelzes schließt das merkwürdige Drama, das keinen rechten Anfang und kein rechtes Ende hat, und das so hübsch und aus dem Leben ist, daß es billig und langweilig scheint, von der Berliner Unterwelt zu sprechen oder von skandalösen Zuständen um den Schlesischen Bahnhof herum. Mit Liebe auch Immertreu begegnen, Gleiches mit Gleichem vergelten — dann kommt man zu anderen Feststellungen als den billigen Feld-, Wald-, Wiesenurteilen, und unter Umständen bleibt die Frage: „Was lehrt uns dieser Prozeß?“ unbeantwortet.

H. v. W.

Der gefürchtete Zylinderhut. Ende des 18. Jahrhunderts trug ein Modejüngling in London den ersten Zylinderhut, der in stattlicher Höhe auf seinem Haupte glänzte, spazieren. Er erregte nicht nur Aufsehen, sondern auch Angst und Schrecken und mußte seine Kühnheit mit einem ernsten Verweis büßen. Die englische Tageszeitung „Times“ schrieb 1796 darüber folgendes: „Der Sünder wurde wegen groben Unfugs und Verursachung von Straßenunruhen dem Richter vorgeführt. Es wurde bewiesen, daß er auf öffentlicher Straße mit einem Hute auf dem Kopfe erschienen war, den er einen Seidenhut nannte, einem hohen Bau mit glänzendem Scheine, geeignet, furchtsame Wesen in Angst zu setzen. Tatsächlich sagten die Polizisten aus, daß mehrere Frauen bei dem ungewohnten Anblick in Ohnmacht gefallen seien, daß Kinder geschrien haben und daß ein kleines Kind sich aus Angst vor dem Hute zu Boden geworfen und den Arm gebrochen habe!“

Edthofer-Koeppke. Eine hier neue und hoffentlich dauerhafte Partnerverbindung. In Denys sentimentalischem Spiel „*Herr und Frau So und So*“, in diesem einfachen Stück Leben und Theater treten die beiden auf (an der Berliner Tribüne), Edthofer spielt den Ehemann, der pedantisch, kleinlich, schwerfällig, komisch, und doch ein „guter Kerl“ ist, den man — wenn der sportive Liebhaber sich davongemacht hat — lieben kann; Margarete Koeppke die kleine, süße Frau, die auch einmal einem Biceps erliegt, den Mann verläßt, aber seine schadhafte Sachen zur Ausbesserung sich nachschicken läßt. (Ist auch *so* das Leben? — Nein.) Edthofer, geborener Bonvivant und Charmeur von wienerischer Leichtigkeit, gibt eine Charakterstudie, nein: keine Studie, einen Charakter, so tief wie leicht, also ohne Hilfsmittel aus dem Bereich der Klinik oder des Zirkus. Nur die Verwandlung vom Tolpatsch zum Causeur ist etwas überraschend, denn, obschon neun Monate zwischen Akt II und III liegen, ist es schwer anzunehmen, daß in dieser Zeit ein neuer Charakter geboren wurde, der den alten so sehr überwunden hat. Koeppke: ein schmaler Knabekörper, reizvoll. Sie öffnet ihre trotzgewölbten Lippen, und eine kindliche Sprache stößt, strömt, stolpert von ihren ausladenden Borden. Zwischen Atem-Schlucken, die ihn unterbrechen, fließt der muntere oder erschrocken stockende Strom, nein, das Flübchen ihrer seltsamen Rede, die in ihrem — das ganze Gesicht beherrschenden — Munde Musik und Dichtung wird. Edthofer und Koeppke, haltet zusammen.

Wtt.

Ehrendoktor-Inflation. Vor kurzem wurde ein „Einzelhändler“ Ehrendoktor, ferner ein Pianist, nachdem er zugunsten der Studentenhilfe gespielt hatte. Vorher hatte ein Hotelier das Ehrendoktorat erhalten, ein Modesaloninhaber und ein musikalischer Clown. Ich wäre sehr für vorsichtigere Auswahl bei der Verleihung, sonst geht es dem Dr. h. c. wie dem seligen Kommissionsrat. Als der Zirkusbesitzer Renz diesen Titel erhielt, versammelte er sein Personal in der Manege und hielt folgende Ansprache: „Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser, hat mir den Kommissionsrattitel gnädigst zu



Reemtsma Cigaretten



Selbe Sorte 6 Pf

verleihen geruht. Wer mich mit diesem Titel anspricht, fliegt!“ — In einer Wiener Gesellschaft, der der Wiener Stettenheim, Julius Bauer, beiwohnte, beklagte sich der Hausherr bei ihm, daß ihn die meisten Gäste mit „Herr Konsul“ ansprechen, während er doch General-Konsul, nebenbei eines sehr exotischen südamerikanischen Staates, sei. Julius Bauer bat um Gehör und sagte: „Julius Cäsar war Konsul, Napoleon war Konsul; unser lieber Gastgeber, der Juwelier H., ist aber *General-Konsul!*“ — Es wäre doch schade, wenn man morgen folgende Rede zu hören bekäme: Herr Bode ist Doktor; Herr Einstein ist Doktor, der Herr Wäscheverleih-Institutsbesitzer X. aber ist *Ehren-Doktor!*

P. G. N.

Albert Renger-Patzsch.

Endlich scheinen die Photographen zu begreifen, was der Querschnitt seit Jahren gepredigt hat, daß es für die neue Photographie nur auf eines ankommt: aufs Detail. Dieses zu isolieren, dieses deutlich zu machen, dieses hervorzuheben aus dem Wust der Ansichtskartenschönheiten, darauf allein kommt es an. Man kann so weit gehen, zu sagen: Jedes Detail ist Kunst, so leicht hat es die Photographie — jede Massenaufnahme ist Chaos. Herr Renger-Patzsch beweist indessen, daß dies doch zu weit gegangen ist, daß man schließlich der Linse nicht alles überlassen kann, daß man eine tiefe Materialkenntnis haben muß dessen, was man aufnimmt, den Sinn des modernen Malers für die Bildhaftigkeit und dazu, was das Wichtigste ist, den Respekt vor allen „Zufälligkeiten“ des Objekts. Denn im Gegensatz zur „Kunst“ will ja die Photographie — daher ihre überragende Rolle von heute — nur Wahrheit, nur Echtheit, nur harten Bericht, ohne Stellungnahme, ohne Gefühl, ohne ein Gramm selbstverständlich von Sentimentalität.

Durch Renger-Patzsch erleben wir die Dinge mit allen Zufälligkeiten registriermäßig. Es ist erstaunlich zu sehen, wie dieser Mann sich beschränkt, wie er den Eindruck konzentriert und vereinfacht und so erreicht, daß man ein Ding sieht und nur dieses, sei es, daß es sich um so dröge Materien handelt wie um Holzscheite, oder um schmackhaftere wie Marzipan, um stupend großartige Dinge der Technik oder um Kirchen und alte Architektur-Details.

In seinem Buch über *Lübeck* (Ernst Wasmuth A.-G., Berlin) hat er die Herrlichkeiten dieser alten Stadt völlig neu eingefangen. Es ist nicht mehr das alte Bric-à-Brac, das einem von alters her vorgesetzt wird, und das nichts weiter ist als eine Serie Ansichtskarten, sondern es ist eben in dieser wahrhaft neuen Sachlichkeit auch Gemüt, wahres Gemüt, Fühlen mit der Vergangenheit, weil sie eben in ihrer innersten Konstruktion bloßgelegt wird.

Das Lübeck-Buch ist das Vollendetste auf dem Gebiet der neueren Photographie. Ein anderes von demselben genialen Photographen: „*Die Welt ist schön*“ (bei Kurt Wolff, München), ist zwar größer und umfassender, aber die Photos haben nicht alle durchweg dieselbe Intensität. Wenn auch vollendet gelungene darin sind, wie z. B. der Föhrenwald im Winter, an dem man demonstrieren kann, was Einheitlichkeit und Regelmäßigkeit bedeutet. Im

SOEBEN ERSCHIEN DER NEUE EHRENBURG!

Der Roman führt einen köstlichen jüdischen Typ neu in die Literatur ein!

DAS BEWEGTE LEBEN DES LASIK ROITSCHWANTZ

394 S. / Brosch. M 4.50 / Leinen M 7

Das rasende Leben, das den armen Ostjuden über die Grenzen Rußlands durch immer neue Länder, Sprachen, Erlebnisse ungeahnter Art hetzt, wird im Kopfe Lasiks zu einem noch viel bunteren Wirbel talmudischer Klügelei, angeborener Schlaueit u. naiver Ahnungslosigkeit

Wo nicht vorrätig, direkt zu beziehen durch den

RHEIN-VERLAG, Deutsche Geschäftsstelle: STUTTGART



Aus „Die Welt ist schön“ (Kurt Wolff Verlag, München)
Renger-Patzsch, Gläser. Photo



Das ABC des Saxophons

Photo Metropolitan



Fibel und Schreibmaschine (Ida Orloff mit ihrem Söhnchen)

Photo Grete Berg



Photo Riebicke

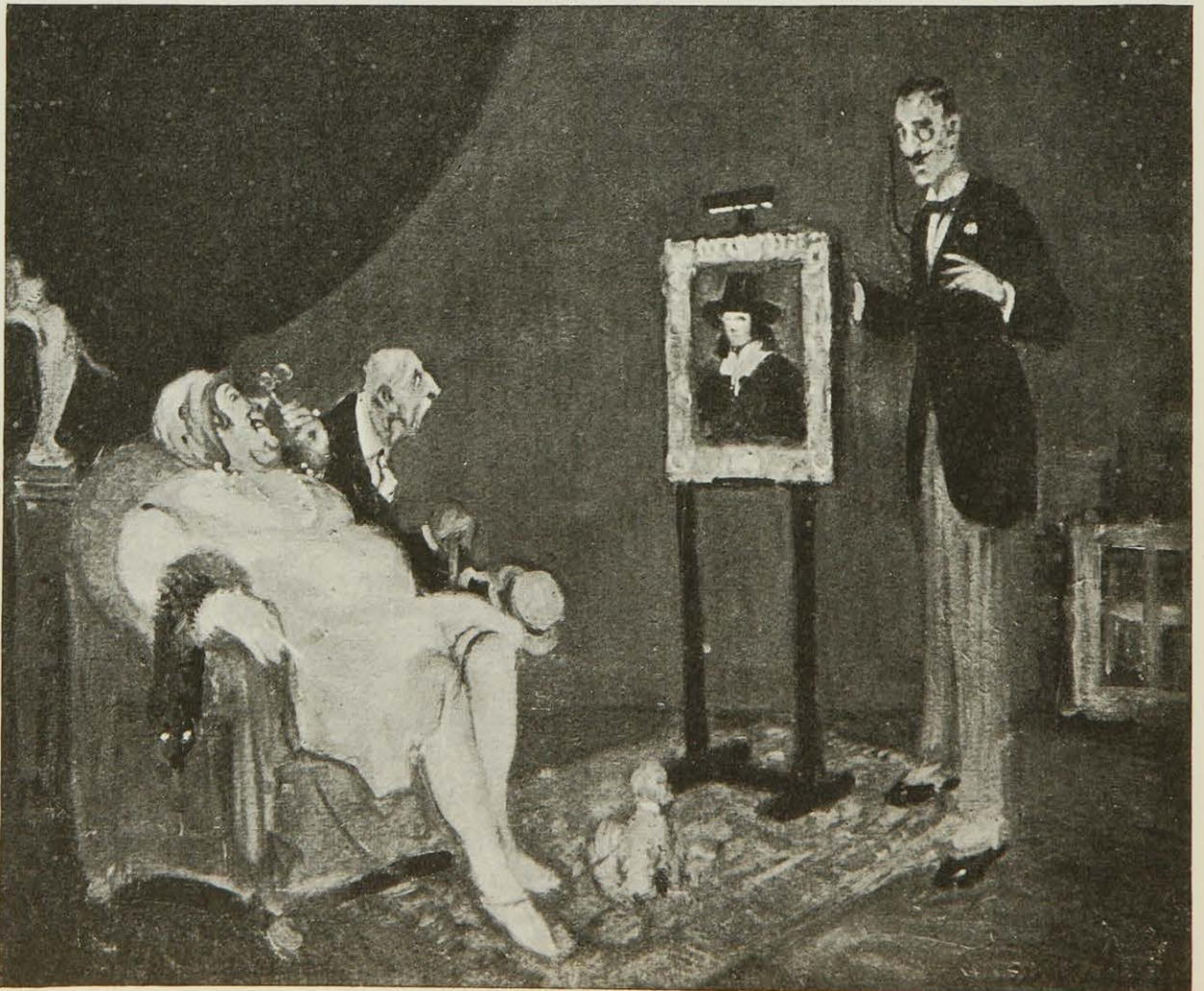
Hilde Lederer, die Tochter des Bildhauers Hugo Lederer



Der Shiva der Sammlung v. d. Heydt



Gießgefäß für Opferwein im Tsin-Stil (200 v. Chr.)
Leihgabe von Frau Edith Rosenheim auf der Berliner China-Ausstellung



Newhouse Gallery, New York
„Behold the Rembrandt“. Oelgem. von Devitt Welsh

übrigen sollte man solche Kitschtitel wie „Die Welt ist schön“ endlich mal als lediglich für den Geschmack der großen Menge berechnet abtun und versuchen, auf eine andere, sachlichere und daher honorigere Weise das Publikum zum Kauf anzulocken. Jedenfalls bei Büchern mit so wertvollem Inhalt. *H. v. W.*

Alte englische Kontor-Regeln.

An der Wand bei einer alten schottischen Firma entdeckte ich die folgenden Kontor-Regeln, die in früheren Zeiten fein säuberlich gedruckt überall in England erhältlich waren:

Office-Rules

1. Gentlemen entering this office will please leave the door wide open.
2. Those having no business should remain as long as possible, take a chair and lean against the wall, it will preserve it and may prevent it falling upon us.
3. Gentlemen are required to smoke, especially during office hours; tobacco will be supplied.
4. Spit on the floor, as the spittoons are only for ornament.
5. Talk loud and whistle, especially when we are engaged, if this has not the desired effect, sing.
6. Put your feet on the tables, or lean on the desks, it will be of great assistance to those writing upon them.
7. Persons having no business with this office will please call often, or excuse themselves.
8. Gentlemen will please examine our letters and dot down the names and addresses of our customers, particularly if they are in the same trade.
9. Light porters with small parcels over a ton to enter by the back staircase.

(Mitgeteilt von Hermann Ulbrich-Hannibal.)

Selbstkritik. Der Verfasser eines Romans begleitet sein Werk mit folgenden Sätzen: „An Emotionen reich, geht ein Lächeln zwischen zwei Tränen durch das ganze Werk. Auf die Schönheit der Sprache ist große Sorgfalt verwendet worden.“

*Eine überragende,
seltene
Neuerscheinung!*

Afrika singt

HERAUSGEGEBEN VON ANNA NUSSBAUM

Die Nachdichtungen stammen von Hermann Kesser, Josef Luitpold, Anna Siemsen und Anna Nußbaum
„Hat man, seit Gedichte geschrieben, Lieder gesungen werden, eine erschütterndere Melodie gehört?
Seit langem ist mir kein ergreifenderes, tiefer aufwühlendes, erschütternder anklagendes Buch vor
Augen gekommen.“
Ernst Lothar in der Neuen Freien Presse.

In allen Buchhandlungen! Ganzleinenband M 6.80

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien · Leipzig

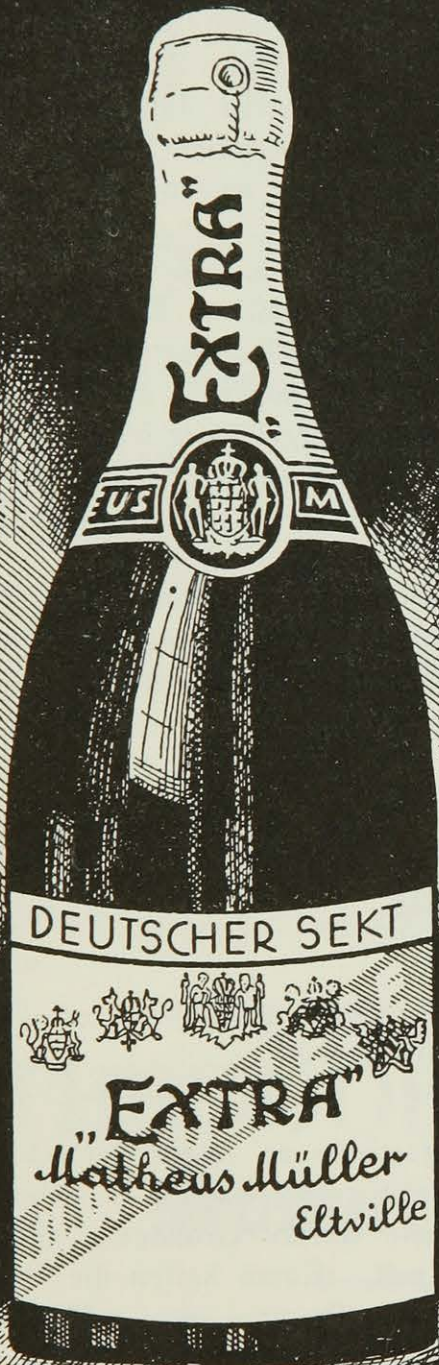
Die Wahrheit über Van Gogh. Man soll nicht zu hart sein und nach dem, was uns der ausgezeichnete Dr. Thormaehlen im Kronprinzenpalais zeigte, feststellen, daß es in dieser Angelegenheit nur Verbrecher oder Idioten gibt. Oder gar eventuell idiotische Verbrecher. Der Fall geht dazu viel zu weite Kreise an. Es ist nämlich gar nicht so sehr ein krimineller Fall, auch nicht ein Fall der Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit des Fälscherhandwerks, sondern ein Fall der Sammler und Kunstsachverständigen, die einigermaßen vernichtend in ihren Methoden geschlagen sind.

Was soll man dagegen machen, wenn Leute sich darauf versteifen, einen Meister „complet“ zu haben. Ist es Gründlichkeit oder Stumpfsinn? Man wird keine einheitliche Antwort darauf geben können, es ist eine Temperamentsfrage. Da die Reize der Welt sehr verschiedenartig sind, so scheint es mir eine reichlich gekünstelte Kasteiung, wenn man allzu gründlich ist. Andererseits imponiert immer ein „Oeuvre“ (was sich übrigens zu „Werk“ wie Irroy oder Roederer zu Feist Feldgrau [selbst wenn extra-dry] verhält).

Was man nun aber annehmen sollte — „fordern“ wollen wir es nicht, da wir keine Diktatoren sein wollen —, wäre, daß Konsequenz und Einheitlichkeit eines Spezielsammlers seine Kenntnis oder besser seinen Blick schärfen. Da war nun aber z. B. ein gewisser Schouffenegger, der viel um Van Gogh herum war und, wie das so geht, im Verhältnis von der schwächeren zur stärkeren Persönlichkeit ihn imitierte (wie man Stimme und Gehabe und Redensarten eines Menschen imitiert, mit dem man viel zusammen ist), selbstverständlich ohne irgendeine degradierende Fälschungsabsicht, sondern nur aus einem uns nicht weiter interessierenden Ohnmachtsgefühl heraus. Der alte Père Corot soll aus Gutmütigkeit — ein besonders netter Zug — fremde minderwertige, ihn imitierende „croûtes“ signiert haben. Das tat Van Gogh sicher nicht, da er bestimmt kein Gentleman war. Aber bei dem unregelmäßigen Betrieb in seiner Umgebung war es sehr wohl möglich, daß sich in sein Oeuvre — auf Grund kleiner Verwechslungen mit und ohne böse Absicht — auch Bilder eingeschlichen haben, die nicht einmal schlecht gemalt, aber doch keine Van Goghs waren. So daß also schon damals weit vor den jetzigen plumpen Fälschungen der letzten Zeit objektiv falsche Van Goghs existierten.

Und hier ist der springende Punkt, hier werden auch zugleich große Perspektiven sichtbar. Denn einmal entscheidet es sich hier, was denn eigentlich mit dem „Sammeln“ los ist, ob es kein Sport ist, wie jeder andere, etwas minderwertiger vielleicht, weil es sich ja um geistige Dinge handelt und man durchaus nicht gesünder wird, und weil er auch nicht — bei genügenden Mitteln wenigstens nicht — gefährlich werden kann. Oder ob es ein inneres Bedürfnis ist, ein wirklicher Spaß an Qualität. Und hier versagen sie leider alle, pardon, fast alle, bis auf ganz wenige Ausnahmen (siehe Nemes), und diese oft auch nur darum nicht, weil sie leichter erkennbare Meister sammeln. Und Van Gogh gerade ist gemein schwer. Seine Nudel- oder Würmer-Technik führt direkt aufs Glatteis. Sie ist äußerlich gesprochen oft roh und oberflächlich und daher für Nicht-Kenner, für Nicht-Künstlerisch-Geschulte sehr leicht imitierbar. Im Gegensatz zu Manet etwa, der viel zu elegant

*Folgt dem Zeichen der Natur,
trinkt Matheus Müller nur!*



F. W. W. H.

ist, viel zu „gekonnt“. Da muß man schon genauer hingucken und auch wieder sich ferner einstellen, nur so kann man etwas sehen. Denn da gibt es unter den kriminellen Fälschungen hahnebüchene, faustdicke Unverschämtheiten, wie z. B. die gefälschten „Säemänner“ oder den „Mann mit dem Strohhut“, dessen völlig leblose Augen man sich einmal genauer ansehen sollte. Anderes wieder ist gar nicht so schlecht, aber leider nicht Van Gogh.

Das Schöne an dem Fall ist, daß sie *alle* hereingefallen sind. Auch natürlich die berühmten Experten. Diese grausliche Zunft, die stürmischen Schrittes das Allerheiligste betritt und loslegt oder auch je nach ihrem Temperament sich fein und nachdrücklich irrt, diese grobe Zunft der Experten, mit dem Gesamtrepertoire ihrer technischen Ausdrücke, die jeden Harmlosen umschmeißen und ihm stärkste Ueberzeugung einfiltrieren. Expertisen müßten gehandelt werden wie Börsenwerte, heraus ans Licht und in freier Konkurrenz — dann würde man ja sehen!

Positiv dagegen ist es, an diesem selten interessanten Beispiel zu sehen, wie „Gesamtkunstwerke“ entstehen. Ob es sich nun um Homer, um Shakespeare, um Rembrandt oder um Van Gogh handelt, hier wird es evident: Jemand Minderwertiger (im Verhältnis) in der Umgebung des Meisters ahmt diesen nach, dichtet, malt wie das Vorbild, schmuggelt oder wird geschmuggelt im Lauf des bunten täglichen Lebens: und fertig ist die Fälschung. Es vergehen Jahre und Jahrhunderte — die Trägheit der Tradition bemodert alles, und aus einem Schouffenegger wird ein Van Gogh.

Und es bleibt ein Van Gogh, denn wer wollte es unternehmen, für seine Behauptung, es sei keiner, anzutreten, wo er nur Versuche am untauglichen Subjekt unternähme und wo doch der künstlerisch Empfindende im Grunde genommen sich mit der eigenen Meinung begnügt. H. v. W.

Weshalb der Mal-Professor Max Liebermann, dessen Bilder mehr als umstritten sind, die goldene Staatsmedaille erhalten hat, wollen Sie wissen? Er ist Jude, Republikaner und hatte Geburtstag. (Fridericus)

Bösartige Neubildungen: „Ursendung“ — „Programmrat“ — „Funkisch“ — „Bewetterung“ — „Reichsunfallsverhütungswoche“.

Dichterkinder. Vor Jahr und Tag gastierte an einem Berliner Theater Klaus Mann mit seinem Stück „Revue zu Vieren“, in dem er selbst auftrat, ferner seine Schwester Erika, deren Gatte Gustav Gründgens und Pamela Wedekind, die als Braut Klaus Manns galt. Kaum hatten die Proben begonnen, prangte am schwarzen Brett dieses Theaters eine auffallende Mitteilung von der Hand Werner Krauß: „Hier können Familien Theater spielen.“

Interessante Autographen (Briefe und Manuskripte) aus Literatur und Geisteswelt aller Länder enthält der soeben erschienene Katalog der Firma I. A. Stargardt, Berlin

BEDEUTENDE FRÜHJAHR - NEUERSCHEINUNGEN

Am Tag des Buches, am 22. März erscheint

JOHN GALSWORTHY

Ein Heiliger

ROMAN / 1.—30. Tausend

Deutsch von Leon Schalit

Halbleinen RM 6.—, Ganzleinen RM 7.—, Halbleder RM 13.—

In diesem Liebes- und Glaubensroman, den der Atem des Krieges durchweht, triumphiert aus dem heroischen Kampf der Generationen ein glühendes Bekenntnis zur Sinnenfreudigkeit des Lebens.

„Ein großer deutscher Zeitroman“. (Jakob Wassermann)

ERNST LOTHAR

Der Hellseher

ROMAN / 1.—10. Tausend

Halbleinen RM 6.80, Ganzleinen RM 8.—

Dieser Roman ist eine bewundernswerte Leistung, prachtvoll erzählt, spannend, lustig, merkwürdig und reich. Ernst Lothar wird viel Ehre davon haben, oder die Welt müßte ganz auf den Hund gekommen sein. (Thomas Mann)

Das sensationelle Rußlandbuch

THEODORE DREISER

Sowjet-Rußland

Ganzleinen RM 7.—

Zum ersten Male ist es ein berühmter Romancier, der dichterische Gestalter Amerikas, der aus eigener Anschauung mit der Sachlichkeit des großen Epikers ein Bild des größten Experimentes der Geschichte und Menschennaturentwirft.

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN · WIEN

Berliner Ballbericht. Das habe ich nun schon lange heraus, man kann sich auf jedem Ball unterhalten und so besaufen, daß man die Welt nicht nur an und für sich, sondern gerade auf dem Presseball schön findet. Eine Zeitlang haben wir es allen anderen nachgesprochen: „Da kann man nicht hingehen, zu voll, zu langweilig, nur eine große Reklameschau“. — Zugegeben, daß viele Kleider in den nächsten Tagen beschrieben wurden, deren Trägerinnen gar nicht dagewesen waren. Zugegeben, daß es komisch aussieht, wenn Herr Kommerzienrat Sch. mit einer um 12 Uhr in der Tombola gewonnenen Kristall-Keksbüchse im Arm fünf Stunden lang umherrennt. Zugegeben, daß man selbst leise und verstohlen an der Ehrenloge vorbeizieht, um sich den General Groener mal von der Nähe anzusehen, und kommt man näher, ist es nur Frau Präsident W., die dort genau so wie die beiden großen (Käthchen und Katharina) Cercle hält. All dies zugegeben, es sei, wie es wolle, es war doch so schön. Ich bin kurz vor ½6 Uhr erst weggegangen, endete aber noch in einer bezaubernden Villa in Dahlem bei wildfremden Leuten, die ich aber nunmehr fürs Leben gewonnen habe. Alte Bekanntschaften wurden erneuert, neue angeknüpft. Wer hätte denn je gedacht, daß ich noch einmal Herrn Baurat Ronjatowski in meinem Leben wiedersehen würde, dabei soll er schon über sechzig sein! Davon abgesehen, hat mich der Reimann-Ball etwas enttäuscht. Zuviel Fracks und Smokings. Die Berliner sind wirklich z. k. Wird das nie möglich sein, auf einem Kostümball alle im Kostüm zu sehen? Die Ballleitung will es bestimmt, aber sie kann auf diese und jene nicht verzichten, und die sind eben nicht zu bewegen, ein Kostüm anzuziehen. Auch waren die großen Säle des Zoo nicht so gefüllt, wie sie hätten sein müssen. Infolgedessen Stimmung ungleich, aber trotzdem, auch hier kam ich auf die Kosten, denn es begann mit einer Schlägerei und endete in der Loge des jungen Herrn Ruhnke, an dessen Tisch eine Jugendfreundin, Frau Bergenthal, die früher Ella hieß, saß, mit der ich ab und zu in den Gartensaal verschwand und dort mich jünger benahm, als ich mir selbst je zugetraut hätte. Da wären wir aber auch schon beim Ball der Prominenten. Das ist nun aber doch das netteste; hier gehen die achthundert Personen, die jedes Jahr einmal zusammenkommen, nicht mit dem Vorsatz hin: „Wir wollen uns heute mal amüsieren“, sondern in dem Bewußtsein: wir werden uns amüsieren! Man muß nicht allzu früh kommen, aber so gegen 12 Uhr ist es wirklich der berühmte brodelnde Hexenkessel. Der im Normalzustand wie eine Badeanstalt wirkende Saal, durch Benno v. Arent vollkommen verwandelt, mal in eine himmlische Hölle, mal in einen höllischen Himmel. Es gibt nur junge Hexen, denn selbst die über vierzig sind für drei Stunden verjüngt. Die Weintraub-Synkopators, in der Mitte des Saales aufgebaut, spielen sieben Stunden ununterbrochen, werden allmählich aufgelöst, außer Rand und Band, tanzen, trinken, singen. Manchmal sitzt der Pianist allein am Flügel, und alle andern springen in den Saal und greifen sich eine, aber Pausen gibt's nicht. Die Bar ist umlagert, der Mixer heiser und betrunken, mitergriffen vom Taumel, mischt ein Zeugts durcheinander, das, umgekehrt wie sonst, immer denselben Namen hat, aber immer aus verschiedenen Ingredienzien besteht. Und da sind sie alle, die Maler und die Musiker, die Schriftsteller, die Filmnutten, trinkfeste Ver-

leger, Direktoren, Englische Gesandtschaft, Textil-Industrielle, und um 4 Uhr kommen die Ordensbrüste vom Kolonialball auf Schleichwegen herein, und sind nach einer halben Stunde so mitgerissen, daß sie Wilhelm in Doorn verkaufen. Das Fest endigt überhaupt nicht, ist höchstens aus. So beschwingt, so anregend, so leuchtend, so beglückend, daß es für ein Jahr vorhält. Wer mag der Veranstalter sein? Ich glaube: niemand; der Teufel selbst raunt's allen zu: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

Willi Schaeffers.



Käte Wilczynski

Der Architektentöter. Wer Harry Thaw ist, dürften Sie wissen. Das ist dieser alte Milliardär, der vor ungefähr zwanzig Jahren den Liebhaber seiner Frau, einen Architekten, erschöß. Seither ist das „Thaw schuldig oder unschuldig“ ein beliebtes Gesellschaftsspiel in Amerika. Jüngst wurde der alte Herr wieder einmal freigesprochen, sein erster Weg war ins Kino. Nun haben sie da in New York ein neues Riesenkino erbaut, faßt zirka sechstausend Menschen und ist in einem Stil erbaut, der etwa zwischen Gotik, maurisch, Sezession und Südsee die Mitte hält. Das Vittorio-Emanuele-Denkmal in Rom ist dagegen geschmackvoll. Harry Thaw will sich dieses „größte Kino der Welt“ ansehen. Er tritt ein, sieht sich um und sagt: „Oh — I thing I killed the wrong architect ...“

P. E.

MAX HOELZ

VOM „WEISSEN KREUZ“ ZUR ROTEN FAHNE

Jugend-, Kampf- und
Zuchthaus-Erlebnisse

1. – 29. TAUSEND

410 Seiten mit vielen Bildern
Preis karton. M 2.80, in Leinen M 4.80

AUS DEM VORWORT:

Ich bringe in diesem Buch viel Persönliches zur Sprache. Das war unvermeidlich, denn alles Persönliche war zugleich Gemeinsames. Nicht nur ich hatte schwerarbeitende arme Eltern, nicht nur ich wurde geprügelt, lief weg, glaubte an Gott und zog in den Krieg. Nicht nur mir gingen die Augen auf, so daß ich das Gewehr gegen die Unterdrücker wandte, nicht nur ich stand vor den Klassenrichtern, nicht ich allein lag nackt und blutig in den Folterkammern deutscher Zuchthäuser! Tausende erleben und erleiden dasselbe wie ich. Sie sind stumm.

In ihrem Namen spreche ich.

AUS DEM INHALT:

Ich brenne durch über Heidelberg, Baden-Baden nach London / Eintritt ins „Weiße Kreuz“ / Freiwillig weg vom Generalstab an die Front / Revolutionsmonate im Vogtland / Die Treibjagd gegen mich beginnt / Der schönste Tag meines Lebens / Ohne Kontakt mit der Partei / Dynamit-Attentate / Der mitteldeutsche Aufstand 1921 / Quartierlos in Berlin / 50 000 M. für belastende Aussagen / Der Zuchthausdirektor mit dem Kinder Gesicht / Ich fange an zu beten / Hungerstreik mit Schokolade / Qualen der Einsamkeit und ihre Folgen / Zwei Jahre Isolierung, Obstruktion und Arrest / Aufgaben für die Liga für Menschenrechte / Amnestie

MALIK-VERLAG

Wörterbuch eines Wieners in Berlin

<i>Aufzug</i>	=	<i>Fahrstuhl</i>
<i>Bäckerei</i>	=	<i>Kuchen</i>
<i>BäcKn</i>	=	<i>Bäckerei</i>
<i>Baunzerl</i>	=	<i>Schrippe</i>
<i>Beisel</i>	=	<i>Kneipe</i>
<i>blöde Gans</i>	=	<i>dumme Zicke</i>
<i>Bürgermeister</i>	=	<i>Oberbürgermeister</i>
<i>Das Mensch</i>	=	<i>Dirne</i>
<i>drahn</i>	=	<i>schwofen</i>
<i>Flitscherl</i>	=	<i>Nutte</i>
<i>Fotell</i>	=	<i>Sessel</i>
<i>Sessel</i>	=	<i>Stuhl</i>
<i>frozzen</i>	=	<i>flachsen</i>
<i>gehen</i>	=	<i>laufen</i>
<i>laufen</i>	=	<i>rennen</i>
<i>wegrennen</i>	=	<i>türmen</i>
<i>Goschn</i>	=	<i>Fresse</i>
<i>Greisler</i>	=	<i>Feinkosthändler</i>
<i>Gschichten</i>	=	<i>Kokolores</i>
<i>Gspaß</i>	=	<i>Ulk</i>
<i>Gspritzter</i>	=	<i>Schorle-Morle</i>
<i>häkeln</i>	=	<i>verkohlen</i>
<i>herzig</i>	=	<i>niedlich</i>
<i>Hutschen</i>	=	<i>Schaukel</i>
<i>Kaisersemmel</i>	=	<i>Brötchen</i>
<i>Kapuziner</i>	}	<i>Kaffe</i>
<i>Mehr Licht</i>		
<i>Schale Braun</i>		
<i>Schale Gold</i>		
<i>Türkischer</i>	}	
<i>Weißer</i>		
<i>Kiste</i>	=	<i>Kasten</i>
<i>Kasten</i>	=	<i>Schrank</i>
<i>keppeln</i>	=	<i>meckern</i>
<i>Kipferl</i>	=	<i>Hörnchen</i>
<i>Klumpert</i>	=	<i>Bockmist</i>
<i>Kren</i>	=	<i>Meerrettich</i>
<i>liegt mir stagel-</i>		
<i>grün auf</i>	=	<i>ist mir ganz piepe</i>
<i>Marillen</i>	=	<i>Aprikosen</i>
<i>Mehlspeis</i>	=	<i>Speise</i>
<i>Mordswirbel</i>	=	<i>Klamauk</i>
<i>Nachtmahl</i>	=	<i>Abendbrot</i>
<i>Orange</i>	=	<i>Apfelsine</i>

<i>Pallatschinken</i>	=	<i>Eierkuchen</i>
<i>Pallawatsch</i>	=	<i>Kuddelmuddel</i>
<i>Paradeiser</i>	=	<i>Tomaten</i>
<i>Petsch</i>	=	<i>Haue</i>
<i>Piccolo</i>	=	<i>Page</i>
<i>Piskotten</i>	=	<i>Löffelkuchen</i>
<i>Pupperl</i>	=	<i>Käfer</i>
<i>Pupperlhutschen</i>	=	<i>Soziussitz</i>
<i>Ringlotten</i>	=	<i>Mirabellen</i>
<i>Quaste</i>	=	<i>Troddel</i>
<i>Trottel</i>	=	<i>Ochse</i>
<i>Ribisel</i>	=	<i>Johannisbeeren</i>
<i>Rotzbua</i>	=	<i>Lausejunge</i>
<i>Scherzl</i>	=	<i>Ecke</i>
<i>Schinakel</i>	=	<i>Kahn</i>
<i>'s Goderl kratzen</i>	=	<i>schmusen</i>
<i>schmusen</i>	=	<i>quasseln</i>
<i>Schmäh</i>	=	<i>Kohl</i>
<i>Schuhbandl</i>	=	<i>Schnürsenkel</i>
<i>Schusterlaberl</i>	=	<i>Kaiserbrötchen</i>
<i>Sein's stad!</i>	=	<i>Schnauze halten!</i>
<i>Seitel Lichtes</i>	=	<i>kleines Helles</i>
<i>Senf</i>	=	<i>Mostrich</i>
<i>Spagat</i>	=	<i>Strippe</i>
<i>Stiege</i>	=	<i>Treppe</i>
<i>Strichpunkt</i>	=	<i>Semikolon</i>
<i>Strizzi</i>	=	<i>Lude</i>
<i>Tagblatt</i>	=	<i>Tageblatt</i>
<i>Taxchauffeur</i>	=	<i>Benzinnutte</i>
<i>teppert</i>	=	<i>dof</i>
<i>Trafik</i>	=	<i>Zigarrenladen</i>
<i>tulli</i>	=	<i>knorke</i>
<i>Tschoch</i>	=	<i>Destille</i>
<i>verpatzt</i>	=	<i>verkorkst</i>
<i>verkühlt</i>	=	<i>erkältet</i>
<i>verraunzt</i>	=	<i>vermeckert</i>
<i>warm</i>	=	<i>schwul</i>
<i>Watsche</i>	=	<i>Backpfeife</i>
<i>Wirbel machen</i>	=	<i>angeben</i>
<i>Wimmerl</i>	=	<i>Pickel</i>
<i>Zins</i>	=	<i>Miete</i>
<i>zitzerlweis</i>	=	<i>kleckerweise</i>
<i>Zwetschken</i>	=	<i>Pflaumen</i>

Wtt.

20 Lektionen gratis!

Es handelt sich hier um einen Sprachunterricht, der nach neuem Verfahren zu Werbe- und Versuchszwecken erteilt wird. Kosten entstehen nicht, auch sind mit d. Fernkurs keinerlei Kauf- oder sonstige Verpflichtungen verbunden. Die Übersendung der gleichfalls ohne Berechnung im Original zur Verfügung gestellten Unterrichtsmittel erfolgt portofrei. Nach unserem

energetischen Verfahren

(System Mertner), das das Auswendiglernen von Vokabeln und grammatischen Regeln erübrigt, gelangen selbst Personen von mittel-mäßiger Intelligenz oder solche mit schlechtem Gedächtnis schnell, mühelos und sicher ans Ziel. Man kann binnen zwei Stunden unsere fremdsprachigen Zeitungsartikel, Erzählungen usw. lesen, verstehen und die Wörter richtig aussprechen. Doch man soll nicht glauben, sondern sich überzeugen! Deshalb stellen wir eine genügende Anzahl neuer Originalwerke für einen Probeunterricht, der 2 volle Wochen währt, also zur Durchnahme der ersten zwanzig Lektionen genügt, kostenlos zur Verfügung.

Keine Zahlungen!

In dem nachstehenden Gutschein, den man ausfüllt und einsendet, sind die Sprachen verzeichnet, in denen zwecks eines Probeunterrichts Lieferung kostenlos erfolgt. Eine davon darf man sich auswählen. Man tue es sofort!

Gutschein

An den **Aufstieg-Verlag**, Abt. Fernunterricht
München 173, Bavariaring 10

Ich melde hiermit meine Teilnahme an dem (20 Lektionen) **Probe-Kurs** Englisch-Französisch-Italienisch-Spanisch-Russisch (die gewählte Sprache gefl. unterstreichen) in der Voraussetzung an, daß damit für mich keinerlei Kosten oder Kaufverpflichtungen irgendwelcher Art verbunden sind. Nach Beendigung des Probeunterrichts, der, gerechnet vom Tage des Empfangs der Sendung, zwei volle Wochen währt, werde ich das erhaltene Material (Erfüllungsort München) wieder an Sie zurücksenden.

(Deutliche Adresse)

Name, Beruf:

Ort, Straße (evtl. Post):

SCHÖN WIE DER FRÜHLING:



**FRAUEN
UND
SCHMUCK**



**TRAGE SCHMUCK —
DU GEWINNST**

Heirat — Damen - Konfektion!
Hübsche, israel. Dame, 38 Jahre alt, die in einem der größten Spezialgeschäfte eine leitende Stellung hat, sucht passende Partie. Betreffende Dame hat etwas Vermögen. Kann aber durch ihre Erfahrung ihrem Manne Ungewöhnliches bieten. Gefl. Zuschriften unter J. N. 5056 befördert Rudolf Mosse, Berlin SW 19.

Tausche Gipsbüste Venus von Knidos, 63 cm, geschellackt, abwaschbar, Wert 25 Mark, schönes Dekorationsstück, gegen großen Vogelkäfig oder Terrar. Alfr. Nungesser, Buchschlag b. Frankf. a. M.

(„Kosmos“,
Handweiser für Naturfreunde.)

Leipziger Kupferstich - Versteigerungen im Mai. Das außerordentlich reiche Material an alter Graphik, das *C. G. Boerner* für seine diesjährige Frühjahrsauktion zusammengebracht hat, wird die Interessenten aus aller Welt nach Leipzig locken. Die Fülle ist hier, wie bei den Rekordauktionen 1927 und 1928 wiederum mit höchstem Qualitätsniveau gepaart. Weitere Kreise wird die Versteigerung der berühmten Berliner Franzosen-Sammlung *Model* interessieren, deren Schätze in einem reich illustrierten, von *Geheimrat Friedländer* eingeleiteten Katalog beschrieben werden. Für die Spezialisten alter Graphik sind die Kostbarkeiten der zweiten Versteigerung, die vor allem aus altem Besitz der Familie von *Passavant - Gontard* in Frankfurt a. M. große Seltenheiten der Stecher und Radierer des 17. Jahrhunderts bringen, aber auch gute Blätter des 18. Jahrhunderts, z. T. aus der Kupferstich - Sammlung auf der Veste *Koburg*, enthalten wird.

84. Stiftungsfest der Liedertafel Euterpe, Celle

Vortrags- und Speisenfolge

Ochsenschwanzsuppe

Zwei Lieder gesungen v. Liederbruder Kloß

- a) An Baches felsigem Ufer
b) Man wird ja einmal nur geboren (aus Waffenschmied)

Schleie, blau, mit Butter

Ansprache des Liedervaters

Gemeinsames Lied Nr. 1

Rinderfilet mit versch. Gemüse

Fürst Pückler-Eis

Gemeinsames Lied Nr. 2

Käse

Festball

Während der Tanzpausen Vorträge:

Nr. 1. Ich muß jetzt fort

Nr. 2. Eine fidele Gerichtssitzung

Komisches Terzett von R. Heinze.

Richter Primaner Habermann
Angeklagter Primaner Hildebrandt
Gerichtsdienner Primaner Wedemeyer

(Am Klavier Primaner Frinke)

In unserer neuen Buchreihe „**DAS LEBEN ERZÄHLT**“
erschien

Ludwig Lewisohn

Der Fall Herbert Crump

475 Seiten / Broschiert RM 6.50 / Ganzleinen RM 8.50

Mit einem Vorwort von Th. Mann

„Der Roman einer Ehe. — Das Buch steht auf der Höhe moderner Epik. Sein Vortrag ist männlich, ungeziert, präzise und stark, er hat etwas Entschlossenes, er sagt dem Leben bündig die Wahrheit, und das imponiert und reißt hin.“ Thomas Mann.

DREI MASKEN VERLAG A.-G. / MÜNCHEN · BERLIN

Ein Shiva Nataraja.

Die indische Kunst besitzt Darstellungen, die in ihrer Vieldeutigkeit menschliche Symbolkraft zu übersteigen scheinen. Ihre großartigste Erfindung ist der höchste Gott, Shiva als Nataraja, als „Fürst der Tänzer“. In dieser Form schöpft, bewahrt und zerstört er das Weltall in unendlichem Kreislauf. In ihr vereint er männlich und weiblich, Wollusttausch und Todesschauer, alle göttlichen Möglichkeiten und ihre dämonischen Gegenpole. Die Fähigkeit, soviel auszudrücken, besteht in der bildenden Kunst nur dann, wenn Natur und Unwirklichkeit in gleichem Maße in die Gestalt eingegangen sind. Indien setzt für die Erscheinung eine Kunstform, die nicht ihr Netzhautbild, sondern ihr Wesen anschaulich machen soll. Darüber hinaus besteht jedoch keine Bindung an die Natur, und alle die wunderbaren Sprachmittel des Künstlers können zusammentreten zu vielköpfigen und vielarmigen, aber im indischen Mythos immer „wahren“ Gestalten.

Der Tanz kommt als höchster symbolischer Akt auch in der Antike vor. In Indien begleiten ihn besondere Bedeutungsmomente, und es lohnt sich, sie im einzelnen kennenzulernen. Shiva tanzt am Abend in Gegenwart aller Götter. Er kennt 108 Tanzarten. Immer umgibt den Nataraja ein geflammter Reif, die Sonnenscheibe, aufsitzend auf doppeltem Lotosthron. Ein böartiger Zwerg mit geflochtenem Haar wird von dem rechten Fuß des Gottes zertreten, er hält eine Kobra in der erhobenen Linken. Das linke Bein Shivas folgt einer kühnen tänzerischen Bewegung zu fast wagerechter Höhe. Ihm entspricht von den vier Armen der linke vordere in einer Tanzgeste, welche die des Elefantenrüssels heißt. Sein rechtes Gegenüber beschließt die Hand mit der Bewegung des Schutzspendens und Beruhigens. Vor seinem Ellenbogen sitzt die Schlange, die Shiva zähmte, als sie ihn vernichten sollte. Das obere Handpaar trägt rechts die Trommel, von deren Klang die Schöpfung ausgeht, links das zerstörende Element, das Feuer. Um den Leib schlingen sich an den Lenden das Fell eines einst von dem Gott besiegten Tigers, höher ein Brustband und zahlreiche Schmuckgehänge. Ringe gibt es an Fingern und Zehen, mit Ausnahme des jeweils mittleren Gliedes. Das Haupt trägt die Blätterkrone mit dem (in der Abbildung kaum erkennbaren) Totenschädel in der Mitte, während links der Halbmond, rechts ein Juwel angebracht ist. Im linken Ohr sieht man weiblichen Schmuck, ein zusammengerolltes Blatt, das sonst dem männlichen Zierat vorbehalten bleibt leer. Hinter dem Kopf entfalten sich neun Haarflechten mit sieben Blumengirlanden. In diesen sitzt rechts oben die Göttin des Gangesflusses, die sich im Haar Shivas verlor, ehe der Strom zur Erde herabfloß. Sie ist im Oberkörper weiblich, im Unterkörper „wie fließendes Wasser“ gebildet und erhebt betend die Hände. Ihr antwortet links ein in diesem Zusammenhang ungewöhnliches Symbol, das Weltrad, sonst Abzeichen des Vishnu. Shiva Nataraja hat drei Augen, sie vertreten Sonne, Mond und Feuer, das Stirnauge erscheint als leichte Erhebung über der Nasenwurzel.

Ganz lassen sich die vielen Deutungen, die in jedem Symbol und in jeder Geste mitschwingen, nicht in Worte bringen. Aber schon das Gesagte genügt,

um von der Großartigkeit der religiösen Vorstellung einen Begriff zu geben. Alle Einzelheiten der Darstellungen, von den Emblemen bis zu den Proportionen sind in alten Werkregeln festgelegt. Kleine Abweichungen hängen von der Art des Tanzes oder von lokalen Besonderheiten ab. Innerhalb der indischen Epochen wird die Möglichkeit der Datierung durch die Konstanz der Werkregeln des Kanons erschwert. Die plastisch etwas unscharfe, verschwommene Behandlung des Kopfes läßt am ehesten auf eine Arbeit des 16. bis 17. Jahrhunderts schließen.

Alfred Salmony.

Die **Max - Ernst - Ausstellung** ist im März in der Galerie Flechtheim, Berlin, zu sehen.



Theater, Film, Kabarett. Zehn Minuten „Friederike“ genügen, um Tauber zu vermissen und zu beklagen, daß die wunderbare Käthe Dorsch sich zu dieser Herzigkeit hergibt. Dazu die ganze Bühne im vollen Blütenflor: Berlin, die erste Theaterstadt der Welt! — „Ich küsse Ihre Hand, Madame“ bewährt sich weiter. Harry Liedtke studierte jahrelang, bis er es wagte, mit diesem Tonfilm vor die Öffentlichkeit zu treten. Ich bekenne mich zu ihm, er ist glatt und angenehm und geht statt auf Berliner Bälle nach Sakrow in die Nacht hinaus. Im übrigen ist dies der beste deutsche Film seit langer Zeit. Reservierter kann man nicht sein in seinen künstlerischen Mitteln als *Marlene Dietrich*, wohlthuender Gegensatz zu allen neckischen Badeszenen und sonstiger unzulänglicher Pornographie. Außerdem Herr Huszar, der mit Hunden besser spazierengeht, als Fatty es jemals gekonnt hätte. Und der wirkliche Oberkellner, der von Harry kein Trinkgeld annimmt, der ebenso kurz wie prägnant in Erscheinung tritt. Ein Film der Andeutungen, der schnellen Umstellungen, im Gegensatz zur dicken, fetten Unterstreichung, die übel macht und eine Beleidigung ist. — „Sturm über Berlin“ statt über Asien oder wie sich der kleine Moritz die Engländer vorstellt. Er ist vielleicht mal zu Aschinger mitgenommen, dort sieht man allerdings solche Typen wie den englischen General in der Gestalt von sympathischen alten Geschäftsführern herumstehen und den Betrieb überwachen. Dann dieser rasende Mongole, alles gruselt, besonders die lieben kleinen Mädchen hüllen sich fester in die Pelze, denn Schaudern macht kalt und — um mal langweilig und moralisch zu werden: Wenn nun schon der Bolschewismus die Religionen verwirft und lächerlich macht, warum tischt er uns da die ollen Tempelbilder auf, die man ja bei Filchner viel besser sah, unbeschadet einiger Einzelheiten wie Karawanenbilder z. B. Heiliger Eisenstein, wann schenken Sie uns den nächsten Film, einen von denen, die alles andere wegschieben und vergessen machen! — Wo schlägt das Herz von Berlin zurzeit, wo sitzt man anonym in Mief und Muff, wo kennt man keinen, wo ist das Publikum „unmöglich“, wo braucht man nichts zu wissen auf dem Gebiet der Literatur und nicht mal auf dem der Politik? Nur Charlott!! Szöke Szakall, der Pallenberg imitieren soll, wovon man nicht das geringste merkt, shakert mit Schachfiguren, Westermaier spricht altes Armeedeutsch, und den genialsten von allen, Herrn Lajos Szendi, näher zu umschreiben, hat man keine Lust, er ist zu gut dazu.

H. v. W.

Zunächst darf festgestellt werden, daß eine Plattenmusikbegleitung sich als unmöglich erwiesen hat. Interessant war der Beifilm, der zuerst gegeben wurde. Er gab einen interessanten Einblick in die Tuchfabriken und Spinnereien von Cottbus. — „*Bett und Sofa*“ aber war eine restlose Enttäuschung. Dieser „berühmte“ Russenfilm scheint einer der ersten Versuche des *Régisseurs Sowkinow* zu sein, der seinem berühmten Kollegen Pudowkin zwar manches technisch abgesehen hat, ihm aber nicht den kleinen Finger reicht. Der Film, von dem soviel versprochen wurde, ist zum Sterben langweilig.

(Darmstädter Tagblatt.)

„Hoffmanns Erzählungen“ zwischen Maschinen. Heute, jetzt, hier ging es um (Berlin, am Platz der Republik). Nicht in längst vergangenen Zeiten, die keinen angehen. Auch Hoffmanns Gespenster nicht, gerade diese nicht, die erfahrensten, die es gibt.

Ein dauernd merkwürdiges Werk. Musik eines Sterbenden, der sein Wort sagen will. Letzte Musik der geschlossenen Arie, mitten im sinfonischen Zerfall; sie wird von keinen „lebenden“ Menschen mehr gesungen, sondern von Spukgestalten, von Erinnerungen. Aber diese Erinnerungen sind nicht eingedickt wie die übrigen Spätarien aus Offenbachs Zeit, Meyerbeers und anderer. Wohnen auch nicht in romantischen Ruinen oder längst vergangenen Staatsaktionen, sondern sind leicht, durchsichtig, rezent, tauchen genau in der jeweiligen Gegenwart wieder auf. Und wie merkwürdig, wie unheimlich aktuell hat hier Offenbach die „leichte Musik“ gedreht, die er vorher machte. Gerade in das Drohende, Nicht-Geheure, das ihr zukommt, das ihr heute mehr zukommt als der ernsten, gebildet tragischen. Und der Sprung der Personen, an denen keine Einheit ist, obwohl sie doch in drei Traumbildern dieselben sind. Nur Hoffmann und der merkwürdige Mentor Nikolaus bleiben sich gleich, wenigstens scheinbar, aber Olympia, Gioletta, Antonia, „drei Frauen im nämlichen Weibe“, der Diener, der Dämon, der Gastgeber — alles dreiköpfige Identität, an der nichts Identisches mehr ist, keine Einheit der Person, sondern wandelnde Kleidung des metaphysischen Charakters. Nirgends ist ein Grundmotiv unserer Zeit, der Mensch als Proteus, so sinnfällig, so traumhaft, spukhaft klar, wie hier bezeichnet. Hoffmanns Erzählungen müssen darum aus dem Biedermeier heraus, mindestens in unseren Blick aufs Biedermeier herein. Der Spuk braucht keine Romantik und das Unheimliche keine Entschuldigung, sondern es mißt sich an dem, was wir heute können. Auch fürchten und träumen; *unser* Licht oder Lichtwechsel ist an Moholy-Nagys Bildern, Zemlinskys Orchester, Legals Regie. Verblüffend schon das Vorspiel: eine Art Bartisch, blitzende Stahlstühle, Treppe nach oben, in der Bar die halbdunklen Studenten, Lindhorst hoch und schrecklich auf der Estrade. Ein surrealistisches Bild die *erste* Szene, mit Zügen von Ensor in der Luft, dazu dem feinen Orient, den das Biedermeier schon hatte und den jedes Zauberkabinett braucht. Aber ein Orient, eine Traummagie durch Stahl und hellsten

Literarische Leckerbissen!

Jacobus Schnelppfeffer

Stecknadeln im Sofa

Illustrationen u. Buchausstattung von Ernst Ullmann

Willy Seidel schreibt darüber u. a.: — *geweiht sei's allen denen, die herzlich lachen und nicht nur sinnlos krähen wollen* —

Beide Werke gedruckt in der neuen Garamondschrift auf Büttenpapier. Origineller Ganzleinenband M. 8.—, engl. Kart. M 6.—, auf van Geldern, vom Autor signiert, Halbleder M 15.—

Carl Georg v. Maaßen

Verliebte Tändeleien

Gedichte aus Arkadien

Mehrfarb. gespritzt. Silber-Dermatoid-Band M 8.—, kart. M 6.—, auf van Geldern, vom Autor signiert, M 15.—

Joachim Ringelnatz

Matrosen

Erinnerungen, ein Skizzenbuch: handelt von Wasser und blauem Tuch

Skizzen, Gedichte, Lieder, Briefe, Bilder, auf Kunstdruck in groß. Format. In englischer Kartonnage M 7.50, in künstlerischem Leinenband M 9.—

INTERNATIONALE BIBLIOTHEK G. M. B. H. / BERLIN W 8

Tag hindurch; die Dämonie, die Offenbach meinte, kommt erst in unseren Maschinen heraus, sie braucht keinen Plunder. Die klingelnde, automatenhafte Musik, gerade diese, wird durch das Bühnenbild erst klar. So rein dirigiert Zemlinsky, so stark ist Moholy-Nagys Szene aus Musik gebildet, daß sie im ersten Akt, wo Offenbachs Musik die beste ist, selbst am meisten überzeugt. Hafenuft im *zweiten* Akt, Venedig bordellhaft mit Jahrmarktschaukel, ausgefressene Hafenstadt, alles durchbrochen, auch die Brunnenfigur, der Campanile; ein Platz an lauter Gassen. Schauplatz einer der ersten Kolportageszenen in der Oper; prachtvoll der Ruf: Polizei! am Schluß, das Stieben, gesprochene Worte, wie aus dem Traum erwacht. Desto enger wieder die *dritte* Szene, die Wohnung Krespels: ein Trichter in die Unterwelt, nein, eine Neubauwohnung im Dach, ebenfalls von der Erde abgetrennt. In dieses künstliche Loch sind Antonia und der Vater verstoßen, zwei so agrarische Menschen, sehnsüchtig, trostlos, dem Doktor Mirakel mit der Stirn von Eisen ausgeliefert. Im zweiten Akt wie erst recht hier sind vielleicht Bilder, die man schon gesehen hat, im Caligari-Film vor Jahren; sie sind also nicht so frisch wie die Stahlwelt der ersten Szene. Wie die Bar Klein-Zack des Vorspiels und dann wieder des Nachspiels, der Treppe, der Treppenflucht Hoffmanns nach der Unerreichbaren. Nach Stella oder dem Mädchen der Utopie, das selbst im Traum noch zerbricht, zurückweicht, stirbt.

Was tat E. Th. A. Hoffmann? Er lebte mit seinen Träumen, zog sie ganz nahe heran. Hexen, grüne Feuerschlänglein, Lichtgeister des Anfangs trug er nach der Stadt seiner Tage. Trug sie im „Goldenen Topf“ auf Apfelweiber, Reflexe im Wasser, forschende Biedermänner auf. Die Feuerlilie, als die der Archivarius blendet, ist bei näherem Zutreten sein geblümter Schlafrock. Was ist also Hoffmannscher als die Kraft, seinen Spuk auch in *unsere Welt* zu bringen? Ohne Schlafröcke, doch mit Maschinen. In die kalte phosphoreszierende Maschinenwelt, in den Hohlraum unseres Zeitbilds, das Verdrängtes wie Künftiges freiläßt. „Das nenn ich mir doch faktisch gesunden Sinn und wahrhaft praktisch“, singt einer der Studenten: so haben sich's Hoffmann, erst recht Offenbach, gewünscht, keine Romantiker, sondern Realisten, transparente, unheimliche. Die Gespenster kommen frisch, die Beschwörung in Stahl kann sich sehen lassen.

Ernst Bloch.

Karl Scheffler feierte am 27. Februar seinen 60. Geburtstag. **Dr. Hans Posse**, der Direktor der Staatlichen Gemälde-Galerie in Dresden, der Leiter der ersten deutschen internationalen Ausstellung nach dem Kriege im Jahre 1925, feierte am 6. Februar seinen 50. Geburtstag. Beide haben ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verbracht, daß wir uns auf die Arabesken ihrer viellesse verte freuen.

Theaterkritik. Das Haus war auch gestern wieder ausverkauft, und die außerordentliche Länge der Autokette nach Schluß der Vorstellung zeugte erneut für die Qualität der Besucher... *(Neue Wiesbadener Zeitung.)*

Gang im Osterregen.

Alle sind für mich verreist.
Ich habe köstlich bittere Einsamkeit.
Iwan, der Schreckliche, wird im Bums-Kino gegeben.
Auch Rudolpho Valentino lockt mich,
das schöne, gut-böse Tier. Und auch Henny Porten
als ewige Mutter Maria würde mir Spaß machen.
Aber ich habe nur noch zehn Mark.
Wer weiß, wie lange ich mich davon erhalten kann.
Der Teufel hole den ganzen Quark!
Ich werde bald wieder was tun müssen.

Ich habe einen Brief zur Post getragen.
In dem Brief war ich sehr stolz;
und ich habe mich lächerlich gemacht.
Aber lange nicht so lächerlich, wie ich bin;
denn ich warte auf die Liebe in der großen Stadt Berlin.
Auf die große, warme, wache, volle Liebe,
die fruchtbar macht.
Die „Liebe“, sage ich!
Und alle denken an so einen seichten, feuchten,
glitschigen, feigen, laulichen, saulichen,
aufschwemmenden, einklemmenden Matsch,
wie ich ihn auf meinen Schuhsohlen heimtrage
von den Straßen Berlins
heim, — in mein sturmfrei möbliertes Zimmer, heißt das.
Wie österlich, daß auch meine Wirtin verreist ist!
Zehn Schritt vor meinem Fenster
steht aus lauter Ziegeln eine hohe Mauer.
Die Ziegel sind nicht verputzt; damit man sie zählen kann
Das tue ich, damit mir der Weg nicht zu lang wird,
auf dem ich der Liebe nachlaufe.
Und damit ich dem, der dann doch nicht der Richtige ist,
noch viele heiße, stolze Briefe schreiben kann,
die ich einschreiben lasse; wenn das Geld langt.
Solange man lebt, ist man nie genug lächerlich.
Solange man lebt, ist man nie genug lächerlich!
Aber weil ich solange auf die Liebe warte,
so warte ich auch auf den Tod.
Und der kommt bestimmt!
Der wird mich Tropfen auf Tropfen abwaschen
und fruchtbar machen,
wenn mich meine Verehrer nicht verbrennen lassen,
weil ich sie alle ein bißchen angesengt habe
mit meinem dummen Warten auf die Liebe.

Mira v. Hollander-Munkh.

A M E R I K A

Der kopfstehende Beter. Der Rev. Dr. John Roach ist fest davon überzeugt, daß Schutzengel den Menschen auf Schritt und Tritt begleiten. Als ein Beispiel erzählte er seiner Gemeinde von einem Autounglück, das er selbst gehabt hatte. „Die Tür meines Wagens“, sagte er, „wurde von einer unsichtbaren Macht aufgerissen, obgleich sie fest geschlossen war, und meine liebe Frau, das treue Kind ihres allmächtigen Vaters, wurde aus dieser so wunderbar geöffneten Tür geschleudert . . . ihr Leben war gerettet!“ — „Mit mir überschlug sich der Wagen“, fuhr der ehrwürdige Geistliche fort, „aber ich betete, als ich Kopf stand.“
(*Associated Press, New York.*)

Frömmigkeit ein Scheidungsgrund. Mrs. Ray Gordon erhob gegen ihren Ehemann eine Scheidungsklage wegen Grausamkeit und Quälerei. Der Angeklagte pflegte nämlich jede Nacht um 3 Uhr die Alarmglocke läuten zu lassen, um sein Morgengebet pünktlich verrichten zu können.

(*Associated Press, San Francisco.*)

Achtung vor den Baptisten. Ein Mann, der ruhig aufsteht und, ohne mit der Wimper zu zucken, sagen kann: „Ich bin ein Baptist!“ spricht ein großes Wort, mehr braucht niemand zu sagen.

(*Baptist Progress, Texas.*)

Amerika, das zweite „auserwählte“ Volk. Für den Schöpfer der Welt war von jeher das größte Problem, ein Volk zu finden, mit dessen Hilfe er alle anderen Völker segnen und zu sich emporheben könne . . . Heute sind die Amerikaner die Auslese aller Völker geworden. In seinem großen Mischkessel aller Rassen hat Gott seit Jahrtausenden alle Völker vermengt und daraus einen Extrakt gezogen: das erhabene Volk der Erde, sein zweites Israel, das ein Segen sein wird für alle anderen Völker, es ist das amerikanische Volk.

(*Asheville Times, North Carolina.*)

Vorbildliche Rechtspflege. „Wenn unsere Missionare uns recht berichten — woran ich nicht zweifeln kann —, so könnten wir für die Pflege der Gerechtigkeit eine wichtige Anregung aus dem finsternen, umnachteten Afrika empfangen. Dort nämlich gilt der Angeklagte so lange als schuldig, als er seine Unschuld nicht beweisen kann. Ist er dazu nicht imstande, so gibt es nur eine einzigste Strafmaßnahme: sein Kopf wird abgeschlagen, auf einen langen Pfahl gesteckt und an einem öffentlichen Platze ausgestellt; dort bleibt er dreißig Jahre lang.“

(*Bruder J. L. Williams in Baptist Record, Mississippi.*)

Ein Klub als Zeichen der Zeit. Der Rotary-Club ist der bedeutsamste Ausdruck der Epoche, in welcher wir heute leben.

(*Associated Press, New York.*)

Musikalische Vorbedingung. Miß Glade ist schön genug, um eines Tages zu einer erstklassigen Sängerin zu werden.

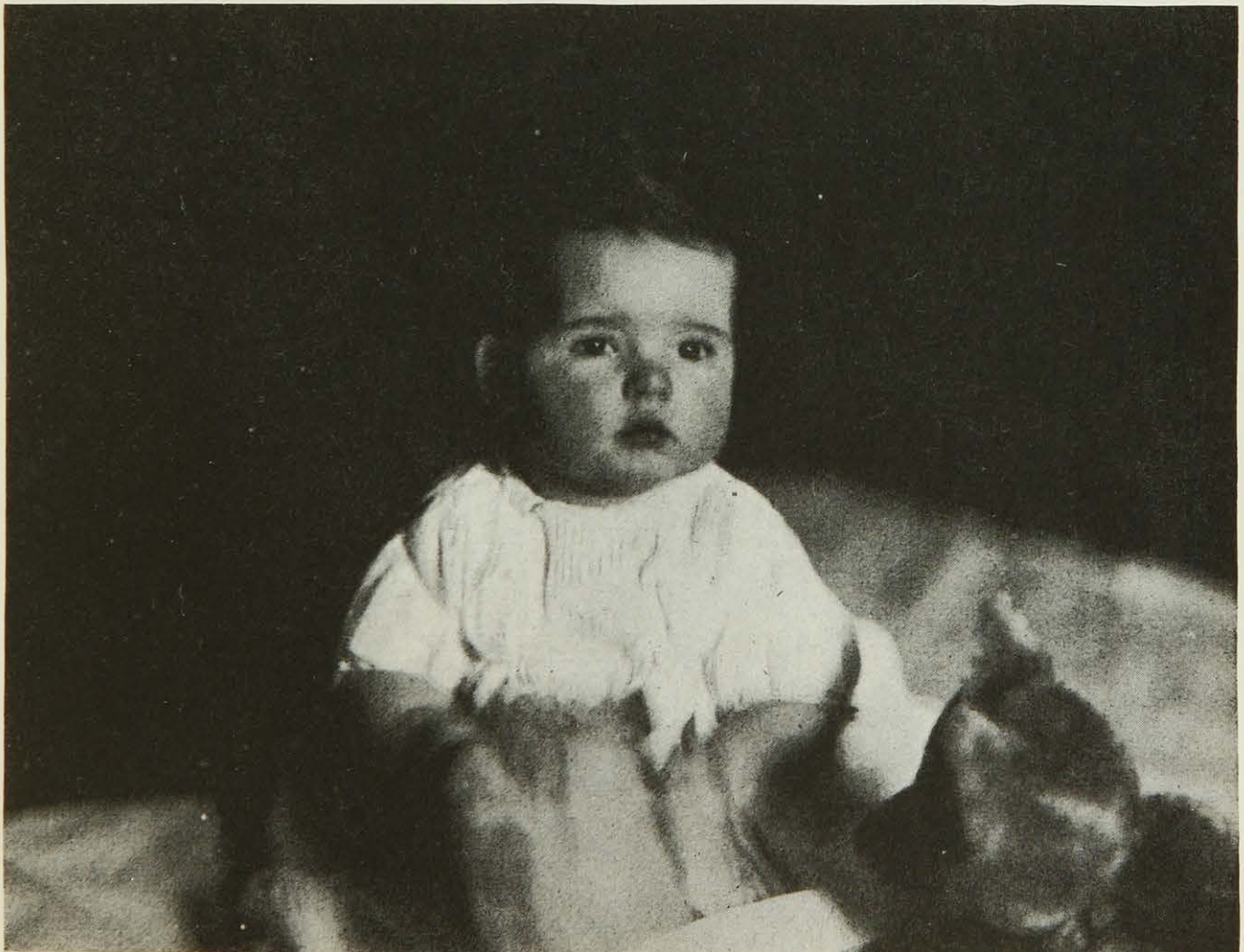
(*Asheville Times, North Carolina.*)



Otto Klemperer



Photo Willi Fischer
Klemperers Kinder



Erich Kleibers Töchterchen

Photo Jacobi

Berliner Theater



Oskar Homolka als Karl in Leonhard Franks „Karl und Anna“
(Staatstheater)



Photo Elli Marcus

Agnes Straub und Friedrich Kayßler (Tolstoi) in Ehm Welks
„Kreuzabnahme“ (Volksbühne)



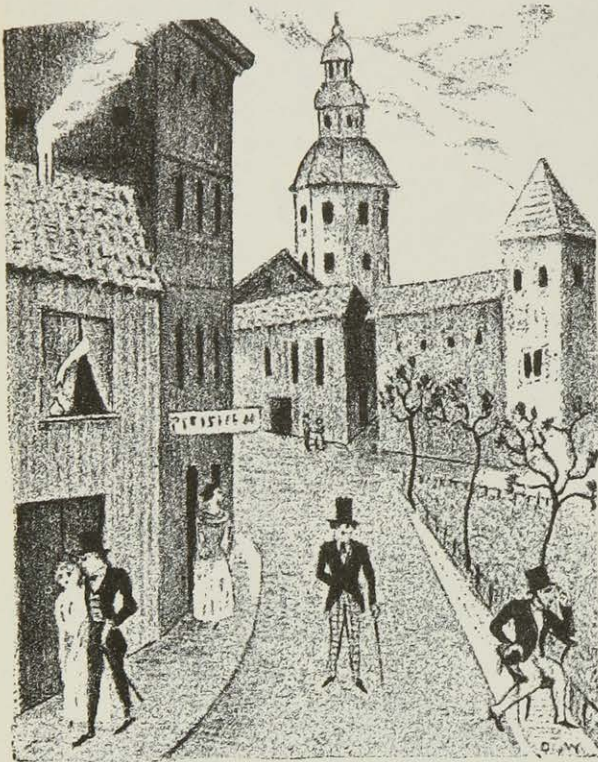
Margarete Köppke und Anton Edthofer in Amiels „Herr und Frau So und so“ (Tribüne)



Leopoldine Konstantin und Lucie Höflich in den „Lustigen Weibern“
(Deutsches Theater)

Photos Elli Marcus

„Hoffmanns Erzählungen“



Otto v. Waetjen: Illustrationen zu „Contes de Hoffmann“ (Edition Trémois, Paris)

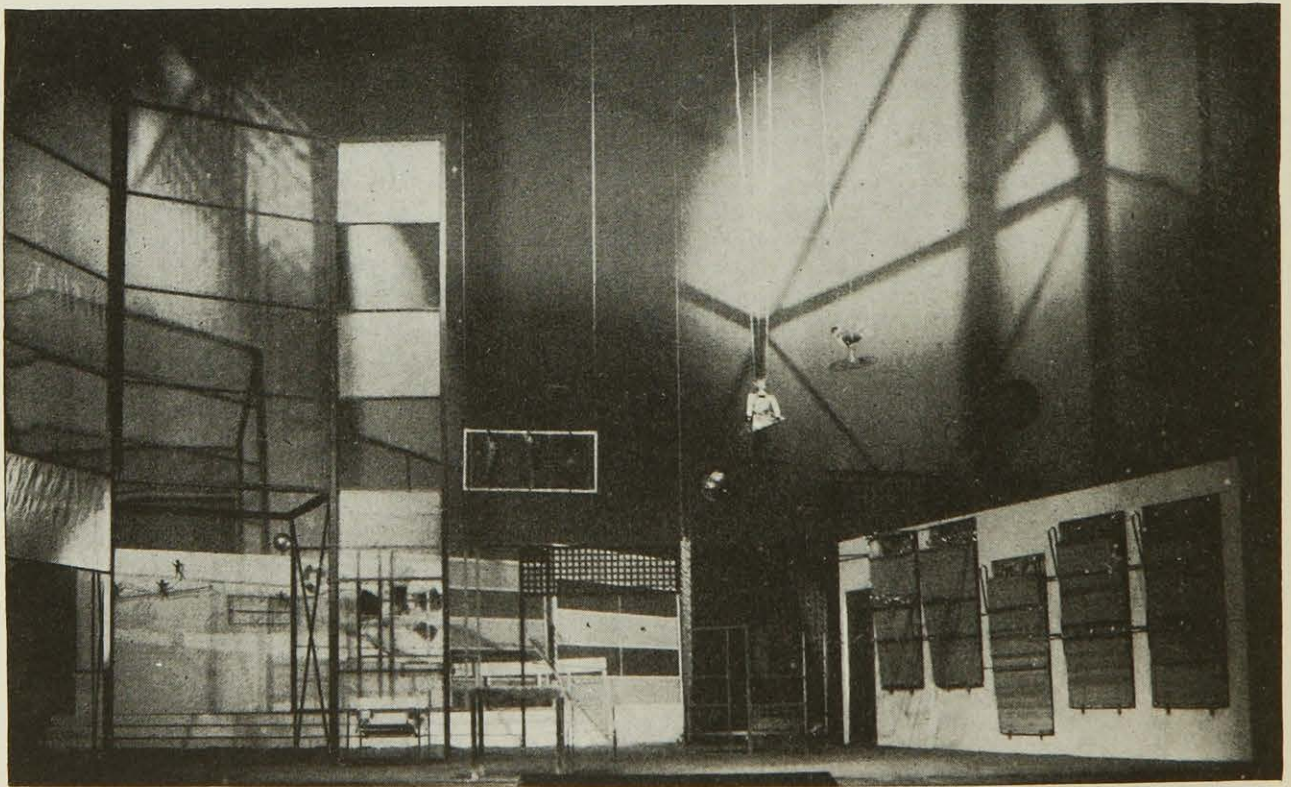


Photo Lucia Moholy

Die Szenengestaltung Moholy-Nagys in der Staatsoper am Platz der Republik, Berlin

BUCHER - QUERSCHNITT

GOTTFRIED BENN, *Gesammelte Prosa*. G. Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

„Was aber bleibt, stiften die Dichter.“ Man muß den Begriff des Dichters allerdings so rein fassen, daß er nicht die Dutzende der Dichterakademie definiert, sondern nur zwei oder drei, damit von solcher Stiftung die Rede sein kann. Und muß mit einem Opus wie diesen 188 Seiten Versen und 228 Seiten Prosa-Ergebnis der letzten fünfzehn Jahre — den Begriff des Dichters sich inkarnieren lassen, damit es heißen kann: „was aber bleibt“. Denn was von der heutigen Sozietät die Konzession zum Dichten bekommt — „die Masse der Schieber, die flüssigen Epiker, die Rülpsler des Anekdotenschleims, die psychologischen Stauer von Mittelstandsvorfällen, Schund und Schmutz, nicht harmlos erotisch, aber produktiv verderbt“ — das, o Zeitgenossen, bleibt bestimmt nicht, versinkt schon zu Lebzeiten ihrer Hersteller in den Abyssus. F. Blei.

WILLIAM BEEBE, *Das Arcturus-Abenteuer*. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Beebe ist der zoologische Entdecker der Galapagos-Inseln. Der spannende Bericht darüber wird von diesem Arcturus-Abenteuer übertroffen, der ersten Tiefsee-Expedition der New-Yorker Zoologischen Gesellschaft im Sargasso-Meere. Jede Phantasievorstellung übertreffende Ausbeute an Tiefseetieren, Stürmen und andern ungewöhnlichen Naturereignissen. Vorzügliche Bilder, Photos, Zeichnungen, schwarz und farbig. Gegen dieses Buch ist jeder Abenteuerroman ein Schlafmittel. F. B.

Memoiren der Frau Roland über die französische Revolution. Herausgegeben von Max Krell. Paul Aretz Verlag, Dresden.

Diese berühmten Aufzeichnungen geben bei aller persönlichen Wärme und Anmut Schilderungen von erschütternder Objektivität und Ungeschminktheit. Unentbehrliches Hilfsmittel für Revolutionsstudien. Wenig gekannte Bildnisse, das vorzüglich bearbeitete Namensverzeichnis, ein klug konzipiertes Vorwort des Herausgebers gereichen dem stattlichen Band zu besonderer Zier. Th.

RICHARD HÜLSENBECK, *Der Sprung nach Osten*. Bericht einer

Frachtdampferfahrt nach Japan, China und Indien. Verlag Wolfgang Jeß, Dresden. „Die Seefahrt löst ihre Angestellten von innen her auf, sie frißt ihren Kern an, während sie nach außen die Charaktere stärker und origineller zu machen scheint“ — — „Christliche Seefahrt . . . viel Betrug . . .“ Dies die beiden Pole, zwischen denen Hülsenbeck seine schiffsärztlichen Betrachtungen über die Chinafahrt an Bord eines ungewöhnlich seeuntüchtigen Frachtkojoten hin und her spannt. Kein Seemannsgarn, kein Globetrotternetz. Fast nichts als Aerger und Stunk auf und unter Deck. Wenig über die bereisten Länder. Viel über die sonderbaren, versoffenen oder fetten oder frommen oder sonstwie begabten Fahrtgenossen. Eindringlich mitgeteilt. Aber da ist ein verzichtender, skeptischer, einlenkender Ton, vor dessen müdem Klang man sich erinnernd zurückflüchten möchte zu dem Elan des Hülsenbeckschen „En avant dada“. F. H. L.

HARRY KEMP, *Johnnie Vagabund des Lebens*. Dreimaskenverlag, München.

Der da seine Jugend auf 610 Seiten etwas ausführlich beschreibt, ist ein mehr sentimentalisch-romantischer Vagabund, insofern er sich mit Dichten beschäftigt von früh auf und schließlich auch dieses Buch als Resultat bucht. Man erfährt eine Menge aus einem amerikanischen Jungenleben des idealischen Schlages, also sozusagen europäische Atavismen. Abwechslung gegenüber dem andern Typ, der als Zeitungsverkäufer beginnt, um als Hosenträgerkönig zu enden. Was den gemütvollen deutschen Buben von heute mehr imponieren dürfte. F. B.

RUDOLF ARNHEIM, *Stimme von der Galerie*. Dr. Wilhelm Benary Verlag, Berlin-Schlachtensee.

Das ist eine Reihe kleiner „Aufsätze zur Kultur der Zeit“, in denen der Verfasser — sehr jung noch und literarisch bisher ziemlich unbescholten — seine nicht gerade umwälzenden, aber gescheiterten, von anständiger Gesinnung zeugenden und gut formulierten Gedanken über Psychoanalyse, Film, Sport, neue Moral und einiges andere äußert; aggressiv, wie es die Stimmen von der Galerie nun einmal an sich haben, aber auch wohltönend — Arnheim wird vermutlich bald im Parkett sitzen. Hans Reimann hat dem Buch ein gönnerhaftes Vorwort mit auf den Weg gegeben, Karl Holtz eine Menge seiner witzigen Zeichnungen. *Loe.*

JOACHIM RINGELNATZ, *Matrosenbuch*. Internationale Bibliothek, G. m. b. H., Berlin.

Matrosenbuch? eines Intellektuellen, eines Bohemiens? Nein, hier ist er nicht intellektuell, oder doch nur so weit, daß er dieses erste, lebendige Tagebuch zustande bringen konnte. Sicherstes Kriterium: jeder Matrose wird es gern besitzen wollen, denn die Welt ist darin mit Matrosenaugen, mit Matrosenohren erlebt. Werden, Entwicklung, Abenteuer sind still, ein bißchen wehmütig, ganz simpel erzählt, eine Fülle von Gelegenheitsphotos und lustigen Zeichnungen und Lieder des Autors neben alten und neuesten Matrosen-Chantys bringen Kolorit und salzige Seeluft in dieses lyrische, dankerfüllte Blaujacken-Handbuch.

Schi

WILLI BAUMEISTER, *Sport und Maschine*. Zehn Lithographien. Verlag der Galerie Flechtheim, Berlin.

Willi Baumeister hat für den Verlag der Galerie Flechtheim eine Mappe mit zwölf Lithographien geschaffen, die Sport und Maschine darstellen. Er hat die Verwertung dieser zeitgemäßen Dinge für die Kunst von heute begriffen. Er gehört mit Schlemmer, der auch aus Stuttgart stammt, mit Max Ernst und vor allem mit Paul Klee zu den wenigen deutschen Malern, die begriffen haben, daß die Renaissance zu Ende ist und daß durch Picassos Entdeckung des Kubismus eine neue Zeit angebrochen ist. In dieser Mappe beweist er, daß eine abstrakte Malerei Unsinn ist, daß der Kubismus keine abstrakte Kunst ist, sondern — wenn man will — eine naturalistische. „Nature existe, mais ma toile aussi,“ sagte Picasso.

H. A. N.

LUDWIG KLAGES, *Handschrift und Charakter*. Gemeinverständlicher Abriß der graphologischen Technik. Joh. Ambr. Barth, Leipzig.

Die Graphologie ist seit Klages nicht mehr lediglich „divinatorische Kunst“ (O. Weininger), sondern methodisch fundierte Wissenschaft. Hiermit ist die Bedeutung dieses hervorragenden und klaren Buches umrissen, das sein Gesamtgebiet mit bisher unerreichter Vollständigkeit erschöpft und zugleich jede Einzelheit erstmalig einheitlich psychologisch basiert. Die herausnehmbaren Handschriftenbeispiele (absichtlich wurden „Durchschnittshandschriften“ bevorzugt) bilden ein vortreffliches Lehrmaterial.

D.

ADOLF WAGNER, *Die Vernunft der Pflanze*. Carl Reißner Verlag, Dresden.

Wer dächte nicht beim Lesen dieses faszinierenden Buches an des alten Fechner „Nanna oder das Seelenleben der Pflanzen“? Hier wie dort wird der kühne Versuch unternommen, die Beseeltheit der Pflanze verständnisvollen Lesern nahezubringen. Aber was 1842 noch als dilettantische Hirnverbranntheit galt, ist heute unerläßlicher Bestandteil jenes mystischen Kreises, der die Einheit der Natur umschließt.

Th.

WERNER HEGEMANN, *Der gerettete Christus*. G. Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Der gescheit-besessene Zerstörer der Fridericus- und Napoleon-Legende unternimmt die Rettung Christi vor alter, blutiger Ideologie. Mit Geist und Ueberzeugung zerstört er die Lehre vom Sühneopfer, vom Kreuzestod. In seiner bekannten Dialog-Zitat-Form — die tausend Möglichkeiten zur blitzscharfen Erledigung ebenso vieler Vorurteile bietet — sucht er die Christus-Idee zu reinigen von den barbarisch vorchristlichen „sadistischen“ Elementen. Er zieht die Parallele: „Iphigenie und ihre Flucht vor dem Ritualopfer“ — allerdings so weit ausgesponnen, daß ihr Fehlen nur die Wirkung des Christus-Werkes steigern könnte. Diese Wirkung, die nun doch nicht etwa auf dem allzu rationalen Abbau alles irrational rohen Legendentums beruht, — sondern gerade auf dem irrationalen Fanatismus, der Hegemanns Ratio anhetzt! F. H. L.

BENEDETTO CROCE, *Geschichte Italiens 1871—1915*. Ins Deutsche übertragen von Ernst Wilmersdoerffer. Verlag Manfred Schneider, Berlin.

Borchardt hat einmal Croces Wirken als schöpferische Restauration bezeichnet. Man weiß, was ihm die Philologie und die Literaturhistorie dankt: er knüpft dort an, wo bei uns der Faden gerissen war: bei Humboldt und den Brüdern Grimm. Er tat das auch in der Philosophie mit Hegel und weniger glücklich. Es entwickelt sich in der Geschichte gewiß nichts sonst als die idealen Werte und nicht die Näh- oder Sämaschine. Aber daß diese Entwicklung eine Rückkehr zu einem sogenannten schöpferischen Liberalismus sein soll oder solches propagiert wird, scheint mehr eigenwillig als notwendig. Aber innerhalb solcher Gesinnung ist diese Geschichte ein nobles und schönes Stück denkerischer Arbeit F. B.

C. G. BOERNER / LEIPZIG

UNIVERSITÄTSSTRASSE 26'

versteigert vom 13.-15. Mai 1929

*Die berühmte Sammlung des in Berlin
verstorbenen Herrn Julius Model*

Erstklassige französ.

Farbdrucke und Kupferstiche des 17. und 18. Jahrh.

Französische Lithographien. Französische illustrierte Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts

Reichillustrierter Katalog Nr. 160: 8 M

Ausstellung der Sammlung

*in Berlin im Künstlerhaus, Bellevue-
strasse 3, vom 6. April bis 14. April 1929*

*Am 10. und 11. Mai wird die kostbare Sammlung von Passavant-
Gontard, Frankfurt M. Kupferstiche alter Meister, versteigert.
Außerdem sind zwei Lagerkataloge erschienen, Katalog Nr. XLIII,
130 Original-Radierungen Rembrandts, Katalog Nr. XLIV. Französ.
und engl. Kupferstiche und Farbendrucke des 18. Jahrh. Sportblätter*

SCHALLPLATTEN - QUERSCHNITT

Gesang.

- „Kel Dar Bamorom“. Gesungen von Kantor Josef Rosenblatt (Tenor). Rückseite:
„L'Keil Orech Din“. Electrola E. J. 288. — Meyerbeer-Oper? Bach-Cantate?
Arabische Ballade? Nein — hebräischer Chor mit Rosenblatt-Solo. Tolle Platte!
„Doch wie soll ich . . .“ und „Saget der Jungfrau . . .“ aus *Traviata* (Verdi), II. Akt.
Amelita Galli Curci mit Giuseppe de Luca. Electrola D. B. 1165. — Diese
Stimmen! Der Ausdruck! Musterduett-Platte.
- „Arashas S'Fosenu“ (Machtenbergs Männerchor) und „Haom Haras Olom“ (Josef
Rosenblatt). Electrola E. W. 44. — Chorführer, bestaunt diese Leistung! Sänger,
hört die vollendet gesungene Schlußkadenz des Tenors.
- Eugen Onégin (Tschaikowsky): „Ein jeder kennt die Lieb' auf Erden“. Michail
Gitowsky mit Orchester. — Wohllautender Baß, mit Recht beliebte Arie.

Beethoveniana.

- Symphonie Nr. 5, C-Moll, op. 67. Staatsorchester. Dirigent: Dr. Richard Strauß.
Grammophon 66814/66817. — Die überraschend durchsichtige Interpretation
Straußens offenbart in jedem Ton den echten Orchesterführer, überlegenen Kön-
ner und reichen Gestalter. Außerordentlich vervollkommnete Reproduktion.
- Symphonie Nr. 6, F-Dur, op. 68. Wiener Philharmoniker. Dirigent Dr. Franz Schalk.
Electrola E. J. 341/45. — Glücklicher Einfall, die Pastorale, diese illustrativste
der neun Symphonien den sprichwörtlich schön musizierenden Wienern unter
Schalks geschmackssicherer Obhut anzuvertrauen! Entzückende Aufnahme!

Orchester.

- Petrouchka* (Stravinsky). London Symphony Orchestra, conducted by Igor Stra-
vinsky. Columbia L. 2173. — Als authentische Auffassung des Komponisten be-
sonders wertvoll. Technisch hervorragende Platte.
- Norma*-(Bellini)Ouvertüre. Staatskapelle mit Dr. Weißmann. Parlophon 9347. —
Beethovensche Revolte, umschmeichelt von italienischer Melodik. Leider nie
mehr gehörte Oper . . .
- Nabucco*-(Verdi)Sinfonia Overture. Orch. Sinf. di Milano. Dir. Cav. Lorenzo
Molajoli. Columbia 1462. — 29 Jahre war Verdi, als sein jugendfrischer
Nebucadnezar in der Scala uraufgeführt wurde.
- „Le Maschere“. Sinfonia. (Mascagni.) Orch. Sinf. di Milano. Dir. Cav. L. Mola-
joli. Columbia 9472. — Melosgesättigte, quirlende Musik. Vorzüglich gespielt
und reproduziert!
- „Sphärenklänge“. (Jos. Strauß. Op. 235.) Staatsorchester unter Arthur Bodanzky.
Odeon 8367. — Wenig bekannte Walzerweisen, angenehm entsüßt durch Bo-
danzkys internationalen Esprit.
- „Schéhérazade“. (Rimsky-Korsakow. Op. 35.) Philadelphia-Symph.-Orchestra with
L. Stokowski. Electrola E. J. 309/313. — Farbenglühendes Bilderbuch, rhyth-
mische und motivische Mannigfaltigkeit, konzentrierte Phantastik des Welt-
umseglers Korsakow.
- „Wilhelm-Tell-Ouvertüre“ (Rossini). Staatsopern-Orch. München unter Knapperts-
busch. Homocord 4-8942. — Höchst sympathische, vife und klangvolle Wieder-
gabe.

Diversa.

- Kanonensong und Zuhälterballade aus der „Dreigroschenoper“ (Kurt Weill). Drei-
groschenoper-Band: Lewis Ruth - Theo Mackeben. Odeon 2703. — Schlager-
Beweis für den glücklich getroffenen Bänkelsängerton der Recordoper.

*Der aufgeklärte
Osterhase
legt nur noch*

›ELECTROLA‹
Ostereier



ELECTROLA

*Musikinstrumente und Musikplatten sind
immer schenkende Festgeschenke.*

*Durch das ›Electrola‹-Raten-System wird die
Anschaffung der Instrumente erleichtert.*



ELECTROLA GES. M. B. H. BERLIN

**W. 8 LEIPZIGERSTR. 23 + W. 15 KURFÜRSTENDAMM 35
FRANKFURT A/M. GOETHESTR. 3 + KÖLN A/RH. HOHESTR. 103**

AUTORISIERTE ›ELECTROLA‹ VERKAUFSTELLEN IN JEDER STADT

„Freude, Königin der Weisen . . .“ Menuett aus Mozarts *Es-Dur-Symphonie Nr. 3*.
Sängerknaben der ehem. Hofburgkapelle Wien mit Orchester. Leitung: Prof.
H. Müller. Parlophon 9107. — Bewunderungswürdige Chordressur und Stimm-
rarität . . .

„Elle était très bien“ und „Je m'embrouille“, vorgetragen von Yvette Guilbert (mit
Klavier). Electrola E. J. 330. — Très bien — aber man bekommt Sehnsucht nach
der unvergleichlichen Lebendigkeit Yvettes . . .

„Marienklänge“. (Jos. Strauß, Op. 214.) Dajos-Béla-Orch. Odeon 6683. — Ein
Schuß Ungarwein, kredenzt von Béla, würzt Wiener Walzerschmelz. — Rück-
seite: „Schatzwalzer“ (Joh. Strauß).

„Good News“-Potpourri. The new Mayfair-Orchestra und „Chloe“. P. Whitman-Orch.
Electrola E. H. 221. — Unterhaltsam gemischte, gut absolvierte Paraphrase über
bekannte Tänze.

Tanz.

„Anita“, Waltz (Pollack-Clare) und „Twelve o'Clock“, Waltz (Rose-Dixon). Joe
Greens Novelty Marimba Band. Brunswick A 7888. — Beredtes Xylophon,
prächtiges Ensemble.

„Sleepy Baby“, Trot (Kahn) und „Was it a dream?“, Waltz (Coslow). Abe Lyman's
California Orchestra. Brunswick A 7851. — Hübsch instrumentierte, famos ge-
spielte Schlager.

„Mary“ (Katscher-Egen) und „Wie schön sind . . .“ (Kollo), Waltz. Marek Weber-
Orchester. Electrola E. G. 1086. — Zärtlich wiegender Boston, werbende Fiedel.

„I need Sympathy“ (Lynch) und „I'm writing you . . .“ Harry Jackson-Orchester.
Grammophon 21 998. — Märzfrischer Trot, bemerkenswertes Saxophon-Solo.

„My melancholy Baby“ (Burnett) und „Jeannine I dream . . .“ (Gilbert). P. Whit-
man-Orchester. Columbia 9578. — Anspruchsvolle Tanzfantasie mit Erholungs-
pausen.

„Paradiesvogel“ (Berlin), Blues und „Louisiana Lullaby“ (Zoeller), Waltz. Hilo-
Orchester. Electrola E. G. 930. — Erfreulich servierte Platte für Anti-Trottisten.

„Fascinating eyes“ (Suzder), Trot. „Lud“ Gluskin Orch. Homocord 4-2963. —
Faszinierend durch die Prima-Bläser.

„Ich liebe dich noch“ (Yellen-Ager) und „Ich muß mit dir schimpfen . . .“ (Pouce).
Nat Shilkret mit Victor-Orch. Electrola E. G. 966. — Diskret jazzende, stets
gesangvolle Slow-Foxes.

Th.

Für Künstler-Platten 

Holz-nadeln

sie verbürgen geräuschlose,
vollkommene Wiedergabe
und größte Schonung!

ALBERTI / BERLIN W 50, RANKESTRASSE 34

MODELL
1929

Albert
Rosenhain's
Geldtasche
für Papier- u. Hartgeld
mit Patent-Sicherheitsschloss
D. R. Patent

Aus Saffianleder M. 5.-
Aus Glanz-Juchtenleder M. 7.-

Hauptkatalog 107 gratis und franko

ROSENHAIN

Leipziger Strasse 72-74 • BERLIN • Kurfürstendamm 232

5.-

For[schungs]-Institut für Okkultismus

Leitung: A. Fröhling, A[st]rologe

Vorträge erster Lehrkräfte
A[st]rologische Beratungen

in allen Lebenslagen
wie: Beruf, Ehe, Krank-
heit, Spekulationen,
Charakteranalyse usw.

Auskunft durch das Sekretariat

BERLIN W 30

Bayerischer Platz 2

Ecke A[sch]affenburger Straße
Fern[s]precher; Kurfürst 5586



*Palais
des Beaux Arts*

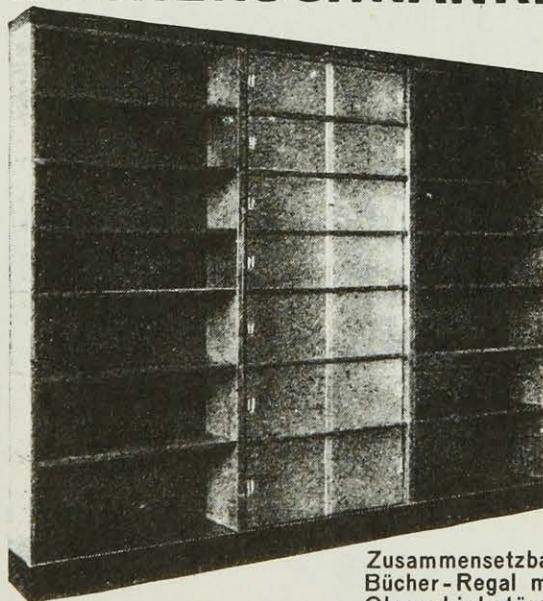
10, RUE ROYALE
BRÜSSEL

2. MÄRZ BIS 24. MÄRZ 1929

KOLLEKTIV-
AUSSTELLUNG

GUSTAVE VAN
DE WOESTYNE

Zusammensetzbare **DE-WE** BÜCHERSCHRÄNKE



Zusammensetzbar.
Bücher-Regal mit
Glasschiebetüren

Man verlange Preisliste „Bücherschrank 3“

**DEUTSCHE
WERKSTÄTTEN A.G.**

HELLERAU BEI DRESDEN
Bezugsquellen in allen größeren
Städten werden nachgewiesen

Hausfrinkkuren

mit dem
rein natürlichen wohlschmeckenden

Emser Krändchen

(etwa 30 Flaschen)

Seit Jahrhunderten empfohlen
von berühmten Ärzten – Dryander
(1535), Etschenreuther (1571), Wei-
gelius (1627), Horst (1659), Jüngkens
(1703), Wolfart (1716) u. a. m. –

bei Katarrhen, Husten,
Heiserkeit und Verschleimung,
Asthma, Grippe, Grippefolgen,
bei Magensäure (Sodbrennen),
Zucker und harnsaurer Diathese



**Staatliche Bade- und
Brunnendirektion Bad Ems**

PAUL GRAUPE

BERLIN W 10 / TIERGARTENSTRASSE 4

Auktion 87

15. April 1929

Die Bibliothek des Herzogs
Georgij N. von Leuchtenberg

Manuskripte. Inkunabeln. Illustrierte Bücher
des XVI.-XIX. Jahrhunderts. Ansichtenfolgen
ALDUS / BODONI / ELZEVIR
Illustr. Katalog auf Wunsch nach Erscheinen

Bad Kudowa Kreis Glatz
Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäder d. Bades i. Hause. Aller
Komfort. Mäß. Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat
Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

Obersalzberg BERCHTESGADEN
(1000 m)
Hochwald. Pension Buchenheim. Höhensonne.

Clemens Brentano Achim von Arnim

Zweiter Teil des literarisch. Nach-
lasses der Bettine von Arnim

Versteigerung Ende März 1929

KARL ERNST HENRICI
BERLIN W 35, LÜTZOWSTR. 82 I

Mit Ullstein durch die Welt!

PARIS

Gesellschaftsreise
vom 9. bis 16. Mai

Beginn: Berlin, Ende: Berlin,
Aufenthalt in Köln. Ausführ-
liche Besichtigungen aller
Pariser Sehenswürdigkeiten.
Ausflüge nach Versailles,
Malmaison, St. Germain.
Dampferfahrt auf der Seine
Preis 270.— RM

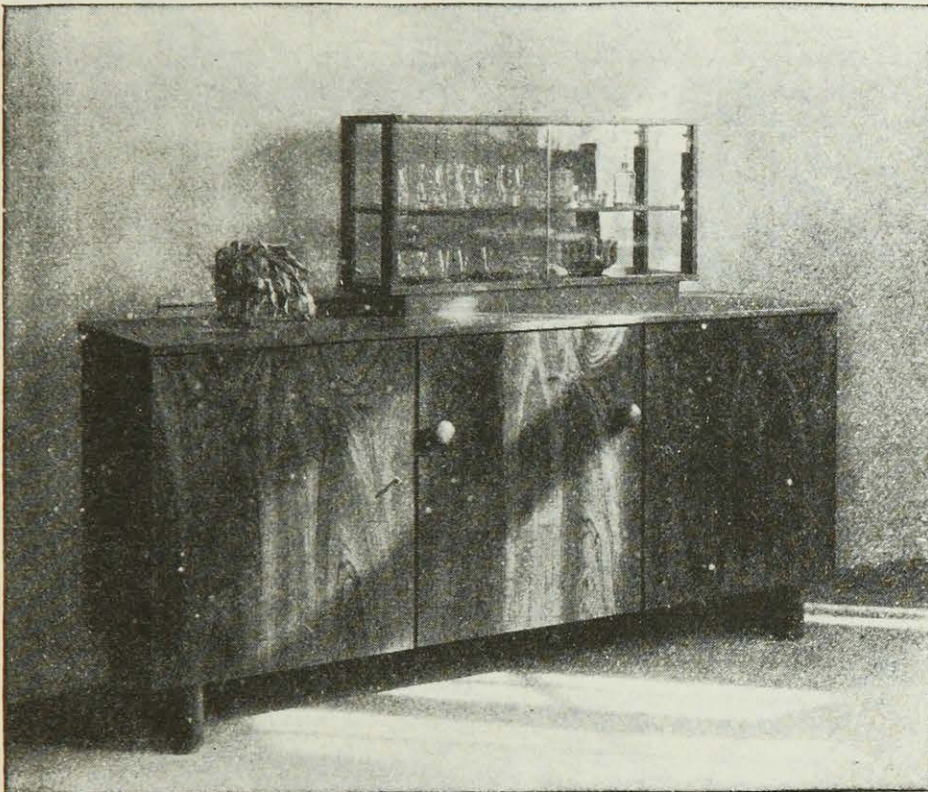
Ullstein Reisebüro

Berlin SW 68, Kochstraße 22-26

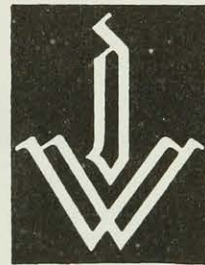
DEUTSCHE WERKSTÄTTEN A.G.

HELLERAU / DRESDEN / BERLIN / MÜNCHEN

SPEISEZIMMER AUS GESTREIFTEM NUSSBAUM MATTIERT



Geschirrschrank
RM. 360
Glasaufsatz
RM. 108
runder
Kulissentisch
RM. 168
Abstelltisch
RM. 54
2 Armlehnstühle
mit Rohrsitz
RM. 101
4 Stühle mit
Rohrsitz
RM. 154
zusammen
RM. 945



„DIE BILLIGE WOHNUNG“

NACH ENTWÜRFEN VON PROFESSOR ADOLF G. SCHNECK

AUSSTELLUNGEN UND VERKAUFSSTELLEN:

BERLIN · W 9 · KÖNIGGRÄTZERSTRASSE · 22
BERLIN · W 15 · KURFÜRSTENDAMM · 38
DRESDEN - A · PRAGER-STRASSE · 11
MÜNCHEN · WITTELSBACHER PLATZ · 1

B

MAN VERLANGE GEGEN EINSENDUNG VON RM. 1.50 PREISBUCH S 3

AM

30

BAUS

APRIL SCHLUSS

der Subskription auf das größte/
modernste deutsche Nachschlagewerk:

DER GROSSE BROCKHAUS

Handbuch des Wissens in 20 Bänden

NUR NOCH 4 WOCHEN

können Sie bis zu

RM. 120.- SPAREN!

Näheres in den Buchhandlungen und durch die
Broschüre: „Der Brockhaus des 20. Jahrhunderts“

F·A·B·BROCKHAUS·LEIPZIG·C1



Ich ersuche um kostenlose,
portofreie und unver/
bindliche Zusendung
der neuen Broschüre:
„DER BROCKHAUS
DES ZWANZIGSTEN
JAHRHUNDERTS.“

NAME / STAND

ORT UND STRASSE

Q

DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang

Berlin, Ende April 1929

Heft 4

INHALT

<i>Duchesse de Clermont-Tonnère: Die Rothschilds</i>	229
<i>Déctif: Sir Basil Zaharoff und die Frauen</i>	235
<i>H. v. Wedderkop: Gesellschaft</i>	240
<i>David Fish: Berlin's the Bummel town</i>	244
<i>Rosie Graefenberg: Sowjetrussische Geselligkeit</i>	247
<i>Maria Hertz: Büsten</i>	250
<i>Valéry Larbaud: Die Pariserin</i>	254
<i>Frank Pohl: Sonntag in der Banlieue</i>	257
<i>Hermann Linden: Pariser Caveaux</i>	258
<i>George Gabory: André Derain</i>	261
<i>Friedrich Koch-Warwa: Ein Volk auf der Straße</i>	264
<i>José Alessandro: Broadway as it looks</i>	268
<i>Ladislaus Lakatos: Kleine Geographie</i>	271

Marginalien

Bücher-, Musikalien- und Schallplatten-Querschnitt

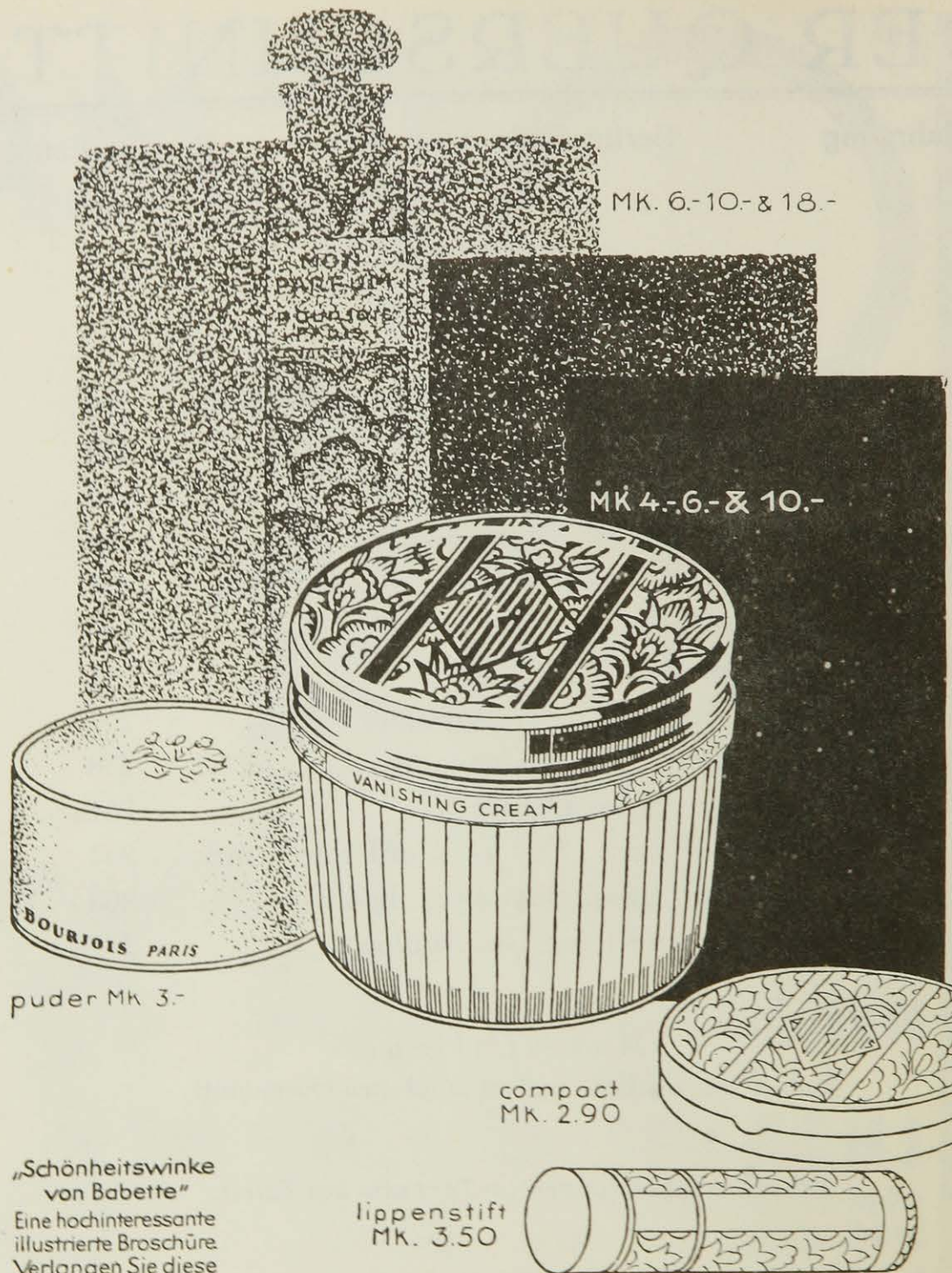
Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Rudolf Großmann

Herausgeber: H. v. Wedderkop. — Verantwortlicher Redakteur: Victor Wittner,
Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co.,
G.m.b.H., Wien I., Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag.
Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner
durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



MK. 6.-10.- & 18.-

MK 4.-6.- & 10.-

puder Mk 3.-

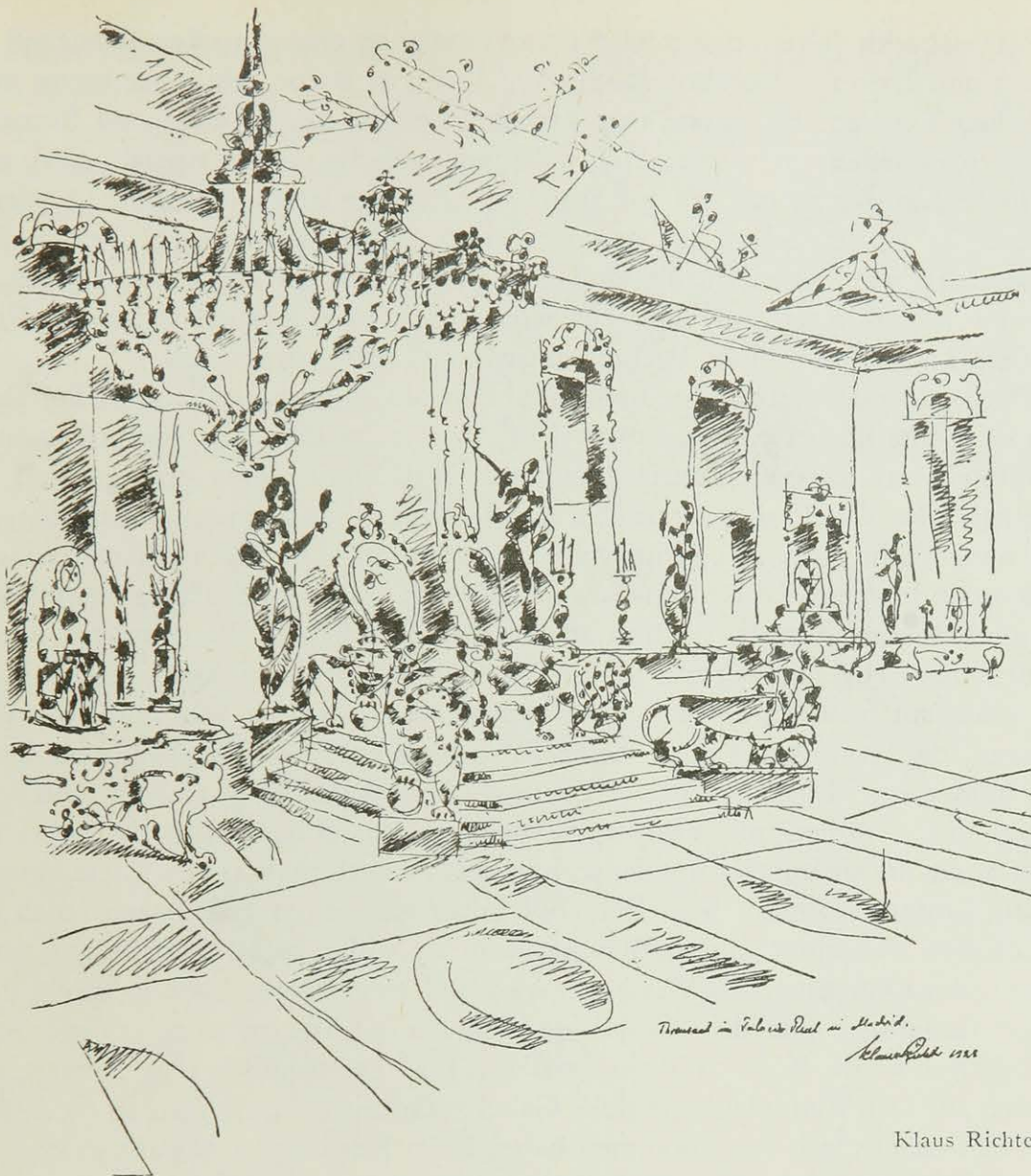
compact
Mk. 2.90

lippenstift
Mk. 3.50

„Schönheitswinke
von Babette“
Eine hochinteressante
illustrierte Broschüre.
Verlangen Sie diese
in allen einschlä-
gigen Geschäften
Gratis.

mon parfum
von
BOURJOIS
PARIS

NIEDERLAGE: BERLIN SW 68. ALEXANDRINENSTR. 105/106



Klaus Richter

DIE ROTHSCHILDS

Von

DUCHESS DE CLERMONT-TONNÈRE

Heutzutage wimmelt es von reichen Leuten. Es geht eben vorwärts. Was ist denn Reichtum? Irdisches Gut. Um einen Tempel damit zu erbauen, muß man schon ein König Salomo sein.

Man sagt den Rothschilds außergewöhnliche Eigenschaften nach, die sich durch mehrere Generationen hindurch erhalten haben. Eine ihrer Haupttugenden ist Altruismus, der sich in anonymer Hilfe Unglücklichen und Bedrängten gegenüber betätigt. Und eine ihrer weisen Eigenschaften ist Menschenkenntnis.

Als sie im Jahre 1815 vom Kaiser von Österreich zu Baronen erhoben wurden, zum Dank für erwiesene Dienste, fügten sie zu ihrem Vatersnamen den Titel „Rothschild“.

Mit siebzehn Jahren nahm ich zum erstenmal an einem großen Diner teil bei Baron und Baronin Alphonse Rothschild in Paris. Baron Alphonse setzte mich zu seiner Rechten. Er winkte dem Haushofmeister, mir Tokaier und Romanée Conti einzugießen, und sagte: „Ich weiß nicht, ob Sie meiner Ansicht sind, aber ich finde, Karpfen schmecken nur, wenn sie drei Tage lang in Branntwein gelegen haben.“ — Er war schon ein wenig zusammengeschrumpft, trug einen weißen Backenbart, war liebenswürdig und zuvorkommend. Er liebte einen witzigen, mondänen Ton in seinem Hause und wurde darin nach Kräften von seiner Frau, Baronin Laurie, und seiner Tochter, Beatrix Ephrussi, unterstützt.

Die Jagdsaison verbrachten Baron und Baronin Alphonse auf Schloß Ferrières, von dem eine boshafte Zunge einmal behauptete, es sähe wie eine umgestürzte Kommode aus. Baronin Laurie, geborene Engländerin, legte großen Wert auf eine hall. Die von Ferrières enthielt eine Unmasse von Kunstgegenständen, die das menschliche Auge gar nicht mehr fassen konnte. Die Baronin irrte in ihrem Park oder in ihren Orchideen-Gewächshäusern mit dem einfältig-abwesenden Gesichtsausdruck umher, wie ihn alte Königinnen haben, die es immer wieder in ihr Reich zieht. „Früher war ich ein Traum,“ schien sie zu sagen, „jetzt bin ich nur noch ein Schreckgespenst.“ Ich kannte sie, als sie alt war und ein wenig gebeugt, die Haare verfärbt in vielen Schattierungen, von Rosenholz bis Grau, und immer zwei Löckchen in der Stirn. Ihre riesengroßen Gazellenaugen wanderten müde umher, mit ewig verwundertem Ausdruck, denn das Spiel der Existenzen, das sie umgab und das so himmelweit entfernt war von ihrem eigenen Leben, konnte sie nicht begreifen. Solche privilegierten Existenzen leben abgeschlossen wie hinter chinesischen Mauern. Sie wußte nicht einmal mehr, wann Blüte- oder Reifezeit war. „Wie kommt es, daß so viel totes Laub in Ihrem Park liegt?“ fragte sie einmal den Marquis de Mun, der in Lumigny weniger Fegerinnen beschäftigte als die Rothschilds in Ferrières. Ihre Zerstretheit ging so weit, daß sie sich auf dem Rennplatz mit einer Gabel zufächelte, die sie ganz in Gedanken vom Frühstückstisch mitgenommen hatte. Beim Kartenspiel gewann einmal ein wenig begüterter Herr zwanzig Franken von der Baronin. Da ihm sehr viel an dem Geld lag, erinnerte er sie ganz bescheiden daran. Die Baronin hatte nichts bei sich und läutete, als aber der Diener kam, war ihr schon wieder völlig entfallen, weshalb sie geläutet hatte. Der arme Mensch tröstete sich mit dem Gedanken an das gute Diner, das es vorher gegeben hatte.

Als sie den Tod nahen fühlte, wollte sie die Riten ihrer Religion erfüllen. Sie erhob sich, ging in ihr Ankleidekabinett und vollzog die vorgeschriebene Reinigung: sie besprengte sich nach dem Gesetz des hebräischen Volkes mit kaltem Wasser. Als die Kinder, die erschüttert zusahen, ihr hilfreich beistehen wollten, stieß sie sie zurück.

Ihre Tochter Béatrix heiratete Maurice Ephrussi. Er war ein Freund ihrer Eltern, bedeutend älter als sie und sehr häßlich. Die ganze Welt lag ihr zu Füßen, aber sie machte sich nichts daraus, sondern nahm lieber ihren „Frousse“, wie sie ihn nannte. Als sie zwanzig Jahre alt war, begann ihr Haar weiß zu werden, es sah wie gepudert aus. Sie trug fast nur blaßrote Kleider, und es schien immer, als wolle sie gerade zum Ball paré gehen. Sie lebte noch mehr als ihre Mutter in einer Traumwelt. In ihrer Extravaganz und Herrschsucht ließ sie im Süden, auf

den Felsen von Beaulieu, Häuser bauen und niederreißen, ordnete Umpflanzungen der Anlagen an, verlangte, daß die Blumen im Mistral gedeihen sollten, vergaß, daß sie jemanden eingeladen hatte, oder ließ ihre Gäste plötzlich im Stich, um nach Monte Carlo ins Hotel de Paris zu fahren, wo sie unzählige Nachmittage am grünen Tisch verbrachte. In Paris gab es bei ihr immer einen Spieltisch, der, wie man sich denken kann, sehr beliebt war; aber die Familie wachte und stellte die Sache zur rechten Zeit ab, als die Partner eine gar zu anhaltende Vorliebe zeigten. Sie hatte große Vogelkäfige in ihrem Haus und eine Maniküre, die den Zeisigen die Krallen beschneiden mußte. In jüngeren Jahren pflegte sie Abfahrtszeiten zu bestimmen, ohne sich im geringsten um den Fahrplan der Eisenbahn zu kümmern. Sie ist der Typ der schönen Frau, die ihre Bestimmung darin sieht, die stupiden Gesetze der Vernunft zu durchbrechen. Ihre letzte Kaprice war, die Scheidung gegen ihren Mann anzustrengen, der damals siebzig Jahre alt geworden war. Er bekam einen Herzschlag davon und starb.

Ihr Bruder, Baron Edouard Rothschild, achtet noch ganz streng auf die alte Tradition des Barons und der Baronin Alphonse. Seine Frau, Germaine Rothschild, hält mit reizendem Lächeln ihre Empfänge ab und nimmt eine etwas zerstreute Miene an, wenn die Rede auf Bilder der Rue Saint-Florentin kommt. „Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es ein Raphael war . . . Ich werde Edouard fragen.“

Baron Alphonse hatte zwei Brüder, Edmond und Gustave. Alle drei wohnten in Paris und leiteten gemeinsam die Bank der Rue Lafitte. Baronin Gustave, geborene Anspach, die erste Baronin Rothschild, die nicht die Cousine ihres Mannes war, verkörperte das genaue Gegenteil ihrer Cousinen Béatrix und Laurie. Sie verbreitete sprühendes Leben um sich, so wie ihre drei Töchter: Lucie Lambert, Aline Sassoon und die arme Juliette Léonio, die schon mit 23 Jahren bei einem Sturz vom Pferde starb. Lucie und Aline waren die ersten Frauen, die man als Intellektuelle bezeichnete. Studium und schwere Lektüre liebten sie leidenschaftlich. Aline ging in London unter die „Seelen“. Robert ist der letzte Repräsentant der Familie von Baron und Baronin Gustave. Ich sehe ihn noch als Jüngling vor mir, wie er in der Rue de Chaillot die Treppe hinaufstürmte, immer vier Stufen auf einmal, um meinem Bruder die große Neuigkeit zu überbringen: „Ich habe eine Geliebte.“

Baron und Baronin Edmond Rothschild lebten stets ganz ihrer Familie und sehr zurückgezogen. Die Sammlungen von Baron Edmond sind ebenso bekannt wie seine Kenntnisse auf künstlerischem Gebiet. Er besitzt unter anderem die schönsten Zeichnungen aus dem 18. Jahrhundert. Er ist Mitglied des „Institut“



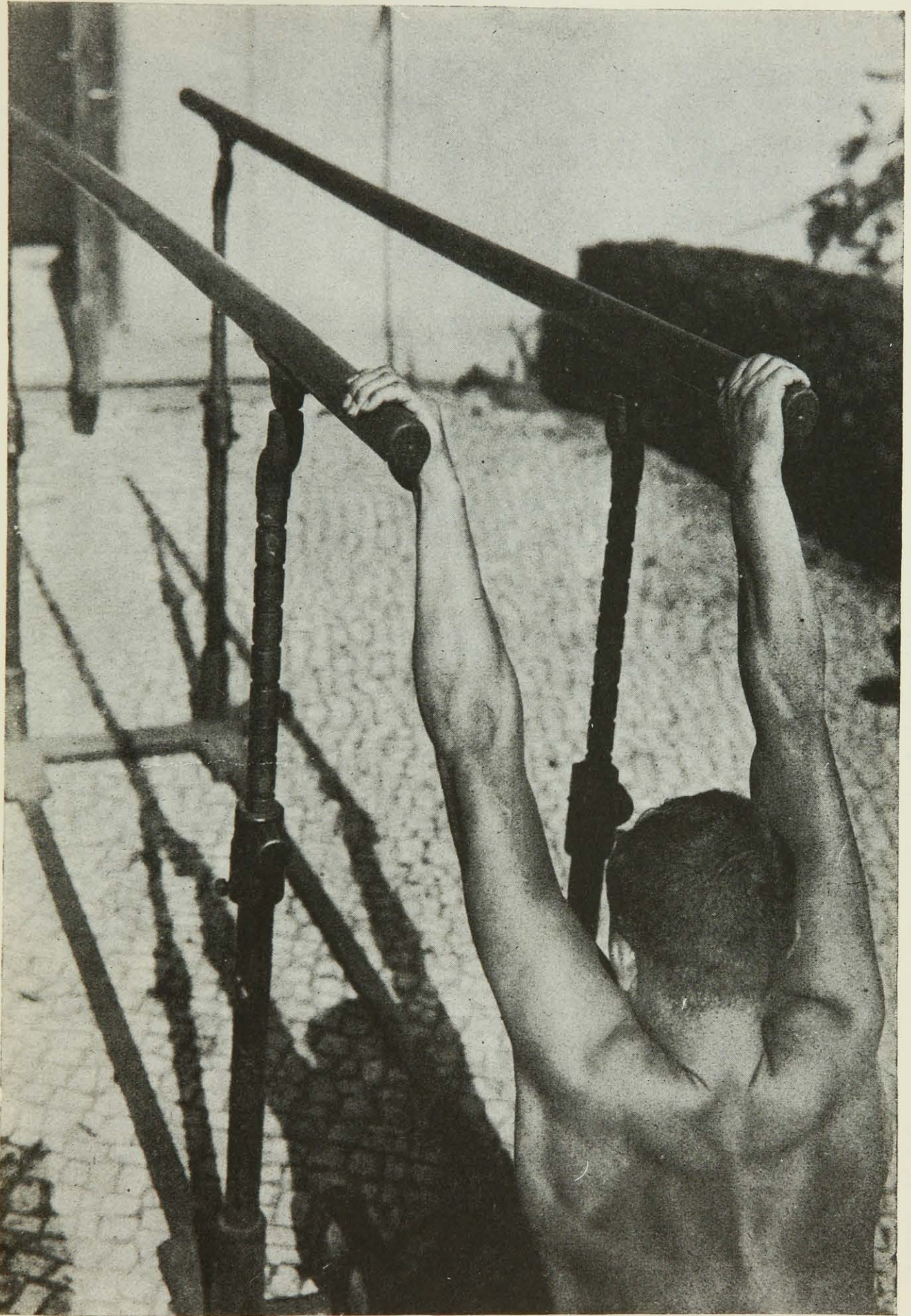
Jean Cocteau

und ein großzügiger Geber. Letzthin stiftete er dem biologischen Institut dreißig Millionen — aber das erwähne ich nur nebenbei. Als 1914 der Krieg erklärt war, stellte er der Regierung ohne Besinnen achtzig Millionen zur Verfügung. Seine Gesundheit ist leider schlecht, und wie Ludwig XIV. kann er nie ohne Fagon sein. Sie haben drei Kinder: Myriam, die Misanthropin, James-Armand, den Misanthropen, und Maurice, den Allerweltskerl, den bekanntesten und wildesten der Barone Rothschild.

Maurice Rothschild ist mein Liebling. Es macht mir so viel Spaß, daß er seine große Intelligenz unter einer abwesenden, zerstreuten Miene verbirgt; er bringt sogar manchmal fertig, zu stottern und nach Worten zu suchen. Außerdem hat er es verstanden, die Neigung seiner Tante Julie zu gewinnen, die ihn zu ihrem Erben einsetzte. Die berühmte Galerie der Rue Monceau gehört ihm, deren Decke von Jules Romain gemalt wurde und die mit ihren vielen schimmernden Vitrinen an die Gallerie d'Apollon des Louvre erinnert. In vielen Ecken sind, wie man sie häufig bei den Rothschilds findet, in tiefen Polsterungen Sockel aufgestellt, die Houdons, Falconnets, Clodions tragen, und die Wände sind mit Boucher, Nattier, de Greuze, Hubert Robert geschmückt. Wahrhaftig, kein Monarch ist von solcher Pracht umgeben. Das Haus von Maurice steht allen französischen und englischen Politikern, Akademikern, schönen Frauen und sonstigen Anhängseln offen. Früher war Maurice, Momo genannt, ein ausgesprochen hübscher Junge. Jetzt ist er ein bißchen dick geworden und sieht wie ein Rajah aus. Seine Eltern schickten ihn auf eine Forschungsreise nach Abessinien, um ihn den kostspieligen Liebesbeweisen der Pariser Damenwelt zu entziehen. Dort starb er beinahe an der Ruhr und verlor seine Haare. Als ihn seine schwarzen Träger an die Küste brachten, traf er die Karawane einer äthiopischen Prinzessin. Er lud sie zu einem Antilopenbraten ein und verbrachte den Abend mit ihr im Zelt. Der Arzt, dem die Sorge für sein Wohl und Wehe anvertraut war, störte das Tête-à-Tête: „Liebes Kind, die Prinzessin ist bestimmt nicht gesund, sehen Sie sich vor, ich beschwöre Sie!“ Die Prinzessin gestand auf eindringliches Befragen, daß sie früher einmal krank gewesen, aber jetzt bestimmt geheilt sei. Um den Arzt zu beruhigen, schoben sie ihm die Dienerin zu. Aber ach, das Mädchen war noch nicht geheilt, und der arme Arzt starb daran.

Von den übrigen Familienmitgliedern der Rothschilds, die in Paris wohnten, muß man noch Adolphe und Nathaniel erwähnen, die Cousins der drei Brüder Alphonse, Gustave und Edmond. Als ich in Lausanne war, besuchte mich die Baronin Adolphe zuweilen auf ihrer Yacht. Sie kam mit wahren Kisten voll Trauben über den Genfer See gefahren, die sie aus ihren Gewächshäusern an den Ufern brachte. Sie hatte in Prégny eine Besitzung, und ihr Haus war ein sehr angenehmer Treffpunkt aller Welt. Ganz Europa verkehrte bei ihr. Die Kaiserin von Österreich kam immer zum Frühstück, ehe sie in Genf ermordet wurde. Die Baronin Adolphe hatte ein Aquarium mit blauen Forellen, die täglich ein Ochsenherz zur Fütterung erhielten. Nur wenige Male im Jahr blieb sie davor stehen, ohne einen Blick für diese lebenden Türkise; ihr genügte das Bewußtsein, daß sie da waren.

Nathaniel hinterließ eine Witwe. Sie war schon sehr alt, als wir sie einmal in ihrem Palast besuchten, der später zum Cercle Interallié wurde. Sie klagte und



Turner



Photo Elli Marcus

Albers, Bard, Kortner in „Rivalen“
(Theater in der Königgrätzer Straße, Berlin)



Photo Paramount

Der Filmregisseur Erich v. Stroheim



Photo Irmgard Fritsch
Aristide Maillou!



Lord Nathaniel Rothschild



Wide World
Sir Basil Zaharoff



Photo Ufa

Aus dem Stroheim-Film „Der Hochzeitsmarsch“

jammerte ständig über irgendeine Stelle ihres Körpers, die ihr weh tat. Fragte man sie nach dem Kopf, so jammerte sie über ihre Zehen. Sie langweilte sich in Paris, und sie langweilte sich in der Abbaye des Vaux de Cernay.

Der Anblick solcher gichtischen Milliardäre, die verlassen in ihren Palästen umherirren, gibt mir immer einen schmerzhaften Stich; nichts kann die Tücke des Schicksals und die ausgleichende Gerechtigkeit in unserem Leben deutlicher offenbaren. Der Nimbus dieser vom Reichtum eingemauerten Geschöpfe, die mildtätig und stolz, beneidet und verbannt und von mystischen Dingen umgeben sind, macht sie den großen Hebräern verwandt, dem König Salomo, dem Patriarchen Abraham, der wunderschönen Rahel und Rebekka. Der Orient mit seiner schwüüen Pracht und seinen feierlichen Gebräuchen liegt ihnen im Blut, und ich als Abendländerin habe immer die starke Anziehungskraft dieser Menschen empfunden, die Jahrhunderte mit sich tragen und noch heute den Gesetzen Moses' gehorchen.

Baronin James Rothschild wohnte nicht weit von ihrer Schwester in einem Palast, der nicht ganz standesgemäß war; er sollte auch nur provisorisch sein. Dort war die Sammlung alter Werke untergebracht, die von Baron James stammte, eine der schönsten Bibliotheken von Paris. Als die Baronin James schon in jungen Jahren Witwe wurde, widmete sie sich der Philanthropie, die teils glücklicher-, teils unglücklicherweise für sie den unaufhörlichen Tatendrang, die charakteristische Eigenschaft der Rothschilds, vollkommen befriedigt. Die Baronin James hatte eine große Vorliebe für Sessel. Überall stellte sie sie auf, sogar im Eisenbahn-coupé, in dem sie von Chantilly nach Paris fuhr. Ihre Lebensweise bekam ihr sehr gut, denn ihre Gesundheit war ausgezeichnet.

Onkel Arthur — ich gebrauche hier die familiäre Anrede — war auch Misanthrop. Er fürchtete immer, man liebe ihn nicht um seiner selbst willen. Wirklich um seiner Person willen geliebt zu werden, war sein höchster Ehrgeiz. Eines Abends folgte er einer Frau in ihre Wohnung. Als er bei ihr anlangte, befahl ihm ein plötzliches Unwohlsein. Sie pflegte ihn mit Zartheit und Herzlichkeit, ohne zu ahnen, daß ein goldenes Kalb ihre Schwelle überschritten hatte. Aus Rührung und Dankbarkeit lebte Baron Arthur lange Jahre mit ihr zusammen. Die Legende behauptet allerdings — aber das ist eine sehr skeptische Legende —, daß die bewußte Dame während der Ohnmacht des Barons seine Briefftasche eingehend studiert und sofort gemerkt habe, mit wem sie es zu tun hatte.

In Frankfurt lebte die Baronin Willie Rothschild, die durch eine mit großem Erfolg veröffentlichte Liedersammlung bekannt wurde. Sie war eine Art Duparc ihrer Epoche, als die Patti sang: „Si vous n'avez rien à me dire . . .“ und „Rose au bois viens avec moi“, was die Ohren von damals ebenso unermüdlich hören konnten, wie die unseren „Dans mon coeur dort un clair de lune“.

Ihre Töchter waren Baronin Edmond Rothschild und Minka Goldschmidt. Minka war durch ihre Heirat an Frankfurt gebunden; sie wirkte wie eine zierliche, in der Verbannung schmachtende Japanerin: sie beneidete glühend ihre Cousinen, die in Frankreich leben konnten. Dabei war ihr Mann ein schöner, sympathischer Mensch von überströmender Vitalität.

Baron und Baronin Charles Rothschild wohnten ständig in Frankfurt, Baron Charles war Mitglied des Landtags, und seine Erbitterung darüber, daß er nicht gewählt wurde, war groß. Er zog die Gesellschaft von Kunstgegenständen bei weitem der menschlichen vor; er behauptete, sie enttäusche weniger. Baron Charles war ein ausgesprochener Arbeitsmensch; man fand ihn tot in seinem Sessel, über eine Zahlenreihe gebeugt. Er hatte sieben Töchter: Adélaide, Anna-Louisa, Thérèse, Margarete, Clémentine, Emma und Berthe de Wagram.

Als Baron Salomon Rothschild nach Frankfurt geschickt wurde, um eine seiner Cousinen zu heiraten, sagte er: „Ganz egal welche.“ Er war ein Taugenichts, der das Geld zum Fenster hinauswarf. Adélaide, die älteste, wurde seine Frau. Er konnte sie in der Hochzeitsnacht nur mit größter Mühe vom Schrank herunterholen, auf den sie in höchster Angst hinaufgeflüchtet war. Baron Salomon starb jung. Seine Witwe zog sich in den Palast in der Rue Beaujon zurück, wo sie wie ein Buddha lebte, tief im Tempel verborgen. Sie war strenggläubige Israelitin und mit den katholischen Ehen ihrer Schwestern durchaus nicht einverstanden. Baronin Salomon vermachte ihren Palast der Stadt Paris. Die Stadt brachte dort noch eine andere Stiftung unter: die Kunstbibliothek von Jacques Doucet. Die Baronin und der Schneider sind nun, ohne es zu wissen, in einer Schöpfung vereint, die in der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat. Die kluge Anordnung der Bücher gibt jedem die Möglichkeit, die gewünschten Kenntnisse

innerhalb von fünf Minuten in sich aufzunehmen.

Thérèse ist die Frau von James Rothschild; Emma heiratete ihren Cousin Nathaniel, der von Eduard VII., dessen Freund er war, zum Lord erhoben wurde. Er war der Leiter der bedeutenden London-Bank. Die Geschichte ist allgemein bekannt: als ein Rothschild als einer der ersten 1815 von der Niederlage bei Waterloo hörte, nützte er seine persönlichen Mittel und Beziehungen in London aus und kaufte in aller Eile die tiefgesunkenen englischen Werte auf.

Heute sind die jungen Rothschilds in der Autofabrikation - wie alle Welt.



Bernhard Brach-Zinck



Johanna Loeb

BASIL ZAHAROFF UND DIE FRAUEN

Von

DÉTECTIF

Ich las heute früh in der „New York Times“, daß Sir Basil Zaharoff, der reichste Mann Europas, wegen einer Indigestion zur Diät verurteilt worden ist. Bitte, er war schon einmal verurteilt, zur Diät vielleicht auch, aber damals war es (angeblich) in einem Zuchthaus.

Dieser Sir Basil, so nennt man ihn, ist wirklich ein interessanter Mensch. Nicht nur in Europa, sondern auch hier ist er wohl einer der reichsten. Er ist der geheime, aber tatsächliche Besitzer von Monte Carlo, von Bergwerken, Eisenbahnen, Kriegsschiffen, sogar von ganzen Straßenzügen in Paris und London, Schlössern in Paris und unglaublichen Schätzen in den Schlössern.

Das Hotel de Paris ist die eigentliche Spielhölle in Monte Carlo. Das Hotel ist von geheimnisvollen Gängen, Tunnels und Lifts unterminiert, so daß die Hotelgäste, auch ohne die Palmen, den blauen Himmel, das Mittelmeer, diese ganze Staffage der Côte d'Azur anzuschauen, ihr ganzes Vermögen verlieren können. Aber ich will ja jetzt nicht vom Spiel sprechen, sondern nur von den Menschen, die im Hotel leben, eventuell sterben.

Wenn man die Gästeliste genau durchsieht, kann man zu seiner Überraschung Namen sehen, die einen absolut korrekten Besitzer haben. Amerikanische Milliardäre gibt es da, europäische Millionäre (auch Abenteurer ohne Millionen), ihre Frauen und unser aller Lieblinge: die Kokotten. Das alles lebt hier in engster Freundschaft, alle kennen einander. An einem grünen Tisch im Keller die Dame

des Hauses, die alle miteinander bekannt macht. Halb ein Uhr nachmittag, die Halle fast leer, die Hotelgäste nebenan in dem bezaubernd geschmacklosen Speisesaal mit einem Cocktail vor sich. Da öffnet sich die Lifttür, der Liftboy hilft einer Krankenschwester, einen Rollstuhl herauszubringen, in dem ein alter, 75jähriger Herr sitzt mit gelbem, vertrocknetem, pergamentenem Gesicht, einem kleinen weißen Spitzbart unter einem orientalischen Mund, einer ziemlich starken Nase, von zwei scharfen Falten eskortiert, hoher Stirn, spärlichen weißen Haaren; die Augen durchbohrend, obwohl farblos grau. Die Kleidung des Alten ist korrekt, aber von dem gewissen Schnitt, den nur wirkliche Gentlemen tragen. (Es muß irgendwo verborgen ein Schneider existieren, der für diese Leute arbeitet.)

Eine Dame von etwa 55 Jahren wartet vor der Lifttür. Jetzt hilft sie den Stuhl weiterrollen zum Speisesaal. Sie muß einmal sehr hübsch gewesen sein, ist einfach gekleidet. Auf den ersten Blick sieht man ihr die Dame an. Am Eingang zum Speisesaal hebt man den Alten aus dem Stuhl, und auf die Dame gestützt geht er in den Saal. Das ist Sir Basil Zaharoff mit seiner Frau, der Prinzessin Bourbon, der Witwe des Duc de Villafranca.

Sie sitzen mit ihren Gästen: einer rassigen Pariserin mit wunderschönen Augen und auffallendem Mund, dem Amerikaner Charley Schwab mit seinem Hausarzt, dem hervorragendsten Arzt in Amerika, und einem berühmten italienischen Cavaliere aus alter Zeit. Die Vorhänge im Speisesaal sind heruntergelassen, aber man spürt doch die wunderbare Sonne. Hie und da schleicht sich ein Strahl hinein. Die Tische sind mit herrlichen Blumen geschmückt, die Kellner im Frack, der Besitzer, Monsieur Fleury, im Gehrock, steht hinter Charley Schwab und paßt auf, daß dieser gut bedient wird.

Der Saal belebt sich langsam, man spricht noch ganz leise. Die schweren Vorhänge und Teppiche verschlingen jedes Geräusch. Von einem Tisch zum anderen tauscht man Grüße und wechselt einige Worte über das Spiel der letzten Nacht. Die Kellner stehen mit ihren Blocks und notieren die Ordres, als wären sie Journalisten. Hinter Schwab sitzt eine schöne Amerikanerin — vielleicht imitiert sie auch nur diesen Typ — mit ihrer Mutter. Sie sprechen nicht, es hat den Anschein, als wollten sie den ihnen gegenüberstehenden Maharadscha verzaubern. Er ist nicht so schön, wie man glauben könnte, aber er hat viel Geld. Heute sitzt er allein. Seine augenblickliche Gattin wurde in der letzten Nacht von ihrem argentinischen Gigolo verprügelt, weil sie von ihrem Gewinn nichts abgeben wollte.

Die schöne Amerikanerin scheint bei dem Maharadscha keinen Erfolg zu haben. Sie wendet daher ihren Kopf fort nach dem Tisch der Fürstin Poli c. Da reussiert sie schneller, denn die Fürstin hat noch nie einer schönen Frau Nein gesagt. Schwab blickt sich im Saal um, begrüßt die schöne Kitty, ohne von dem Baron Gemahl Notiz zu nehmen. An einem Tisch sitzt ein altes, amerikanisches Ehepaar, das seit vierzig Jahren nach Monte Carlo kommt. Sie sitzen wie aus Stein gehauen, ich sah keine Bewegung, und doch sind sie schon beim Kaffee.

Von den Tischen steigt eine Rauchwolke auf und bleibt wie ein Dach flach über den Köpfen in der Luft hängen. Allmählich wird es lauter im Saal, Geschwätz überall. Ein Fenster wird geöffnet, der Lärm im Saal mischt sich jetzt mit dem Geräusch von draußen, man hört die Schritte der Vorübergehenden im Sande

knirschen, man hört, wie der Gärtner den Rasen besprengt. Dann dominiert wieder der Saal. Die eben noch blassen, unausgeschlafenen Gesichter färben sich schon rosig. Die Uhr zeigt halb drei. Das Spiel beginnt in einer halben Stunde. Hoffnung auf Gewinn, der blaue Himmel, Palmen, der grüne Tisch im Keller, Partner, Liebesabenteuer, das Funkeln der Likörgläser, schöne Beine, glänzende Augen, Zigarettenrauch, Sonne, Karneval, Blumen, rotgeschminkte Lippen, Glitzern von Brillanten, der Duft von Guerlain, die schönen Formen der Miß X., die sich unter der Seide abheben — all diese Eindrücke und Gedanken wirbeln bunt durcheinander.

Alles lebt und existiert — und alles wird einmal verschwinden. Man brauchte ja nur die Hand auszustrecken, wie Basil Zaharoff oder Charley Schwab. Die beiden haben die Hand ausgestreckt, aber tüchtig.

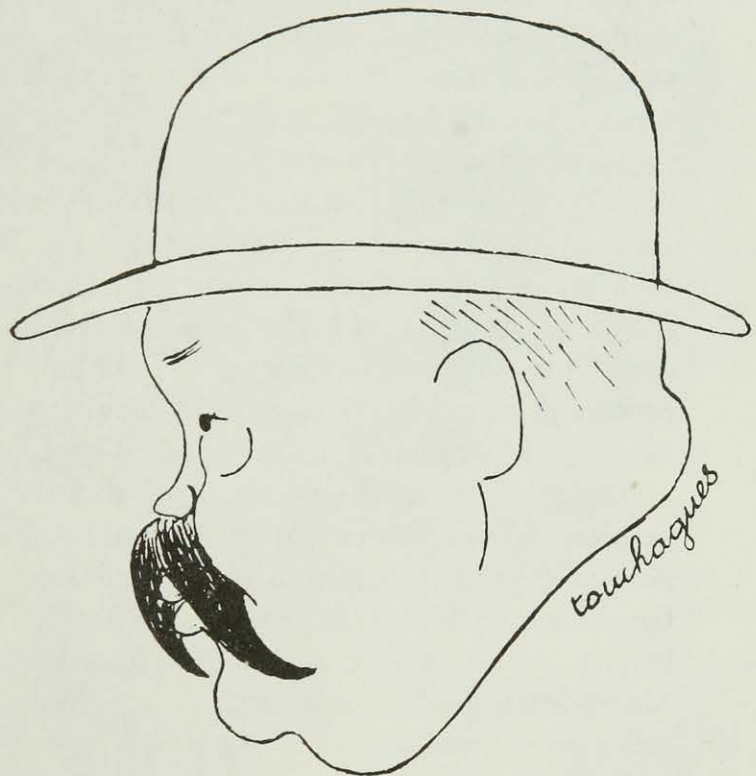
Dort sitzt Basil Zaharoff neben der schönen Französin: „Seit drei Tagen freue ich mich auf dieses Dejeuner,“ sagt Basil, „daß ich Madame so nahe sein darf. Ich sah Sie hier, Madame, vor drei Jahren. Ich werde diesen Abend nie vergessen. Sie trugen einen Brokatmantel in Fraise, Silber und Gold. Wunderschön waren Sie, aber noch schöner sind Sie heute. Wie machen Sie das nur, mein schönes Kind?“

„Aber bitte,“ sagt das schöne Kind von der Avenue Niel, „Sie bringen mich in Verlegenheit. Schauen Sie, jeder sieht, wie rot ich werde. Ich konnte Ihre Augen auch nicht vergessen, nicht, weil sie so blau sind wie das Mittelmeer,

wenn Wolken es beschatten, sondern weil sie alles durchdringen, alles sehen.“

Zaharoffs Augen sehen alles, seine Ohren hören alles, und sein Gedächtnis behält alles. Dazu noch Genialität und Abenteuerlust — und seine Karriere ist verständlich.

Als der erste Balkankrieg ausbrach, reiste der alte Weekers, der Begründer der englischen Weekers-Werke, nach Sofia wegen Kriegsmateriallieferung. In dem Hotel, in dem er abstieg, verlangte er von dem Besitzer einen Dolmetscher. Man brachte ihm den Nachtportier des Hotels — Basil Zaharoff. Weekers blieb vier Wochen in Sofia und war mit seinem Basil sehr zufrieden. Er gab ihm das Doppelte des ausgemachten Preises und schlug ihm vor, mit nach London zu kommen und in die Weekers-Werke als Reisender einzutreten. „Das wird nicht gehen,“ antwortete Basil, „ich bin ja an dem Tage, als Sie hier ankamen, aus dem Zuchthaus entlassen worden, und ich glaube nicht, daß Sie für so einen Mann Verwendung haben.“ Man kann sich denken, was diese Worte, die Basil vorbrachte, für einen



Touchagues

unglaublichen Eindruck machten. Man bedenke: um vor vierzig Jahren in Bulgarien ins Zuchthaus gesteckt zu werden, dazu mußte man schon einen tüchtigen Schlag geführt haben. Weekers aber nahm ihn mit und engagierte ihn sofort.

So kam Basil in der ganzen Welt herum als Vertreter der Weekers-Werke. Als er einmal von Madrid nach Paris fuhr, machte er im Zuge die Bekanntschaft einer schönen Frau. Ich will keine Indiskretion begehen, muß aber doch annehmen, daß zwischen den beiden irgend etwas geschehen ist; denn die Dame fragte ihn, ob er nicht nach Spanien kommen wolle. Er antwortete, daß er in London angestellt sei und es daher nicht könne. Da machte ihm die schöne Frau das Anerbieten, ihm in Spanien eine noch größere Position zu verschaffen.

Basil ging nun zu Weekers und sagte: „Was geben Sie mir, wenn ich einen Auftrag für eine Million Pfund bringe?“ Weekers fragte ihn, wieviel Prozent er wolle. Basil aber lehnte Prozente ab, er wollte Direktor werden. „Gut,“ sagte Weekers, „wenn Sie mir eine Bestellung bringen für eine Million Pfund, werden Sie bei mir Direktor.“ Nach einer Woche brachte Basil einen Auftrag für zwei Millionen Pfund. Es war ihm nicht schwer gefallen: die schöne Frau aus dem Zuge war eine Prinzessin Bourbon, verheiratet mit dem Duc de Villafranca. Damals war Basil Zaharoff fünfundvierzig Jahre alt. Er war ein sehr schöner Mensch, in seinen Augen brannte ein Feuer, wie es den orientalischen Männern (er war Grieche) eigen ist, wenn sie nicht von schläfriger Natur sind. Er hatte bei den Frauen ungeheures Glück. Seine Bildung war damals nicht sehr groß, obwohl er achtzehn Sprachen fließend sprach, aber er war von überragender Intelligenz, und allmählich gingen die gesamten Weekers-Werke in seine Hand über.

Überall, wo eine Kriegserklärung in Sicht war, hat Basil Zaharoff eine Rolle gespielt. Seit 30 Jahren hat er allerhand auf dem Gewissen. Als der Burenkrieg ausbrach, ging er zur englischen Regierung. Die Buren hatten sich an ihn um Gewehre und Kanonen gewandt. Er machte das Angebot, nur für England zu liefern. Damals wurde er Sir. Im Weltkrieg war Sir Basil der meistumworbene Mann der Entente-Länder, auf dessen Wünsche und Launen überall Rücksicht genommen wurde.

Im Jahre 1925 starb der Fürst de Villafranca, und einige Monate später heiratete Basil, damals 73 Jahre alt, die Fürstin. Das junge Glück dauerte nicht lange: zwei Monate nach dem Hochzeitsdejeuner im Hotel de Paris starb die Fürstin in Nizza, Anfang März 1926. Seither hatte ich nichts mehr von Sir Basil gehört. Da erblickte ich unlängst bei Ciro die blonde Pariserin und sah, mit wie großer Aufmerksamkeit sie von der Garçonschar und dem maitre d'hotel bedient wurde. Ich fragte den Direktor, wer sie sei. (Um etwas zu erfahren ist es immer die beste Methode, sich unwissend zu stellen.) „Das wissen Sie doch, Monsieur, das ist die frühere Geliebte des amerikanischen Millionärs X. und jetzt die Mätresse von Basil Zaharoff.“ — „Aber,“ sagte ich, „das ist ja unmöglich, der Alte hat doch kaum seine Frau verloren, und außerdem ist er ja nahezu achtzig Jahre alt.“ — „Aber, Monsieur, dann kennen Sie ihn nicht. Glauben Sie, daß Sir Basil sentimental ist? Sechs Wochen nach dem Tode der Fürstin hat er schon der Dame dort die schönsten Blumen geschickt und die Brillanten, die Sie da sehen.“ — „Aber er ist doch schon fast achtzig . . .“ — „Ah, pour ça il est extraordinaire, mon cher Monsieur, quand nous aurons son age . . .“

Querschnitt durch die Berliner Gesellschaft



Baroness Christa Bodenhausen

Photo S ene

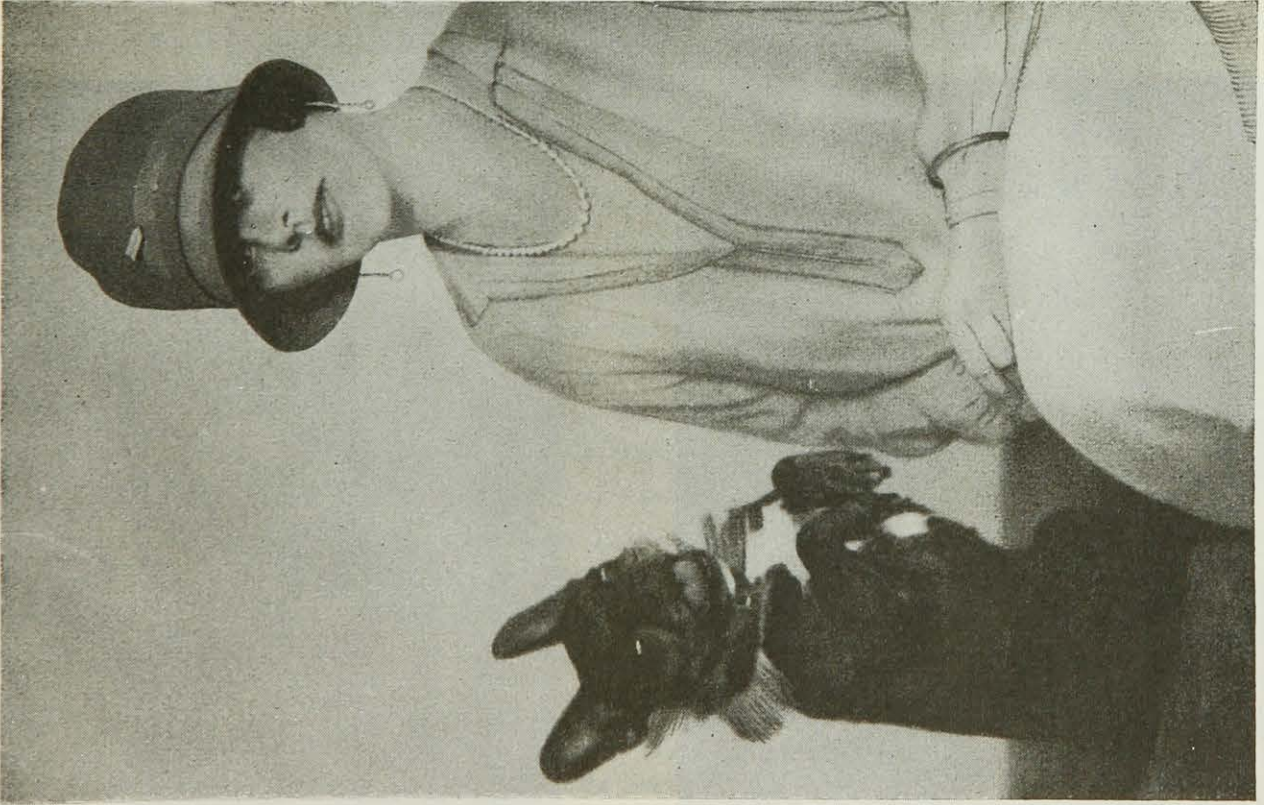


Staatssekretär Dr. Robert Weißmann

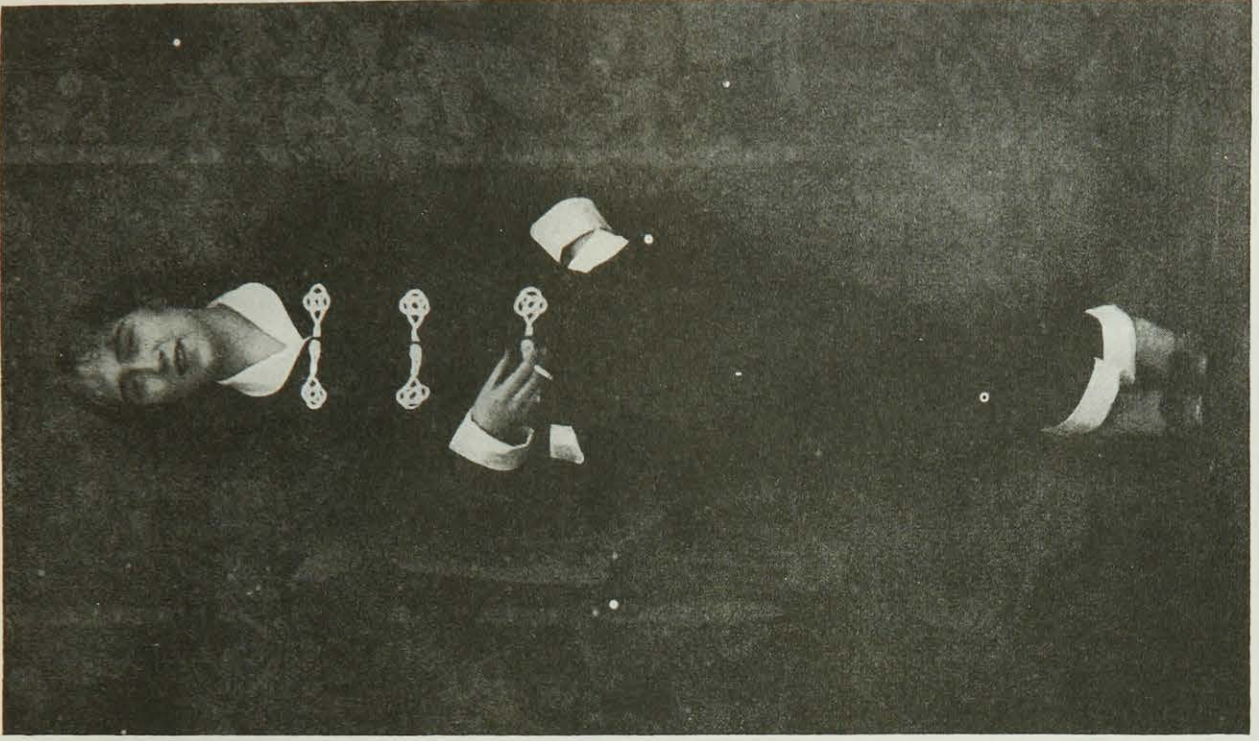


Mme. de Prévaux

Photo Karl Schrecker



Frau Käthe Stresemann



Baronin Schey (Eise Eckersberg)



Fürstin Mechtilde
Lichnowsky



Photo Rieß

Frau Lilli v. Berger



Photo Rieß

Baronin Naki Uxkull



Photo Eberth

Frau Leni Michels



Photo Rieß

Frau Martha Dreyfus

würde. Leute, die man haben will, muß man an sich herankommen lassen: Voilà! Das ist die Strategie.

Bei uns dagegen schwebt alles in der Luft, kein „point de départ“, geschweige denn ein Zentrum, geschweige denn eine Idee. Wohin man sieht: weiter Horizont, nur Möglichkeiten. Mit einem Wort: der Begriff „Gesellschaft“ ist labil geworden. Der Begriff „Gesellschaft“ bedeutet Organisation und Emsigkeit. Mach' alles mit oder nichts! Und wenn alles, so streng' dich an, und durch welches Mittel ginge das besser als durchs Telefon, es sei denn, daß du im Besitz erheblichen Wohlstandes, im Besitz von Liebreiz, im Besitz von Einfluß oder anderen gängigen Werten bist.

Merkwürdig, daß in dieser Beziehung z. B. Kunstwerke in keiner Weise ziehen, es sei denn, daß sie an sich „reich“ sind, wozu gehören: Tapisserien, China, Primitive, italienische Reliefs auf Goldgrund und eventuell Bildwerke des ausgehenden 19. Jahrhunderts: heimkehrende Schafherden, Bilder von oberitalienischen Seen, gesellschaftliche Porträts von der Hand Wilhelm von Kaulbachs und derer um ihn und nach ihm. Weniger gefragt, nur noch von kleinen Bankiers, Madonnen, stark angeboten direkt Bildergalerien mit Impressionisten z. B., oder auch schon Corots, Courbets, sogar Watteaus. Ich weiß nicht, es ist zu betont, zu ausgesprochen, es spielt zu sehr in dies Gebiet herüber, wovor der gesellschaftliche Mensch einen Horror hat: *ins Geistige*.

Sehr mit Recht, wenn man gewisse eminente Köpfe denkt, die erst mal schon ein bißchen groß ausgefallen sind, um proportional zu wirken, und außerdem irgendeinen verlotterten Haarschnitt haben und außerdem einen Ausdruck, der, gesellschaftlich gesprochen, talentlos ist, individuell betont, unglatt, zuvielsagend, disharmonisch.

Keine Störung überhaupt — das ist die Forderung der Gesellschaft, keine Störung des gesellschaftlichen Gleichgewichtes — und Geist stört. Früher gab es die Maintenon, die Pompadour und von weniger hochgestellten Mme. de Sévigné und Mme. de Staël. Wer sollte etwa heute an deren Stelle treten? Daß es niemand derartiges gibt, ist unser gutes, staatsbürgerliches Recht. Auch Kritik wird nur geduldet, soweit sie sich mit Menschen befaßt. Soweit sie etwa Politik betrifft, kommt sofort das „garstige“ Lied, auch allzu scharfe Kritik an Theater und Kino, Dinge, die man sich mal anschaut, wenn mal ein Abend unterzubringen ist, ist verpönt, und wer etwa riskieren sollte, über Musik zu sprechen, oder über Malerei, würde sofort aus dem Rahmen fallen und als Outsider mit scheuen Augen angesehen werden. Kritik ist den Freunden und, was fast dasselbe ist — denn auch darin ist die Gesellschaft superieur — den Feinden reserviert. Hier ist Schonungslosigkeit und Offenheit nicht nur angezeigt, sondern geradezu erwünscht. Es schmeckt gut und bekommt gut. Der Rest — der tatsächliche Rest — ist: „Und wo waren Sie vorher, bevor Sie nach Madrid kamen?“ „Wir essen erst bei Xens und gehen dann zu Y.s.“ „Sind Sie am 3. auch bei R.s?“ „Ich habe heute eigentlich gar nichts vor, haben Sie ‚Sturm über Asien‘ gesehen?“ „Telefonieren Sie mich morgen früh an, aber nicht vor 12 Uhr, es wird wahrscheinlich ziemlich lange dauern!“ „Reichlich frisch und sehr natürlich, kann aber noch werden.“ „Reizend und so natürlich!“ „Die Frau hat doch großen Scharm!“ „Was sie den ganzen Tag tun? Ping-Pong, sehr viel Ping-Pong, und dann sind sie doch ewig eingeladen. Reizendes Verhältnis zwischen den beiden.“ „Wie war's?“ „Gott,

eine Menge Menschen, ziemlich furchtbar! Ich habe mich erst mit X. lange unterhalten, und nachher haben wir mit der kleinen Y. und mit Z. Bridge gespielt, war sehr nett.“ „Reizender Mensch und außerdem anders rum, und *die* Männer sind doch immer die nettsten.“ „Sehr nett, ich saß zwischen X. und Z., habe mich lange mit X. über K. unterhalten, nur leider wieder unmöglich placiert, aber man ißt ja wenigstens ausgezeichnet und schnell. Na, und nachher haben wir Bridge gespielt.“ So etwas und Ähnliches legt die Frage nahe, ob es denn eine wirkliche Notwendigkeit ist, sich geistreich oder womöglich gehaltvoll zu unterhalten. Denn was kommt denn schließlich dabei heraus?! Haben wir es nicht in tausend



Edouard Goerg

Fällen selbst erlebt, daß es im Grunde genommen nichts ist, was damit gewonnen wird, daß aber in zahlreichen Fällen die Manieren darüber verschlechtert wurden. Wohltuende Oberflächlichkeit — wohltuende — sit venia verbo — Schamlosigkeit oberflächlich zu sein, wo doch so viel anderes Gutes, Positives dabei herauschaut: frisches, blühendes Aussehen, Glätte der Manieren, gute Konturen, angenehmes Duften, unveränderliche, unmetaphysische Formen, überhaupt der ganze wohltuende Zwang, die ganze Etikette, die alles, was sich ihr nicht unterwirft, mit mehr oder weniger „unmöglich“ bezeichnet: — der einzig wirklich schlimme Vorwurf: *laissez faire, laissez*

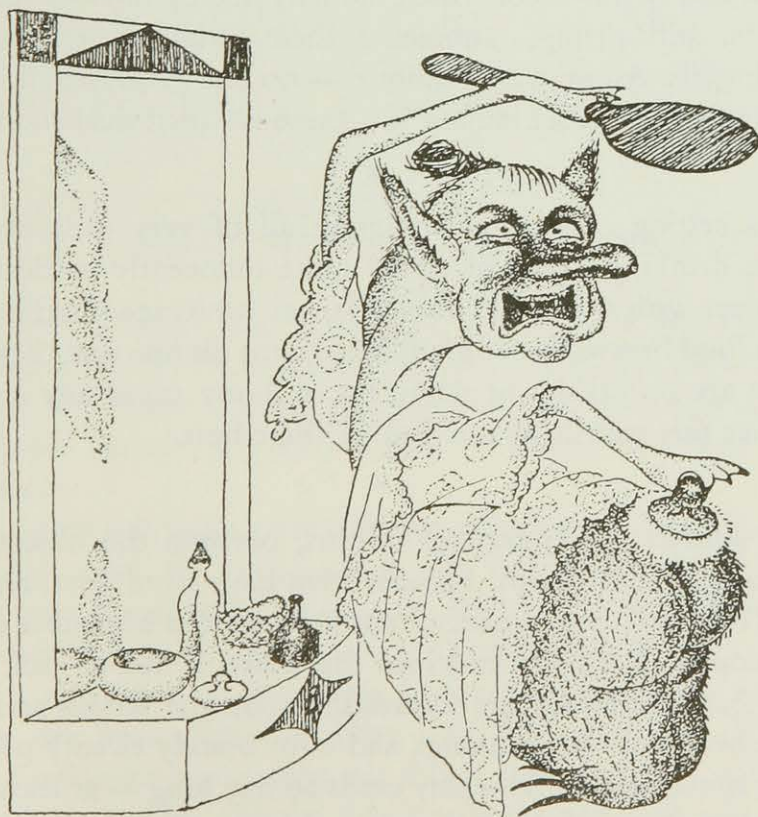
aller für alle anders Denkenden, die große Masse der Unmöglichen. Leutseliges Wesen, diesen letzteren gegenüber.

Es ist notwendig, sich darüber klar zu werden, daß heute „Gesellschaft“ schwer ist und eine harte Aufgabe, die nur im Training gelöst werden kann. Der oder vielmehr die Betreffende muß gern und gut telefonieren können, muß gern und gut organisieren können, muß gern und willig wenig essen mögen, muß das Bedürfnis haben, unpersönlich zu sein, scharmant, und jederzeit zum Flirten aufgelegt. Muß über alles orientiert sein, ohne allzu heftiges Interesse, muß gutes Gedächtnis haben für wichtige Gespräche, um über gewisse Tatsachen in der Politik (natürlich nur Außenpolitik — Besetzung der Gesandten, Botschafter und

Attachéposten —), Wirtschaft (Großbanken, Großkonzerne), Theater (Stars), Kunst (Akademieausstellungen) gut orientiert zu sein. Und muß — hübsches Intermezzo — auch plötzlich alle Regeln durchbrechen und mal originell sein, was natürlich gefährlich ist.

Die Tugenden der neuen „Gesellschaft“ kommen am besten auf Cocktailparties heraus, dies ist die Folie der neuen Gesellschaft, ihr eigentliches Element. Hier wird gemixt: die neuen Namen, die neuen Kombinationen wirken aufrührerisch, sei es wie mattes Jade, oder bernsteinfarben, oder auch kraß und reich und etwas kompakt. Dazu eine kleine erlesene Kapelle, dazu möglichst das Interieur eines Jungesellen mit garantiert unerotischem Hintergrund. Denn Gott sei Dank, wir sind so weit: irgendwie betonte Erotik ist komisch geworden, Erotik hat nicht mehr die Schrecken des Ernstes und der Konsequenzen. Unterhaltung wie oben, aber meistens noch angeregter, bestimmt nicht gedankenreicher, dafür eventuell spritziger. Nur leider Gottes sind wir auch hier — d. h. die Gesellschaft — noch immer etwas metaphysisch, insofern als wir Cocktails als Begriff denken. Der Engländer, dem in Monte Carlo ein Cocktail gemixt wird, erkundigt sich genau nach der Zusammensetzung und macht sich eventuell Notizen, auch macht er bei sich zu Hause in London Cocktail-Clubs, die den einzigen Zweck haben, neue Mischungen herzustellen und diese sachlich in Gesellschaft zu genießen. Wir begnügen uns noch immer allzu leicht mit den ewigen Martini, Manhattan, oder side-car, hier müßte die Gesellschaft noch sachlicher werden — wissenschaftlicher — sozusagen. Hier wäre es Pflicht, den Dingen — d. h. der Mischung — auf den Grund zu gehen.

Wer gehört zur Gesellschaft? Eine höchst ungesellschaftliche Frage, deren Beantwortung man denen überlassen sollte, die nicht zur Gesellschaft gehören.



Avenstrup

BERLIN'S THE BUMMEL TOWN

by

DAVID FISH

London has its club life, its hotel restaurants, a few smart expensive night clubs where drinking stops at 12.30, some twenty small foreign restaurants in Soho, the Café Royal, and practically nothing else. How could one „bummel“ there? It would cost a fortune, even if it could be done — and it simply can't.

Paris, oh yes, we all know the gaiety of the nightly round of Montmartre, the bluff of the Latin quarter, and the countless restaurants where one can eat to enjoy; but there lingers a feeling that it is all a show for us, the foreigners. Where are the French?

But Berlin, what can it provide? There are a thousand „Konditoreien“ — they are all more sumptuous, much more modern than those of Paris or Vienna, but they aren't „gemütlich“, they are always on the go, but they have one saving point, „Hier findet man Anschluß“.

To see the Berliners' real night life one must avoid the eternal round of the bars and dancing places in the west, these are too international — besides being very expensive — they might be in any city. One must explore, get away to the East, South and North; in fact, one must go on a „bummel“. Some of the following brief descriptions will no doubt be recognised by many.

*

An old cellar, the walls are black with the smoke of a hundred years, the ceiling too low for anyone but a dwarf. Bare wooden tables. Students sitting with their girls, empty bottles of wine gradually line up in close formation on the tables. Students, still sitting, embracing their girls; students singing lustily, singing of their girls. All in good humour — no one disgraces himself in spite of the fixture provided for „Seekranken“ — these are historical rooms.

*

A café in a setting of Japan, strangely full of very ordinary up-from-the-country people drinking a cup of coffee quite innocently in Berlin. Something looks rather queer with that lady over there, her hands seem rather big. Suddenly she speaks in a loud bass voice. It gradually dawns on one that they aren't women after all. There are two tables of them, but nobody takes any notice of them. One is told that this café is at the end of their beat.

*

Everybody knows the engraving of this, perhaps the oldest, certainly the quaintest, cottage of old Berlin. Famous men have lived here, now it is a small „Bierstube“. They say that the caricaturist Zille started his career sketching here, and certainly copies of his works adorn the walls; it can at least provide types for an apache ball. And they are interesting too, one would soon become interesting here, beer costs ten pfennigs and corn brandy twenty pfennigs a glass. There are four out-of-works who play cards all day long — at least three of them do — only one of them works at a time and he keeps the rest of them in beer.



Ottomar Starke

SOWJETRUSSISCHE GESELLIGKEIT

Von

ROSIE GRAEFENBERG

Le Commissaire du Peuple aux Affaires Etrangères et Madame Litvinoff „Lprient Mme X. . . . de leur faire l'honneur de venir passer la Soirée chez eux le mercredi 7 novembre 1928 à 22 heures.“

Am Morgen dieses 7. November hatte eine Parade der Roten Armee auf dem Roten Platz stattgefunden. Und viele Stunden lang ergossen sich in genau geordneter Demonstration riesige Menschenströme durch alle Straßen der Stadt. Ueber 400 000 Menschen waren auf die Beine gebracht, und das Aufgebot an proletarischer Masse stellte sich auf jeden Fall imposant dar. Daß die Gesichter der Demonstranten trüb und ihr Gehen ohne revolutionäre Begeisterung blieb, ist mit der Häufigkeit und Unfreiwilligkeit derartiger Veranstaltungen, der Mühseligkeit des holperigen Moskauer Pflasters und besonders mit der gegenwärtig sehr schlechten städtischen Lebensmittelversorgung zu erklären. (In den Zeitungen hatte man für die Feiertage eine gehörige Lieferung von Weizenmehl versprochen, es war aber dann nichts daraus geworden.) Die Flaute-Stimmung ist nicht zu leugnen.

Jetzt ist es still in der Stadt, und nur die Fassaden der Häuser lassen noch das Rot verschwenderischer Flaggen im Licht elektrischer Birnen leuchten. Vor dem Palais an der Moskwa ist große Auffahrt von Automobilen mit den Fähnchen bürgerlicher Staaten auf dem Kühler. In der Garderobe trifft man die ersten Bekannten.

Auf dem Treppenabsatz empfängt der Chef du Protocolle des Außenkommissariats. Der Chef du Protocolle ist ein gut aussehender Herr. Legationssekretär von vor der Revolution, hat er sich dem neuen Regime angeschlossen. Er heißt Florinsky, und man weiß sehr witzige Geschichten von ihm zu berichten. Sein Frack ist ausgezeichnet und seine Liebenswürdigkeit die der größten Welt. Am Eingang des Saals begrüßen Herr und Frau Litvinoff ihre Gäste. Frau Litvinoff ist Engländerin und sieht mit ihrem gescheiten, schmalen, dunklen Kopf wie eine Südländerin aus. Sie ist Schriftstellerin und eine sehr gewandte Frau.

Der Staatssekretär Litvinoff selbst wirkt durchaus westeuropäisch. Auch die anderen anwesenden Herren des Außenkommissariats wirken westeuropäisch: Stein, der Leiter der Abteilung Zentraleuropa, von allen Konferenzen der letzten Jahre her bekannt — und sein kommunistischer Komparativ, der Pressechef Rotstein, ein scharmanter Mann der alten Revolutionsgarde (vor dem Krieg in Frankreich und Amerika exiliert; vielsprachig und sehr kenntnisreich; sympathisch wie alle klugen Männer um die Fünfundfünfzig), Herr Stomoniakoff mit einer schönen Frau. Herr Karachan mit einer sehr schönen Frau. Einige wenige junge Sekretäre. Sonst nur Ausländer. Nein, doch nicht: Scheinmann, der Präsident der russischen Staatsbank, nicht im Frack wie die Diplomaten, sondern im Smoking: schlau und undurchdringlich. Und der General Budjonny, der rote Reitergeneral, dessen Kavallerie am Morgen bei der Parade auch dem pazifistischen Beschauer gefallen mußte. Er war vor dem Krieg Wachtmeister im Garderegiment des Zaren. Im Bürgerkrieg hatte er hervorragende Führerqualitäten entwickelt und sich große Verdienste um die Revolution erworben. Er hat eine selbstverständliche Art und ein fröhlich-grimmiges Gesicht mit netten Augen und einem aufgezwickelten dunklen Schnurrbart. Genau so habe ich mir einen roten General vorgestellt. Zu einer schmucklosen Uniform trägt er spiegelnde Lackstiefel. Eine süße junge Frau mit einer koketten Schmachlocke im Nacken hat er mit. Im übrigen ist nur ausländische Gesellschaft versammelt, die einander fast täglich bei Empfängen; Dinern und Frühstücken in Botschaften oder Gesandtschaften begegnen.

„Le beau monde“ ist in Moskau eine sehr kleine Welt. Sie hat wenig Zuzug von Durchreisenden, und innerhalb der russischen Welt bleibt sie isoliert. Von den Herren des Außenkommissariats abgesehen, die zum Verkehr mit dem Bourgeois sowjetbehördlich kommandiert sind, wagen sich Russen kaum in die Häuser der fremden Diplomaten. Auch die Gelehrten und Künstler, die heute abend ganz fehlen, halten sich ängstlich zurück. „Le beau monde“ hat zur Moskauer Wirklichkeit keinen Bezug. Man lebt untereinander, sieht sich möglichst viel. Man lebt auf einer Insel bourgeoiser Gewöhnung in einem Land, das sich schon so weit von ihr wegentwickelt hat. Auch heute zu Ehren des proletarischen Revolutionstages bleibt man — vom offiziellen Rußland eingeladen — beinahe untereinander. Die wenigen Russen verschwinden in der Ueberzahl der Ausländer. Es ist das hübsche konventionelle Bild eines internationalen Festsaals: Frauen, um die sich große Stilkleider glänzend bauschen, junge Mädchen, *très jeune fille* in Hellblau und Rosa; reizende Männer mit leicht ergrautem Schläfenhaar und ganz junge, gutgewachsene. M. und Mme. Herbette, das französische Botschafterpaar, Doyen und Doyenne des diplomatischen Korps, der italienische Botschafter mit seiner sehr schönen Gattin, der überaus scharmante deutsche Geschäftsträger mit seiner lebenswürdigen Frau. Alle sind da, die gestern den tschechischen und vorgestern den türkischen Nationalfeiertag gemeinsam begangen haben und die morgen zum Geburtstag des Königs von Italien in der italienischen Botschaft beieinander sein werden. So merkt man kaum, daß man bei Russen zu Gast ist, und die proletarische Revolution bleibt ganz diskret. Eine Sängerin von der Oper und ein Bariton singen Lieder. Sehr schön. Ein junger Herr stellt

Berliner Gesellschaft



Dr. Hanns Schulze



Graf Enzo Plauen
und Mr. Graves



Photo Rieß

Baronin Marion
Goldschmidt-Rothschild



Eleonora und Francesco
v. Mendelssohn

Fräulein Hilde und
Marianne Katz



Curt Edzard, Frau Maria Großmann. Stein



Rudolf Großmann, Madame X. Gemalte Terrakotta

Photo Stone



Baronin Helene v. Nostitz

Photo Jacobi



Frau Camilla Huck-Eibenschütz



Herr und Frau v. Seeckt



Photo Binder

Frau Sven v. Müller (Mady Christians)

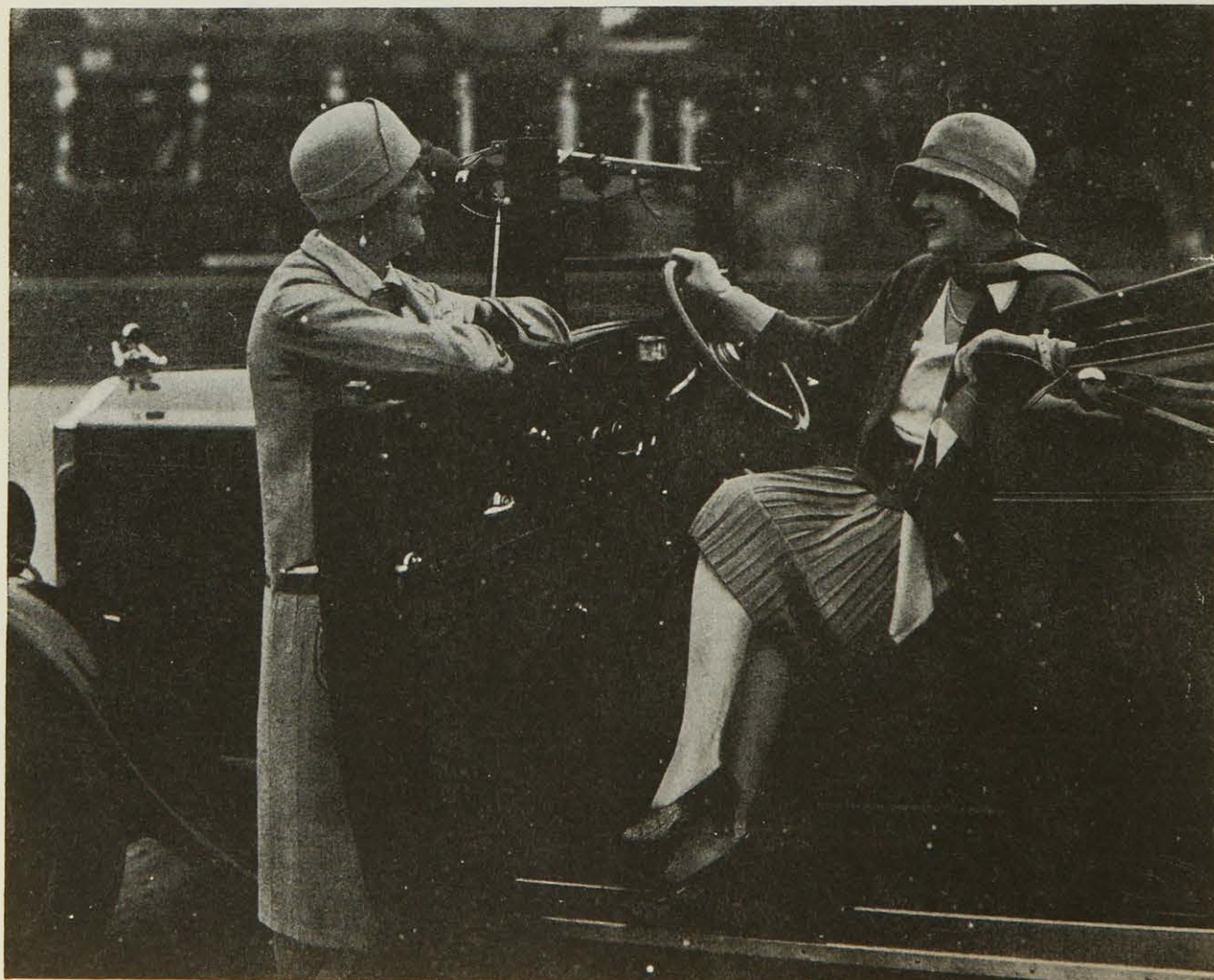


Photo Ernst Schneider

Frau Ola Alsen und Frau Elisabeth Curth van Endert

die Künstler vor. Auch er gehörte der alten russischen Gesellschaft an und ist jetzt Theaterregisseur und dem Außenkommissariat als *maitre de plaisir* der fremden Diplomaten zugeteilt. Es gibt in Moskau zwar kein Amusement, aber diesen Amüseur. Man versichert, er mache seine Sache gut, ja zu gut. Jetzt tanzt die Abramowa, eine junge, sehr begabte Ballerina. Sie ist hübsch und temperamentvoll, und die Herren erheben sich, um besser sehen zu können. „Olga, hast du auch alles gehört und gesehen?“ fragt der rote General seine hübsche junge Frau. Er ist reizend einfach und freundlich, der rote General.

Das Büfett der offiziellen russischen Empfänge ist berühmt wegen seiner Fülle und Erlesenheit. Die den Maßstab früherer Jahre haben, finden, daß Kaviar und französischer Sekt nicht so in Strömen fließen wie sonst — und nehmen es als Zeichen sowjetrussischer Ernährungssorgen. Outsider wie ich finden es reichlich . . . Nachher wird getanzt — wie bei allen Empfängen der Welt, Hübsche und weniger hübsche Frauen tanzen — auch die Russinnen: obwohl der Step hier als Ausdruck bürgerlicher Frivolität höchst unbeliebt ist. Herr Florinsky tanzt — und dieser ernsthafte *maitre de plaisir*. Das gehört zu ihrer Aufgabe. Die anderen russischen Herren unterhalten sich mit den Gästen. Herr Scheinmann ist in ein ernsthaftes Gespräch mit einem Deutschen vertieft. Der General Budjonny meint, als man ihm die Schönheit und Grazie seiner jungen Frau lobt, sie habe eine schöne Seele, und das sei die Hauptsache . . .

Es ist spät geworden, und man verabschiedet sich bei den Gastgebern. Draußen warten die Schofföre in der nassen Herbstnacht. Wenn man bei den ausländischen Diplomaten in Moskau eingeladen ist, werden sie ins Haus gebeten und kriegen zu essen und zu trinken. Heute beim Fest der proletarischen Revolution sind sie leer ausgegangen.

Auf dem Kreml weht die rote Fahne — von unten elektrisch beleuchtet wie in jeder Nacht. Das sieht höllenhaft schön und gefährlich aus und ist ausgezeichnete Regie. War auch dieser Empfang, den das russische Außenkommissariat unter Ausschluß der russischen Oeffentlichkeit gab, gute Regie? Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall blieb er eine beziehungslose und ganz abstrakte Angelegenheit. Er spielte sich in Formen ab, die Sowjetrußland ablehnt — in den Formen der bürgerlichen Gesellschaft. Er war konventionell und unradikal. Von der Regierung war außer den dazu bestellten Diplomaten niemand erschienen. Von den Vertretern der bürgerlichen Staaten kann sich keiner herzhaft an der Feier der proletarischen Revolution freuen. Soll dies Eingehen auf bürgerliche Sitten und Gebräuche eine besondere List vorstellen? Sollen Frack, mondäne Liebenswürdigkeit und Kaviar die Bourgeoisie vertrauensselig und zutraulich machen? Oder will man nur zeigen, daß auch der proletarische Staat all dies zuwege bringt? Wie kindlich und eitel wäre das. Vielleicht ist es nur dies, daß man eine neue Form proletarischer Geselligkeit nicht hat — wie man überhaupt noch wenig gültige proletarische Lebensformen gefunden hat — und daß man vorläufig in die bürgerlich gegebene geschlüpft ist, weil man die Diplomaten bürgerlicher Staaten nun einmal zu Partnern hat. Leider . . . Geselligkeit als Ausdruck vorläufiger Unzulänglichkeit . . .

Dennoch — warum machen das eigentlich die Bolschewiki?

B Ü S T E N

Von

MARIA HERTZ

I.

Nicht die großen Erfindungen, nicht die riesigen Bauten und Maschinen sind die Denkmäler menschlichen Scharfsinns: die Kleinigkeiten des Alltags, des Handgriffs und des Kochens sind die wichtigeren. Es gilt für den Erfinder das Wort, das man mit weniger Berechtigung auf die Frauen angewandt hat: „Die besten sind die, von denen man nicht spricht.“ Von der Dame in der rue . . . spricht man überhaupt nicht. Im Gegenteil: die Glückliche, die die Adresse kennt, verwahrt das Geheimnis tief in ihrem Busen. Sie sagt es vielleicht nur ihrer Schwester oder Schwägerin, die es nach einiger Zeit abermals der Schwester oder Schwägerin weitererzählt. Und so wird das Atelier jener Dame zum Wallfahrtsort aller Frauen, die ihrer bedürfen.

Man kommt schüchtern zu dieser Dame, als käme man zum Beten, denn sie ist wundertätig. Sie kann ebensowenig einen fehlenden Fuß wieder nachwachsen lassen, wie es die andern Wundertäter können. Aber sie gibt der, die vertrauensvoll zu ihr kommt, die Kraft, ein Leid zu tragen. Dieses Leid kommt in ein seidenes Band, und die Frau, die unter ihrer Fülle litt, geht frei und schlank von dannen. Das sind die Wunder von Notre dame de rue . . .

Wenn man mit der Dame des Hauses spricht, während einem Maß genommen wird, so verspricht man ihr hoch und heilig, man werde sie dankbar weiter empfehlen. Aber Madame lächelt maliziös: sie weiß genau, daß man nicht verrät, was man auf dem Busen bewahren will. Aber es macht ihr nichts. Es ist der Instinkt der Frau, der ihr immer wieder neue Kundinnen zuführt. Und wenn sie gesprächig wird, so erzählt sie, wie schwer sie es gehabt hatte, bevor sie den richtigen Büstenhalter erfand. Es war zu einer Zeit, als die Männlichkeit der Formen von den Männern gar nicht geliebt wurde, daß ein großer und greiser Bildhauer, Auguste Rodin, ihr sagte, die Frau sei verunstaltet durch sinnlosen Zwang der Kleidung, alles Unglück in der Welt komme daher, daß die Frauen ihre wahre Natur erdrosseln, hier sei die Quelle allen Neides, aller Unbefriedigung, aller Intrige und Häßlichkeit. Da hat Madame, die damals noch Mademoiselle war, sich hingesezt und zu experimentieren begonnen. Sie hat für ihr kleines Monatsgehalt Seide gekauft, die sie zerschnitt, anprobierte und wieder zerschnitt, bis sie neue kaufen mußte und nichts mehr übrigblieb für sie und die Mutter. Das ging so wochenlang, monatelang, ihre Mutter konnte ihr keine Vorwürfe mehr machen, sie war zu entkräftet und starb. Vor der Leiche brach die Tochter zusammen und verbrannte die Fetzen. Aber wie sie drei Tage später vor dem Grabe stand, fiel ihr wieder ihr Modell ein, sie ging nach Hause und probierte und schnitt und nähte von neuem: zehn Jahre, nachdem der greise Bildhauer ihr jene Idee gegeben hatte, war der Büstenhalter erfunden.

II.

Die Adresse war falsch. Nein, ganz falsch war sie nicht. Die Russin, die mir damals im Blusengeschäft auf mein dringendes, ja, ich gestehe, flehentliches Bitten

die Adresse aufschrieb, hatte nur den Namen und die Hausnummer gefälscht: den Namen der Straße zu ändern hatte sie nicht die Geistesgegenwart. Aber eine annähernd richtige Adresse ist wie eine annähernd richtige Telefonnummer. Meine Briefe kamen zurück, und es stand nichts auf dem Umschlag als das Wort „Inconnu“. Es war klar, daß die Russin, die ich beschworen, der ich so sehr gedankt, mich belogen hatte. So klar mir das allmählich geworden war, und so wenig ich auch wußte, daß wenigstens die Straße stimmte, ich habe dennoch den Zettel nicht weggeworfen, den Talisman habe ich nach Paris mitgenommen, um mit seiner Hilfe die Adresse zu suchen. Fast geradeswegs vom Nordbahnhof fuhr ich in die rue de la Boétie. Aber hier waren hundertundsechzig Hausnummern oder mehr, viel weniger war die Zahl der Häuser nicht, die ich abschnitt, von eins angefangen, jedes Stockwerk, jeden Concierge befragend, ob nicht eine Frau hier wohne, die . . . Man gab mir Auskunft: fast jede Mieterin wußte, wer es sei, den ich in dieser Straße suchte, jede schrieb mir die Hausnummer auf, ach, es waren durchweg die falschen, nur eine nannte mir den Namen und eine Nummer, auch die war falsch, aber wenigstens der Name stimmte, und so fand ich, die halb-falschen Adressen permutierend, endlich die Dame, die ich suchte, die nicht ich allein suchte, sondern viele andere Frauen von „starkem Charakter“, starke Frauen von Amerika und aus Schweden, aus Spanien und aus Rußland, alle mit einer falschen oder halb-falschen Adresse in der Tasche.



Ilse Wagler

III.

Versuchen Sie doch einmal in Damengesellschaft das Wörtchen Büstenhalter auszusprechen: selbst die seit Jahren das Erröten verlernt haben, erröten und schwören zaghaft verschämt, keinen zu benötigen. Es ist geradezu rührend, zu beobachten, wie die Frauen trotz aller Aufgeklärtheit und Emanzipation von ihrem Urinstinkt getrieben werden, dem Manne zu gefallen und ihm zu dienen, indem sie die ureigensten Merkmale ihres Geschlechts zu verleugnen suchen. Fast jede zweite erklärt, keinen Büstenhalter zu benötigen, weil ihr Busen so klein

sei, daß nichts zu halten da ist. Weil der Mann den Typus des Jünglinghaften liebt. Weil, wenn er eine Frau schön findet, er zu sagen pflegt: das Jungenhafte an ihr gefällt ihm am meisten. Diesem männlichen Homosexualismus kommen die Frauen entgegen: sie wollen ihn das Gefühl vergessen machen, daß sie Frauen sind, und lassen sich die Busen operieren. Viel öfter, als man gemeinhin glaubt. Wochenlang wird verhandelt, wie groß er werden soll oder wie klein. In Amerika „trägt man“ jetzt soundso groß, also will sie ihn auch nach der letzten Mode.

Eine Brust hat in der Hauptsache nicht nur schön zu sein, sondern praktisch.



Rolf Nesch

Das heißt: sie muß viel Milch geben. Dazu ist sie schließlich da. Verkleinerung oder Entfernung nur aus Mode ist ein Verbrechen. Aber sie muß gehalten werden. Um selbst die Versprechungen halten zu können, die sie um der Liebe willen macht. Sind die Männer auch Kinder, so doch keine Babys. Nur diese interessieren sich ausschließlich für den Inhalt, bei den Männern herrscht das Fingerspitzengefühl vor.

Eine Brust muß also gehalten werden, wenn sie es nicht für sich allein tut. Weil es ihr nämlich einfällt, zu fallen. Ohnesichtlichen Grund. Weil sie zu schwer wird und plötzlich müde, sich selbst zu tragen.

Weil der Muskel, an dem

sie gewissermaßen aufgehängt, schwach wird, nachläßt, versagt. Ein Busen, der bei und trotz aller Winzigkeit eine Falte wirft, weil er abwärts tendiert, ist ein unschöner, ein wenig lächerlicher Anblick. Beim ersten Sehen merkt der Mann das nicht, aber beim drittenmal. Wenn er auch schweigt, eine Frau spürt das ohne viele Worte, wird unsicher, beginnt sich zu hassen und damit auch den Mann, beginnt ihn zu quälen, scheinbar sinnlos. Der Sinn liegt hier. Hilfe! Nach Maß und Ziel. Vor allem nach Maß. Denn alle Busen sind höchst individuell. Wie die Nasen. Es ist schon selten, daß die rechte Seite mit der linken Körperseite identisch ist, aber daß zwei Busen zweier Frauen so gleich sind wie etwa Dreiecke in der Geometrie, wenn sie bestimmte Bedingungen erfüllen, ist völlig aus-

Zellenbündel, die dem gewagten Leben in desinteressierter Arbeit dienen, der Entdeckung, der Erfindung der Manieren, dem Schaffen von Stilen, der Elaboration der Moral. Ruth, die da sagt: Dein Gott ist mein Gott. Ich brauche nur im Schatz meiner lieblichsten Herzenserinnerungen zu suchen, und ich finde ihre Schwestern wieder, in der Uniform der Mode unserer Zeit, mit lieben und reizenden Gesichtern. Viele gehen und kommen und sprechen gleichzeitig in meiner Erinnerung und erlauben mir gar nicht, meine Aufmerksamkeit auf die zu konzentrieren, von der ich am meisten zu sagen hätte. In Gottes Namen, dann die Älteste zuerst: die brave Madame Machin, Zuehfrau, die auch bei mir „zuing“. Wie sollte sie sich schon die Welt, oder nur Europa, anders vorstellen als die Landschaft in ihrer Heimatprovinz, und, mittendrin, eine einzige Stadt: Paris! Einmal kam ich nach mehrmonatiger Abwesenheit aus Florenz zurück, und sie empfing mich mit der Zutraulichkeit des alten, an gute Behandlung gewöhnten Dienstboten: „Sie sollten lieber nicht so lange von Paris wegbleiben, Sie werden noch ganz verbauern.“ Und ein anderes Mal, da sie mich im Frack zum Ausgehen bereit sah, fand sie das unvergeßliche Wort, das hunderttausend Pariser Arbeiterhochzeiten zusammenfaßt: „Stecken Sie sich doch einen Camenbert in die Tasche und nehmen Sie ihn beim Nachtisch raus, die werden sich ja kaputt lachen!“

Und die Szene, die ich aus einem Parterrefenster des Etoilequartiers beobachtete, zur Stunde, da die Dienstboten die Hunde der Großen Welt spazierenführen. Ein junges Zimmermädchel hielt in der einen Hand die Leine, in der andern trug sie einen verschlossenen Brief. Es ist da irgendwo ein Briefkasten, in der Nähe des Balzac-Denkmal. In der Dämmerung sah ich sie den Brief an die Lippen drücken (den Brief an den Schatz beim Regiment, und in Erinnerung an die Übungen zur Zeit, da sie ein Marienkind war). Dann aber hatte sie noch eine andere, rührendere Gebärde der Zärtlichkeit: nachdem sie sich durch einen Blick vergewissert hatte, daß niemand sie sah, legte sie rasch noch den Brief — ach nein, nicht auf ihr Herz . . .

In der Provinz ist die Frau rüder als der Mann. In Paris ist es umgekehrt: der Bauer verliert eher, als er gewinnt, indem er seine Ländlichkeit ablegt. Die Provinzlerin dagegen wird ein wenig Hofdame, die Magd Soubrette, das Dorfmadchen Ehrenjungfer der Königin. Die junge Witwe, die niemandem Rechenschaft über ihr Leben schuldig ist und die in allen Ehren von einem Beruf lebt, der mit Prostitution nichts zu schaffen hat, sucht sich mit Geschmack und Diskretion ihre Männer aus. Sie wissen nicht so recht, ob sie Aussichten haben? Sie verhält sich abwartend? Bringen Sie sie zum Lachen, und die Festung fällt. Im Augenblick, wo Sie, mit ihr in Robinson, zur Kellnerin sagen: „Fräulein, machen Sie doch bitte den Schrank zu, es zieht furchtbar!“ — hat Madame in ihrem Herzen ja gesagt.

Blond und zerbrechlich ist diese Provinzpariserin, aber sie erträgt die wildesten Anstürme mit Fassung und einem Stoßseufzer: „Wie gehst du mit mir um?“ Nur muß sie ein bißchen aufgerüttelt werden: zuviel Skrupeln, zuviel Romantik, dabei die Eifersucht in Person. (Nein, weiß Gott, meine Blonde, machen Sie nicht Neapel und Sevilla! Legen Sie ein bißchen mehr Temperament zu, dann könnte man vielleicht mal auf die Eifersucht zurückkommen.) „Eifersucht trägt kein Mensch mehr, mein Herz, und wenn Sie keine Rivalin ertragen — die Sie ihrerseits ganz gern erträgt — und wenn Sie sie nicht nett und artig küssen wollen, dann geht's schief mit uns.“ Aber sie hat sich's überlegt. Ein neuer Pakt: wir werden camarades de plaisir sein und unsere Freundinnen gelegentlich austauschen. Sie kommt plötzlich darauf, daß ihr Herz das immer schon begehrt hat . . .

Nach Jahren trifft man einander zufällig. Sie ist verheiratet. Und treu. Natürlich. Auch im Grad gestiegen. Bürgersdame. Dame war sie immer. Ehrenjungfer der Königin. (So müssen sie gewesen sein, und, wie sie, aus der Ile de France, die Frauen, die Ronsard und Jean de Lingendes geliebt haben.) Wiedersehen? Nein, das soll man nicht, sie will es auch nicht. Sie ist eine anständige Frau. Und wenn ihr Name fällt, dann erheben sich ihre einstigen Geliebten und segnen sie . . .

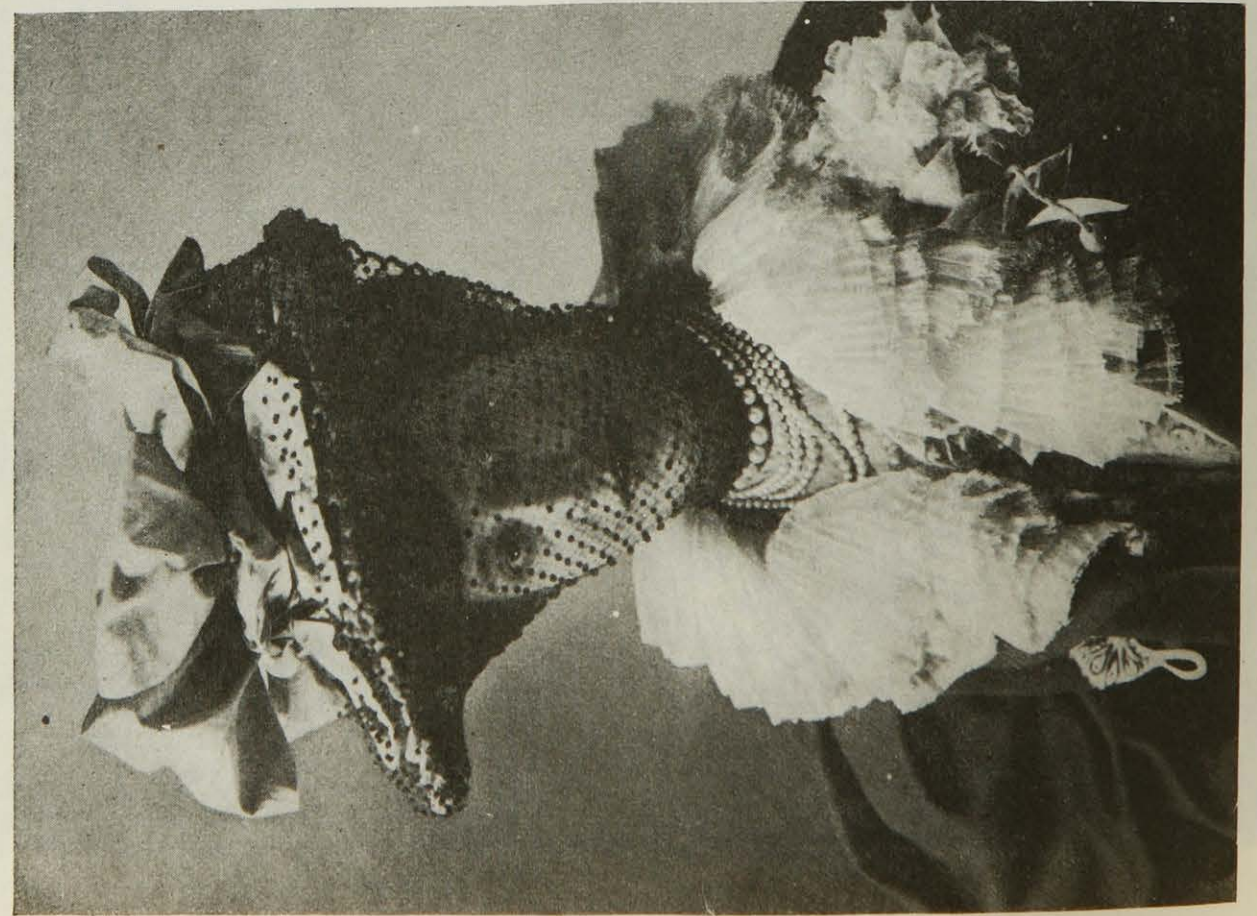
Neben diese feine und zarte, sanfte und würdige Pariserin, die ein freier und respektierter Mensch ist und ein sehr privater Garten der Freude für die, die sie auszeichnet, muß als Folie und letzter Gegensatz die Vorstadtwilde gestellt werden, die sklavische Nutte, etwa die Pensionärin der „Belles Poules“ (ein seriöses Etablissement, viel zu seriös für meinen Geschmack, den eines gereiften Mannes). Dabei fällt mir ein nebliger Wintermorgen ein, wo ich frierend und hustend aus der Nationalbibliothek kam und in eines der kleinen Cafés an der Ecke Rue Rameau—Rue Chabonais hineingeriet. (Ich hatte nicht mehr die Kraft, weiter weg einen komfortableren Ort zu suchen, um einen heißen Grog zu trinken, den ich dringend brauchte.) Am Nebentisch saßen zwei weibliche Wesen, Mutter und Tochter, oder Tante und Nichte. Die Junge, ein Mädels mit harten Zügen, einem knochigen, aber frischen Gesicht unter grobschlächtiger Schminke, die schwarzen Haare in fettigen Fransen in die niedere Stirn gekämmt, die Augen frech und tierhaft, beklagte sich mit heiserer Hurenstimme: „Dreck! Keine Gerechtigkeit und keinen Anstand gibt's mehr! Dabei nehmen sie Schlampen mit dem Busen bis dahin. Bei mir hält das beisammen, alles richtig, sieh mal, ob nich alles da ist! Ich seh schon, damit da eine ankommt, braucht's Empfehlungen und Quatsch von allen Seiten.“

Die Alte tröstete und nahm Partei: „Mach dir nichts draus“, wie eine gute Mutter, die ihr durchgefallenes Kind nach einem Examen wieder aufzurichten versucht. Und ein wenig später sagte sie: „Ein Haus, wie das da, ist natürlich sehr überlaufen.“



Privatsammlung Étienne Bigenou, Paris
André Derain, Dame mit Maske (1928)

Pariserinnen



Liane de Pougy



Réjane

André Derain



Bildnis Paul Poiret, Oel (1919)

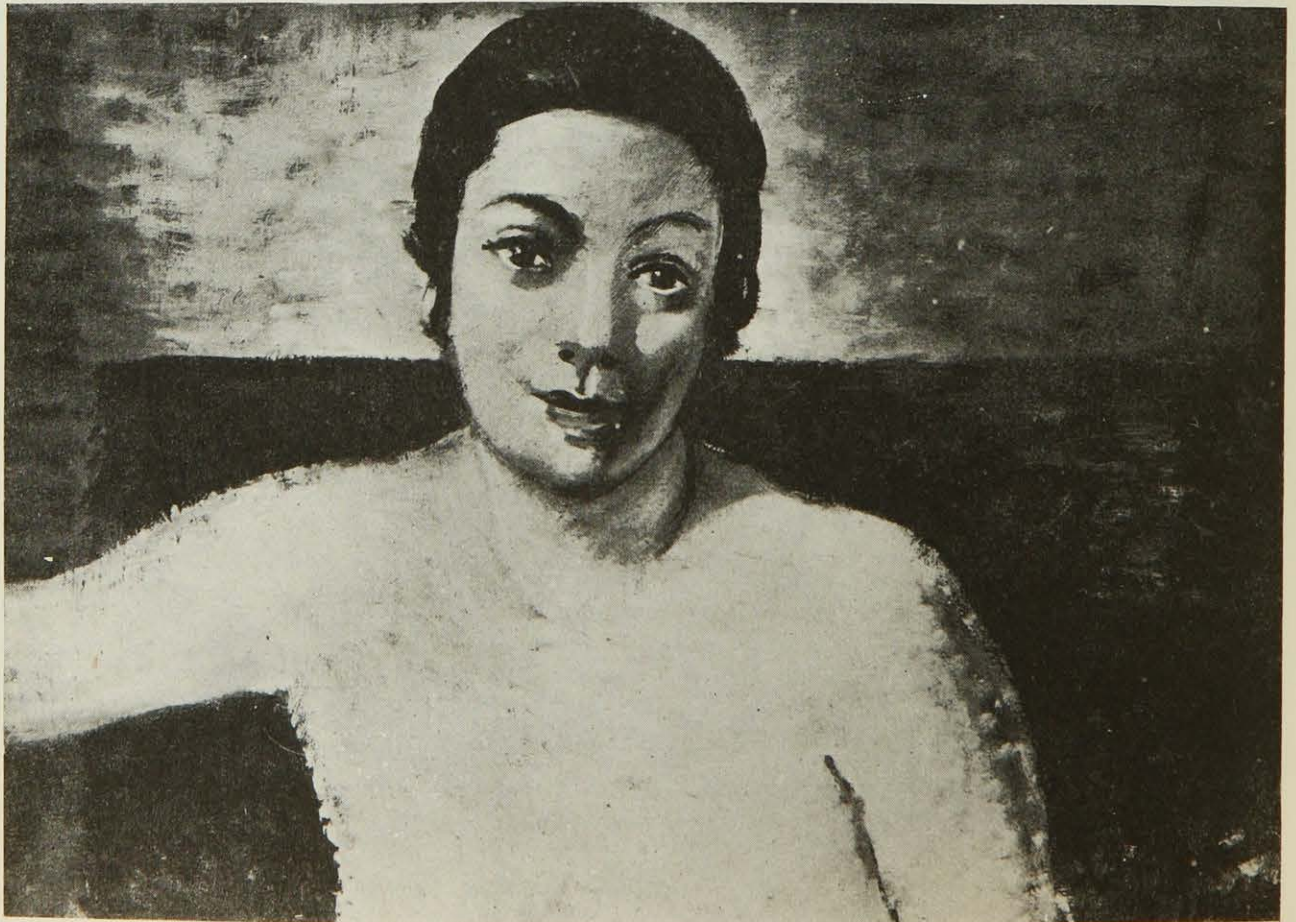


Ausstellung Galerie Flechtheim
Italienerin, Oel (1925)



Haus in Vers (1912)

Ausstellung Galerie Flechtheim



Halbakt (1923)

Photo Paul Guillaume

Ach ja, es handelte sich um ein Haus in der Nähe, das in der ganzen Welt bekannt ist unter dem Namen der Straße, an der es liegt, und das sogar die französische Sprache um ein, übrigens nicht sehr farbiges, Substantiv bereichert hat: faire du Chabonais. Dieses Haus ist für Frankreich so etwas wie das Konservatorium oder die Akademie des Hetärentums. Man stellt sich vor, daß es vom Staat subventioniert wird und daß die Überwachung seiner guten Führung den obersten Persönlichkeiten der Polizei übertragen ist. Bestimmt werden seine Pensionärinnen mit höchstem Aufwand an Sorgfalt, entsprechend dem Kanon der Kunstakademie, von einer Kommission von Bildhauern, Malern und Gynäkologen unter Tausenden von Kandidatinnen ausgesucht, auf daß den nationalen und ausländischen Besuchern die vorstellbar schönste Sammlung französischer Mädchenkörper dargeboten werden könne: zum Beispiel eine aus jeder Provinz, und zwar die Königin der Provinz, oder doch die es geworden wäre, wenn ihre Moral und ihr Lebenswandel solches zugelassen hätten. Auch die Kolonien und Protektorate sollten dort vertreten sein durch Exemplare von einer Vollkommenheit und einem Exotismus, die die heikelsten Amateure befriedigen müßten. Und warum sollte es nicht auch, wie auf gewissen hohen Schulen, ausländische Attachées geben, die ihr Land entsendet, damit sie es, wenn auch nicht mit Würden, so doch mit Anmut repräsentieren in der Kapitale der weiblichen Eleganz?

Und in diesem Haus, in diesem berühmtesten Harem der Welt, hatte so ein Gassenmädchel, so eine schlechtgepipste kleine Vogelscheuche geglaubt, ankommen zu können? Ich verstand, daß man sie schon an der Tür abgewiesen hatte. Und Sie, meine schöne, ausländische Freundin, die Sie mit zwanzig Jahren diese Etablissements eifrig besuchten (wie oft habe ich Sie begleitet!), Sie waren doch nicht heikel, Sie waren nachsichtig und milde, aber auf die da wäre Ihre Wahl nie gefallen.

(Aus „Rues et Visages de Paris“, übersetzt von Biche.)

SONNTAG IN DER BANLIEUE

Von

FRANK POHL

*Atemlose Stille hastet durch diese gesäuberte Straße.
Runde Mütter mit gleichmäßig blickenden Kindern
Sitzen an den Fensterbrüsten, unbeweglich gemalt.
Geöffnete Korridore ergießen sich gemeinsam,
Und alles steht still, wie Gemüse, unter einem drallen Himmel.*

PARISER CAVEAUX

Von

HERMANN LINDEN

In der Phantasie des Auslandes führt der Pariser „Caveau“ eine romantische Existenz, die selbst durch die aufrichtigsten Berichte nicht erschüttert werden kann. Die Hauptschuld an dieser Entstellung trägt der Film, der nicht davon abläßt, das Pariser Kellerlokal immer wieder als Milieuplatz sittlicher Anarchie auf die Leinwand zu drehen. Wenn man bedenkt, daß der Caveau ein billiges Lokal ist, das kleine Tanzlokal der Masse, wird man begreifen, wie weit dieser

Caveau in Wahrheit von seinem Verruf entfernt sein muß, denn besonders in Paris sind die „Vergnügungen“ (Amusements) phantastisch teuer, nur mit dem Dollar zu erreichen. Auch gibt es dafür ganz andere Häuser, die viel zu elegant sind, um ihren Betrieb in Kellern einzurichten. Auch legt man dort keinen Wert auf die „Apachen“; sie gehören zum Caveau, genauer gesagt, zum künstlichen Caveau.



Erna Frank

Radierung

Die künstlichen Caveaux:

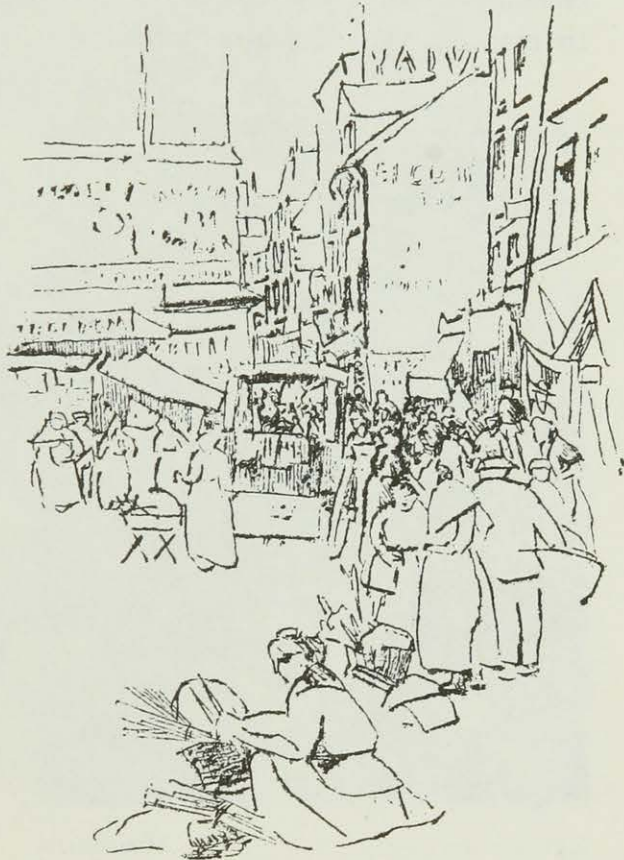
Sie liegen auf den Boulevards und in den Seitenstraßen des Montmartre. Kurze, steinerne Treppen von keinen Teppichen belegt, führen zu ihnen hinab. Die Eingänge, kunstlose Brettertüren, haben ein uraltes, verwittertes Aussehen. Man hat sich sehr darum bemüht, das Alter echt erscheinen zu lassen. Einige der

Caveaux haben ihre Türen sogar mit Weißbindergerüsten umstellt. Sie erscheinen dadurch, wie sie erscheinen wollen, etwas wild, etwas schmutzig, sehr primitiv, aber sehr originell und, vor allen Dingen, ohne jeden Stil. Stil geht gegen ihren Stil. Sie gebärden sich als die Asyle der Ungebundenheit. Etikette und Konvention wird in ihnen verlacht, es herrscht allein die Natur. Nach dieser Richtung zielt die Regie. Das tatsächliche Milieu jedoch ist von solcher Harmlosigkeit, daß allein die heftig geschminkten Gesichter der Französinen daran erinnern, daß man in Paris ist. Das Lokal könnte auch in Köln sein oder in Königsberg, das heißt: nein, doch nicht ganz. Nur dem gänzlichen Mangel an Exzessen nach. Diese Ziehharmonikaspieler gibt es in Deutschland nicht. Die Ziehharmonika steht überhaupt auf dem Montmartre in großen Ehren. Sie wird mit ganz fulminantem Schmiß gespielt. Sie bringt in die sanfte Kindermusik der Saxophone die richtige, abenteuerliche Melodie.

Hier sitzen die kleinen Leute aus Paris, die neugierigen Fremden aus der großen Welt, gutgekleidete Bürger und die „miserables“ der Straße. Die kleinen Leute aus Paris tanzen, lachen und kümmern sich um niemand. Die Fremden setzen sehr blasierte Mienen auf und dennoch geht es in ihrem Blut auf und ab, ein pikanter Reiz vermischt sich mit unbehaglichen Gefühlen. Die „miserables“ der Straße, die gerade ein paar Franken aufgetrieben haben, um hier eine Limonade zu trinken, sehen beinahe gefährlich aus. Sie tun aber niemandem etwas, sie lassen sich aber gern beschenken. Auch eine Art von Raub. Da sie nie mit Gewalt erfolgt, kommt sie nicht mit der Polizei in Konflikt. Sie hocken da in ihren alten, geflickten Kleidern, knallbunte Tücher um den Hals, und ihre Gestalten sind wie ein ewiger Vorwurf, der trotz seiner Stummheit mächtiger ist als die donnernde Stimme eines sozialistischen Parteiredners. Das sind jedoch nicht die Apachen. Die treten nur auf. Der Apachentanz wird in Paris genau so getanzt, wie in allen anderen Städten des Auslandes. Wo Original ist und wo Nachahmung ist, kann nicht mehr ermittelt werden. In Paris, in den Caveaux, schlägt der Tänzer seiner Partnerin vielleicht etwas schallender auf die Schenkel. Das mag der einzige Unterschied sein. Es treten auch einige Sänger und Sängerinnen auf. Sie singen ihre amourösen Chansons (die nur amourös sind) mit einer schnellen, eidechsenhaft gelenkigen Beweglichkeit der Stimme. Um die Abfahrzeit der letzten Metrozüge herum beginnt ein allgemeiner Aufbruch. Das Publikum ist durchaus bourgeois. Die agents de police, die fast vor allen Caveaux stehen, geraten selten in die Lage, von ihrer Staatsgewalt Gebrauch machen zu müssen; das Pariser Volk ist friedfertigen Charakters. Gegen drei Uhr morgens werden die meisten Caveaux geschlossen. Allein die Nepplokale, von denen hier nicht die Rede sein soll, führen ihren von einem sehr launischen Glück verfolgten Betrieb bis zum Sonnenaufgang fort.

Die echten:

Die echten Pariser Caveaux sind Keller, die immer Keller waren. Nicht extra zurechtgebaut. Sie existieren seit Jahrhunderten. Sie haben es also nicht nötig, alt gemacht zu werden. Sie entsprechen auch mehr dem Begriff des Caveau, unter dem eigentlich mehr ein Gewölbe zu verstehen ist. Sie befinden sich in der Nähe der Place St. Michel, in den Gassen des alten Paris. Diese „caveaux historiques“ waren frühere Gefängnisse. Nichts ist an ihnen verändert. Man



Erna Frank

Radierung

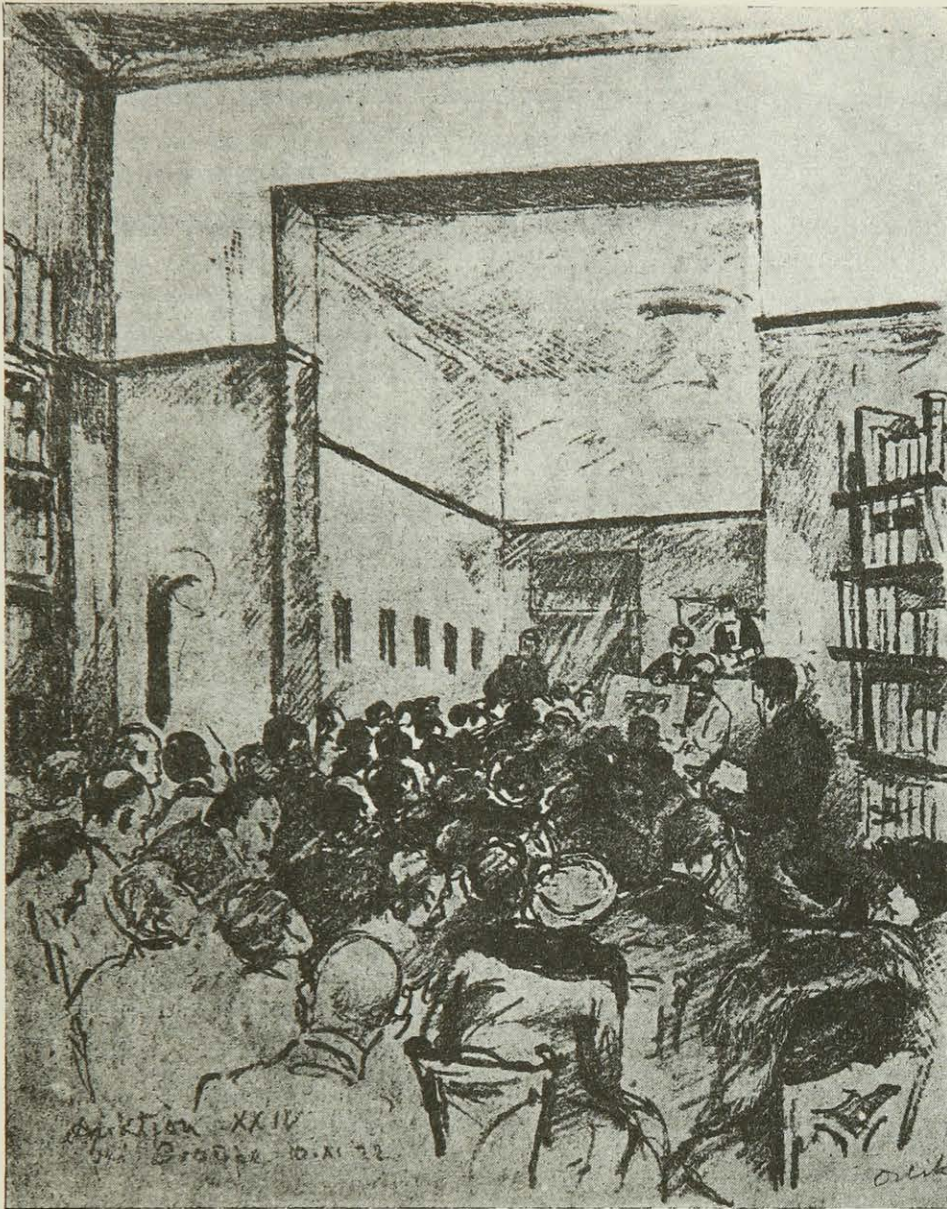
hat in die kleinen Steinzellen, in deren Fensterluken noch die Eisenstäbe stecken, plump gezimmerte Tische, Stühle und Bänke gestellt. In einigen stehen auch alte Klaviere. Da aus räumlicher Unmöglichkeit in diesem Caveaux nicht getanzt werden kann, werden sie fast nur von Fremden besucht, die einmal einen solchen „caveau de terreur“ sehen wollen. Junge Pariser Leute, die singen können, haben einen Beruf gefunden. Sie singen in den Caveaux. Chansons. Aus der großen Geschichte und aus dem modernen Leben. Sobald einer ein Lied gesungen hat, nimmt er seinen Hut in die Hand und geht sammeln. Die Pärchen, die heruntergestiegen waren, einmal den Reiz des Gruselns zu kosten, werfen willig einige Sous in den Hut des Sängers. Nach einer kleinen Pause beginnt wieder der Gesang. Es singt wieder ein anderer. Dem Publikum wird Abwechslung geboten. In manchen der Caveaux stecken die Sänger in Kostümen der Revolutionszeit.



Elie Lascaut

Montmartre

Diese singen die Marseillaise. Mit wilder Hand schlägt eine zweite kostümierte Gestalt in die Tastatur des Klaviers. Die modernen Lieder, die gesungen werden, haben jene billige, sentimentale Poesie, in der außer von der Liebe und den Blumen nichts anderes zum Vortrag kommt und die immer wieder gefällt. Die dicken Steinwände sind verkrast und verschnitzt von Namen, die aus allen Nationen der Erde kamen. In einem dieser Caveaux historiques findet sich sogar eine große Tafel mit eingemeißelten Namen von Leuten, die dort verkehrten. Namen von illustrem Glanz: Oskar Wilde, d'Annunzio, Verlaine und Huysmans schillern einem ins Auge. In diesen Kellern saßen einst Gefangene, für die es keinen Trost und keine Rettung mehr gab, Menschen, für die das Firmament des Lebens untergegangen war, ihre Angstseufzer in der letzten Nacht vor der Guillotine sind diese niedrigen Steinwände emporgeklettert ohne einen Gott zu finden, noch ist kein Jahrtausend vergangen, als daß man sie vergessen haben könnte. Sie sollen ja auch gar nicht vergessen werden. Die Erinnerung an sie ist das gute Geschäft des heutigen Besitzers. Ist es eine Blasphemie, wenn heute in diesen grauenhaft kleinen Steinzellen Menschen sitzen, die singen, lachen, schwätzen, Zigaretten rauchen, Apéritivs trinken und sich küssen — nein, es ist keine Blasphemie, denn diese Caveaux historiques sind ja keine Kirchhöfe, sie enthalten keine Toten, die Zellen sind leer, kein Mensch glaubt an Geister. Nur die Erinnerung an die Todesangst von Menschen ist zurückgeblieben. Es ist also doch ein recht bedrückendes Gefühl, hier unten zu sitzen. Ich bin gleich wieder hinaufgestiegen, hinauf, hinauf in die große, schöne, laute, lebendige, bunte Stadt, in der die Gerüche des Frühlings dufteten.



Emil Orlik

Auktion bei Graupe

WO STEHT HEUTE ANDRÉ DERRAIN?

Von

GEORGES GABORY

Es macht nichts, wenn man eine Rangordnung der verschiedenen Künste aufstellt. Vielleicht müßte hinsichtlich der Geistigkeit die Musik als die erste gelten, denn vielleicht kann in ihrem Gebiet das Genie am weitesten seine Flügel öffnen und sich am höchsten erheben. Sie ist himmlischen Ursprungs, und (wie die Klischee-Engländerinnen, wenn sie sich darauf einlassen, hübsch zu sein) das ist ohne Zweifel die süßeste Heimat des Künstlers. Wenn man an Mozart denkt, diese Mischung aus Erhabenheit, Grazie und Wahrheit, so haben wir da den Ausdruck der *Liebe* selbst, der göttlichen „Karitas“. An zweiter Stelle kommt die Poesie, die das Bild einer anderen theologischen Tugend hervorruft: des *Glaubens*,

der tiefe Wurzeln haben muß, Zweige für das Nest der Vögel, Blätter für den Herbstwind, denn der Dichter ist vergleichbar dem Märchenbaum, „dessen Haupt dem Himmel benachbart war und dessen Füße hinab ins Reich der Toten reichten“.

Und so wäre denn die *Hoffnung* die Malerei, die Malerei mit ihrem Schatz von Farben und Formen? Wie, die bildenden Künste kämen zuguterletzt? Und das Bild der Hoffnung wurde zur Muse der Malerei (denn sie muß eine haben, obgleich die Griechen keine genannt haben), der Malerei, die voll ist von allen Schönheiten der Körperwelt? Um die Wahrheit zu sagen, dieser Vergleich ist ein wenig gezwungen, aber wenn man mir das vorwerfen sollte, so wäre ich nicht in Verlegenheit, sie zu verteidigen.

Aber lassen wir diese primitive Theologie und erklären wir, daß die malerische Ausdrucksweise, wenn sie die wenigste tiefe ist (und es wäre noch viel darüber zu sagen), so doch die sicherste ist. Malen, Gegenstände darstellen, das heißt: auf eine siegreiche Weise denen antworten, die die Realität der Welt leugnen; den Schein festhalten, die Aspekte der Natur, die Bewegungen des Körpers, die gebrochenen Linien der Schönheit . . . Entschieden sind die Maler glücklich. Sie haben eine feste Materie, sie haben Diamanten zu schneiden. Wir aber sind wie Bildhauer in Schwamm, Wolken sind unser Arbeitsstoff. Während der Poet zögert, zurückweicht und sich verliert, ist bei der Malerei nichts zu fürchten. Wenn wir einen Wald, einen See, eine nackte Frau beschreiben wollen, so ist es unsere Sache, ihnen eine Seele zu geben, die Dryade aus dem Baum zu holen, die Undinen wiederzufischen und den schlafenden Kater zu wecken! Was für eine Mühe, was für Kunstgriffe! Und plötzlich beseelt sich alles — liebesselig entsteigt Venus den Fluten des Schlafes, der Teich seufzt, und der Wald flüstert: der Maler ist vorübergegangen, seinen Zauberpinsel in der Hand . . . Ich habe von Kunstgriffen gesprochen. Man findet welche bei den besten und ganz und gar nicht raffinierten Dichtern! „Ich schenke Dir diese Verse . . .“ — aber bei andern sind diese Reize manchmal plump, und das Traurigste ist, daß man sie nicht immer vermeiden kann, während es leicht ist, aus der Komposition eines Bildes die Palette, die Pinsel und die Staffelei des Malers fortzulassen.

Aber der Maler, der mich beschäftigt, ist Derain. Bei ihm ganz allgemein von Malerei zu sprechen, ist ebenso natürlich wie von Literatur zu reden bei Balzac. Es gibt übrigens mehr als eine Beziehung zwischen ihnen. Wie Balzac hat er sein Geheimnis. Hat es die Kunstkritik entdeckt trotz ihrer Ansprüche? Aber wollen wir denn von der Kunstkritik sprechen, von jener blinden Dame, die sich gezwungen sieht, als Dolmetscher einen unverständlichen Javanen zu gebrauchen? Derain macht sich so recht über die Blumen aus Bronze lustig, mit denen man sich in den Kopf gesetzt hat, ihn zu zerdrücken. „Alle Welt versteht jetzt“, sagt er gelangweilt. Derain ist heute zu bekannt und zu wichtig, als daß man sich nicht über ihn getäuscht hätte. Zuerst fiel er, dank der Weite seiner Formen, den Legenden vom „Guten Riesen“ zum Opfer, die eine Art von simplem und naivem Primitiven aus ihm machen wollten. Im Gegensatz hierzu hat ihm eine gewisse Vorliebe für das, was man unbestimmt „Das Esoterische“ nennen könnte, den Ruf eines Gelehrten eingetragen. Die okkulten Wissenschaften machen ihm Freude, er liebt provinzielle oder exotische Folklore-Poesie

sowie fremdartige Musik (alle künstlerischen Kreise erinnern sich seiner chinesischen Schallplatten, vier, fünf Jahre vor der allgemeinen Grammophonmode), und er gibt seinen Äußerungen gern einen ironisch-mysteriösen Charakter. Das genügt, um aus ihm eine Art Magier zu machen, aber es ist ein Irrtum: Derain ist kein Theoretiker, kein Mensch für Systeme, kein Ästhet. Jene Kraft, die er der Kenntnis und Ausübung seiner Kunst verdankt — er arbeitet seit dreißig Jahren vielleicht, und in welchem Maße! —, wird von einer subtilen und sozusagen heimtückischen Intelligenz bedient, die sein blauer Blick verrät. Er errät oder erschafft sonderbare Beziehungen, tiefe Entsprechungen zwischen Dingen, die verschiedenen Kategorien angehören. Er wird von einer Art geheimen Sinns geleitet, die ihn die Ideen wie Farben handhaben läßt. Wie oft, wenn ich mit ihm in Paris spazierenging, habe ich ihn diese geistige Fähigkeit auf die verschiedensten Objekte anwenden sehen, in Paris, das er liebt, ein wenig mit derselben Liebe, denke ich, wie Baudelaire oder Balzac. Übrigens versichert er, daß für diesen letzteren „Paris“ das Wort seines Oeuvres ist, das Geheimnis seiner Schöpferkraft, der Schlüssel jener menschlichen und beinahe diabolischen Allgegenwart. Balzac hat Paris gekannt, in seiner Seele und in seiner Essenz. Auch für Derain wurde Paris eine Schule. In seinen Straßen hat er am meisten gelernt, am besten begriffen. Diese Dinge lassen sich schwer erklären, aber es gibt eine ganze Gruppe vornehmer Geister, die niemals daran Gefallen finden werden, was Max Jacob die „Ambulante Poesie“ nannte, und an keiner Kunst, die sich dieser Schule verwandt fühlt, und für die keine andere als die Zimmerkunst vorhanden ist.

André Salmon hat Derain den Regulator der Malerei genannt. Das ist eine treffende und ausdrucksvolle Bezeichnung. Bis zum Kriege hatte sein Schaffen einen düstern und ein wenig gequälten Charakter, nach der falben Manier der ersten „Brücken von Chaton“ schien er sich dem Schwarz zu widmen, jenen dunklen und rußbraunen Tönen, die er nach dem Kriege mit solcher Leidenschaft wieder aufnahm in Stilleben, die ebenso solide, aber packender sind als die von Chardin. Das war die Epoche des famosen „Chevalier X. . .“ und der in den „Soirées de Paris“ reproduzierten Bilder, die einen den Namen Greco aussprechen ließen. Er gab seine italienischen Landschaften, in denen das zauberhafte Grün aufleuchtete. Bis wohin muß man zurückgehen, um eine solche Harmonie wiederzufinden? Renoir, oder Corots erste Manier?

Seitdem hat Derain nicht aufgehört, stärker zu werden. Sicherheit der Komposition, Grazie der Mache, man kann die Ausdrücke beliebig aneinanderreihen. Aber zweifellos hieße das: ihn verletzen. Derain ist einer der seltenen Künstler, bei denen das Talent, das Genie die Zurückhaltung nicht ausschließen. Sein Werk spricht hinreichend für ihn. Hat es den Kunstkritiker nötig? Denn der Kunstkritiker wird ja doch nur Cézanne und Picasso nennen, eine phantastische Skizze vom Kubismus entwerfen und bescheidenerweise an seine Vorgänger Diderot und Baudelaire erinnern! Derain kann darauf verzichten. Er ist heute zu einer Stellung gelangt, die sich zu der, die er vor dem Krieg innehatte, ungefähr so verhält, wie das Aufblühen Renoirs zu seiner früheren impressionistischen Manier. Aber seine Kraft birgt eine Unruhe: er mißtraut sich und schläft nicht auf seinen Lorbeeren ein. Trotz allem, was wir schon von ihm haben, können wir noch alles von ihm erwarten.

(Deutsch von Franz Leppmann.)

EIN VOLK AUF DER STRASSE

Von

FRIEDRICH KOCH-WAWRA

Man kommt an zwei Radiogeschäften vorüber, an einem riesigen Automobilsalon und schließlich an einer Shellstation. Neben der Shellstation steht eine Konkurrenzpumpe: „Fahrt Giganton, den nationalen Kraftstoff!“ — „Schmiert mit Hephaiston, dem Öl des sparsamen Hellenen!“

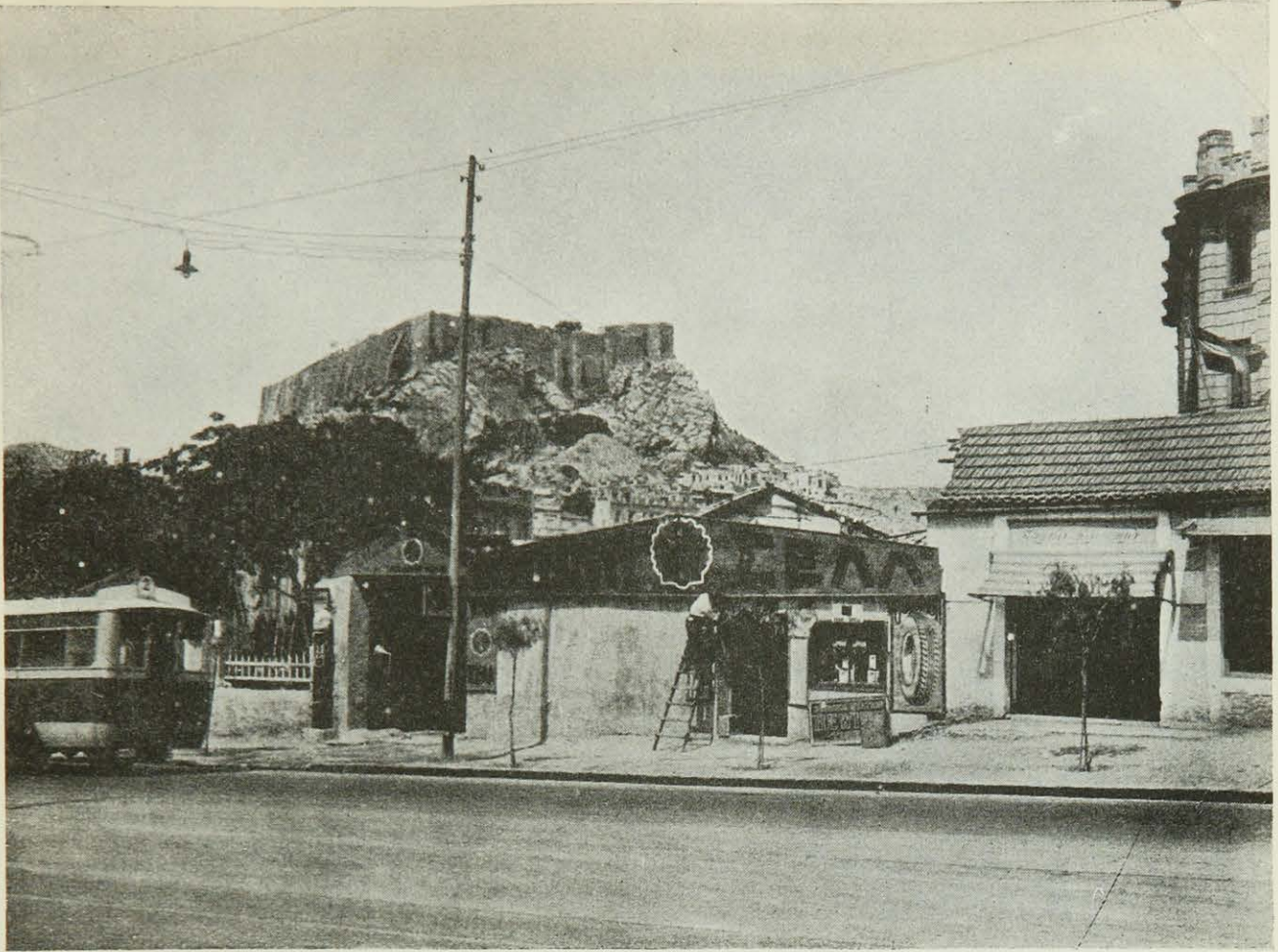
Dort beginnt die Serpentine zur Akropolis. In zwanzig Minuten kann man oben sein und hat dann die jüngste Millionenstadt Europas zu Füßen, Athen mit seinen Vororten Phaleron und Piräus. Ein weißes Feld von steinernen Würfeln, hingestreckt ins Violette. In den breiten Hauptstraßen schleichen Autos, kriechen Wagen, wimmeln schwarze Pünktchen: Athener mit steifen Hüten. Und wie genau man das alles kennt! Dort liegt Salamis, und dort gehts nach Eleusis hinüber, diese Straße führt nach Korinth und jene nach Marathon, und der blaue Autobus fährt sicher nach Theben.

Ich sitze allein vor dem Erychteion. Denn der geneigte Leser muß wissen, daß hier nur selten ein Mensch hinaufklettert. Griechenland ist noch nicht Mode, selbst nicht für englische Touristen, und die Hellenen selber geben keine Lepta für das alte Gemäuer. Ja, wenn die Steine Handelswert hätten!

A-ha — jajaa! Oi-haa! Ju-jaa! Kyrie eleison!

In der Rue Aiolos kommt ein Leichenzug des Weges. Vorneweg marschierten drei Männer mit lebensgroßen Heiligen aus Pappdeckel, an deren Armen bunte Kränze hängen. Aus den goldenen Inschriften der weißen Kranzbänder kann man den Namen des Toten entziffern: ein Herr Nikolaus Papafigou wird zu Grabe gebracht; ein Bankdirektor. Acht Männer tragen in langsam federndem Gleichschritt den toten Herrn Nikolaus. Er liegt völlig sichtbar in einem Sarg aus gläsernen Wänden. In den verschlungenen Händen hält er sein eigenes Ebenbild aus Wachs, das ihn zeigt, so wie er im Leben zur Börse ging. Denn auf dem beängstigend ähnlichen Wachsköpfchen sitzt ein kleiner Zylinder. Hinter dem Toten gehen die Leidtragenden, fünf schwarzgekleidete Damen, die entsetzlich nach französischem Parfüm duften. Schwül und schwer ist die Fieberluft dieses schwarzen Monats September. In der engen Straße riecht es nach Fleisch und Spülwasser und Holzkohlenfeuer, nach Fischen und Windeln und Petroleum, nach allem, was eßbar oder für den menschlichen Gebrauch notwendig von der gewährenden, zehrenden Erde kommt. Scharf und säuerlich rinnt der Schweiß der Träger, betäubend riecht der tote Herr Papafigou, und das alles ist untermischt mit Houbigant und Heliotrope und Quelques Fleurs.

Vor einer Kirche, deren Pforte weit offen steht, stockt der Trauerzug. Die beiden Popen sehen sich um, die Träger bleiben willig und plötzlich stehen, so daß es aussieht, als nicke der tote Herr Papafigou zum Einverständnis. Doch die leidtragenden Damen wollen nichts wissen von Anhalten. Sie erwachen wie Furien aus ihrer stillen Trauer, schlagen die Schleier zurück und schimpfen auf südländisch. Boshaft, giftig, gestikulierend, die Worte übersprudelnd, in einem langen Finale die Hände gen Himmel erhoben. Sie wehren sich gegen die Zumutung, hier abzubrechen. Sie haben offenbar drei Kilometer Umzug bestellt



Shellpumpe vor der Akropolis



Das Café der Aerzte



Asphaltieren vor dem Theseus-Tempel!



Janitschare vor der Griechischen Bank

Photos Koch-Wawra

und bezahlt und wollen um keinen Schritt geschädigt werden. Der Zug geht weiter und umschreitet ein Häuserviertel der Altstadt. Da kommen Schuster und Gemüsehändler aus ihren Winkeln, Tischler lassen ihre Leimtöpfe im Stich, Geldwechsler halten im Zählen inne. Schneider hüpfen von ihren Tischen, verstaubte Bäcker mit weißen Gesichtern und Metzger mit umgeschnallten Beilen eilen hinzu, und alle knien am Randstein nieder und bekreuzigen sich vielmals andächtig und zerknirscht. Es ist wie eine lebendige Illustration des alten Kirchenliedes: „Hier liegt vor Deiner Majestät im Staub die Christenschar.“ Selbst Lotterieagenten und Effektenhändler verlassen ihre Tische, bekreuzigen sich dreimal und schleichen wieder an ihre Geschäfte, denn zum Bummeln und Schlafen hat man noch eine Ewigkeit lang Zeit. Nur ein beleibter Mann, seinem Äußeren nach ein Türke, geht teilnahmslos vorüber, schaut zu und tut gar nichts, als wolle er sagen: Das kenne ich schon. Was Neues müßt ihr mir zeigen, wenn ich Interesse bekunden soll!

Ich wende mich ab, kaufe irgend etwas in einem Eckladen, spreche ein paar Worte mit dem Verkäufer, bekomme Geld heraus, trete aus der Türe der anderen Ecke — und höre die gleiche Melodie wieder. Eine Schar Menschen steht vor einem Hause und starrt neugierig hinauf. In einem Fenster liegt ein dicker Mann, gestützt auf seine fleischigen Unterarme, und singt unermüdlich dieselben klagenden, jammernden Strophen, die er sich selbst mit einem „Kyrie eleison“ beantwortet. Er zersägt Heiligenlieder, er verzehrt ganze Litaneien. Er kennt keine Pause in seiner Tonindustrie zu Ehren, ja, zu Ehren wessen? Es scheint, als sei es den Menschen auf der Straße, die miteinander scherzen und hinaufsehen, ganz gleichgültig, was er singt. Würde er ganz langsam irgendein Volkslied singen, vielleicht „Ännchen von Tharau“ oder was Wehmütiges von der Wolga, niemand würde es merken. Da plötzlich verschwindet der Mann vom Fenster, in der Stube kracht ein Böllerschuß, eine Rakete oder ein Frosch . . . Die Menschen schwenken die Hüte, klatschen in die Hände, rufen Kyrie eleison . . . Da wird ein Baby aus dem Fenster gehalten. Papierschlangen fliegen nach oben, der glückliche Vater dankt, im Hausflur schlägt einer den Spund ins Weinfäß, Gläser werden herumgereicht, Menschen prostern: In der Rue Aiolos wurde ein Athener geboren . . .

Im Club der Kreter lernte ich den Advokaten Lykiardopoulos kennen, der in der Chausseestraße zu Berlin ein Detektivbüro gehabt hatte und fleißig deutsch sprach. Durch ihn wurde ich mit vielen anderen Juristen bekannt, mit Nikolados und Ambatilos, mit Kolettis und Popadeukis. Sie gaben mir ihre Karten, und auf allen Karten standen seltsamerweise dieselben Kanzleianschriften. Von 8—10: Hodos Sokratous 56. Von 2—4: Hodos Umirou (Homerstraße) 32. Ab 4 Uhr: Hodos Pindarou 77.

Das Lokal in der Sokratesstraße ist eine Garküche, in der Homerstraße 32 findet sich ein Kafeneion auf dem Bürgersteig, Pindarstraße 77 ist das Freiluftcafé „Zu den drei Hüten“, in dem ein paar hundert Rechtsanwälte Sprechstunde abhalten. Niko, der Ober, hat den Code Napoleon greifbar neben der Expresmaschine, Peri, der Piccolo, bringt auf Anfordern das Seerecht, das Wechselrecht, Lloyds Register, und die drei Kellner bringen Gläser Wasser, räumen leere Gläser weg, bringen neue, melden Telefonanrufe, schieben Stühle für besondere

Verhandlungen abseits und kündigen Klienten an, die an irgendeinem Tisch bereits zwei Schälchen Kaffee und zehn Glas Wasser vor sich stehen haben.

In den „Drei Hüten“ werden alle menschlichen Bosheiten geglättet. Es ist eine schreiende, schimpfende, tassenklappernde Juristerei, so über alle Maße laut und handgreiflich, daß sogar die Hunde die Nähe der „Drei Hüte“ meiden. Da werden Menschen zornesrot und wieder kleinmütig, da ziehen betrogene Kläger zum Zeichen ihres Kummers Rock und Weste aus: Alles sei ihnen genommen, und nichts ließe man sie verdienen. Da wird auf den Rosenkranz aus gelben Perlen geschworen, den jeder Grieche bei sich trägt, da werden Instanzen angerufen, hohe und niedere, nahe und ferne, die durch viel größeren Lärm nicht wachzurütteln wären und nicht im Traum daran denken, sich aus ihrer Daseinsform bringen zu lassen.

Die griechische Daseinsform aber ist sehr einfach. Der Grieche ist ein Minimum-Mensch; seine Maße, um glücklich zu leben, sind die denkbar kleinsten. Sein Aufwand, um fern den Musen und nahe den Drachmen in der großen verschwägerten Hellenenfamilie als Herr zu bestehen, ist so gering, daß die Grenzen zwischen Erwerb und Verbrauch bis zur Unkenntlichkeit verschwimmen. Es ist ja auch schwer, im Lande entthronter Götter modernes Brot zu verdienen. Heute gibt es keine Sklaven mehr, die gratis arbeiten und je zu dritt einen Gebildeten ernähren, auf daß er Muße habe, der Melodie in allen Dingen zu lauschen. Nicht Alexander der Große und nicht die berühmte „innere Zwietracht der kleinen Stadtstaaten“ haben letzten Endes der hellenischen Welt den Untergang bereitet. Das Christentum versetzte der Sklaverei (in ihrer nicht von der Kultur gemilderten Form) den Todesstoß, und seitdem leben auch die Hellenen unter dem gleichen höchst melodiefreudlichen Gesetz wie wir alle: Ohne Weizenfelder keine Lyrik, ohne Kuhställe keine Philosophie, ohne Kohlenminen keine blaue Stunde, und was das Wesentliche ist: *Suum cuique!*

Nun gibt es für enterbte Aristokraten zwar die Erleichterung, auf Musik und Weisheit zu verzichten, doch auch das Wenige, das diesseits der Musen liegt, muß selbst und schwer verdient werden. An dieser Erkenntnis leiden seit Apollodor die Epigonen und sitzen darob auf der Straße, verwundert, enttäuscht, daß alles so schwierig ist. Die griechische Straße, von Patras bis Volos, von Janina bis Thessalonike, ist stets besetzt, Tag und Nacht, und alle die Männer, die dort beieinanderhocken, reden, Domino spielen und einander suchen wie Menschen, von denen Gott seine Hand abgezogen hat, sehen doch irgendwie sonntäglich aus; sie haben eben das bißchen Leben von den Vätern übernommen, wie einen schlechten Scheck, den die letzten klassischen Athener an ihre Nachkommen endossiert haben. Und dagegen ist nicht viel zu machen.

Ein hellenischer Freudianer, Dr. Cristos Nikopapas, entdeckte kürzlich den griechischen Komplex und ließ in Paris das entsprechende Buch erscheinen: „Die Hausflucht der Hellenen.“ Kein Europäer wohnt so schäbig und billig wie der Grieche, und kein Volk auf dem Erdball könnte sich ein „ägäisches Experiment“ leisten. Im Jahre 1922 wanderten nämlich anderthalb Millionen Griechen aus Kleinasien in die Heimat zurück, klebten sich an Athen und Umgegend, und bis heute ist noch kein böses Wort über Wohnungsnot gefallen! Man stelle sich vor: Ein Zuwachs von 20 Millionen Erwachsenen würde über Nacht heim ins

Reich kehren. Alles bliebe beim alten, und die 20 Millionen würden doch satt dabei!

Selbst in Amerika, wo es seit mehr als 40 Jahren große griechische Enklaven gibt, wie in Buffalo, Kansas City, Tacoma, will kein Hellene lernen: My home is my castle. In der 8. Avenue zu New York findet sich in jedem dritten Haus ein Kafeneion und im Obergeschoß ein Raum zum Reden und Staunen, daß es nichts mehr gratis gibt auf dieser merkwürdigen Welt.

Ich fragte einen gebildeten Athener nach dem seltsamen Grund, warum so viele Schutzleute Französisch und Englisch sprechen und Hornbrillen tragen. Und er lobte die vorzügliche Polizei von Groß-Athen, die sich fast ausnahmslos aus Studenten rekrutiert, besonders aus jungen Juristen, die — so sagte Herr Milotakis — „das Leben auf der Straße kapitalisierten“, zwar nur bescheiden, doch auf festen Termin. Herr Milotakis selber aber, der so viel Treffliches über Kant und Hegel zu sagen wußte, betrieb irgendwo in einer Hausflurecke eine Agentur für Kürbisse und wohnte — postlagernd oder bei Freunden. Jedenfalls gab er mir eine Karte mit seiner Adresse: einer Kneipe in Piräus.

Alle diese Betrachtungen gelten nur für die Männer. Den Katechismus für die griechische Frau diktierte Perikles; und die Türken, die ein halbes Jahrtausend über Hellas herrschten, haben ihm in allen Stücken recht gegeben. Man hört nichts mehr von ihr, und die wenigen, die man sieht, sind arm und bestechlich oder in fester Obhut des Gatten. Sagt man etwas Kluges über die Frau, so wehren die Hellenen ab, mit fetten Händen, als sei eine Fliege ins Bier gefallen. Sagt man etwas Schönes über die tugendhaften Damen des Landes, so schweigen sie wie die Trappisten, und man hat das Gefühl, als sei es ihnen peinlich, darauf zu antworten. „Die Frau“, so sagte der Kürbishändler Dr. Milotakis, „ist das Erhabenste, was es gibt. Sie hat auf der Straße nichts zu suchen. Wir sind nicht wie die Amerikaner, die alles berechnen, und nicht wie die Franzosen, die alles zeigen. Wir sind mehr wie die Engländer oder die Armenier: ehrenhaft, häuslich, solide. Was ich sagen wollte, kommen Sie doch heute abend auf eine Stunde zu mir!“

„Wohin? Nach Piräus in die Hodos Wenisellou?“

„Ganz recht! Ins schwarze Faß. Hodos Wenisellou 28.“



Segonzac

BROADWAY AS IT LOOKS

Von

JOSÉ ALESSANDRO

Die Saison nähert sich ihrem Ende; wer was ist, tummelt sich bereits in Palmbeach oder sonstwo in Florida, wer noch mehr ist, kreuzt in unwahrscheinlich blauen Gewässern in ebenso unwahrscheinlich luxuriöser Jacht, und die, die gerne etwas sein möchten, die „would be's“, sind auf dem Sprung, der Park Avenue den Rücken zu kehren — ungerne, aber dem fashionablen Muß gehorchend. Gesellschaftlich ist natürlich noch eine Menge los, aber was vor einem Monat sich entwickelnd zum Höhepunkt steigerte, löst sich jetzt in der etwas hektischen Auffassung des New-Yorker dolce far niente auf. Die prominenten jungen Damen aus dem Social register haben mit mehr oder minder großem Erfolg debütiert (Colonel Lindbergh ist endlich unter die Haube gebracht), die Liaison der Belle Ferronnière mit Sir Joseph Duveen nähert sich ihrem Ende, Hoover schläft in diesen Tagen zum erstenmal im Bette Calvin Coolidges, und der Madison Square Garden hat die Hoffnung aufgegeben, Gene Tunney knock out zu sehen.

Es ist wieder möglich, bei Sherry, Pierre oder im Ritz zum Lunch einen Tisch zu bekommen, ohne deshalb zu dem Maître d'hôtel in verwandtschaftliche oder sonstige Beziehungen treten zu müssen. Man fühlt ein allgemeines Aufatmen, nicht unverwandt dem erleichterten Seufzer, dem man in früheren Jahren oft begegnen konnte, wenn allzu fest geschnürte Damen ihre Formen abends des dekorativen, aber ach so atemberaubenden Fischbeinpanzers entledigen konnten.

Manche sind auf der gesellschaftlichen Leiter eine Sprosse heraufgeklettert, andere wieder haben eine Stufe eingebüßt, und die ganz Glücklichen haben gerade den ersten schüchternen Fuß auf dieses so tückische Instrument gesetzt und balancieren noch leise schwankend hin und her. Ob sie gewogen und zu leicht befunden wurden oder nicht, wird der Aufenthalt in Florida, dem in unerbittlicher Reihenfolge London, Schottland, Paris und eventuell Südfrankreich folgen müssen, den angstvollen Gemütern kundtun. Park Avenue hat ihre Pflicht getan und läßt im Augenblick ihren spiegelnden Asphalt von den ersten Strahlen einer milden Frühlingssonne bescheinen.

Ihre weitläufige Verwandte, Broadway, hat es dagegen nicht so gut. Hier scheint alles beim alten. Selbst Grover Whalen, New Yorks neuer und smartester Polizeipräsident, hat trotz mussolinhafter Geste, die er mit gleicher Erhabenheit wie seine duftende Gardenie Tag und Nacht zur Schau trägt, bisher nicht vermocht, den Verdauungsschwierigkeiten des Broadway abzuhelpen. Nach wie vor ist der Verkehr zu Fuß oder mit Auto ein wildes Tohuwabohu — man denkt zu schieben und wird geschoben. Broadway wird immer Superlativ bleiben — faszinierend und von seltsamem Reiz für den einen, bringt er im andern Selbstmordgedanken zum Reifen.

In dieser Straße der hundert Sprachen und tausend Meinungen hat man

zum erstenmal nach langer Zeit ein einstimmiges Urteil gefällt: die Theatersaison war katastrophal. Jeder einzelne versucht zwar diese Tatsache auf ein anderes Motiv zurückzuführen, z. B. Konkurrenz der stillen und sprechenden Movies, das Radio, den Ueberfluß an jüdischen Feiertagen, die Wahlen, hohe Preise, Geldknappheit — unbewußt aber sind sie doch alle darin einig, daß die eigentliche Ursache viel unkomplizierter ist, daß nämlich von den siebenzig oder mehr Theatern, die allabendlich in New York spielen, weniger als zehn Prozent etwas zu bieten haben, was eine „Reise“ nach dem Broadway rechtfertigen könnte.

Die einzige Organisation, die sowohl künstlerisch als finanziell auch in diesem Jahr einen vollen Erfolg zu verzeichnen hat, ist die *Theatre Guild*. Die Tatsache allein, daß „*Strange Interlude*“, O'Neills Drama in neun Akten, seit sechzig Wochen von fünf bis elf Uhr allabendlich ausverkauft ist, ist der beste Beweis, daß das Publikum das Interesse an wirklich gutem Theater nicht verloren hat. In diesen Tagen brachte die Guild O'Neills neuestes Werk „*Dynamo*“ in vorzüglicher Besetzung heraus, und wenn auch hier nicht die Höhen von „*Interlude*“ erreicht werden, ist doch das, was O'Neill zu sagen hat, und die Art, wie er es sagt, stets von großem Interesse. Er wählt dieses Mal als Thema einen jungen Menschen, Sohn eines bigotten New-England-Pfarrers, der auf dem Weg von stupider Frömmigkeit über radikalen



A. Degner

Atheismus glaubt, seinen Gott im *Dynamo* gefunden zu haben, nur um zum Schluß seine Religion von dem Moloch Geschlecht besiegt zu sehen. Es ist einer der vielen Wege, die nach Rom führen, aber O'Neill ist auch hier der glänzende Techniker, der mit genialer Virtuosität an sämtliche menschlichen Regungen und Komplexe appelliert; er benutzt wieder die Technik der Gedankenäußerung, schwächt dadurch allerdings die Theaterwirkung und vor allem seinen Höhepunkt im dritten Akt ab, ist aber dafür eines allgemeinen Verständnisses sicher. Es wird nicht mit Unrecht behauptet, daß die Einführung dieser neuen Technik der Intelligenz des Publikums gerade keine sehr

gute Note ausstellt — wenigstens in O'Neills Urteil. „Dynamo“ ist das erste Stück einer Trilogie, die sich mit dem Sturz der alten Götter beschäftigt. Optimisten behaupten, er habe im letzten Stück den neuen Gott gefunden. Die nächste Saison wird diese Frage beantworten.

Die Theatre Guild begann das Jahr mit einer mäßigen Aufführung des „Faust“; es handelt sich hier wohl vor allem um eine moralische Pflicht, aber irgendwie merkte man die Absicht und blieb verstimmt. Ihren jährlichen Tribut an Shaw zollte sie durch eine vorzügliche Neueinstudierung von „Major Barbara“, die noch ebenso jung und aggressiv wirkt wie ihr Autor. „Wings over Europe“, das sich mit dem Untergang der Welt und der Stellung des englischen Kabinetts zu diesem seit dem „Déluge“ so populären Thema befaßt, war etwas zu gesprächig, aber die glänzende Regie und Besetzung und eine hundertprozentig wahrheitsgetreue Nr. 10 Downing Street machten auch hieraus einen starken Erfolg. Sil Varas „Caprice“ läuft seit Wochen vor ausverkauften Häusern, und es wird mit solch seltenem Wiener Vorkriegs-Esprit gespielt, daß man nach der Vorstellung erstaunt ist, nicht die schöne blaue Donau, sondern den majestätisch grauen Hudson westlich der 52. Straße vorbeifließen zu sehen.

Und hiermit ist man auch so ungefähr am Ende angelangt, will man den positiven Gewinn dieses Winters feststellen. Belasco brachte Molnars „Rote Mühle“ unter dem Titel „Mima“ heraus; allerdings hat der Altmeister des Theaters nicht viel von dem ursprünglichen Molnar übriggelassen. Was ihn an diesem Stück reizte, waren die technischen Möglichkeiten, und wer das Theater besucht, um eine Hölle mit allen Schikanen der Neuzeit kennenzulernen, sich für den Zusammensturz von Häusern oder ähnliche Zirkusnummern interessiert, wird einen heiteren Abend in Belascos Musentempel verbringen.

Arthur Hopkins ist nach einem künstlerischen Erfolg von „Machinal“ zu seinem Lieblingsautor Barry zurückgekehrt, und die Kasseneinnahmen von „Holiday“ werden ihn für die nächsten Monate in Florida bei guter Laune erhalten. Es ist ein amüsanter Lustspiel, das den nicht ganz originellen Konflikt money vs. ideals in den U. S. A. in witziger Weise behandelt; es ist, was man hierzulande ein Good evening entertainment nennt. Brady, der seit Jahren keinen Erfolg zu verzeichnen hatte, brachte Elmer Rice' „Street Scene“ heraus; das ist eine wahrheitsgetreue Photographie aus dem Alltagsleben des New-Yorker Mittelstands, und nur der Umstand, daß es nicht ein Gemälde dieses gleichen Motivs ist, verhindert, daß dieses Stück ein ganz großer Erfolg ist.

Jed Harris, der in den letzten Jahren durch „Broadway“ und „Coquette“ zu einem der bedeutendsten amerikanischen Manager herangewachsen ist, eröffnete die Saison mit der etwas übelriechenden „Frontpage“, von der wohl auch Europa nicht verschont bleiben wird. Chicago, Verbrecher, elektrische Stühle usw., — viel Lärm, und wie man nach zwei ohrenbetäubenden Stunden feststellen muß, viel Lärm um nichts.

Der Genauigkeit halber sei erwähnt, daß sich die Sonne in der Zwischenzeit zurückgezogen und einem leichten Schneegestöber Platz gemacht hat, aber die mächtigen Oshkosh Chiefs, die mit Gepolter gerade aus dem Ritz Tower herausrollen, lassen keinen Zweifel, daß der Winter vorbei ist. It's onion time in Bermuda, adieu Broadway!



Anton Kerschbaumer

KLEINE GEOGRAPHIE

Von

LADISLAUS LAKATOS

Europa. Die westlichste Halbinsel des asiatischen Kontinents. Darauf: Alpen, Beethovens Grab, Galileis Lehre, Paris, die St.-Peters-Kirche, Michel Angelos Werke, Lionardos Letztes Abendmahl, Cäsars Unsterblichkeit, Hamlet, Faust, Seebäder, Straßenbahnen, die Ruinen des Parthenon, Versatzämter, Voltaires Gedanken, Dostojewskis Romane, Psychoanalyse, Theater, Konzerte, Zeitungen, Radio, Rotationsmaschinen, Reflektoren, die Neunte Sinfonie und viele, viele tausend Schlachtfelder.

Der Suezkanal. Der größte chirurgische Eingriff der Welt.

Die Sahara. Eine viele hundert Quadratkilometer große Brandwunde auf dem Gebiet der Erde.

Der Niagara. Damit es auch für die Amerikaner ein Wunder gebe, müßte er von unten nach oben fließen.

Die Schweizer Alpen. Europas Dach.

Der Nordpol. Mörderische neutrale Zone. Ewiges Memento. Schlußpunkt. Der Fingerabdruck des Todes auf der Erde.

Die Seine. Das ist ein Wasser! Das hat sich richtig die Stadt ausgewählt, durch die es fließt.

Die Adria. Die blaue Wiege der Freude.

Das Mittelländische Meer. Der lächelnde, geschwätzige, feuchte Mund der Erde.

Frankreich. Ein Teil des Pariser Reiches.

Der Himalaja. Das Genick unserer Erde.

Indien. Das Weibchengebiet. Bunt, verträumt, fruchtbar. Von sich aus zu allem unfähig.

Asien. Unsere geheimnisvolle Urheimat, die Wiege der Menschheit, des Glaubens, der Kultur, der Ursprung aller Heiligtümer, aller Arbeit, aller Kämpfe. Unsere Mutter, die uns verleugnet hat. Unsere Mutter, die wir verleugnet haben. Asien: Europas Schoß. Jedes weißen Menschen Ahn liegt in Asiens Erde begraben.

Der Kaukasus. Die Urheimat aller weißen Rassen. Der Kaukasus ist mit seinen fünftausend Meter hohen Bergen das Kinderzimmer des weißen Menschen.

Holland. Gemüsegarten. (In dem einst Rembrandt geträumt hat.)

London. Acht Millionen Menschen. Legte man nur ihre Visitenkarten aufeinander, es kämen zwei Eiffeltürme heraus.

Kamtschatka. Ein Eiszapfen.

Die Polynesischen Inseln. Die Nabelschnur zwischen Asien und Australien.

Die Champagne. Ein Traubenkorb.

Chicago. Warenhaus A.-G.

Die Steiermark. Illustrierte Probenummer der Alpen. (Wird auf Wunsch frei ins Haus geliefert.)

Berlin. Utopie aus jener fernen Zukunft, wenn der Weltkrieg einmal beendet ist.

Mississippi. Eigentlich ein Meer, auf Süßwasser valorisiert.

Kalifornien. Sonnenstrahl-Großbetrieb.

Mailand. Lionardos Fresco. Der Dom, die Scala, und ringsum ein italienisch sprechendes Paris.

Das Pamirsche Hochplateau. Das Vorzimmer der Unendlichkeit.

Bologna. (Mit der ältesten Universität der Welt): Europas Doktorhut.

Der Plattensee. Europas schönste Romanze.

Die Toscanischen Hügel. Die sanftesten Hügel der Welt. Sie sind so sanft, daß sie einem beinahe aus der Hand fressen.

Sibirien. Die Übertreibung.

Genua. Der schönste Friedhof der Welt, im Hintergrund mit einer alten Stadt.

Die Pyrenäische Halbinsel. Europas Pfaffenschnitzel.

Frankfurt. Goethes Wiege, Heines Verse, Schopenhauers Weisheit, Rothschilds Tasche am Main.

Der Golfstrom. Der Puls des Ozeans.

Der Vesuv. Ein Hysteriker.

Das Marmorgebirge von Carrara. Michelangelos Schreibtisch.

Neapel. Eine Odaliske.

Venedig. Wie wenn man träumt und weiß, daß man träumt.

Die Riviera. Eine Chaiselongue.

Rom. Ein Epos.

Die Skandinavische Halbinsel. Europas Nacken.

Der Genfer See. Rousseau, Voltaire und wieviel andere intellektuelle Erinnerungen! Dieser See ist so gebildet, als ob er in einem Schweizer Pensionat erzogen worden wäre.

Die Elbe. Auf dem Buckel lauter Mühlen, Industrieanlagen, Elektrizitätswerke. Sie schuftet von früh bis abend, von der Quelle bis zur Mündung. Diese fleißige Elbe ist die Musterschülerin unter den Flüssen.

Paris. Paris!

(Deutsch von Stefan J. Klein.)

Berliner Gesellschaft



Photo Schrecker

Frau Hilde Pribram



Photo Rieß

Baronin Steffi Tucher



Photo Schrecker

Frau Daisy Gutmann



Fräulein Lexi v. Alvensleben

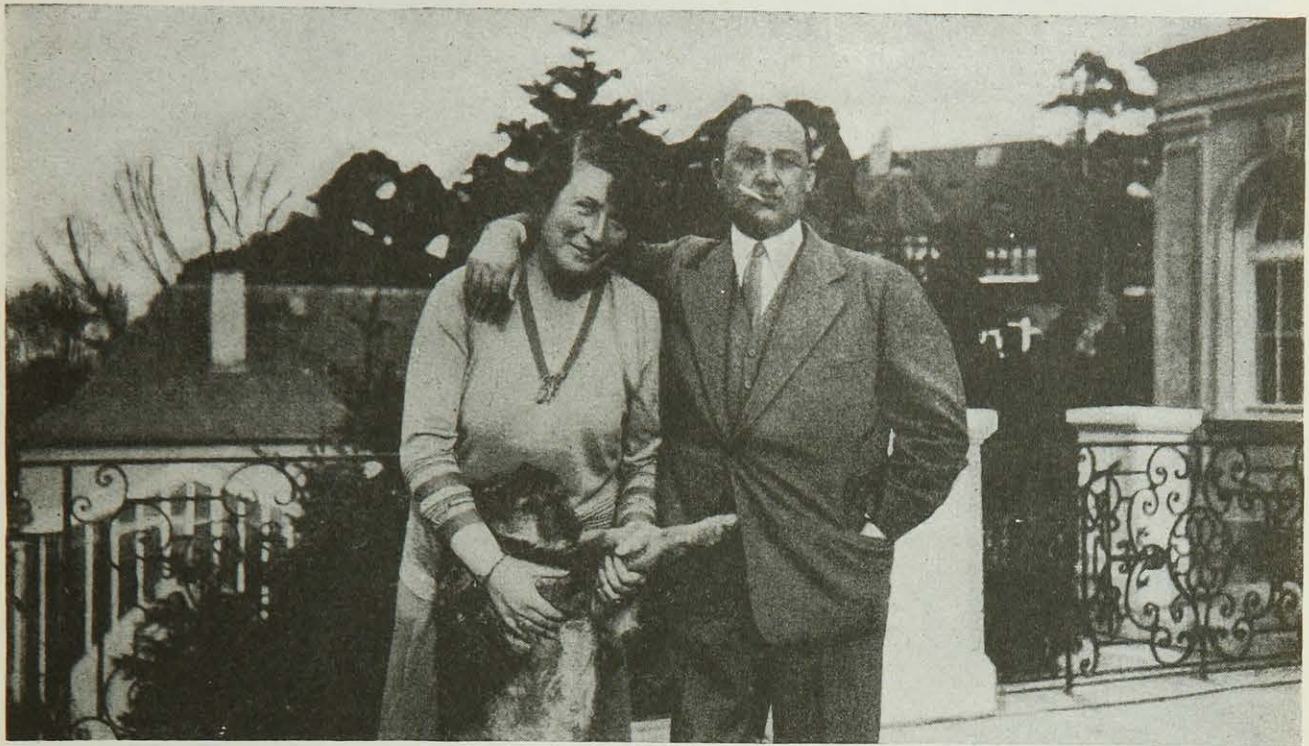


Baronin Graevenitz

Photo Stone



Königin-Bar



René und Dodo Schwartz

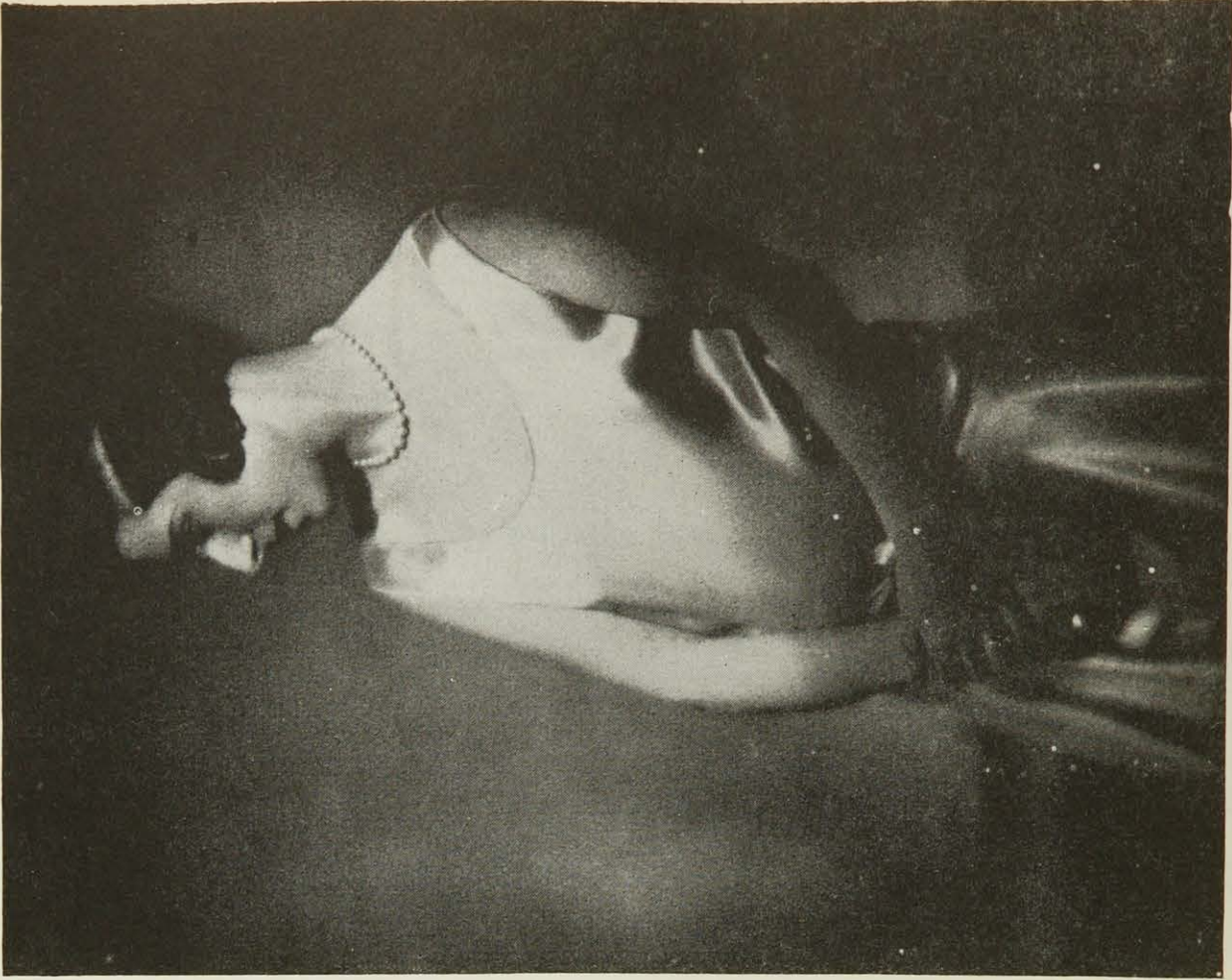


Photo Mahrenholz

Arthur Young und Geoffrey Gaunt, die Pianisten, und Freddy Kaufmann,
der Gründer des Jockey-Coctail-Clubs



Miß Shurman



Frau Piper-Flemming

Photos Mahrenholz

M A R G I N A L I E N

Ich „acquiriere“.

Von Lexi v. Alvensleben.

Ich soll also aus der Schule plaudern, und meinen über alles geliebten Beruf der Kritik meiner Mitmenschen preisgeben? Gut, dann will ich aber ehrlich sein. Lügen liegt mir nicht. Ich bekomme einen roten Kopf dabei und eine glänzende Nase, und ich habe meinen Puder zu Hause gelassen.

Ich bin also Acquisiteurin. Das ist ein ebenso schwieriges Wort wie „Psychoanalyse“. Das Schwierigste bei diesem Beruf sind überhaupt die Fremdwörter. Fremdwörter sind Glückssache. Ich habe Pech.

Neun Uhr früh: Ich schlafe tief und träume gerade von dem „Bubikopf mit Pause“ und den roten gutmütigen Trinkeraugen des Bankiers X. Er hat mir eine Seite für März versprochen. Da rast das Telephon. Liebevöll drücke ich den Hörer an mein Ohr. „Hallo?“ Ah, der Chef. „Auf, mein gnädiges Fräulein?“ — „Schon ewig.“ — „Aber noch nicht unterwegs?“ — „Hatte noch einige Telephongespräche zu erledigen und dann meine Korrespondenz...“ — „Was hat der Generaldirektor Y. mit Ihnen verabredet?“ — „Ach, diesen Apotheker können Sie übernehmen. Er will mit mir bei Aschinger soupieren.“ — „Warum bei Aschinger?“ — „Er behauptet, sein Reklameetat sei aufgebraucht. Als Beweis ein Souper bei Aschinger.“ — „Na, bringen Sie die Sache in Ordnung. Guten Morgen, Fräulein, pardon, gnädiges Fräulein.“ — „Guten Morgen!“ — — — Srrrrrrrrrr. „Hallo??“ — „Tag, Lexi.“ — „Verzeih, habe aber absolut keine Zeit.“ — „Ja, weiß schon, aber du kommst doch heute auf die M.sche Gesandtschaft? 300 Personen, lauter prominente Persönlichkeiten.“ — „Natürlich. Auf einen Sprung. Aber nur aus Geschäftsgründen. Adio.“

*

Die Mappe unter den Arm. Einige Begleitschreiben und Visitenkarten müssen noch herein. Zwei Omnibusse sind besetzt. Um halb elf muß ich pünktlich bei der Firma S. sein, weil der Herr G. aus P. schon um halb zwölf nach B. fahren muß. Komme aber erst um elf Uhr an. Freundschaftlich und familiär begrüßt mich der Portier. Er deutet auf meine Mappe und grunzt: „Aufgang nur für Herrschaften!“ Unsereins muß durch den Hof, die Hintertreppe rauf. „Und denken Se, wenn det Ding, wo se Lift nennen, nich jehn tut, kommt der Herr nich emal ins Jeschäft, ich jlobe, da tut er Jolf spielen.“

Ich bin viel zu menschenfreundlich, um diesem Mann zu erklären, daß Herr G. mir erlaubt hat, die herrschaftliche Stiege zu benutzen. Ich bequeme mich also durch den Hof. Ich klinge. „Armes Kind, tut mir leid. Haben aber den strängen Befehl, keinen Menschen auch nur einen Pfennig zu gäben“ Ich drücke ihm meine Visitenkarte in die Hand. „Tja, Adlige müssen heute auch betteln gäben.“ — „Ich bin aber bei Herrn G. angesagt.“ — „Na denn verzeihn Sie man, Fräulein. Herr Direktor ist aber noch nicht zugägen.“ — „Soooooooooo?“ — „Nähmen Sie, bitte, Blatz.“ — „Sehr freundlich.“ Das

Telephon. Mechanisch zuckt meine rechte Hand. Der sächsische Bürodiener horcht und nickt: „Herr Direktor läßt sagen, er genne nich vor Montag nächster Woche. Sein Derrier kriegt nähmlich Junge und da muß er nach Brünn fahren.“ — Herzlichen Glückwunsch. Auf baldiges Wiedersehn.

*

Erst mit dem Zweier, dann mit der 46. Umsteigen in die Untergrundbahn. Eine halbe Stunde zu Fuß.

„Zu Herrn Direktor K.“ — „Rechts, Hof F. Aufgang C, 4 Treppen.“ — „Fahrstuhl in Betrieb?“ — „Neeeee.“ — „Herr K. trotzdem da?“ — „Na erlauben Sie man!“ — „Schon gut.“ — „Der Herr Direktor K. zugegen?“ — „Jawohl, Gnädigste, wen darf ich melden?“ — „Hier meine Visitenkarte. Leider habe ich kein retouschiertes Photo bei mir!“ — „Werd schon Bescheid sagen.“ — „Herr Direktor läßt bitten.“

„Freue mich, Sie kennen zu lernen, mein gnädiges Fräulein!“ — „Eine Zigarette?“ — „Ja bitte.“ — „Nanu, mein Feuer zündet wohl nicht? Mein Gott, diese Beinchen mußten vier Treppen steigen. Wenn ich das gewußt hätte!“ — „Herr K., Sie wissen den Grund meiner Anwesenheit?“ — „Orientiert, absolut im Bilde. Ließe sich arrangieren. Ich habe nur so entsetzlich wenig Zeit. Immer nur abends.“ — „Im Gegensatz zu mir, Herr K.“ — „Oh, Sie kleine Bummelantin.“ — „Große, ist richtiger.“ — „Gott, wie ehrlich.“ — „Les extrêmes se touchent.“ — „Ja, was ich sagen wollte, ich interessiere mich natürlich sehr für ein Inserat. Ich möchte das gerne mit Ihnen heute abend besprechen. Mein Wagen holt Sie dann um neun Uhr ab. Wir soupieren im Neva. All right?“ — „Mein Vater wird sich sehr freuen, Sie und Ihre Frau Gemahlin heute abend im Neva zu sehen. Ich muß leider gehn, Herr K.“ — „Ich werde Sie in meinem Wagen nach Hause bringen.“ — „Sehr nett von Ihnen.“ — — —

Ein dunkelblauer Riesen-Cadillac wartete im Hof, ein vornehm aussehender Chauffeur, ebenfalls dunkelblau, reißt den Wagenschlag auf und die Mütze vom Kopf. Herrn Ks. Beine ruhen gelangweilt an den meinigen, in einem schönen Fußsack aus hellgelben Pelz. Ich sage ihm, daß ich Frostbeulen habe und mir jede Berührung aus diesem Grunde unangenehm sei. Er erzählt mir einen unanständigen Witz von Beinen, guten Freunden und Auseinandergehn. Er fragt mich nach meinem Parfüm und behauptete, daß ich gefährlich viel davon genommen hätte. „Ich wußte nicht, daß Chanel feuergefährlich ist.“ — „Ich bin nicht ängstlich, mein Feuer zündet ja nicht.“

Der Wagen hält. Herr K. hilft mir heraus, küßt mir den schmutzigen Handschuh und behauptet, sich auf heute abend zu freuen. Sein Chauffeur steht stramm da und protzt mit dem Wappen des Cadillac an dem linken Aermel. „Auf Wiedersehn.“

Die Konsequenz des Soupers waren eine halbe Seite für März, April, Mai. Das habe ich meinem Vater zu verdanken. Frau K. fand, daß er ein „Beau“ sei und ganz ihr „Typ“. Mein Vater hat sich nicht geäußert.

Ueber meine Chefs kann ich mich nicht beklagen. Anständige Menschen, die einem die Provision schon im Voraus zahlen. Verleger honorieren ihre



WALLAG

Matheus Müller

Flenkell

Kupferberg

Auf das Schärfste getrennt in ihrer Eigenart,
dem Einkauf, der Geschäftsführung und ihrem
Besitzstande haben „die 3“ das eine gemeinsam:

**OHNE SIE KEINE WEINKARTE,
OHNE SIE KEIN WEINKELLER!**

Autoren erst bei Lieferung des Manuskriptes. — Vorgestern kam ein riesiges Blumenarrangement an. „Mit herzlichsten Grüßen und vielem Dank F. R.“ Der Name meines Chefs. Für mich? Die Chance war gering. Tags darauf wurden die Blumen von der Person, der sie gehörten, reklamiert. Die Sekretärin hatte sich geirrt.

Eins ist mir bei meinem Beruf noch besonders aufgefallen. Geschäftsleute sind entsetzlich materielle Menschen. Warum wollen immer alle mit mir *soupiere*??

Warum laden sie mich nicht in ein Konzert oder auf eine Skipartie mit „Frau Gemahlin“ ein? Warum immer *soupiere*? Hätte einer mal „Abendessen“ gesagt, ich wäre gegangen! Einmal habe ich sogar Lust gehabt zu *soupiere*, und da habe ich, Gott sei Dank, nur „geluncht“.

Berliner Typen.

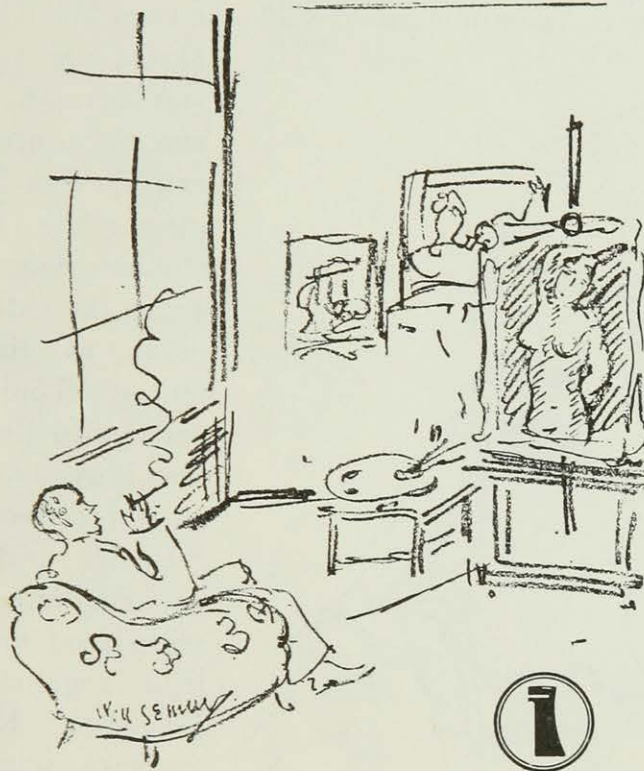
Von *Jean Richard Bloch (Paris)*.

Piscator. „... Das also ist das erwartete Ungeheuer?! Ein „vieux-saxe“, ein richtiges altmeißener Porzellan! Man kann sich nichts Eleganteres, Graziöseres, Aristokratischeres vorstellen. Bestimmt, diese Figur ist soeben aus einer jener Karossen gestiegen, wie sie in Märchen beschrieben werden, hergestellt aus einem Kürbis. *Piscator* hat die Füße einer Herzogin, Hände einer Fee, den Mund eines Kindes, das Lächeln eines jungen Mädchens, Grübchen der Liebe, eine feine, gerade Nase, eine sanfte, gedämpfte Stimme, zärtlich, ein wenig nasal. Eine vollendete Sicherheit des Benehmens, Mischung sozialistischer Kameraderie und englisch-lässiger Haltung..., aber, oho, Achtung vor dieser Dummkopfattrappe!! Dieser reizende Schäfer, dieser entzückende Marquis, hat einen Händedruck, der einem die Knochen zerbricht. Er besitzt einen Blick, wie man ihn sich schmeichelnder nicht vorstellen kann, aber sein Auge ist teuflisch durchdringend, kalt, forschend. Sein Mund ist purpurn, sein Lächeln verführerisch, aber seine Lippen sind dünn und hart, ihre Winkel voller Geheimnisse. Die schöne Stirn ist eingerahmt von einer Fülle kastanienbraunen Haares, üppig, jünglingshaft, aber sie ist rechtwinklig, eng, leicht fliehend, glatt, ohne Tiefen und Höcker... im Profil, Ohoho!! Die Nase begnügt sich nicht, lang und graziös zu sein, sie ist schneidend, sie bildet mit der Stirn zusammen jene schreckliche ununterbrochene Linie, wie die Klinge eines Säbels, die so schamlos Eitelkeit und Fanatismus verrät... eine Entdeckung von hohem Reiz; welche Umwege mag dieses bibelot aus geschmiedetem Eisen in dieses Land der Kolosse gebracht haben?!...“

Leonhard Frank. „... Schmal, rassig, nervös, düster, sehr sorgfältig gekleidet, zeremoniös und kalt; ein sonderbares Antlitz: lang, gerade, ausgehöhlt, unter einer schweren, fast lästigen Stirne. Die schönen Augen verbergen sich in sorgenvollen Grotten, und aus der Tiefe dieser umbuschten Arkaden betrachten sie die Außenwelt mit tiefer Traurigkeit. Ein Süddeutscher bäurischer Herkunft, später Metallarbeiter in Würzburg... ein gotisches Gesicht, herabgestiegen von der Fassade einer Kathedrale, und bereit diesen Platz in einer Nische sofort wieder einzunehmen...“

Theodor Däubler. „... ein haariger Koloß, Poseidon mit naiven Augen,

mit schilfbewachsenen Backen, dessen Stirn eng wird zwischen den Wassergewächsen der Brauen und den schimmernden Algen, die sie krönen... der deutsche Hesiod, der Seher, der letzte epische Kopf; aus seinem Munde rollen die Hexameter wie eine klingende Flut und umfluten die Erde wie der Ozean... der einzige Philhellene, den Deutschland hervorgebracht hat, unser Byron, unser Hugo! Er liebt Frankreich, und Frankreich kennt ihn nicht, er besingt es, und Frankreich weiß nichts davon. Unter diesem grauen, struppigen Barte klopft ein jünglinghaftes Herz, diese mächtige Haartolle sträubt sich über einem kindlich-frischen Geist...“

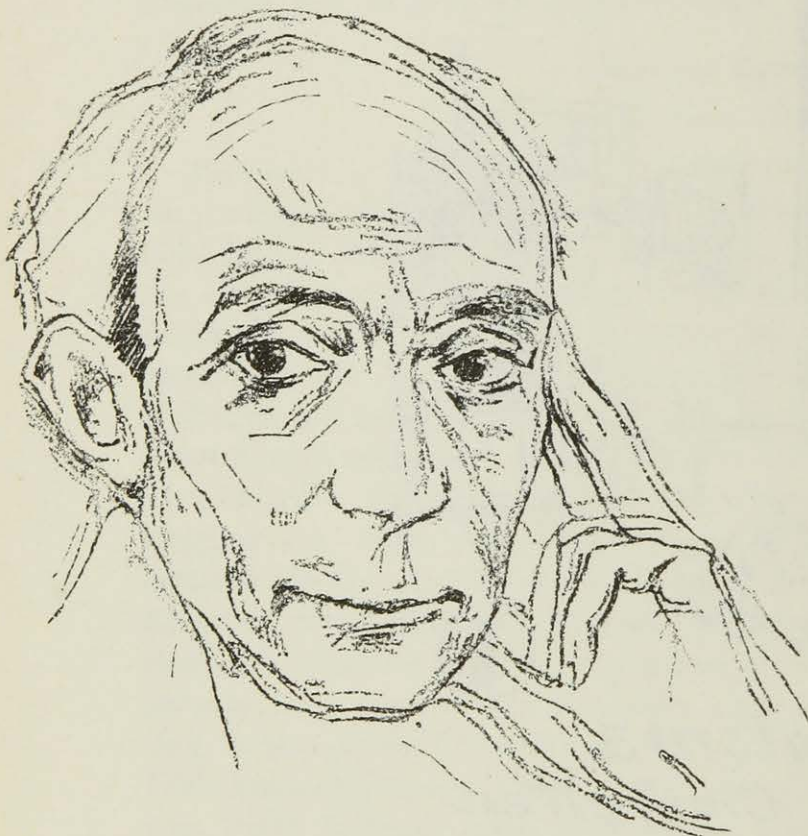


Reemtsma
Cigaretten
Selbe Sorte 6 Pf

Walter Mehring. „... ein schmales, feines Gesicht, ein langes Kinn, in den Wangen Grübchen, Pupillen einer Houri, die Taille eines Kindes, das Erröten eines jungen Mädchens. Dieses zarte Kind war eine der Flammen der spartakistischen Bewegung in Berlin!“

Alfred Döblin. „... sehr lebhaft, mager, ein langes, unregelmäßiges Gesicht, ein stechender Blick. „Sie brauchen nicht so zu tun, als kennten Sie meine Bücher, der größte Teil meiner Mitbürger würde sich über Sie wundern, sie erklären sich für unfähig sie zu lesen und zu verstehen . . .“ Döblin ist einer der letzten Mitglieder der preußischen Akademie; zwischen seinem geistreichen Ausdruck, seiner heiteren Ruhe und der Ungeniertheit dieser Bemerkung war ein sonderbarer Mißklang, ich beschloß, ihn näher kennenzulernen.“

Der Graf von Coudenhove-Calergi. „... schlank, groß, vorstehende Backenknochen, leicht geschlitzte Augen, matter Teint, auf dem Antlitz, wie auf einem Email, ein rätselhaftes Lächeln. Zwei Kontinente in einem einzigen Manne: Mitteleuropa und das Reich der Mitte haben sich vermählt, um diese feine Blüte der Zivilisation hervorzubringen. Coudenhove vermischt die erstarrte Höflichkeit des Lamourai mit der musikalischen Courtoisie des österreichischen Grandseigneurs. Fügen Sie noch einen Tropfen russischen Blutes hinzu, Erbteil einer slavischen Schönheit, die vor einem Drittel-Jahrhundert an den Höfen Europas Sensation erregte. Der Graf ist geboren aus einer Ehe zwischen einer reizenden Japanerin und einer Persönlichkeit großen Stils, die Oesterreich in Tokio vertrat. Gibt es einen andern so vollkommenen Weltbürger??!



Sophie Wolff

Jean Richard Bloch

Dieser Mann, der von nirgends und von überall her stammt, träumt von einem neuen Europa; kennen Sie Pan-Europa? Ebenso gleichgültig gegen die kommunistischen Sarkasmen wie gegen die nationalistische Empörung hat dieser schweigsame und starrköpfige Diplomat es verstanden Briand, Stresemann und Mussolini für seine Ideen zu interessieren. Aber lassen Sie sich nicht durch dieses Lächeln irre führen, es ist schneidend und undurchdringlich zugleich, Fächer und Dolch!... Kalt überläßt er Amerika seine Dollars, England sein Weltreich, Rußland sein Asien. Vom Nordkap bis nach Sizilien und zum Kongo, von der Weichsel bis zu den Karpathen, baut dieser sanfte

Träumer mit den kalten Augen einen Block zusammen aus den alten Reichen, die nicht mehr fähig sind aus eigenen Kräften und aus eigenen Mitteln zu existieren. Ein Block der Krabben!! Was vermögen gegen eine solche Koalition die moskovitischen und britischen Fischer, was die Yankees?!... Coudenhove findet kein Genügen daran, eine Doktrin auszuarbeiten, eine Liga zu konstruieren, eine neue Politik zu verkünden, er hat eine Sekte gegründet. Einigkeit, Freiheit, Barmherzigkeit. Passen Sie auf! Wittern Sie nicht darin etwas von Nesselrode, von Mazzini, von Lamartine? Aber versuchen Sie diese drei Worte auszusprechen unter dem Gelächter von Lenin und von Lloyd George! Als Wappen: ein griechisches Kreuz in einer Sonne, eine Huldigung des heidnischen Gestirns und eines vergeistigten „roten Kreuzes“. Sie sehen, noch hat uns die Mystik nicht verlassen.“

Ida Roland. „...eine der begabtesten heutigen Schauspielerinnen, von vertiefter Heiterkeit, Verve, von ungestümem Temperament. Ein großer, ausdrucksvoller, geistreicher Mund, bewegliche Augen, lebhaft, scharfe Züge. Ebenso unbeherrscht, wie ihr Gatte, der Graf von Coudenhove-Calergi, verhalten ist.“
(Aus „Europe du midi“ in der Pariser Revue „Europe“)

Julfest der Germanen. In ihrem „Zelt“ im Senefelderhof beging die Altgermanische Markgenossenschaft Männergesangsverein Germania ihr Weihnachtsfest, dem außer dem Schmuck durch Waffen und Gemälde, Pokale und Hörner eine lichterstrahlende Tanne und ein reicher Gabentisch für die Kleinen weihnachtliche Stimmung liehen. Nach Feierklängen, die vom Trio des Musikmeisters Peter Hirsch gespielt wurden, entbot der *Huno* der Markgenossenschaft, Rechnungskommissär Schönwetter, Mitgliedern und Gästen treudeutschen Gruß. Der *Hochfuristo* Prinz Alfons und viele *Edelinge* wurden mit dem begeistert gesungenen „In Treue fest“ begrüßt. Die Erinnerung an das Wyenachtslied, das einst zum Julfest des Jahres 9 nach Christi Geburt durch den Mund der fahrenden Sängers in ganz Germanien erklang und das den Auftakt zur Schlacht im Teutoburger Walde und zur Befreiung Germaniens bildete, erwache wieder; und so müsse man Elend und Schmach manneswürdig tragen, wie es unsere Altvorderen mit trotzigem Mute getan. Als ehrendes Zeichen enger Zusammengehörigkeit überreichte Prinz Alfons dem *Huno*, dem *Fechmann* und drei Edelingen der Mark sein Bild mit eigenhändiger Widmung. Glanzpunkte des Abends waren der „Julspruch“, in altgermanischer Rüstung gesprochen vom ersten *Gewaffenmann* Armin (Frist Rösch) und die vom Edeling Erkmar (Hofrat Stury) rezitierte „Mette von Marienburg“. Am Flügel spielte *Speergenosse* Hagen (Bernhard Burgmair jr.) meisterlich ein Adagio von Beethoven und Siegfrieds Tod aus „Götterdämmerung“. Die *Skalden* brachten sehr gut geschulte Männerchöre klangschön zu Gehör, die ihrem Chormeister alle Ehre machen.

(Münchener Neueste Nachrichten.)

Carl Valentins Weihnachten. „Wo waren's denn gestern, Herr Valentin?“ — „Zhaus. Weihnachten hama gfeiert!“ — „Was? Weihnachten? Im April?“ — Valentin steht bestürzt da. Platzt dann heraus: „A so — darum war a der Bam so billig!“



Tristan Bernard's
neuester Roman

erschien soeben:

Die Fahrt ins Ungewisse

Eine heitere, elegante und amüsante Lektüre! Ein Leckerbissen!

In allen Buchhandlungen. Ganzleinenband M 4.—

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien · Leipzig

Reminiszenzen einer Kostüm-Verkäuferin bei Verch.

Von Vera Otto.

Der Fasching rief. Von der Aristokratin („aber bitte dezent, Fräulein, ich habe gesellschaftliche Rücksichten zu nehmen“) bis zum kleinen Mädel („es braucht gar nicht viel an zu sein, Hauptsache, daß es fesch ist“) alle, alle. Und daß es schlank macht! Diesen Wunsch haben sie alle gemeinsam von Oberweite 80 bis 125. Variierend ist nur die Art und Weise, wie sie zum Ziel zu gelangen suchen. Nach mehrjähriger Praxis teile ich die Kundinnen (zu 75 Prozent sind es ja Damen) in verschiedene Typen ein:

Die Zielbewußte. Sie ist in diesem speziellen Fall klein, puppenhaft zierlich, kurz, ein Porzellanfigürchen, und verlegt sich demzufolge aufs Rassige — die hundertprozentige Vollblut-Spanierin in schreiendem Gelb oder sattem Rot. Sie ist so sehr davon eingenommen, daß es gute zwei Stunden braucht, um das satte Rot in ein Lachs, das schreiende Gelb in ein Creme, die Vollblut-Spanierin in eine pastellfarbene Tüllphantasie zu verwandeln. Es ist allerdings ein Risiko. Sie kann bei der Anprobe aus der Hypnose erwachen.

Eine der trübsten Erfahrungen der Kostüm-Verkäuferin ist gar nicht die Kundin selbst, sondern „die Freundin“. Sie präsentiert sich meistens als eine interessant aussehende, mondäne Dame, deren sagenhaft schöner Pelzmantel jedes prozentehungrige Verkäuferherz höher schlagen läßt. Bei den nun folgenden Verhandlungen verharrt sie in bedauernswerter Passivität. Nur wenn die Bestellerin ihrer Begeisterung allzu deutlichen Ausdruck verleiht, verziert sich ihr Mund mokant; höchstens macht sie die Freundin in fremder Sprache (die ja die Verkäuferin bestimmt nicht versteht) „diskret“ darauf aufmerksam, daß dasselbe Kostüm, nur viel schöner, bei Meyer u. Co. 100 Prozent billiger sei (warum wird es nicht bei Meyer u. Co. gekauft?). Sie tritt erst bei der Anprobe in Aktion. Kaum wird der kleinste Stoffzipfel sichtbar, geht's los: „Aber Lou, sieh mal die Farbe, die haben wir doch nicht bestellt — die hatte ich mal vor drei Jahren an meinem Abendkleid aus Paris... und ein spitzer Ausschnitt; aber ich bitte Sie, Fräulein, das kann man doch heute nicht mehr tragen! — Das war auf der Skizze so?... Na siehst du, ich habe neulich gleich gesagt, das rosa Stilkleid...“ — „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, ich werde am Telephon verlangt...“

Das *Telephon* ist eigentlich noch vor der Freundin zu nennen. Einige Beispiele: „... hier A. Film! Ich brauche bis morgen einen original spanischen Briefträger, aber ganz echt! Ich betone bei meiner Reklame immer, daß alle Aufnahmen an Ort und Stelle gemacht worden sind!“ — „... können Sie mir, bitte, Auskunft geben, wie ein französischer Polizist 1913 in Marokko ausgesehen hat?“ — „... bitte, geben Sie meinem Boten vier Achselrosetten von Stoffpagen zur Zeit Kaiser Wilhelms I.“ — „... ich möchte, bitte, wissen, wie ein französischer Polizeipräfekt zurzeit aussieht.“ — „... bitte, haben Sie...?“ — „... können Sie mir wohl Auskunft geben...?“

(Ausreichende Beschäftigung für mehrere ausgewachsene Personen!) Ah, eine neue Nuance: „Hier Frau Kammersänger Soundso; ist dort das Fräulein, das mir voriges Jahr das Goldlamé-Kleid verkauft hat?... Also, liebes Fräulein, ich brauche wieder etwas für meinen Typ, Sie wissen ja... ich bin

um eins bei Ihnen!“ — Zwar nicht um eins, aber um fünf kommt sie; mit nachsichtigem Lächeln quittiert sie den für ihren schwarzen Gamintyp von der Künstlerin komponierten Entwurf; eine Schattierung vorwurfsvoller wird der kleine Trotteur abgenommen und enthüllt einen tizianroten Lockenkopf. „Verzeihung, gnädige Frau, ich hatte Sie noch anders in Erinnerung.“ Nie ist ein Gatte vorwurfsvoller gefragt worden: „Was sagst du dazu, Bobbie, wo sich doch mein Haar nach dem Waschen immer so kräuselt!“

Nicht jede Frau braucht etwas für sie „Komponiertes“. Da kommt zum Beispiel *die Literatin*, die „gar nicht eitel ist“, die „alles tragen kann“, der „alles gefällt“. Bei der ersten Skizze: „Entzückend, Fräulein! Sehen Sie, bei mir haben Sie nicht viel Mühe; das ist ja reizend; fabelhaft! Haben Sie noch etwas Aehnliches mit anderem Ausschnitt?“ — Bei der zehnten Skizze: „Das ist ein ganz anderer Typ, aber das kann ich auch tragen! Ist in der Mappe da noch etwas Koketteres?“ — Bei der hundertsten Skizze: „Da sind ja noch lauter Schränke, sind die alle voll? Wissen Sie, ich habe jetzt so wenig Zeit, ich komme morgen nachmittag nochmal wieder!“

Telephon. „Hallo! Fräulein?! Ich war heute vormittag bei Ihnen und habe den goldenen Smoking bestellt. Und nun meint meine Schwägerin, daß meine Knie nicht gut genug dafür wären. Ich komme lieber heute nachmittag noch einmal wieder!“ Zwischen den später folgenden Gesprächen, wo die Freundin meint, daß die Schwägerin nur neidisch sei, und die Hausschneiderin warnt, die Gnädige möchte doch ja keine 62 cm lange Taille nehmen, sondern 64½, und die Dame sich endlich entschließt, den goldenen Smoking unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit durchzusetzen, erscheint die...

große Kundin. Sie sieht nicht nach dem Preis — dafür hat sie's in sich! Der Verkäufer existiert für sie nur, damit sie ihn nach dem Chef schicke; der Gewünschte ist unglücklicherweise nicht da, das Kostüm wird aber schnellstens gebraucht. Sie braucht feingerippte giftgrüne Seide (die muß da sein, sie fragt ja nicht nach dem Preis). Der Giftgrünen ist das wurscht — sie ist nicht da!! Von da an geht alles verkehrt: die Dame hat bei Poiret einen Pailletestoff gesehen, der... (er ist in Berlin nicht zu haben), — sie möchte ein durchsichtiges, schwarzes Chiffonkleid mit *unsichtbarer* Hüftversteifung... (Erfinder heran!), — sie will in ihrem kurzgeschnittenen Bubikopf einen riesigen Straßkamm befestigen; „genau so einen, wie ihn Madame Solarita Valadares im Januar 1927 im 28. Bild der großen Revue in Chicago getragen hat...“ u. s. f., u. s. f. Rettung naht erst in Gestalt des Chefs, der mit der Kundin verbindliche Worte wechselt und gar nicht versteht, warum niemand begriffen hat, daß die gnädige Frau ein silbernes Spitzenkleid wünscht mit straßbestickter, lichtblauer Velours-Chiffontaille, Wiener Hütchen und Spitzenschirm!

Die Oase für verschmachtende Verkäufer sind *die Herren*. Sie sind kurz entschlossen, pünktlich bei den Anproben und manchmal zufrieden. Ausnahmen bestätigen die Regel! — Ein Denkmal sei noch den netten Kunden und Kundinnen gesetzt, die es *tatsächlich gibt*. Die sogar *warten*, wenn andere Damen bedient werden; die unter den ausliegenden Entwürfen etwas *finden*, und die (so was kommt vor) bei der Anprobe kein tiefblaues venetianisches Rokoko-Kostüm verlangen, statt des bestellten weißen Girls. Ehre ihrem Andenken!

Pelze, Hüte, Mokkatassen, Handschuhe . . .

Von Marianne von Goldschmidt-Rothschild.

Im Schauspielhaus in X . . ., 20^o unter Null; ich trug einen Pelzmantel. Schroff empfing mich der Logenschließer und herrschte mich an: „Garderobe ablegen.“ Ich: „Entschuldigen Sie, es ist so kalt, ich möchte meinen Mantel anbehalten.“ Logenschließer: „Wenn Sie erkältet sind, dann lassen Sie es sich an der Kasse bescheinigen.“ — Ja, ich hatte ja gar nichts von *Erkältung* gesagt, nur mir erlaubt zu bemerken, es sei *kalt*. Immerhin, ich gehe zur Kasse, sage dort, ich sei erkältet. Ein wahrscheinlich medizinisch geprüfter Kassierer macht mir ein kabalistisches Zeichen auf die Rückseite meines Billetts, und ungestraft darf ich meinen Platz einnehmen. Also, dreimal Niesen . . . und man kann mit amtlicher Bestätigung im Automantel und Florentiner Hut auch in der ersten Reihe sitzen!

A propos Hut, da fällt mir noch eine schöne Geschichte ein.

Dieses Mal war es im Schauspielhaus, und ich trug einen Turban. Logenschließer: „Meine Dame, den Hut müssen Sie abnehmen.“ — Ich: „Es ist kein Hut.“ — Logenschließer (mit bösem Blick): „Es ist einer, bitte, setzen Sie ihn ab.“ — Was tun? Leise flüstere ich ihm zu: „Ich kann nicht, ich bin kahl“, und mit einem mitleidsvollen Blick, mehr Kavalier als Beamter, läßt er mich hinein.

Ein anderes Mal wollte ich mit demselben Turban in dasselbe Theater gehn und versuchte es diesmal mit der Logik. Logenschließer: „Bitte, setzen Sie den Hut ab!“ — Ich: „Dies ist kein Hut! Was verstehen Sie überhaupt unter ‚Hut‘? Ein Hut ist etwas, das man aufsetzen und aufhängen kann, das eigentlich einen kleinen Rand haben müßte; denn sonst ‚behütet‘ es ja nicht den Kopf. Dies aber — und ich nehme dabei den Turban vom Kopf — ist aus Seide, und man kann es in die Tasche stecken, was ich hiermit tue. Er läßt sich aber in keine Unterhaltung über den Unterschied von Modeformaten ein, behauptet weiter, es sei ein Hut, und sagt mir: „Wenn Sie Ihren *Hut* (oh, wie ärgerlich ist dieses Wort) in der Tasche behalten, können Sie Ihren Platz einnehmen.“ Also mit dem Hut in der Tasche kommt man in jedes Theater.

Warum ist es eigentlich verboten, Kopfbedeckungen zu tragen? Wahrscheinlich, weil man den Hintermann stören könnte. Ein Turban macht aber bekanntlich die Haare noch glatter und verhindert das Abstehen selbst der verwegesten Locke. Für jede neue Hutmode müßte wohl ein neues Gesetz erfunden werden, und man müßte sich darüber einigen, ob das, was man heutzutage auf dem Kopfe trägt, überhaupt als Hut zu bezeichnen ist. Aber die Gesetze eben sind ewig und die Mode ist wandelbar.

*

Ich brauchte Kaffeetassen und ging in einen Porzellanladen. „Bitte, ich möchte Mokkatassen sehen.“ Verschiedene werden mir gebracht; auf jeder oval oder rund gemalt ein großer deutscher Mann von Goethe bis Bismarck (belehrend, aber nicht unbedingt notwendig). — „Bitte, haben Sie nichts Einfarbiges ohne Dekoration?“ — Man bringt mir einige handfeste Tassen, weiße und bunte, zwar unbemalt, aber dafür . . . oh! oh! Wie dick und plump! Kein

Gefäß, aus dem man sich wünschen könnte, Mokka zu trinken. — „Ja, diese Tassen sind ja ganz hübsch, aber ich möchte dieselbe Art nur in dünnem Porzellan.“ — Verkäufer: „Ja, meine Dame, da müssen Sie schon in ein anderes Geschäft gehn. Unsere Tassen werden nämlich aus viel Porzellan und wenig Glas hergestellt, während dünnere Tassen immer mehr Glas und wenig Porzellan haben.“ — Worauf ich, dankbar für die Belehrung, mich verabschiede und in einen anderen Laden gehe. Zwar war dort fast jeder Gegenstand mit Drachen verziert, aber anständig geformt und leicht. Aber die Tasse, die ich suchte, die einfache, die nur Gefäß ist, fand ich nicht und wanderte weiter, immer weiter, bis ich endlich müde und weise, aber ohne Tasse, philosophierend nach Hause ging. Gibt es überhaupt im Leben die richtige Mischung,



Otto Lais

verbunden mit Farbe und Form? Und warum sollte gerade ich die Vollendung in Gestalt einer idealen Mokka-tasse finden, die, wie ich nun weiß, ebenso schwer zu finden ist, wie das Glück.

*

„Haben Sie Kinderhandschuhe?“ — „Für welches Alter?“ — „Drei und fünf Jahre.“ — Nach längerem Kramen in Schubfächern kehrt das Fräulein zurück, ohne inzwischen mit irgendeinem anderen Angestellten gesprochen zu haben . . .: „Bedaure, Kinderhandschuhe führen wir überhaupt nicht.“ — „Fräulein, könnten Sie mir dann sagen, aus welchem Grunde Sie durchaus das Alter meiner Kinder wissen wollten?“

Alexander Girardi, der große Komiker, saß eines Tages bei einem Bankett neben dem berühmten Wiener Schneider v. E. Dieser, um sich bei Girardi einzuschmeicheln, summt zwei Gänge lang ununterbrochen das „Fiakerlied“, Girardis Meisterstück. Plötzlich wendet sich der Komiker zu seinem Nachbarn und meint unwirsch: „Sagn's, Herr v. E., näh' ich während'n Essen?“

Interview.

Juno Juconda ist eine kleine Schauspielerin. Heiratet mit Vaters Geld einen Boulevard-Theaterdirektor. Spielt jetzo auf Grund ihres Vermögens trotz Unvermögen dicke Rollen. Ist somit Star des Theaters. Und gibt Interviews.

I. Interview mit der Rechtspresse.

Wo geboren?	<i>In Wien natürlich.</i>
Wo erzogen?	<i>In Genf natürlich.</i>
Wo gelernt?	<i>Bei Reinhardt natürlich.</i>
Wo bisher engagiert?	<i>Bei Reinhardt natürlich.</i>
Reisen?	<i>Ganz Amerika und Europa natürlich.</i>
Lieblingsbeschäftigung?	<i>Reiten und Fechten natürlich.</i>
Lieblingsdichter?	<i>Neben Rudolf Herzog Weininger und Spencer natürlich.</i>
Lieblingsrollen?	<i>Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Penthesilea natürlich.</i>

II. Interview der Linkspresse.

Wo geboren?	<i>In Moskau.</i>
Wo erzogen?	<i>Nirgends. Nähmädel gewesen. In Dachstube gehungert. Nächte gelernt.</i>
Vater?	<i>Einfacher Flickschuster.</i>
Wo gelernt?	<i>Moskauer Theaterschule.</i>
Wo engagiert gewesen?	<i>Bei Tairoff.</i>
Sprachen?	<i>Russisch und Polnisch.</i>
Reisen?	<i>Paris und Petersburg.</i>
Lieblingsbeschäftigung ?	<i>Volksküche, Armenbesuch, Kinderfürsorge.</i>
Lieblingsdichter ?	<i>Maxim Gorki und Upton Sinclair.</i>
Lieblingsstücke ?	<i>Masse Mensch, Nachtsyl, Galgenvögel.</i>

III. Interview des Boulevardblattes.

Wo geboren?	<i>Ich fand mich eines Tages im Alter von zehn Jahren.</i>
Wo erzogen ?	<i>Hans Heinz Ewers nahm mich auf seinen Reisen mit.</i>
Vater?	<i>Oft begegnete ich in den Städten einem, der mir Vater schien.</i>
Wo gelernt?	<i>Kein Studium. Angeborenes, selbstschöpferisches Talent.</i>
Wo bisher engagiert?	<i>Engagement ist Käfig. Kunst bedingt Freizügigkeit. Nahm Rolle und Spiel, wo ich fand.</i>

Reisen?

*Ceylon, Tal der tausend Buddhas,
Lesbos.*

Lieblingsbeschäftigung?

*Unerkannt unter das Volk. Spiel
mit Gymnasiasten. Rummelplatz und
Golfklub.*

Lieblingsdichter?

*Abgesehen von Sappho nur Stern-
heim.*

Lieblingsrollen?

*Die Gefangene, Die Schwester,
Franziska.*

Jo Hanns Rösler.

Elberfeld, Datum des Poststempels. P. P. Soeben erschien in unserem Verlage „Künstler“ Skizzen von *Hermann Pistor*. 104 Seiten = 6½ Bogen 8°. Preis broschiert Mk. 2.60 ordin., Mk. 1.75 bar. Preis in elegantem Halbleinenband Mk. 3.20 ordin., Mk. 2.15 bar. Eine Reihe kurzer Skizzen aus dem Künstlerleben hat Hermann Pistor soeben herausgegeben. Formell gut durchgearbeitet. Kräftiger Satzbau, dessen Schönheit in der Klarheit und der Prägnanz des Ausdruckes liegt. *Die Kraft des Wortes ist gut zur Darstellung des Seelenlebens verwandt.* Den Inhalt des Buches bilden teilweise Episoden aus dem Künstlerleben. Es sind Erlebnisse und ihre Deutung. Die Menschen sind zwar durchschnittlich *in etwas idealisiert*, aber in ihrer Wahrheit dem Alltag abgelascht. Poetische Stimmung lagert über jeder einzelnen Erzählung. Aber sie bleibt stets herb und meidet den Kitsch. Die Charaktere sind scharf profiliert, gemütvoll und von hohem sittlichen Ernst getragen. Jede Erzählung birgt in sich den Ausdruck einer abgeklärten Seele, welche hinter allem äußeren Geschehen dem Problematischen nachspürt. Eine psychologische Deutung, eine Wertung findet sich überall. Und alle Skizzen bilden zusammen insofern ein einheitliches Ganzes, als sie den Regungen der Seele nachgehen und ihre Auswirkung darstellen. Pistor ist ein durchaus volkstümlicher Erzähler. *Er geht nicht zu hoch, aber ebensowenig zu tief.* Er weiß für seine Gedanken stets eine solche Form zu finden, daß diese von jedem verstanden werden können. Seine Erzählungen sind unterhaltend, aber weiterhin bergen sie goldenen Sinn und künstlerischen Wert in sich. Wir bitten um Angabe Ihres Bedarfes. Hochachtungvoll...

**Erhältlich
in jeder guten Kunsthandlung**

Illustriertes Verzeichnis
kostenlos. Prospekt mit 52
Bildern 15 Pf., Katalog mit
teils farb. Texttafeln 50 Pf.

**R. PIPER & CO. VERLAG
M Ü N C H E N 13**

*An der Wand
der schönste Schmuck-
ein Piperdruck!*

Derain in Deutschland und heute.

On plaisante facilement sur les oeuvres de l'art nouvelle,
cela dispense de les comprendre. *Apollinaire.*

Die hundert Werke von André Derain, die ich in meiner Ausstellung vereinige — Oelgemälde, Pastelle, Aquarelle und Graphik aus den Jahren 1908 bis 1928 —, bilden meine vierte Ausstellung dieses Meisters, die vierte in Deutschland. (Das Zustandekommen dieser Ausstellungen verdanke ich vor allem meinem Freunde Henri Kahnweiler.) Die Namen von *Derain*, *Braque*, *Gris*, *Léger*, *Picasso* und des um zehn Jahre älteren *Henri Matisse* haben in Paris und in der ganzen Welt heute denselben großen Klang wie die der größten Impressionisten, die unbestritten den Rang der wichtigsten alten Meister einnehmen. In Deutschland, das durch den Krieg, die Inflation und die Opposition gewisser kunst- und weltfremder Kreise von der Entwicklung abgeschlossen war, die die Kunst während der letzten fünfzehn Jahre in Paris genommen hat, wundert man sich über ihre hohe Geltung und die hohen Preise ihrer Bilder. „Les Arts à Paris“ schreiben in ihrer Januarnummer: „Bei der Versteigerung Dr. Soubie (und bei verschiedenen anderen) haben Matisse und Derain Preise erzielt, die viele hoch fanden. Man vergißt, daß diese Meister, ebenso wie Picasso usw. heute den Platz einnehmen, den vor fünfzehn Jahren etwa Renoir, Degas und Claude Monet innehatten. Ein Pastell von Degas hatte 1913 (zu Lebzeiten des Künstlers) bei einer Versteigerung 500 000 Goldfrancs (400 000 Mark) erzielt. Voilà matière à intelligente réflexion.“

Die Derain-Ausstellung unterstützen das Wallraf-Richartz-Museum in Köln mit dem von Alfred Hagelstange im Anfang 1913 angekauften „Blick auf Vers“, das Museum in Stettin und zahlreiche Privatsammler in Deutschland und Paris*). Mein Dank sei hierdurch ausgesprochen.

Alfred Flechtheim.

Kunstaussstellung im Rathaus. Der Winter war reich an Ausstellungen. Zum Schluß kam eine auf ganz leisen Füßen, ohne alle Reklame, ohne Einladungen, ganz dezent, im Festsaal des Rathauses, und dauerte nur drei Tage. Sie zeigte das „von der Deputation für Kunst- und Bildungswesen im Rechnungsjahre 1928 erworbene bewegliche Kunstgut“. — Die Stadt Berlin kauft Kunst. Man freut sich über jeden, der das tut. Es gibt nicht zu viele, weder Privatleute noch Behörden, die Geld für etwas ausgeben, das nicht sofort wieder etwas einbringt. Aber in diesem Fall wird die Freude etwas gedämpft, denn die Stadt Berlin kauft schlechte Kunst. Die Stadt Berlin kauft schon lange Kunst (aber sie hat noch nicht sehr viel gelernt). Allmählich scheint es mehr zu werden: in diesem Jahre 92 Stück außer den im Freien aufgestellten Bildwerken, für die man erprobte Hersteller hat. Auch die Mittel

*) Werke von André Derain befinden sich in fast allen besseren amerikanischen Galerien, in den Museen von Grenoble, Prag, Zürich, in der ehemaligen Schtschukinschen, jetzt staatlichen Sammlung in Moskau, in der Tate-Gallery, und in Deutschland noch in der Kunsthalle in Mannheim — eine frühere Landschaft von vor 1908 — und im Museum in Essen, dessen Direktor Gosebruch den „Blick aus dem Fenster“ und „Die Salzteiche von Martigues“ bereits im Jahr 1912 erwarb, während es ihm gelang, den „Blick auf Cagnes“ (1912), den Hagelstange ebenfalls für das Kölner Museum angekauft hatte und der nach seinem Tode an einen Kunsthändler in Münster verramscht wurde, in der Inflationszeit für den öffentlichen Besitz zu retten.

können nicht so ganz gering sein, denn die Replik des „Rudolf Rittner als Florian Geyer“ von Corinth kostete allein 26 000 Mark. Bisher hat es niemand sehr interessiert, was die besagte Deputation mit unserem Gelde macht. Solange alles in den Büros verschwindet und die städtischen Beamten nicht protestieren, bleibt es eine interne Angelegenheit. Aber jedes Jahr 100 Bilder, da kann man in drei Jahrzehnten den Louvre zahlenmäßig überholen. Es drängt also zu einer Galerie, zu einer städtischen Sondergalerie natürlich, denn der Staat wird die Sachen nicht haben wollen. Es meldet sich sogar schon ein Direktor. — Außer dem Corinth, der leider eine Replik ist, und Sintenis' „Böckchen“ ist kaum etwas da. Vielleicht Schlichters Döblin-Bildnis. Aber wenn schon „sachlich“, dann hätte es schon Dix sein müssen und nicht ein Nachfolger. Dazu hatte man eben keinen Mut. Das übrige kommt kaum in Frage. In der Malerei herrscht die Stimmungslandschaft (Ernst Kolbe) neben Seitenerscheinungen ältester Sachlichkeit. Besonders zu loben ein „Kardinal“ von Müller-Schönfeld, so schön natürlich gemalt, daß man im Gesicht die Runzeln zählen kann. Die Plastik-Auswahl tendiert zum Briefbeschwerer. Der Gesamteindruck ist so, als ob man etwa jedes 35. Bild am Lehrter Bahnhof angekauft hätte. Man muß nur durch kluge Errechnung einen Schlüssel gefunden haben, der alle wichtigen Werke ausließ. Unterstützung der notleidenden Künstler ist gut, aber es kommt darauf an, die zu unterstützen, aus denen etwas wird und die schon etwas können. *Wäre es nicht besser, wenn die Stadt mit ihrem Geld, statt es hinauszuerwerfen, dem Staat helfen würde, die größte moderne Galerie Deutschlands weiter auszubauen?* Dann brauchte sie kein Haus und keinen Direktor und könnte doch Ruhm und Ansehen Berlins vergrößern. tz.

Auktionen in Frankfurt a. M. Bei Hugo Helbing, Frankfurt, werden Mitte April die Sammlungen Wertheimer (Porzellane, Möbel), Dr. König (Gobelins, Teppiche, Fayencen), Etzel (Chinesische und japanische Gemälde, japanische Farbenholzschnitte, Surimono), C. F. Stiebel (Chinesische Frühkeramik, ostasiatische Porzellane und Bronzen, siamesische Plastiken), Anfang Mai die Sammlung Ludwig von Gans (Gobelin, Gemälde, Sammlung persischer Fayencen), Sammlung Licht (Holzplastiken des Mittelalters und der Frührenaissance usw.) versteigert.

Nestor
QUEEN

UNSER GÜTESATZ NUR QUALITÄT

DIE LUXUS-CIGARETTE DER VORNEHMEN WELT.

SEIT 1865
IM HANDEL

10
3

MILD · AROMATISCH · SUSS

NESTOR GIANACLIS FRANKFURT AM MAIN
FABRIK FÜR DIE HERSTELLUNG FEINER QUALITÄTS-CIGARETTEN

Mutter Ey in Düsseldorf feiert Geburtstag.

So oft ist die heisere Ladenklingel in dem kleinen Laden am Hindenburgwall wohl noch nie gegangen, wie an diesem vierten März, an dem Mutter Ey ihren fünfundsechzigsten Geburtstag feierte. Morgens um sieben Uhr kam schon der erste Besuch, und dann ging es den ganzen Tag so weiter. Oberbürgermeister Lehr hatte einen herzlichen, persönlichen Brief geschickt, und da das Geburtstagskind in einem Interview den Wunsch nach einer Luftreise und der finanziellen Möglichkeit häufigen Theaterbesuchs geäußert hatte, so schenkte nun das Stadtoberhaupt einen Flugschein nach Essen und zurück sowie zwölf Theaterkarten zum beliebigen Gebrauch. Der zweite Bürgermeister,



Gert Wollheim

Frau Ey

Reuter, überbrachte persönlich die Wünsche der Stadtverwaltung, Vertreter der Akademie und der Künstlervereinigungen machten ihre Aufwartung, der Theaterintendant schickte einen freundschaftlichen Brief; sogar Henry van de Velde, der zufällig in Düsseldorf weilte, ließ es sich nicht nehmen, persönlich seine Glückwünsche auszusprechen; der alte Professor Spatz von der Akademie frischte Erinnerungen an die Zeit auf, in der die Kaffeestube in der Ratinger Straße unter Frau Eys Leitung der Treffpunkt der jungen, hungrigen, aber total abgebrannten Maler gewesen war; auch der Polizeiwachtmeister des Reviers erschien in voller Uniform und feierte die Jubilarin in wohlgesetzter Rede; das nebenan gelegene Postamt 8 reichte seine guten Wünsche schriftlich ein,

und der Leiter erbot sich, höchstselbst die durch den Frost in Unordnung gekommene Gas- und Wasserleitung unentgeltlich auszubessern; eine Wirtschaft in der Nähe schickte gegen 11 Uhr morgens ein leckeres, warmes Frühstück herüber. Es gab hunderte von Telegrammen und Briefen, einen Berg von Geschenken; die ganze Bude schwamm in Alkohol und Blumen. Den größten Beifall fand das Gedicht, das Max Ernst aus Berlin telegraphiert hatte:

„Großes Ey, wir loben Dich,
Ey, wir preisen Deine Stärke,
vor Dir neigt das Rheinland sich
und kauft gern und billig Deine Werke.“

Das letztere ist allerdings eben jetzt durchaus nicht der Fall gewesen. Der seit vielen Monaten sehnlichst erwartete „große Käufer“ war immer noch nicht erschienen; und so hatte das Geburtstagskind nicht einmal Geld genug, um den am Abend versammelten engeren Kreis der Freunde in eine Wirt-schaft einzuladen. Aber darin fand man sich mit gutem Humor, und bei belegten Broten und viel Schnaps blieb der Stil des Hauses bestens gewahrt. Später führte dann Mutter Ey, prächtig ausgestattet mit Mantilla, Schildpatt-kamm und Kastagnetten, unter lebhaftem Applaus ihren berühmten spanischen Tanz vor und entwickelte dabei ein Temperament und eine Beweglichkeit, um die Jüngere sie beneiden können. L. S. E.

Ausstellung von Fleischwaren im Harmonieklub. Nach Beendigung des praktischen Lehrgangs in der privaten Fleischerschule von der Heide zeigten am Sonntag die scheidenden Teilnehmer ihre Kunst in der Dekoration und Herrichtung feiner Fleisch- und Wurstwaren in einer ansprechenden Aus-stellung. Jeder der Schüler hatte sich ein Motto gewählt, das durch die ent-sprechende Herrichtung mit den Erzeugnissen des Fleischerhandwerkes kunst-voll versinnbildet wurde. So sah man u. a. das *Hermannsdenkmal*, die *Porta Westfalica*, eine *Hetzjagd*, ein *Idyll* aus Schleswig-Holstein, einen *Stier-bändiger* usw. Daneben all die zierlich geschmückten und peinlich sauber her-gerichteten Wurst- und Aufschnittwaren in der verschiedensten Form. Ueberall machte sich das Bestreben bemerkbar, dem kaufenden Publikum eine saubere, ausgesuchte Ware in schmackhafter Form anzubieten. Und man muß gestehen, daß dieser Versuch vollauf gelungen ist, wie die Preisrichter (Hotelbesitzer Petersilie und Obermeister Bolmahn) besonders hervorhoben. So konnte den sämtlichen Ausstellern das Prädikat „Vorzüglich“ unter Ueberreichung eines Diploms ausgestellt werden. In seiner Ansprache wies Hotelbesitzer Petersilie auf die Bedeutung der Dekoration im Fleischerhandwerk hin. Nur der, der das Beste vom Guten zu angemessenen Preisen liefere, könne im Ringen um die Existenz bestehen. Obermeister Bolmahn unterstrich die Worte des Vorredners und mahnte die Teilnehmer, der Innung und dem Fleischerhandwerk stets die Treue zu bewahren. (Aus dem Osnabrücker Tageblatt.)

Die Porträts aus der Berliner Gesellschaft, die wir in diesem Heft bringen, finden im nächsten ihre Fortsetzung.

Das Hauptwerk des neuen italienischen Dichters erschien soeben deutsch:
668 Seiten. Brosch. RM 7.—, Leinen RM 9.50

Zeno Cosini
Roman von ITALO SVEVO

In knapp zwei Jahren ist Svevo, wenn nicht berühmt geworden, so doch von der geistigen Oberschicht eingereicht unter die Besten, unter die Erneuerer der Erzählung und der seelischen Analyse, zwischen Proust und Joyce, der sein großer Freund war. „Zeno Cosini“ ist sein Meisterwerk. Nouvelle Revue Française. Die ungeschminkten Mitteilungen über sein Tribleben, über die oft nur undeutlich geahnten tiefsten Beweggründe seines Tuns machen den weitläufigen Roman zu einer fesselnden Lektüre. Kölnische Zeitung.

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung, wo nicht vorrätig, direkt vom

RHEIN-VERLAG

Deutsche Geschäftsstelle:
STUTTGART
Holzgartenstraße 7

Deutscher Mont-parnasse. U ber dem 14 è hängt eine künstliche Luft. Wenn man als Fremder hineinblickt, steht man erstaunt vor der großen Menge von Menschen, die man dort jeden Abend Sieht. Die Cafehausterrassen sitzen nur voll und um die Gäste vor der kalten Luft zu schützen, haben die Safehausbesitzer vor den Cafe's Glaswände aufgestellt und 4 bis 5 Co sôfen brennen den ganzen Tag mit heller Glut. Und OB es nun draussen schneit oder regnet, auf den terrassen wird immer über Kunst gesprochen, man laszt sich durch nicht stören. Im Winter stehen überall die Maronenverkäufer auf den Boulevards und sehr früh schon müssen die Cafehauslichten brennen. JA, es ist im Montparnasse sehr gemütlich. Im letzten Jahre sind manche groszen Café's entstanden und man braucht nicht in das Operquartier zu gehen um licht und Freude zu sehen. Auf den Straszzen stehen hunderte Taxis auf dem glatten Asphalt und 2 Glänzende Reihen Straszzebahnschienen winde zich wie Schlangen dadurch hin. Mit lauten grellen klang kloten die Tramkasten drohend an, die Menschen sitzen nebeneinander, ruhig wie puppon. Ein kurzen aufenthalt, ein drängen und schon geht es wieder weiter. Die Taxis setzen steigend ihre Motoren an und verschwinden am grauen horizont. Die Mitte der Strasse zittert von dem schôeren Verkehr aber auf den Terrassen zitzt man in Seelenruhe, drinkt seinen Cafécreme und iszt Kuchen. Die Kellner rennen mit groszen Tablett auf denen Flaschen un Gläser stehen, hin und her, eine dauern warme Atmosphäre hängt über den schnellsprechenden Menschen die täglich von der groszen Weltstadt aufgenommen werden in das Lebon der Groszstadt, das ohne Ruhe, ohnr Liebe ist... Das Quartier Montparnasse eignet zich gut um die Sorgen des täglichen Lebens auf einege zeit zu vergessen. In den einladenden, lichten Cafés des Boulevard Montparnasse, sitzen immer Menschen aus allen Weltteilen zusammen. Japaner, Neger, Amerikanen, Engländer usw, aber sehr wenig Franzosen. Die haben ihr eigenes Quartier. Man hört viel schwedisch und scandinavisch sprechen, man kann die Zeitungen aller Lânder dort lesen. Nun friert es und die Luft ist schwehr von Schnee. Die breite atcasze trägt alles, sie weisz was über sie hinweg geht, viel Menschenjübel aber auch viel Leid, sie trägt alles durch Schnee, Regegrau und Sonne und... ist stille. Die Sterne oben in der schwarzen Luft mürten auch viel zu erzählen haben, aber nun ist es dunkel und schon komen die dicken Flockszen und setzen zich auf Menschen, Häuser und schwarze Bäume, wie Gespenster, die wie Leichen neben den lebendigen Cafés auf den Boulevards stehen. Die Menschen fange an scheller zu gehen, oder setzen zich in die immer vollen Café's. Die Kellner schenken in dicken Strahlen den heiszen schwarzen café in die gläser und man ruht einige zeit aus und wenn man nach einer Stunde wieder nach drauszen komt scheint es, als ob die ganze Welt weisz ist wie ein Märchen. Weisz sind die straszzen und die recht stillstehenden Häuser mit ihren Fensteraugen. Die drohenden Bäumenleichen strecken die Arme in die luft hinauf wo all das weisz her komt. Montparnasse ist begraben unter einem weiszen Tuch wie ein Märchen.

Wandervogel.

(Deutscher Beitrag aus der Zeitung „Le Mont-Parnasse“, Paris.)

Sensationen. Der Arrestkübel als Blitzableiter. Am 30. November wurde der in Wr.-Neudorf, Wiener Straße 30, wohnhafte Hilfsarbeiter Leopold Nentwich wegen gefährlicher Drohung und öffentlicher Gewalttätigkeit mit Beihilfe der Gendarmerie Neumödling in den Arrest gesetzt. Während der Internierung hat Nentwich den Zinkkübel im Arrest in boshafter Weise beschädigt. Nentwich hat nach seiner Entlassung den Schaden jedoch ersetzt.
Herabgerissener Papierkorb. Am 3. d. M. wurde von unbekanntem Tätern der an der Ecke Marktgasse—Enzersdorfer Straße befindliche Papierkorb gewaltsam heruntergerissen und liegengelassen. (Wiener Waldpost.)

Mistbeetfenster, neu, aus Festspielhausfenstern gemacht, Größe 90×2,90, billigst abzugeben. Stauffenstraße 9, Tel. 1051/8. (Salzburger Volksblatt.)

Für Sexualforscher. Unter Nr. 1344 findet sich in dem Antiquariatskatalog „Schöne Literatur“ von Köhler, Leipzig, folgende Anzeige: „Schidlof, B. Das Sexualleben der Australier und Ozeanier. gr. 8° Leipzig 1911, brosch. 6.50. — Das einzige Buch, welches sich mit dem Sexualleben dieser Naturvölker befaßt und Kunde gibt von der zügellosen Gier, mit welcher sich die Wilden ihrem Sexualinstinkte überlassen.“

Die Preußische Staatsbibliothek besitzt dieses Buch. Es gilt aber seit langem als „vermißt“.

Brennende Fragen der Gegenwart

werden in unserer Serie der fesselnden Romane behandelt

I. Band

Im Schatten des elektrischen Stuhls

Roman von Lawrence H. Desberry
252 Seiten, broschiert 3.50 RM, Leinen 4.80 RM

Dieses Buch ist mit seiner rein menschlichen Gesinnung und seiner mutigen Aufhellung aller Vertuschungen im höchsten Grade aktuell. Denn Desberry führt nicht nur ein Einzelschicksal bis an die Rampe des elektrischen Stuhls; er läßt vielmehr seinen Schatten über ganz Amerika, über die gesamte kultivierte Welt fallen. Dies ist der Brennpunkt, um den eine unsagbar aufpeitschende Erzählung — oder Berichterstattung menschlich ergreifend sich aufbaut.

II. Band

Der geschlossene Ring

Roman von Frank Arnau. 384 Seiten, broschiert 3.50 RM, Leinen 4.80 RM

Die Haltlosigkeit des Indizienbeweises ist in diesem abenteuerlichen Buch mit größter Eindringlichkeit dargelegt. Der Mut Frank Arnaus, dort, wo es sein muß, auch unliterarisch zu sein, vermindert nicht, sondern steigert sogar die Prägnanz der psychologischen wie auch rein juristisch äußerst scharfen Folgerichtigkeit seiner Personen und Handlungsmomente. Das Werk wird man in der heftigen Debatte um den Indizienbeweis nicht übersehen können.

Die Sammlung wird fortgesetzt. Man verlange Sonderprospekte!

MERLIN-VERLAG IN BADEN-BADEN

Der Schrei nach dem literarischen Kind. Die „Literarische Welt“ veröffentlichte ein Rundschreiben, das sie an sämtliche Mitglieder der Sektion für Dichtkunst der preußischen Akademie der Künste gesandt hat. Der Vorschlag, der hier gemacht wird, ist kurz folgender: Jedes Mitglied der „Sektion“ erklärt sich bereit, sich einen *literarischen Pflegesohn* zu erwählen. Die Verpflichtungen des Adoptivvaters sind nicht materieller, sondern moralischer Art; er soll seine ganze kritische, pädagogische und publizistische Kraft und seine ganze Autorität dafür einsetzen, dieses *eine* Talent, zu dem er sich bekennt, zu fördern, zu pflegen und zur öffentlichen Geltung zu bringen. Die „Literarische Welt“ selbst will in diesem Adoptivverhältnis gewissermaßen den Alimentenverwalter spielen, indem sie dem Vater zur literarischen Unterstützung und Propagierung des Sohnes den Raum zur Verfügung stellt. Ein Plan, der bei den Mitgliedern der Akademie begeisterte Zustimmung finden wird. Man denke nur an Alfred Döblin, der erst kürzlich über die Hochpöppelung der Jungen und Jüngsten bemerkenswert markige Worte sprach.

Aber man hat doch einige Fragen: was geschieht mit den armen jungen Dichtern, die zufällig keinen Pflegevater finden? Will die „Literarische Welt“ für diese ein Waisenhaus gründen? Mit Anstellungsmöglichkeit in einem ebenfalls zu gründenden literarischen Protektions-Wirtschafts-Verband? Sind andererseits Akademie-Mitglieder, besonders solche mit Vollbärten, berechtigt, mehrere Pflegesöhne zu versorgen? Was macht nun aber Thomas mit Klaus? Wird er sich endgültig zu ihm bekennen? Und wann wird der Kleine mündig? Wann hat der Vater das pensionsfähige Dienstalter erreicht und kann sich von seiner Vaterschaft erholen? Besteht alsdann umgekehrt Unterhaltungspflicht des Jungen für den Alten? Können Pflegesöhne ausgetauscht werden, falls es doch das liebe Publikum eines Tages satt wird, daß stets derselbe Vater denselben Sohn präsentiert? Das ist schon im öffentlichen Leben langweilig genug, und gar in der Literatur? Wie gedenkt man eine Palastrevolution der Väter zu unterdrücken, wenn es heißen wird: haust du meinen Pflegesohn, hau ich deinen Pflegesohn? Sind die Pflegesöhne eo ipso Nachfolger der Väter in der Akademie? Wie beruhigend, diese Perspektive einer zärtlichen Literaturfamilie im Gegensatz zu den Zeiten, wo die Jungen immer glaubten, gegen die Alten anrennen zu müssen. Jetzt werden sie im Gegenteil schleunigst zu verpflichten sein, ihrerseits für Pflegesöhne aus den Reihen dichtender Pennäler zu sorgen und ihren Pflegevater zum Großpapa zu machen.

Inzwischen empfehlen wir allen Akademikern, die literarischen Wahl- und Pflegesöhne als Mascotte hinter die Scheibe des Autos zu hängen, en miniature zum Frack ins Knopfloch.

Fritz Gaußp.

Die Rothschilds. Der Aufsatz von Duchesse Clermont-Tonnère ist aus ihrem Memoirenbuch „*Au temps des équipages*“ (Edition Grasset, Paris) ausgewählt von E. L. v. Studnitz, übersetzt von Eva Maag.

Stroheim, der Mann, den man gern haßt.

Er heißt einfach „Von“, und wer „Von“ ist, weiß heute jedes Hollywooder Kind. Erich von Stroheim, das war zu umständlich. Sie rissen das „Von“ aus seinem Namen und nennen ihn mit besonderer Vorliebe nur mehr so — gleichsam als wollten sie auf diesem Rummelplatz der Parvenüs mit den drei adligen Buchstaben protzen. Dabei sprechen sie dieses „Von“ wie „one“ — eins — aus. Und wenn man, Greenhorn noch in Hollywood, etwa fragt: warum nennt ihr Stroheim „one“? — dann bekommt man zur Antwort: weil jede Firma mit ihm nur *einen* Film drehen kann, nachher ist sie nämlich schon pleite.

Das ist das Großartige an Stroheim: seit 15 Jahren geht man pleite an ihm; seit 15 Jahren steckt man immer wieder Millionen in ihn; sagt nichts, wenn er Jahre an einem Film herumbastelt, den er dann plötzlich aus Ueberdruß stehen läßt; sieht geduldig zu, wie er sechs Wochen lang an einer einzigen Liebesszene arbeitet, Länge, unter Brüdern, 12 Meter; zahlt schwere Dollars den Stars, Extras und Atelierarbeitern, alles läuft einen ganzen Monat beschäftigungslos herum: nur weil „Von“ noch nicht in der richtigen Stimmung ist.

Trotzdem hält man sich Stroheim — wie man Kakteen hält oder dekadente Windspiele. Aus Respekt vor seinem so einzigartigen Können glaubt man ihm sogar seine Stimmungen. Läßt ihn nicht gehen: vielleicht auch aus Scham vor so viel Nüchternheit rundum. So aber hat man Chaplin und „Von“, hat zwei Genies voller Launen und Spleens — fabelhaft, nicht? Ganz wie in Europa.

*

Nach Amerika kam Stroheim schon vor dem Krieg. Warum, das sagt er nicht. Er war vorher aktiver österreichischer Offizier. Einmal in New York, mußte er sich ein wenig umstellen: sein amerikanisches Debüt gab von Stroheim als Fliegenpapier-Verkäufer in Newark. Paar Monate später balancierte er Gulasch im Little Hungarian Restaurant in der berühmten Houstonstreet. Dann legte er Schwellen für die Eisenbahn. Schlug sich so als Arbeiter durch nach dem Westen. Und wurde schließlich Fährmann auf dem Lake Tahoe in Nordkalifornien. Im Süden, nur ein paar Dutzend Kilometer entfernt, schoß gerade Hollywood aus dem Boden: man kurbelte bares Geld.

Sein Aufstieg ist rasch erzählt. Eine Filmgesellschaft kommt an den

GESCHICHTE DES KUNSTGEWERBES ALLER ZEITEN UND VÖLKER

SOEBEN ERSCHIEN DER ZWEITE BAND DER

In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten
herausgegeben von Dr. H. Th. BOSSERT

**VERLAG
ERNST WASMUTH A. G.
BERLIN W 8**

In dem Band werden behandelt: Die Kulturen Nord-, Mittel- und Vorderasiens sowie Afrikas und Amerikas. Das gesamte Werk ist in 6 Bände eingeteilt. Jeder Band umfaßt annähernd 400 Seiten mit etwa 1000 Textabbildungen sowie 28 Sondertafeln, von denen 8 farbige Wiedergaben zeigen. Preis pro Band in Halbleder gebunden 42 Mark. Diese Geschichte des Kunstgewerbes ist eine notwendige Ergänzung jeder Kunstgeschichte.

Lake Tahoe. Stroheim tut mit, verdient auf höchst einfache Weise Geld, die Sache mit dem Kurbelkasten gefällt ihm, er schließt sich den Leuten an und kommt mit ihnen nach Hollywood. David Wach Griffith dreht gerade einen „Alt-Heidelberg“-Film. Stroheims Gesicht paßt wundervoll: er statiiert als Korpsstudent. Im Atelier ist einmal Streit: Griffith ist mit den Medaillen nicht zufrieden. Stroheim meldet sich, zeichnet sachkundig echte Heidelberger Medaillen und avanciert sofort zum technischen Beirat mit dreifacher Gage. Dann wieder verwendet ihn Griffith als Schauspieler in „Herzen der Welt“. Stroheim spielt einen deutschen Offizier. Zum ersten Mal schafft er eine erbarmungslose Type, die deutlicher gegen Krieg und Militarismus spricht als tausend Worte. In Amerika fixiert man ein Schlagwort auf Stroheims Offizier: *the man you love to hate* — der Mann, den man gern haßt. In Deutschland brandmarkt man ihn als Ueberläufer, Verräter, Kriegshetzer.

*

Stroheim steht vor Laemmle, dem Allgewaltigen der Universal: lassen Sie mich einen Film machen, ich brauche 5000 Dollar. Ein Amerikaner hätte ihm ins Gesicht gelacht: größenwahnsinniger Statist! Laemmle ist Deutscher. Wie da ein Oesterreicher vor ihm steht und Pläne entwirft, begeistert von sich selbst — fühlt Laemmle Funken. Er gibt das Geld, die 5000 Dollar. Und gibt noch 30 000 drauf. So viel kostet Stroheims erster Film, „Blinde Ehegatten“. Stroheim schneidet den Film. Führt ihn Laemmle vor. Von der kleinen Leinwand schreit Neues, Originelles. Alle Konventionen auf den Kopf gestellt. Alles anders angepackt. Laemmle schüttelt den Kopf: lieber Stroheim, Sie sind uns um 5 Jahre voraus!

Aber er gibt ihm wieder Geld. Stroheim macht den „*Teufels-Schlüssel*“, macht „*Närrische Frauen*“. Manuskript, Regie, Hauptdarsteller: Stroheim. Immer als Offizier, als österreichischer, russischer. Immer „*the man you love to hate*“. „*Närrische Frauen*“ haben eine Million gekostet. Kommen verstümmelt in Berlin heraus. Man lacht. Stroheim nennt man noch immer einen Kriegshetzer und einen Narren obendrein. Stroheim beginnt drüben „*Rummelplatz des Lebens*“, baut den ganzen Wiener Prater auf. Sehnsucht nach der Heimat verzehrt ihn. So baut er sich wenigstens ihre Kulissen auf, zum Trost... Den Film dreht er nicht zu Ende. Läuft Laemmle davon, zu Metro-Goldwyn-Mayer. Macht „*Gier nach Geld*“.

„*Gier nach Geld*“ läuft genau einen Tag im Ufa-Palast am Zoo. So einen Film-Skandal hat es in Berlin noch nie gegeben. Man greift sich an den Kopf: er ist uns um 5 Jahre voraus. Unabhängig von den Russen, dreht er schon vor ihnen russisch. Ahnt schon so etwas wie Bildschnitt und Montage. Dreht in Assoziationen. Und entlarvt zum ersten Male: so ist eine Hochzeit, so ist ein Begräbnis in Wirklichkeit. Sternheim-, nein, George-Grosz-Typen stehen da, ihre brutalen Gedankengänge vor den Stirnen. Die bannt Stroheim!

Mit der „*Lustigen Witwe*“ hatte Stroheim seinen ersten großen Erfolg. Ein Erfolg auch für die Kassen, sein einziger. Sein vorletzter Film, „*Der Hochzeitsmarsch*“, kostete Millionen. Es ist ein Unglück: man holt „*Von*“,

macht Vertrag, er schwört bei allen Göttern, nicht mehr als 500 000 Dollar zu verbrauchen, nicht länger als drei Monate zu drehen. Und in dem Augenblick, wo er das Megaphon wieder in der Hand hat, wieder im Regie-Stuhl sitzt, hat er alles vergessen. Kommt nicht los von Details. Dreht, so erzählt Pommer, einen Kuß sechs Wochen . . . Die Lindenblüten, die auf die Küssenden fallen müssen, fallen und fallen ihm nicht gut genug. Die Produzenten schimpfen und rücken immer wieder mit neuem Geld heraus. Oft zahlt „Von“ die Nach-Aufnahmen aus eigener Tasche, wie ein reicher Dilettant! Tausende Meter werden verdreht, ganze Straßenzüge aufgebaut und wieder abgerissen. Chaplin, der ewig suchende, experimentierende, kritische Chaplin ist die Zielbewußtheit selbst im Vergleich mit Stroheim. „Von“ stellt das Atelier auf den Kopf. Da holt man einen anderen Regisseur, läßt das Ding Hals über Kopf zu Ende kurbeln. Nur Schluß damit.

Dennoch läßt sich's mit ihm arbeiten. Der letzte Film, „Queen Kelly“ mit Gloria Swanson, hat nur zehn Wochen gedauert! Man war klug genug so den Vertrag zu machen: Stroheim bekommt für Manuskript und Regie 100 000 Dollar. Aber der Film muß binnen 10 Wochen fertig sein. Sonst dreht man auf Stroheims Kosten weiter. Und er wurde fertig, einen Tag vor Ablauf der Frist. Die Swanson spielt eine Bordell-Mutter, der Film soll großartig sein. (Uebrigens gab es nachträglich doch noch einen Krach: Stroheim weigerte sich, eine Tonfilm-Einlage nachzudrehen, weil er nichts von Movietone hält. Prozeß mit der Swanson. Edmund Goulding, der von „Anna Karenina“, macht die Tonfilm-Szene.)

*

Stroheim ist ein armer Mann. De Mille, Griffith, Lubitsch wissen nicht, wohin mit ihrem Geld. Murnau hat sich eine Yacht gekauft und will ein Jahr zwischen Japan und Kalifornien kreuzen. Stroheim wohnt mit seiner Familie in einem einfachen Häuschen und fährt einen Vier-Zylinder-Wagen. Der reine Tor von Hollywood.

Leute, die aus Hollywood kommen, berichten: Stroheim will nach Hause, aber ihm fehlt der Mut: wie wird man in Deutschland empfangen?

Billie Wilder.

DER NEUE ROMAN

BALDER OLDEN

Das Herz mit einem Traum genährt

„Balder Oldens Bücher haben etwas eminent Männliches: jene undefinierbare Eigenschaft, die aus der Mischung von Kraft und Zärtlichkeit entsteht.“ Vicki Baum

In Leinen Mark 6.50

UNIVERSITAS-VERLAG / BERLIN

EGOISTISCHE BETRACHTUNG

Von *Max Kolpe*

Manchmal möchte ich ein Weib sein
und dann mein eig'ner Kavalier.
Ich liebe mich nicht mit andern Weibern ein,
sondern verkehrte nur mit mir.
Ich würde mich schrecklich lieben,
denn ich bin ausgesprochener Egoist.
Nur ist mir bis heute ein Rätsel geblieben,
wie man sich selber küßt.
Aber ich kniffe
mich dafür blau,
was für moderne Begriffe
genau so erotisch ist.

Morgens spiele ich Klavier — vierhändig.
Nachts schreibe ich ihre schlechten Gedanken.
Täglich kann ich mich inwendig
grundlos mit mir zanken.
Unbehelligt fahre ich Taxe I mit zwei Personen.
Wenn ich ihre Kleider trage,
kann ich meinen Anzug schonen.
Wenn ich mir Aufwiedersehn sage,
werde ich mich nicht los.
Ich esse doppelte Portionen
an jedem Tage,
und mein Leibesumfang wird genau
doppelt so groß.

Ich habe ein sexuelles Erlebnis —
ohne Schändung meiner Ehre.
Und das Ergebnis
ist, daß ich als Jungfrau
Zwillinge gebäre,
und zum Schluß
mir selber Alimente zahlen muß.

Der alte Börseaner Sternheim zu seinem Sohn Carl: „Ohne Rücksicht auf meine väterlichen Gefühle oder Geldzuwendungen mißbrauchtest Du mich **schnöde** als Vorbild für Deinen „Maske“!

Carl Sternheim: „Niemals ist es Gott gelungen in Dir oder einem Deiner Vorfahren ein der Eleganz und Besessenheit meiner Geschöpfe ebenbürtiges Wesen zu schaffen.“

Erdgeist.

Von *Sling*.*)

Wo diese Lulu lernte, Männer zu vernichten, ging aus der Gerichtsverhandlung nicht hervor. Leider war sie selbst nicht anwesend, sie zog der Anklagebank einen vermutlich sehr fröhlichen Aufenthalt in Paris vor, bei dem sie, wie man annehmen darf, auch weiterhin zahllose Männer ruiniert. Geboren ist sie in Dingolfing in Bayern als Tochter eines Tagelöhners, kann nicht orthographisch schreiben und heißt Maria Fürst — was ihre Liebhaber veranlaßte, sie Fürstin zu nennen. Ob a conto dieses Fürstinentums Hochstapeleien versucht wurden, wurde nicht recht ersichtlich. Gelegentlich erhob man sie sogar zur Göttin. Aber als Göttin bekommt man nichts geliehen, und in diesem Punkte wäre sie sicher freigesprochen worden. Schade, daß sie nicht auf der Anklagebank saß. Man hätte sich doch so gern hinreißen lassen.

So mußte man sich mit den beiden Männern begnügen, die sie unglücklich gemacht hat. Der eine erschien im Krankenkittel des Gefängnislazarets als Angeklagter, der andere, der die ganze Sache zur Anzeige gebracht hatte, war der Hauptbelastungszeuge. Zwei hörige Männer, aber wenn man zuweilen glauben mochte, sie seien aus einem Romankapitel Balzacs herausgeschnitten, so mußte man sich bald korrigieren. Auch in der Dämlichkeit fehlt ihnen der Zug zur Größe.

Der kranke Mann auf der Anklagebank, ein weicher, nicht unsympathischer Ungar, angeblich Journalist. Wenn man ihm glauben soll, so hat er mitten in der Inflation das Glück gehabt, 60 000 Dollar zu erben, die er teils in Spekulationen in Griechenland an den Mann, zum anderen Teil an Lulu brachte. Er hatte in Berlin längere Zeit eine Wohnung, später übersiedelte er mit der Geliebten in eines unserer ersten Hotels. Frau und Kinder hatte er außerdem, aber nicht in Berlin. Einige Monate lang hatte er in einer der größten Berliner Industriefirmen eine glänzend bezahlte Stellung. Und wenn er Dollars wechseln wollte, ging er zu dem angesehensten Berliner Privatbankhaus und freundete sich dadurch mit einem der jüngeren Kassierer an; nennen wir diesen Herrn Knopf. Auf diese Weise lernte auch Lulu Herrn Knopf kennen und machte ihn sich untertänig. Es muß eine schlimme Zeit für den kranken Ungarn gewesen sein. Aeüßerlich lebte er in Saus und Braus, hatte im Hotel mehrere Zimmer, besaß zwei Autos. Aber nicht er durfte als der bevorzugte Liebhaber Lulus auftreten. Er war durch Lulus majestätisches Gebot zum Diener degradiert, mußte in einer Livree herumlaufen. Tafelten Knopf und Lulu in einem Restaurant, so mußte — nennen wir ihn August — als Diener erscheinen und melden: „Das Auto ist vorgefahren.“ Wenn August Herrn Knopf ein Buch überbringen mußte, so wurde er nicht etwa zum Sitzen aufgefordert, sondern nach langem Warten an der Tür grob abgefertigt. Ja, der reiche August, der vormittags seine Devisen einwechselte, bekam abends 5 Mark Trinkgeld, lediglich als Symbol seiner Erniedrigung. Und wenn August Herrn Knopf nicht freiwillig die Hand küßte, so wurde mit der Peitsche gedroht.

*) Aus dem im Ullstein-Verlag erschienenen Buch „Richter und Gerichtete“ des unvergeßlichen *Sling*.

Ueber all diese traurigen Lebensumstände beklagt sich eigentlich weniger August als Knopf. Der nämlich gab seine gute Stellung in dem vornehmen Bankhause auf, verpflichtete sich für die Berliner Filiale einer inzwischen verkrachten Hamburger Bank, an deren Ruin er nicht unbeteiligt gewesen sein soll. Heute behauptet er, 120 000 Goldmark der Fürstin geopfert zu haben. Auf die Frage, wie er zu dem Geld gekommen sei, verweigert er nach einigem Hin und Her die Aussage. Jedenfalls hat in dieser Sache ein Verfahren gegen Herrn Knopf geschwebt — über den jetzigen Stand der Angelegenheit konnte nichts Genaueres festgestellt werden.

Knopf aber, um sich für die Vernichtung seiner Existenz als anständiger Kaufmann zu rächen, zeigte Lulu und August wegen Betrug an. Er behauptet, Lulu und August hätten sich überhaupt nur zusammengetan, um ihn auszubeuten. Das Geld, das er gegeben, sei nur ein Darlehen gewesen.

Knopf und August machen den Eindruck zweier Kleinbürger, denen die Großartigkeit ihrer Liebe weit über den Kopf gewachsen war. Den Hauch der großen Welt verspürten sie erst aus den Sarkasmen des Richters. Und als Knopf beteuerte, daß er mit der Rückzahlung des Geldes gerechnet hatte, muß er das Wort des Richters hören:

„Wo die Liebe anfängt, hört die Rückzahlung auf.“

Der jugendliche Staatsanwalt eifert:

„Auch durch die Liebe wird der Tatbestand des Betrug nicht aufgehoben.“

Aber der Richter schüttelt den Kopf und sagt:

„Es ist ein Milieu, in dem alles vorkommt, nur kein Betrug.“

Und während der junge Staatsanwalt mit Todesverachtung auf 2 Jahre 4 Monate Gefängnis plädiert, kommt das Gericht zum Freispruch.

Erziehung zur literarischen Leistung. Gründliche Kenntnis von einem Vakuumapparat und wie man ihn verkauft, erscheint mir eine der wichtigsten Vorbedingungen für literarische Betätigung. Wenn man mich fragen würde, welche Beschäftigung in zwölf Jahren der Arbeit — schreibend oder verkaufend — mir am nützlichsten gewesen ist, so muß ich ohne Zaudern antworten: die drei Wochen, die ich damit zubrachte, Vakuumapparate auf abgenutzten türkischen Teppichen auszuprobieren und sie zu verkaufen.

(Author and Journalist, Colorado.)

**KUNSTSCHAU
A. BLUMENREICH**

ALTE u. MODERNE MEISTER

BERLIN, W. SCHÖNEBERGER UFER 27

sucht

Adenbach, Böcklin, Defregger, Feuerbach,
Friedrich, Gallegos, Gebhardt, Grützner,
Jutz, Kauffmann, Knaus, Kröner, Leibl,
Leistikow, Liebermann, Lier, Marées,
Menzel, Munkaczy, L. Richter, Schleich,
Schuch, Schwind, Segantini, Slevogt,
Sperl, Spitzweg, Thoma, Trübner, Uhde,
Vautier, Voltz, Waldmüller, Zügel usw.
sowie französische Impressionisten

BUCHER - QUERSCHNITT

RUD. JAK. HUMM, *Das Linsengericht. Analysen eines Empfindsamen.*
Urban-Verlag, Freiburg i. Breisgau.

Das Buch ist klar und tapfer intellektuell, von jener fluidalen Intelligenz, die sich in Nervengeflecht verwandelt hat, mit der Nase, mit der Zunge intellektuell ist, mit zerebralem Sexus, erotischem Hirn. Bei der Einfahrt in eine neue Gegend sagt er: „Ich atmete einen neuen Menschenverstand.“ Und von sich: „Mein Wuchs ist günstig, ich sehe die Leute im Winkel schräg von oben.“ So sieht dieser irrationale Mathematiker, diese aufgehobene Größe, dem natürlich von den Modernen vorgehalten wird, man müsse exakt sein, sich und seine Leute. Vierzehn Tage Skiferien, ein paar Menschen durcheinander, Holländer, Juden aus Polen, in Bombay, in Italien Geborene, alle ins Schweizerische integriert, und eingewachsene Schweizer, in leichtester Substanz geformt, immer in eine präzise Gedankenlandschaft hingestellt, von ein wenig Erotik, Sport und dem Schicksal geschüttelt. Mit Lebenskenntnis, Klugheit, Güte, Ironie und „Weitmut“ behandelt. Modern gegen das Moderne und — vielleicht schon ein wenig Windmühlenkampf — Kritik an neuer Architektur, Revolution der Jugend und wie sich all die Ueberschätzung nennt. Das ist beileibe kein Roman, aber etwas viel Besseres, meine ich. Soviel an Gestalt, Einsicht, feinsten Unterhaltung, Geist, Standpunkt kommt heraus. Und was für ein selten gehörtes, körperliches, biegsames, ozonreiches, deutsches Deutsch. Da spricht ein Mann, reif, männlich und zart. Sollte das, wie es scheint, ein Erstlingsbuch sein, dann ist allerhand und Bedeutsames zu erwarten.

E. Schw.

ARNOLD ULITZ, *Aufruhr der Kinder.* Roman. Propyläen-Verlag, Berlin.

Auch ohne die kraftvolle Individualisierung durch einen Roman und die dadurch erreichte größere Eindringlichkeit des Erzählten müßte das Buch von Ulitz das öffentliche Gewissen aufs tiefste erregen, denn es handelt von der Schuld der Erwachsenen an den wehrlosen Kindern, den Kindern in den Waisenhäusern, die in Zucht, aber ohne Liebe aufwachsen. Aufwachsen? Von der Dummheit, der Roheit und Schlimmerem noch zu Krüppeln gemacht werden. Man hört hie und da einmal davon, in Interpellationen der politischen und kommunalen Vertretungen, und die verantwortlichen Stellen versprechen Untersuchung, erklären, das alles sei nicht so schlimm, und die Angelegenheit wird in die Akten gelegt. Ulitz hat die Akten verlebendigt. Und er hat mehr als das getan. Er hat kraft seines großen Vermögens figürlicher Gestaltung das, worum es sich hier handelt, in die größte Nähe gerückt, in die stärkste Deutlichkeit. Der Leser kann dem lebhaft geweckten Interesse an diesen Schicksalen, das ihn gefangen hält als ein Einzelnes, nicht mehr entfliehen bis er das Ganze erkennt. Auf dem Umweg über einen mit höchster Kunst geschriebenen Roman, der spannendste Lektüre ist, wird er menschlich ergriffen und kann im weiteren Effekt dieses Buch nicht nur ein sehr gutes Buch sein lassen. Es ist eine Tat und muß Tat auswirken.

Franz Blei.

HILAIRE BELLOC, *Die Juden.* Uebersetzung und Nachwort von Th. Haecker. Verlag J. Kösel & F. Pustet, München.

Trotz bedeutenden Aufwandes an gutem Willen und relativer Sachlichkeit, trotz vieler kluger Feststellungen gibt dies Buch, das ein katholischer Engländer, d. h. ein Patriot und Dogmatiker mit Mut und Ueberzeugung schrieb, nur ein utopisches Programm; auch rückhaltlose Anerkennung jüdischer Sondernationalität, wie sie der Autor vorschlägt, könnte das Problem nicht aus der Welt schaffen.

L. Th.

REMY DE GOURMONT, *Die Physik der Liebe*. Ein Essai über den sexuellen Instinkt. Deutsch von Rudolf Brettschneider. Hyperion-Verlag, Leipzig.

Nennt sich bescheiden einen Essai und ist in Wirklichkeit eine immense Leistung an Sammlung und vergleichender Gegenüberstellung eingehendster Beobachtungen der Sexualbräuche aller Lebewesen. Außerordentlich interessant und aufschlußreich im Tatsächlichen und den daraus zu ziehenden Folgerungen, denn er läßt sich nicht durch die Vorstellungen des mit seiner „Moral“ „wahnsinnigen und unberechenbaren Menschen“ irritieren, sagt u. a. „Die Beobachter der Gewohnheiten der Tiere verfallen regelmäßig in das Vorurteil, den Tieren Leitprinzipien zuzusprechen, die eine langdauernde, philosophische und vor allem christliche Erziehung der widerspenstigen menschlichen Folgsamkeit eingeprägt hat.“ Ein unendlicher Reichtum an Material, neben dem das Kama Sutam und gar van de Velde zusammenschrumpfen zu belanglosen Unvollkommenheiten, die hier ihre Quelle, Erklärung und Rechtfertigung finden und einen Rahmen, in dem sie fast verschwinden. Und last not least diese Gelehrtenarbeit in einer Sprache, so geistreich und elegant, daß sie auch in der Uebersetzung noch entzückt. *Schi.*

DALE COLLINS, *Feuerprobe (Ordeal)*. Roman. Th. Knaur, Berlin.

In der Serie dieser Romane kann nicht alles vom Golde der Hergesheimer und Mary Burden sein. Auch nicht vom Silber O'Flahertys. Man muß auch das Blech Zane Greys konzedieren, um des edleren Metalles willen. Zum Blech gehört dieser Collins nicht, durchaus nicht. Der Diener, der die Herrschaft in seine Macht bekommt und nun den Herrn über die Herren losläßt, das ist ein guter Vorwurf, spannend erzählt, banal gelöst. Lesenswert. Warum entschließt sich dieser große Verlag nicht, mit diesem unsinnigen Leinenband zu brechen, an dem die Schriftsteller zugrunde gehen, weil die Großbindereien verdienen wollen? Absatz und Verbrauch unserer Bücher würden sich verzehnfachen, wenn unsere Belliteratur broschiert auf den Markt käme. Was so dauerhaft ist, daß es gebunden verwahrt sein will, das entscheidet weder Verlag noch Buchbinder, sondern die Zeit. *F. B.*

JACK LONDON, *Siwasch*. Dreizehn Erzählungen. Berlin, Universitas.

Man möchte den Novellen Londons vor den Romanen den Vorzug geben. Das Ungewöhnliche seiner Landschaft und seines Milieus, Alaska, Westkanada, die Goldsucher, die Lachsfischer, die Baumfäller, das ist im Episodischen stärker als im langen epischen Ablauf. Diese abenteuernden Leben halten keine bestimmte Linie fest, an der lang sich der Romancier tasten kann. Aber sie haben ihre vom Blinkfeuer des Ungewöhnlichen getroffenen famosen Augenblicke. Die werden rasch notiert. Behalten ihre Frische. Die komponierten Romane, so unterhaltend sie sind, zerfallen leicht in Einzelhaftes, um das herum geschrieben wird. „Krieg der Frauen“ in diesem Bande könnte (höchstes Lob) von Tschechow sein. *Blei.*

KARIN MICHAELIS, *Bibi. Das Leben eines kleinen Mädchens*. Mit acht farbigen Bildern und über hundert Zeichnungen von Hedwig Collin und Bibi. Herbert Stuffer Verlag, Berlin.

Ganz großes Ereignis in der Kinderliteratur. Und zeitgemäß mal ein weiblicher kleiner Abenteurer: so tapfer, so liebenswürdig und so erfolgreich wie der kleine Lord oder der Held von Stevensons Schatzinsel. Ganz Dänemark wird lebendig in den Vagantenfahrten von Klein-Bibi, aus ihren Briefen und ihren Zeichnungen. Und so voller Eifer und Spannung machen wir mit, daß wir am Schluß — der keiner ist — aufatmen, wenn wir hören, daß dies Buch das erste einer Serie ist. Wir warten auf die Fortsetzungen. *Schi.*

SUSANNE TRAUTWEIN, *Zauberflöte*. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Drei Novellen, zusammengehalten durch einen Namen und ein Datum: Mozart 1791. Zauberwelt der Oper und ordinäres Geschehen sollen durcheinander fühlbar werden. Ein unverkennbares Schreibtalent und viel Schreibkultur. Aber das verführt sich selbst und will vor der Zeit gebären, und so bleibt es bei der Blutarmut unausgetragener Geschöpfe. Der ärgerlich fühlbare Wunsch, um alles in der Welt besonders zu schreiben, bedroht Gestalt und Sinn ständig mit Absturzgefahr ins Wesenlose. Hinter der angestregten Gekonntheit vermutet man schließlich, daß das alles doch viel feiner empfunden als geschrieben ist und irgendwo wahrscheinlich, hoffentlich ein Kern echten Wesensstil steckt. Ein paar Sätze energischerer, geistigerer Prägung sprechen dafür. Der stark bemühte Dialekt hat allerdings etwas Papierenes, Philologisch-Hergeholtes und verfehlt das Wichtigste: Suggestion des Phonetischen. Hofmannsthal macht das noch immer mit zarteren Mitteln und fester. Das letzte Stück, die Todesverkündigung, Verflechtung dumm-mechanischens mit dumpf-höherem Geschehen, hat stärkeren Atem, etwas vom Mozartischen Schauer des Komturschrittes und eine, wenn auch letztlich wieder verspielte Bedeutung. Es wäre sinnlos, Einwände zu machen und gereizt zu sein, wäre man nicht auch interessiert für das, was zu spüren ist, Talent und etwas Selteneres: Geist. Und so wünscht man, die Verfasserin möge es sich nächstens recht schwer machen.

E. Schw.

RACHILDE, *Das Weibtier*. Roman. Bruns Verlag, Minden.

Mit siebzehn Jahren schrieb diese Frau adeligen Blutes ein paar ganz zerebral perverse Romane wie Madame Adonis und Monsieur Venus. Sie lachte selber am besten darüber. Etwas später fiel sie noch zuweilen solche Laune an wie in Tours d'Amour. Aber mit der Subtilität ihres Verstehens entfalteten sich auch ihre dichterischen Qualitäten, und so hat sie, die Romanproduktion ihrer Literatur durch Jahrzehnte kritisch im Mercure begleitend und davon nicht erschreckt, einige prachtvolle Romane geschrieben, unter denen dieser von der animalischen Weibsnatur der beste ist, an Tiefe der gedanklichen Konzeption, an Kraft der bildnerischen Gestaltung, an Kühnheit der Konsequenz ein meisterhaftes Buch (in kongenialer Uebersetzung von Berta Huber).

F. B.

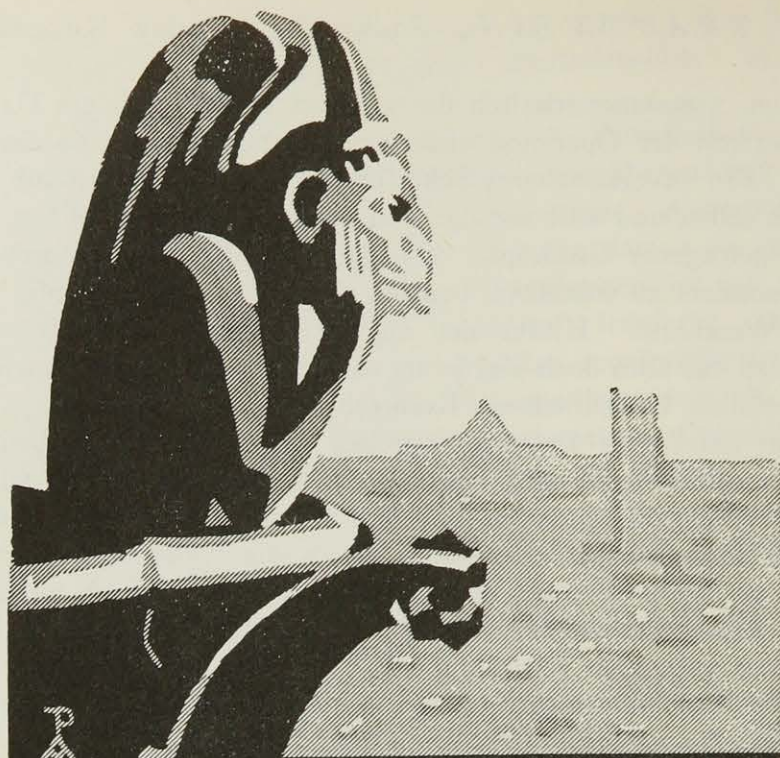
HANS HEINZ EWERS, *Fundvogel*. Sieben Stäbe-Verlag, Berlin.

Meinem Freunde Hans Heinz Ewers fällt auf einer Seite mehr ein, als anderen deutschen Romanschriftstellern in dicken Wälzern. Eine außerordentliche Phantasie. Zauberhaft die Schilderungen des Niederrheins, ausgezeichnet die der Menschen vom Niederrhein, von denen Ewers ein typischer Vertreter ist. Sie sind den Berlinern fremd, diese Niederrheinländer; man muß sie genau kennen, sonst versteht man sie nicht, und das ist vielleicht auch der Grund, weshalb die Berliner das Buch, das unerhört Neues zu sagen wagt, nicht verstehen werden. — Ich beglückwünsche Ewers zu diesem Werke, dem interessantesten Buche seit Jahren, das man nicht liest, das man verschlingt.

A. F.

ALEXANDER CASTELL, *Zug der Sinne*. Roman. Verlag Ullstein.

Immer enger wird der Kontakt des eleganten Deutschen Alexander Castell, der seit Jahren in Paris lebt, mit der besonderen Luft dieser Stadt. In diesem letzten Roman, der nach seinen menschlichen Konflikten ebenso in jeder anderen größeren Stadt spielen könnte, haben doch die beiden Frauengestalten, die Kulissen der Häuser und Parks, auch die selbstverständliche Offenheit der erotischen Darstellung typisch französischen Charakter, jenes Flimmern einer durchsichtigen Atmosphäre, die alle Härten aufhebt und immer wieder entzückt.



PARIS

9. MAI – 16. MAI

GESELLSCHAFTS-
REISE

RM. 270 PRO PERSON



WEITERE VERANSTALTUNGEN
12.-26. MAI NACH OBERITALIEN
15.-23. JUNI AN DEN RHEIN
6.-20. JULI IN DIE SCHWEIZ

ULLSTEIN REISEBÜRO
BERLIN SW 68, KOCHSTRASSE 22-26

FRED ANDREAS, *Das große Sorgenkind*. Roman. Verlag Ullstein.

Thema „Vater und Sohn“, Berlin, Ostsee, Paris, Dänemark. Der Verfasser von „Die Flucht ins Dunkle“ und „Die Sache mit Schorrsiegel“ zeigt hier, daß er über die sensationelle Konstruktion hinaus auch eine stillere Romanhandlung mit sauberen Mitteln und starkem Landschaftsgefühl logisch entwickeln kann. Kein geringerer als Ernst Weiß konnte auf dieses ehrliche, bewegte Buch als auf das Vorbild des guten Unterhaltungsromans hinweisen.

F R I T Z K R Ö K E L, *Europas Selbstbesinnung durch Nietzsche. Ihre Vorbereitung bei den französischen Moralisten*. Verlag der Nietzsche-Gesellschaft in München.

Eine preisgekrönte Schrift, aber man braucht nicht mißtrauisch gegen sie zu sein, denn unter den Preisrichtern waren Köpfe wie Karl Voßler, Lévy-Brühl und Henri Lichtenberger. Die Schrift ist ein Referat, aber ein kenntnisreiches und vortreffliches. Sie weist die inneren und äußeren Zusammenhänge Nietzsches mit den kritischen Franzosen seit Pascal und die Konzeption des Begriffes „Europäisch“ bei Nietzsche auf, ohne mit einer Voreingenommenheit die Zitate zu biegen. Eine sehr lesenswerte, saubere Arbeit. F. B.

MUSIKALIEN - QUERSCHNITT

Joh. Seb. Bachs *Kunst der Fuge*. Neugeordnet und instrumentiert von Wolfgang Graeser. Breitkopf & Haertel, Leipzig.

Bereits 1912 lenkte Busoni das Interesse weiter Kreise auf Bachs Kunst der Fuge, insbesondere auf jene unvollendete Quadrupelfuge, deren Ergänzung und freie Ausgestaltung Busonis „Fantasia Contrappuntistica (für Klavier)“ darstellt. Vor wenigen Jahren ergriff der begabte Graeser das Problem. Ihm lag daran, das Gesamtwerk „Die Kunst der Fuge“ Hörern, nicht nur Lesern, zugänglich zu machen, indem er das grandiose Ganze von Streich- und Blasinstrumenten resp. Cembalo- oder Orgel-Solo spielen läßt. Ueber die Besetzung könnte man ebenso diskutieren wie über die Aufnahmefähigkeit des Publikums — die Tat als solche bleibt unbestritten.

Alt-Wien. Walzersuiten nach F. Schubert. Bearbeitet von Ignaz Friedmann. Universal-Edition, Wien.

Hübsch zurechtgestutzte Schubert-Tänze mit effektvoller Weitgriffigkeit.

Alt-italienische Klaviermusik. Bearbeitet von Arthur Piechler. Verlag Friedrich Hoffmeister, Leipzig.

Ganz allerliebste Ricercari, Dialoge, Canzonen und Präludien. Klares polyphones Gefüge, treffliche Vorstudie etwa zu Bachs „Inventionen“.

Zwei Opernburlesken aus der Rokokozeit: „Télémaque“, Parodie von Lesage und „The Beggars Opera“ von John Gay. Herausg. Georgy Calmus Verlag, Leo Liepmannsohn, Berlin.

Entzückender Band mit Bildern, Originaltext und deutscher Uebersetzung. Gay, der couragierte Satiriker, und Dr. Pepusch (geborener Berliner), der famose Musiker, schufen 1728 die „Oper der Bettler“, deren kecke Moral und populäre Melodien sich stürmischer Beliebtheit erfreuten.

Die Dreigroschenoper (*The Beggars Opera*). Deutsche Bearbeitung: Bert Brecht. Musik: Kurt Weill. Universal-Edition, Wien.

Der Erfolg ist der alten Moritat auch in diesem neuen Gewande der Firma Brecht-Weill treugeblieben. Fröhliche Knittelverse, charmante musikalische Ausstattung. S. Th.

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Diversa.

- Fantasie Impromptu* (Chopin, Op. 66) und *Walzer* (As-Dur, Op. 42). Klavier: Emil von Sauer. Odeon 8369. — Eine ganze Epoche ersteht in dieser hervorragend Chopinesken Gestaltung des wirkungsvollen Impromptus . . . Ia Platte.
- Préludes 1—6* (Chopin). Klavier: Robert Lortat. Columbia 9568. — Schade, daß diese köstlichen kleinen Gebilde nicht von einem Berufeneren gemeistert werden. „Hawdala“ und „Tikanto Schabos“. Verstärkter Synagogen-Chor. Leitung: Ch. Winawen. Odeon 6687. — Immer wieder überrascht die exotische Vielfarbigkeit und abendländische Bändigung dieser hebräischen Melodien.
- „Ich bin eine anständige Frau“ und „Ich hol' dir vom Himmel das Blau“ aus „Lustige Witwe“ (Léhar). Fritzi Massary, Walther Jankuhn, Orchester des Metropol-Theaters. Electrola E. H. 249. — Auch heute noch erfreut die schmucke Partitur durch ihre melodische Frische . . .
- Konzert für Klavier in G-Dur* (Mozart, Nr. 17). Gespielt und dirigiert von Ernst v. Dohnányi. Budapester Philharmoniker. Columbia L. 2215—18. — Technisch vorbildliche Reproduktion eines Wettsingens zwischen Klavier und Orchester. Vorzügliche Platte für zerschundene Ohren.
- „Herbei, oh, ihr Gläubigen“ und „Auf Bethlehems Fluren“. Regenschori: Pius Kalt. Chor. eccl. St. Hedwygae Barolenensis. Grammophon 19940. — Klares, warmes Orgelspiel, musterhafte Aussprache und Klangschattierung.
- Polonäse As-Dur, Op. 53* (Chopin). Klavier: Walter Giesecking. Homocord 1—8704. — Welches Publikum könnte dem Glanz der berüchtigten Oktavenpassagen widerstehen — selbst wenn der Pianist die Melodie etwas stiefmütterlich behandelt?
- Fantasie über BACH* (Bach-Liszt). Orgel der Westminster-Kathedrale, London: Guy Weltz. Electrola E. H. 179. — Die Wiedergabe des grandiosen Stückes leidet unter der Ueberakustik des Raumes: sämtliche Fortstellen verbrausen . . .
- Griegiana*: „Hochzeitstag auf Troidhausen“, „An den Frühling“ „Schmetterling“ Klavier: Walter Giesecking. Homocord 4—8937. — So frisch und einfach interpretiert, ist Grieg gerne genießbar. Fabelhafte Illusionsplatte.
- Colliwoggs Cakewalk* (aus „Childrens Corner“) und *Minstrels* (Nr. 12 aus *Préludes* v. Debussy). Klavier: Giesecking. Homocord 1—8673. — Abgesehen von persönlicher Stellungnahme für oder gegen den Komponisten, können diese Kleinigkeiten nicht klavieristischer geboten werden.
- „*Reflets dans l'eau*“ (Debussy) und „*Jeux d'eau*“ (Ravel). Klavier: Walter Giesecking. Homocord B. 8446. — Diese französischen Fontänenkünste reichen ihren Lisztischen Vorbildern nicht das Wasser, aber die schmissig-präzise Eleganz, mit welcher Giesecking sie handhabt, und die erstklassige Aufnahme sind zu rühmen.
- Violin-Konzert Nr. 5, A-Dur* (Mozart), 1., 2. Satz. Gespielt von Josef Wolfsthal. Staatsopern-Orchester. Dirig. Dr. Weißmann. Parlophon 9359/60. — Glänzend gespielt, gut begleitet, ausgezeichnet reproduziert. Trostplatte für Regentage.
- Orpheus in der Unterwelt, Ouvertüre* (Offenbach). Berliner Sinf.-Orch. Dirig.: Dr. F. Günther. Homocord 4—8951. — Bemerkenswert wohl lautende Bläser. Hübsche Auffassung.

Orchester.

- Abu Hassan, Ouvertüre* (Weber). The Hallé Orchestra, conducted by Sir Hamilton Harty. Columbia L. 2091. — Wie das knistert, funkelt, sprüht von Grazie und Esprit! Entzückende Platte. Prächtige Orchesterleistung.

HAPAG NORDLAND FAHRTEN



3 Hapag-Nordkapfahrten

mit dem Vergnügungsreisen-Dampfer
„OCEANA“
vom 14. Juni bis 2. Juli, vom 4. Juli bis
22. Juli, vom 24. Juli bis 11. August
Fahrpreis *RM* 500.- und aufwärts.

Hapag-Fjord- und Polarfahrt

mit dem Dreischrauben-Luxusdampfer
„RESOLUTE“
vom 11. Juli bis 3. August
Fahrpreis *RM* 850.- und aufwärts.

Hapag-Island-, Spitzbergen- und Norwegenfahrt

mit dem Doppelschrauben-Motorschiff
„ORINOCO“
vom 18. Juli bis 13. August
Fahrpreis *RM* 825.- und aufwärts.

2 Ostsee- und Skandinavienfahrten

mit dem Vergnügungsreisen-Dampfer
„OCEANA“
vom 14. August bis 4. September
vom 6. September bis 22. September
Fahrpreis
RM 500.- bzw. *RM* 650.- und aufwärts.

Auskünfte und illustrierte Prospekte
kostenlos durch die

HAMBURG-AMERIKA LINIE

HAMBURG

und die Vertretungen in:
Baden-Baden, Sofienstr. 1, am Kurgart. Berlin,
Unt. d. Linden 8, und am Zoo, Hardenbergstr. 29 a-e.
Bremen, Herdenthorsteinweg 49-50. Breslau,
Gartenstraße 60, Dresden, Waisenhausstraße 17.
Frankfurt a. Main, im Hapaghaus a. Kaiserplatz.
Hamburg, Verkehrspavillon am Jungfernstieg,
Reisebüros am Hauptbahnhof und im Hotel Atlantic,
An der Alster. Hannover, Bahnhofstr. 10. Köln,
Wallrafpl. 3. Königsberg, Kantstr. 2. Leipzig,
Augustuspl. 2. Lübeck, Auf dem Markt. Magde-
burg, Breiterweg 14. Mainz, Reiche Klarastr. 10.
München, Theatinerstraße 38. Oldenburg,
Heiligengeistwall 2. Stuttgart, Königstraße 12
und im Hauptbahnhof. Weimar, Bürgerschulstr. 4.
Wiesbaden, Kranzplatz 5. Wien I., Kärntner-
straße 38. Zürich, Bahnhofstraße 90.

AUKTIONEN IN FRANKFURT a. MAIN

16. April 1929

Sammlungen Wertheimer u. Dr. König:
Europäische Kunst

17. April 1929

Sammlungen von Etzel und
Nachlaß C. F. Stibel:

Ostasiatische Kunst

7. Mai 1929

Sammlung Ludwig von Gans

Gotischer Gobelin, Gemälde, Möbel,
Skulpturen, Kunstgewerbe, Teppiche,
Sammlung Persischer Fayencen

Aus Sammlung Licht:

Holzplastiken des Mittelalters und der
Frührenaissance

HUGO HELBING

Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstr. 8

SÄCHSISCHER KUNSTVEREIN

Gegr. 1828

Wechselnde
Kunst-
Ausstellungen

Gemälde
Bildwerke
Graphik
Kunstgewerbe

DRESDEN
BRÜHLSCHER TERRASSE

Jahreskarte mit zahlreichen Sonderveranstaltungen 16 M



**HERMANN
NOACK**

BILDGIESSEREI

BERLIN-FRIEDENAU
FEHLERSTRASSE 8

TELEFON AMT RHEINGAU 133
GEGRÜNDET IM JAHRE 1897

Gießt für:

BARLACH, BELLING, BOEHM, EBBING-
HAUS, ESSER, DE FIORI, GAUL, KOELLE,
O. KAUFMANN, KOLBE, KLIMSCH, LEHM-
BRUCK, MARCKS, REEGER, SCHARFF,
SCHEIBE, SCHOTT, RENÉ SINTENIS,
TUAILLON, VOCKE, WOLFF UND ANDERE

SPEZIALITÄT: WACHSAUSSCHMELZUNG

OSTSEEBAD
Rewahl i. Pom.

Das gesunde, am hohen Ufer geschützt liegende, schon vor 100 Jahren besuchte Seebad. Herrlicher Badestrand, Seebäder frei! Tägliche Verbindung vom 15. Mai ab Berlin mittags mit Eilzug. Direkte Autostraße durch neugebaute Chaussee bis in den Ort. Neuzeitig eingerichtetes Warmbad für alle medizinischen Bäder. Für angenehmen Aufenthalt der Gäste ist bestens gesorgt. Auskunft durch die Badeverwaltung.

Rewahl i. Pom. STRANDHOTEL
Erstes Haus / Direkt am Meer

Bad Kudowa Kreis Glatz
Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäder d. Bades i. Hause. Aller
Komfort. Mäß. Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat
Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

Obersalzberg BERCHTESGADEN
(1000 m)
Hochwald. Pension Buchenheim. Höhensonne.

Codern Perle der Mosel,
besuchter Luftkurort, reich
an Naturschönheiten. Sehensw. Burg, Ruine.
Auskunft: Städtisches Verkehrsamt

Köln a. Rh. HOTEL REICHSHOF
Am Hof 18
Fernsprech-Anschluß: Anno 2736, 5777, 3984
Mit allem Komfort.

**Forschungs-Institut
für Okkultismus**

Leitung: A. Fröhling, Astrologe

Vorträge erster Lehrkräfte
Astrologische Beratungen

in allen Lebenslagen
wie: Beruf, Ehe, Krank-
heit, Spekulationen,
Charakteranalyse usw.

Auskunft durch das Sekretariat



BERLIN W 30
Bayerischer Platz 2
Ecke Aschaffener Straße
Fernsprecher: Kurfürst 5586



Preis: R.M. 2,20 und R.M. 3,75 ½ Liter R.M. 6,- ¼ Liter R.M. 10,50

Quelques beaux livres

ANDRE GIDE / LES CAVES DU VATICAN

en 5 vol. in-8° raisin illustrés par Laboureur. Chaque volume comprendra environ 100 p., imprimé en 2 couleurs et illustré de 8 eaux-fortes originales dont une en couleur au repérage. Tirage limité à 48 ex. sur différents papiers de grand luxe et 300 ex. sur Hollande à Francs 150.— ou RM 25.—. (Chaque volume.)

ALAIN FOURNIER / LE GRAND MEAULNES

illustré de gravures à l'eau forte par Galanis, un vol. in-8° raisin, tiré à 352 ex. Ex. sur vélin de Rives Francs 650.— ou RM 108.—

LES FRESQUES DE VERONESE

110 planches. Le seul ouvrage sur les Fresques de Véronèse. Texte de Loukomsky. Préface de P. Valéry, un vol. 225 p. Tiré à 1500 ex. Francs 100.— ou RM 16.50

PICASSO

80 reproductions en similligravure, dont 2 planches en couleurs. Texte par André Level, un beau vol. in-4° relié sur papier couché. Francs 85.— ou RM 14.—

RENOIR

120 reproductions en similligravure dont 4 planches en couleurs. Texte par Albert André, un beau vol. in-4° relié sur papier couché. Francs 140.— ou RM 23.—

EN SOUSCRIPTION:

PAUL VALÉRY / POESIES. EDITION MONUMENTALE

Cette édition monumentale du format in-4° grand Jésus et qui réunit tous les poèmes écrits jusqu'à ce jour par P. Valéry a été établie sous la haute direction du poète. La typographie exécutée au véritable Bodoni des fonderies italiennes. Le papier a été fabriqué spécialement. Tirage limité à 200 ex. sur vélin du Marais. Prix Francs 600.— ou RM 100.—

Die Librairie P. M. Villain

liefert alle französischen Bücher zu Originalpreisen.

Zahlungen sind an unser Postscheckkonto Berlin 156 693 in Reichsmark zu leisten.

Verlangen Sie gratis unseren Monatskatalog aller Neuerscheinungen, sowie unseren nächsten Katalog der Originalausgaben illustrierter Bücher, Gelegenheitskäufe alter und moderner Werke.

LIBRAIRIE P. M. VILLAIN

101, RUE DE L'ABBE GROULT. PARIS. (XV.)

(Früher: 154, Boulevard du Montparnasse.)



DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang

Berlin, Ende Mai 1929

Heft 5

INHALT

<i>Bernard Shaw</i> : Der König und die Aerzte	305
<i>Alfred Döblin</i> : Kassenärzte und Kassenpatienten	312
<i>Alma Arnold</i> : Chiropractische Vorlesung	315
<i>Peter Schmidt</i> : Krise der Medizin?	318
<i>Paul Morand</i> : Box-Match	321
<i>Friedrich Gerstäcker</i> : Ein Boxerkampf (1867)	324
<i>Jean Prévost</i> : Boxkampfstag	330
<i>Heinrich Hemmer</i> : Australien, das Land ohne Hunger	334
<i>René Gaffé</i> : Reflexionen eines Sammlers	340
<i>Anton Kuh</i> : Intendanten, Direktoren, Stellvertreter	342
<i>Harold Nicolson</i> : The Charm of Berlin	345
<i>Max Osborn</i> : Berlin und das Rokoko	347
<i>Samuel Chotzinoff</i> : Toscanini furioso	349

Marginalien

Bücher-Querschnitt

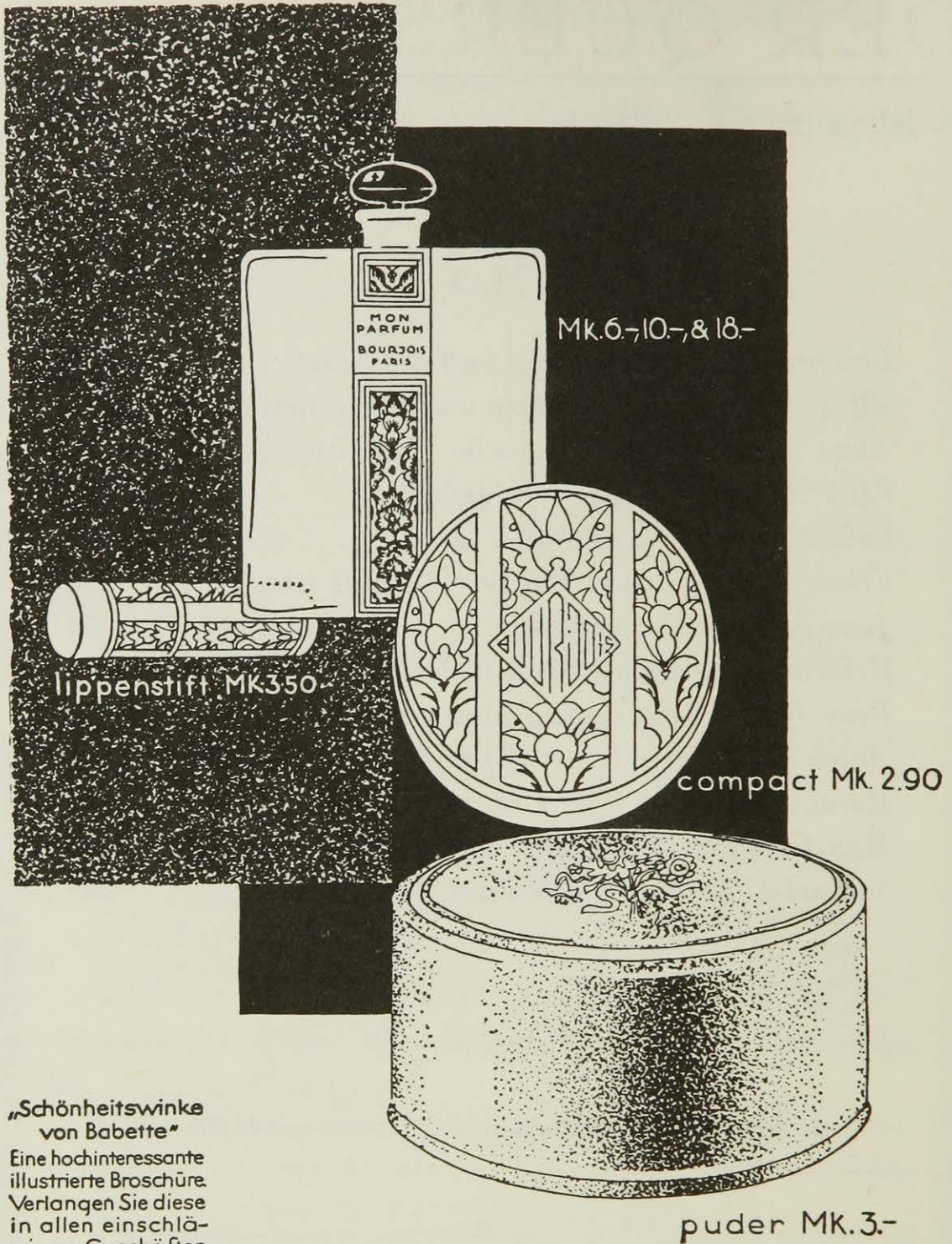
Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Ernst Aufseeser

Herausgeber: H. v. Wedderkop. — Verantwortlicher Redakteur: Victor Wittner, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



Mk. 6.-, 10.-, & 18.-

lippenstift Mk. 3.50

compact Mk. 2.90

puder Mk. 3.-

„Schönheitswinke
von Babette“

Eine hochinteressante
illustrierte Broschüre.
Verlangen Sie diese
in allen einschlä-
gigen Geschäften
Gratis

mon parfum
von
BOURJOIS
PARIS

NIEDERLAGE: BERLIN SW. 68. ALEXANDRINENSTR. 105/106



George Grosz

DER KÖNIG UND DIE ÄRZTE

Eine unwahrscheinliche Dichtung

Von

BERNARD SHAW

Im Lande der Halbverrückten, das in prähistorischen Zeiten vom westlichen Ende Europas abgetrennt wurde, damit sich die Einwohner nur untereinander in den Haaren liegen könnten, bekam eines Tages der König eine schwere Krankheit. Da er schon immer sehr beliebt gewesen war und ihn ein inniges Band mit seinen Untertanen verknüpfte, vertiefte sich durch diese Krankheit die Zuneigung zu ihm und der hohen Familie noch mehr. Alle Ehefrauen sahen in der Königin das um ihren Mann besorgte Weib, das ein Krankenbett betreuen mußte. Und alle Männer sahen in dem König einen Geschlechtsgenossen, der er leiden mußte, was ihnen selbst schon geschehen war oder noch jeden Augenblick geschehen konnte. Ja, es ist erstaunlich, wie Krankheit alle gleich macht und Liebe im Herzen der Menschen erweckt, ganz anders als der Betrüger Tod, der dem niedrigsten Wesen ungeheure Bedeutung verleiht. So war also die Nation durch Liebe plus Treue in einen Zustand der Unruhe und Sorge um den König geraten, wie man ihn seit undenklichen Zeiten nicht mehr kannte. Da es sich um eine wirklich ernste Krankheit handelte, suchte das Volk natürlich bei den Ärzten Hilfe und Trost.

*

Nun nahmen aber im Lande der Halbverrückten die Ärzte — schon lange vor diesem Ereignis — die Stellung ein, die im Mittelalter die Kirche innehatte.

Es hatte früher ein Gesetz gegeben, wonach jeder, der krank war, bei Androhung von Strafe nach seinem zuständigen Priester schicken mußte; aber dieses Gesetz war so lange außer acht gelassen worden, bis nur noch ein paar Kirchengeschichtsspezialisten von seiner Existenz wußten. Diesen Platz hatte nun folgendes Gesetz eingenommen: Wenn jemand krank wurde, mußte unter allen Umständen zum Arzt geschickt werden, und wenn der Arzt erklärte, daß irgendein Teil aus dem Körper des kranken Kindes herausgeschnitten werden müsse, so hatten es die Eltern auf der Stelle zu veranlassen, ganz gleich, ob es ihnen recht war oder nicht, oder sie mußten gewärtig sein, vor die Obrigkeit zitiert und schwer bestraft oder — wenn das Kind starb — unter Mordanklage gestellt zu werden.

Zu dieser an sich schon großen Macht kamen noch außergewöhnliche Privilegien hinzu. Die Ärzte hatten z. B. die gesetzliche Freiheit zu töten, ohne dafür bestraft zu werden, vorausgesetzt, es geschähe durch Gifte oder durch derart ausgeführte Operationen, daß das Opfer nicht starb, bevor es wieder zu Bett gebracht worden war. Nicht nur, daß keine Untersuchung stattfand und keine Anklage gegen den Arzt erhoben wurde, man bezahlte ihn auch noch für sein Werk, und manchmal lud man ihn sogar zum Begräbnis ein.

Die Halbverrückten bestanden so scharf auf ihrer Freiheit, daß kein Priester einen Vater bewegen konnte, sein Kind taufen zu lassen; woraus man ersehen kann, daß dieses seltsame Volk zwar in bezug auf die Priester beinahe normal, aber in bezug auf Ärzte vollkommen verrückt war, da es ihnen bereitwilligst Vollmachten einräumte, die es seinen Königen sicher verwehrt hätte, und hätte es Revolution oder Bürgerkrieg gekostet.

Die Ärzte, die natürlich nicht schlechter waren als andere Leute, versuchten also, sich dieses außerordentlichen Vertrauens würdig zu erweisen, indem sie den Kranken Erleichterung verschafften und es jedem beinahe unmöglich machten, Arzt zu werden, dadurch, daß sie unendlich viel Studien- und Vorbereitungsjahre vorschrieben. Obgleich sich die Halbverrückten in tiefster Ehrfurcht vor der Allwissenheit beugten, die — wie sie glaubten — dieses lange Vorstudium den Ärzten verlieh, wollten sie einem Arzt doch nicht eher Geld zukommen lassen, als bis sie wirklich todkrank waren; und so blieben die Doktoren meist arm und wären wohl allesamt Hungers gestorben, wenn sich das Volk einer guten Gesundheit erfreut hätte. Es war also ihre Pflicht, auch ihren Weibern und Kindern gegenüber, ihre Patienten so lange und so oft wie möglich krank zu halten, ihnen schwere Krankheiten einzureden, auch wenn es nichts war, was die Leute nicht auch allein hätten heilen können; ja, sie sogar möglichst vieler Glieder und Organe zu berauben, soweit es anging, ohne daß die Gans, die goldene Eier legte, draufging. Andererseits wäre natürlich das Gegenteil die Pflicht der Ärzte den Patienten und dem Lande gegenüber gewesen: nämlich den Gesundheitszustand nach allen Kräften zu fördern; wobei sie aber hätten verhungern können.

*

Nun war es bei dem Volk der Halbverrückten allgemein Sitte, das zu glauben, was es glauben wollte, wenn auch die Tatsachen dem widersprachen; so war es allmählich dahin gekommen, daß die Ärzte, obgleich sie im allgemeinen liebenswürdige, anständige und zuweilen auch gescheite Leute waren, sich eine sorgsam

ausgearbeitete Reihe mechanischer Erklärungen sämtlicher Krankheiten zurechtlegten, denen sie höchst bedeutsame Namen gaben, und ebenso deren Behandlungen, Operationen und Heilmittel, bis sie schließlich mit dem Patienten machen konnten, was sie wollten — nur nicht ihn kurieren oder ihm die leiseste Möglichkeit geben, sich selbst zu kurieren.

Es war also mehr eine religiöse, vom Gesetz geheiligte Zeremonie, wenn man den Arzt zum Krankenbett holte, als eine Handlung, von der man sich irgend etwas Gutes für den Kranken versprach. Die Ärzte konnten jedoch wundervoll genau vorhersagen, wann ein Patient unter ihren Händen sterben würde, und das war sehr wichtig beim Arrangement von Geschäften für Patienten, die eben Geschäfte zu arrangieren hatten. Es wurden neue Therapien entdeckt, aber die Ärzte hatten mit den alten so viel zu schaffen, daß für die neuen keine Zeit mehr übrigblieb . . .

Das war ungefähr der Stand der Dinge, als der König krank wurde. Er hatte zwölf Ärzte zu seiner Wartung. Als aber noch immer keine Besserung in Sicht war, bekam es das Volk mit der Angst zu tun und sagte sich: „Gewöhnlich genügt schon ein einziger Arzt, um einen von uns umzubringen. Wie kann da der König zwölf Ärzte überleben?“

*

Da kam der Königssohn, der sich gerade auf der anderen Hälfte der Erdkugel befunden hatte unter den schwarzen Wilden (die weißen hatte er nämlich schon satt), mit erstaunlicher Geschwindigkeit geflogen, gesegelt und expreßzuggefahren, zurück zu seinem Vater. Er sprach mit des Königs Leibarzt, der eine so entzückende Persönlichkeit war, daß seine Patienten oft schon gesund wurden, wenn er nur ins Zimmer trat. Der Prinz merkte, daß der Fall seines Vaters sehr ernst sein mußte, da weder die Anwesenheit dieses großen Heilkünstlers etwas nützte noch des Königs Glaube an ihn. Und der Prinz sprach folgendes: „Doktor, es scheint mit dem König, meinem Vater, nicht besser zu werden. Läßt sich da nicht eine Änderung herbeiführen?“

„In welcher Richtung, Sir?“ antwortete der Leibarzt.

„Ich meine in der Richtung, daß er wieder hoch kommt und auf die Beine“, sagte der Prinz.

„Wir haben alles getan, was nur irgend getan werden konnte“, sagte der Arzt. „Wenn Eure Königliche Hoheit kein Vertrauen zu unserer Weisheit und Ergebenheit haben . . .“

„Halt, halt“, sagte der Prinz. „Von Ihrer Ergebenheit bin ich schon überzeugt; aber Ihre Weisheit ist fauler Zauber.“

„Hoheit!“ rief der Leibarzt in größter Erregung aus.

„Nun, vielleicht nicht alles“, sagte der Prinz, der fühlte, daß er ein bißchen zu weit gegangen war. „Aber ich weiß natürlich, was alle Welt weiß, daß neun Zehntel Ihrer fachwissenschaftlichen Begriffe für den Müllkasten sind. Man hat mir einen Haufen von Briefen, Büchern, Pamphleten und Magazinen gesandt, die mich sehr beunruhigt haben.“

„Ich habe diese Aufzeichnungen nicht gelesen“, sagte der Arzt, „wenn mir Eure Königliche Hoheit eine Medizin nennen können, die wir nicht probiert hätten, will ich meine Ansicht gern unterwerfen.“

„Jetzt noch Medizin? . . . Die ganze Medizin ist fauler Zauber. Hab ich nicht recht?“

„Zweifellos“, sagte der Arzt, „vom reinen Laienstandpunkt aus gesehen ist Medizin ein fauler Zauber. Aber bei einem königlichen Patienten konnte ich natürlich nicht die Verantwortung auf mich nehmen, die offiziellen Heilmittel unserer materia medica von Seiner Majestät fernzuhalten.“

„Aber“, sagte der Prinz, „es soll eine Methode geben, Medizin in unendlich viel kleinen Quantitäten zu verabreichen, und alle neueren Entdeckungen und wissenschaftlichen Forschungen halten das für den richtigen Weg.“

„Diese kleinen Quantitäten“, erwiderte der Arzt, „werden nur von Homöopathen verabreicht, das heißt von Quacksalbern, die keine Ahnung von der wahren Natur der Krankheit haben, die nur ihre Symptome behandeln. Wenn man einen Chinesen zu einem Homöopathen bringt, wird er ihn auf gelbes Fieber behandeln.“

„Kennen Sie die Natur einer Krankheit wirklich besser als ein Homöopath?“

„Selbstverständlich“, sagte der Arzt. „Ich habe mein Examen in Pathologie gemacht und Bücher darüber geschrieben. Eine eigenartige Frage!“

„Welcher Art ist also meines Vaters Leiden?“

„Es ist, was wir Brustfellentzündung nennen“, sagte der Arzt.

„Das weiß ich“, sagte der Prinz. „Den Namen kenne ich, und die Symptome kenne ich auch. Aber welcher Natur ist dieses Leiden?“

„Wenn ich das wüßte“, sagte der Arzt, „könnte ich es wahrscheinlich heilen.“

„Dann ist Pathologie auch nur fauler Zauber“, erklärte der Prinz (er hatte diesen Ausdruck von einem bekannten Motorradfabrikanten aufgeschnappt, der immer sagte: „Geschichte ist fauler Zauber“). „Wir wollen einen Homöopathen rufen.“

„Unglücklicherweise“, sagte der Arzt, „ist der einzige in London, dessen Ruf und Erfolg der Öffentlichkeit genügen würde, in unserer Glaubensgemeinschaft nicht zugelassen; wenn ich mit ihm den Fall durchsprechen wollte, würde man mich in Acht und Bann tun.“

„Man sagt immer, daß viele Leiden von Rückgratverkrümmungen herrühren“, meinte der Prinz. „Wie ist es mit meines Vaters Rückgrat?“

„Es sieht normal aus“, sagte der Arzt.

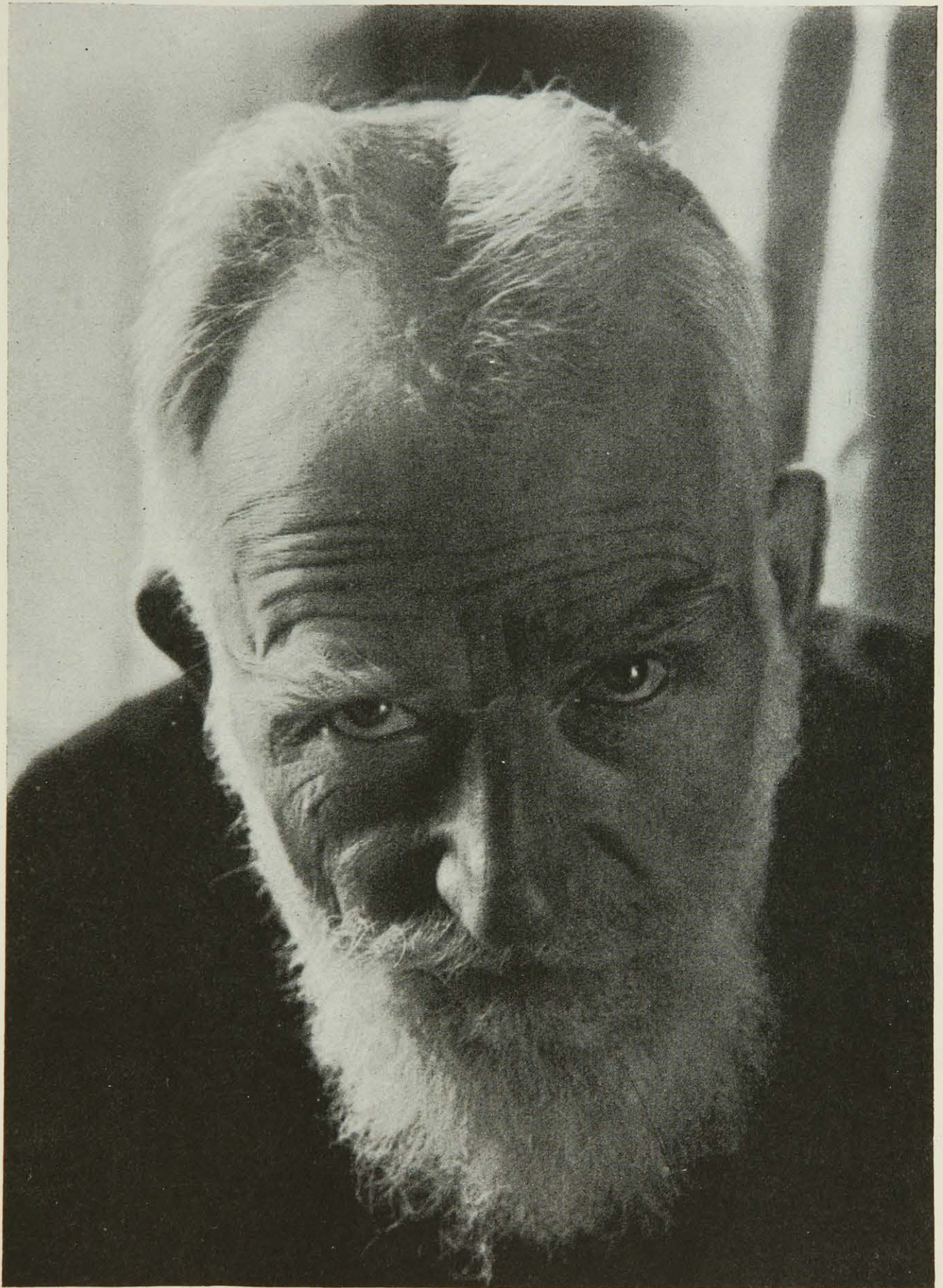
„Aber es soll junge Leute geben, die darin ausgebildet sind, festzustellen, ob es wirklich in Ordnung ist oder nicht. Es gibt da eine Maschine, die auf einem Galvanometer jede Verkrümmung, die man mit der Hand gar nicht fühlen kann, genau registriert.“

„Ich habe noch nie davon gehört“, erwiderte der Arzt. „Ich kann Ihnen nur versichern, daß diese Leute, die das Rückgrat fühlen können, unwissende Amerikaner sind, die nichts weiter als zwei Jahre technischer Übung hinter sich haben anstatt eines gründlichen Studiums der Pathologie.“

„Alles dasselbe“, antwortete der Prinz. „Manchmal bringen sie doch Heilungen fertig; warum soll man also nicht mal einen rufen?“

„Wenn man mich mit ihm sprechen sähe, würde man mich boykottieren“, sagte der Arzt.

„Warum machen Sie es nicht selber?“ fragte der Prinz, „Sie sind doch Chirurg?“



George Bernard Shaw

Photo Maurice Beck, London



Photo Gutschow

12 Jahre

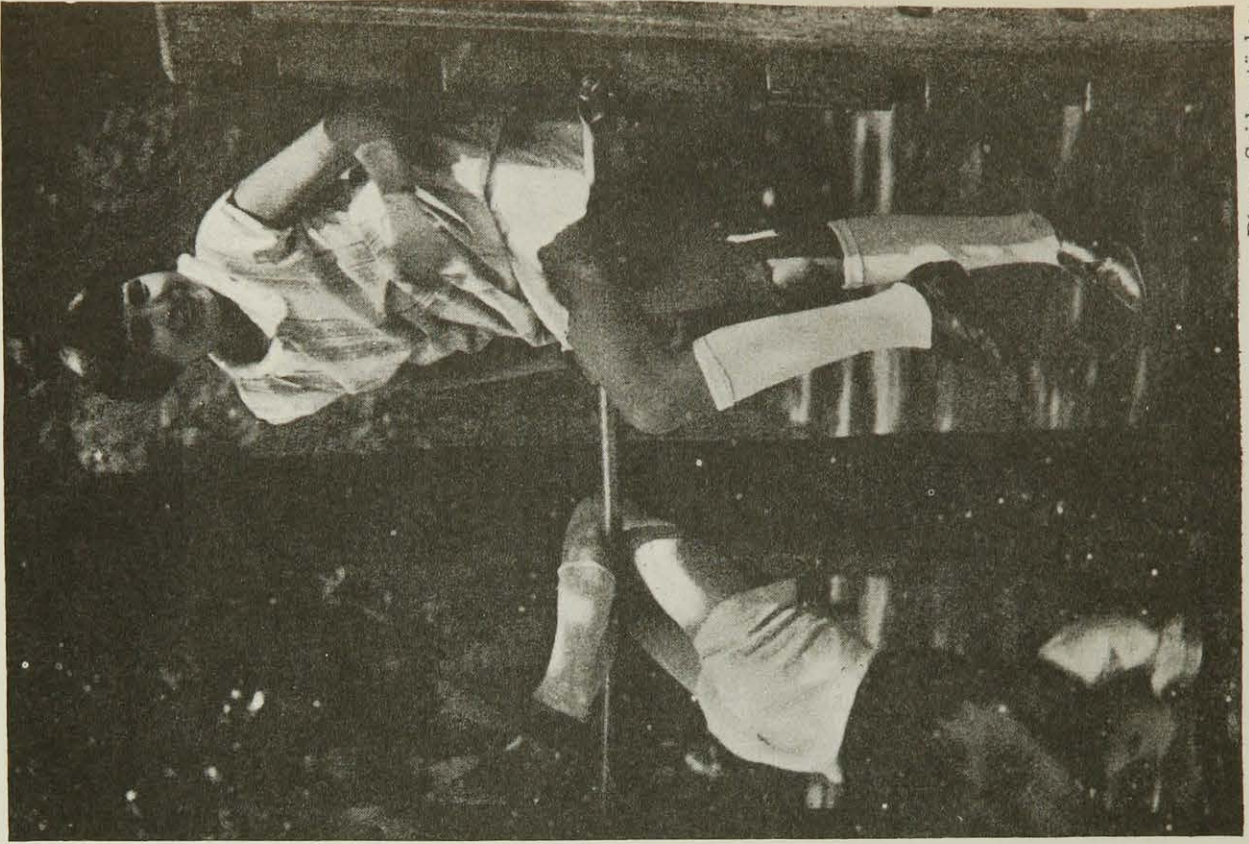


Photo Seidenstücker



Vier Generationen: Königin Victoria, Eduard VII.,
Georg V., der Prinz von Wales



Wsewolod Meyerhold, der Begründer des Moskauer Meyerhold-
Theaters, die Schauspielerin Zenaida Reich und Leopold Jeßner, der
Intendant des Berliner Staatstheaters

Russ-Photo

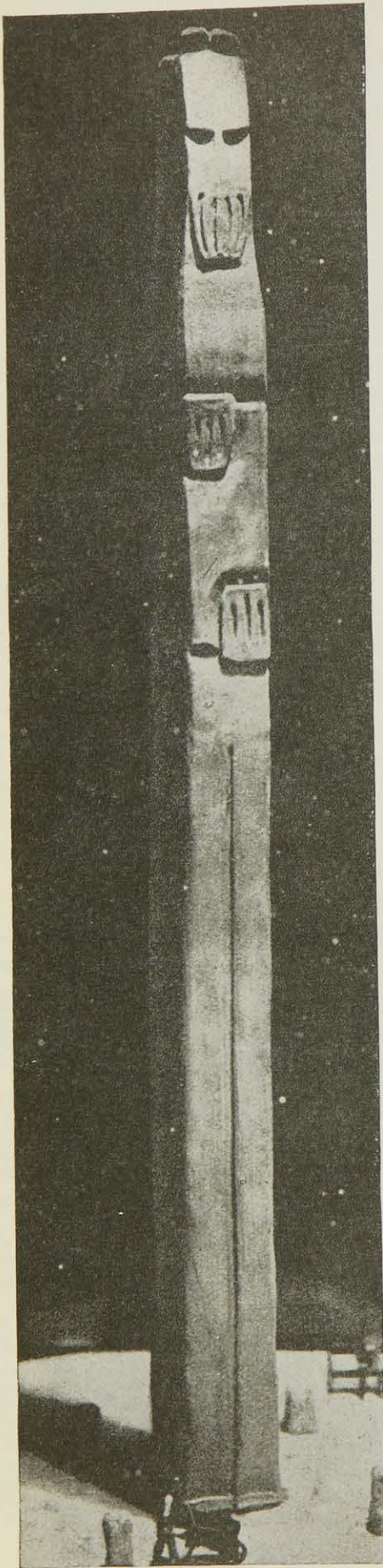


Photo Mondiale

Entwurf zu einem Shaw-Denkmal vom griechischen Bildhauer Sava Botzaris

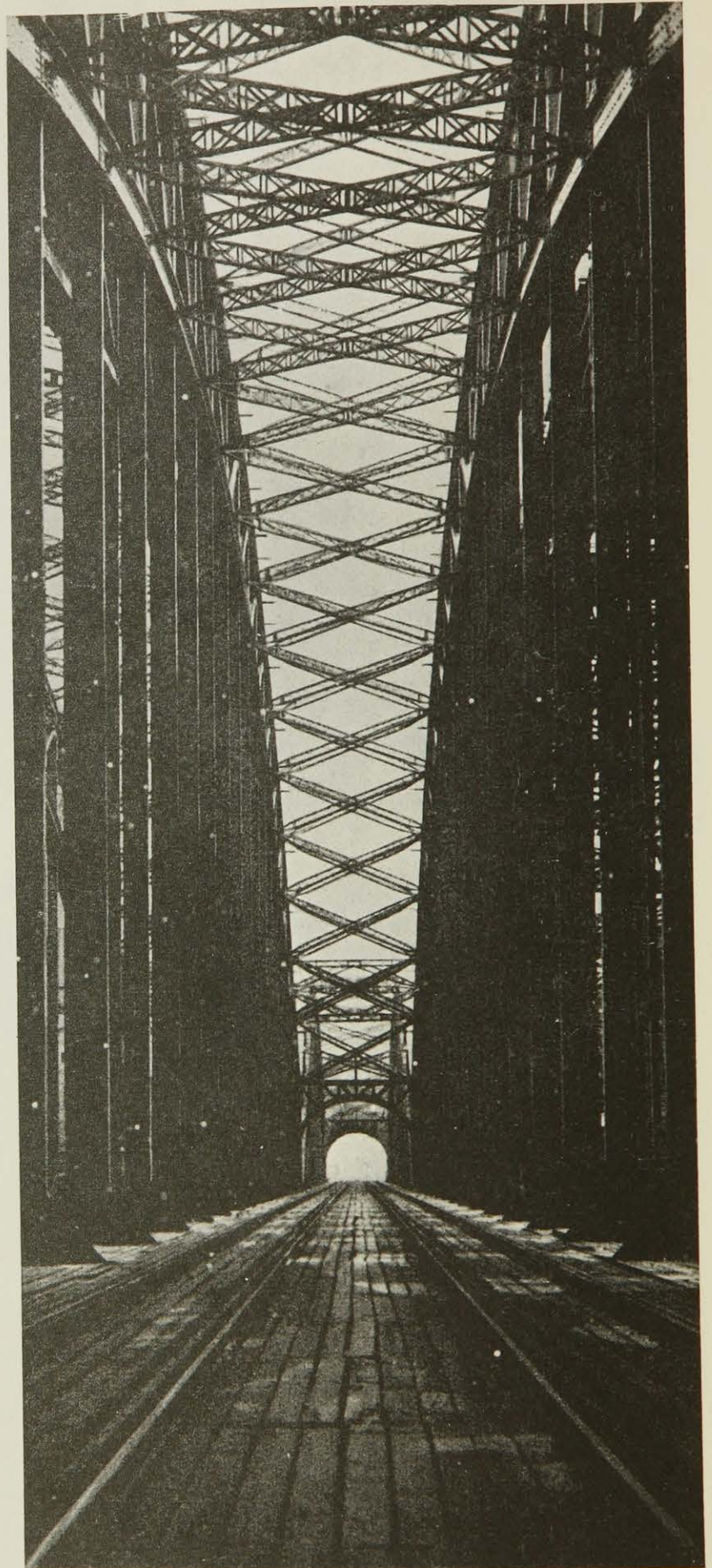


Photo Hannes Flach

Hohenzollern-Brücke in Köln

„Ich habe diese zwei Jahre technischer Übung nicht durchgemacht“, sagte der Arzt. „Sie gehören nicht zur offiziellen Chirurgie.“

„Zum Teufel mit der offiziellen Chirurgie! Und wie steht es mit dem Blut meines Vaters? Hat man es auf seine Ausstrahlung untersucht? Das macht man doch mit einem Rheostat, nicht wahr? Und dann gibt es auch eine Methode, die Strahlen zu neutralisieren?“

„Aber die wurde doch von Amerikanern entdeckt“, sagte der Arzt.

„Ich würde das sogar übersehen“, sagte der Prinz, „wenn dadurch mein Vater wieder gesund werden könnte.“

„Unmöglich“, sagte der Arzt, „der Entdecker war nicht nur Amerikaner, sondern auch Jude!“

„Soviel ich weiß, war er trotz alledem ein richtiger Arzt“, meinte beharrlich der Prinz.

„Ohne Zweifel“, erwiderte der Arzt, „aber die Behandlung müßte mit Hilfe der Schaltanlagen geschehen, und das wäre sehr schwierig, da die öffentliche Meinung das niemals dulden würde.“

„Die öffentliche Meinung kann mir gestohlen werden“, sagte der Prinz. „Glauben Sie, daß ich meinem Vater diese Chance vorenthalten werde, bloß weil die Leute Dummköpfe sind? Außerdem können wir eine Privatbatterie benutzen.“

„Es geht absolut nicht“, sagte der Arzt, „diese Entdeckung existiert erst seit etwa zwölf Jahren und ist vom Vatikan noch nicht anerkannt. Ich kann unmöglich die Verantwortung auf mich laden, mit dem König ein Experiment durch eine Behandlung anzustellen, die sich noch nicht durch fünfzigjährige Erfahrung bewährt hat.“

„Bewährt hat in bezug worauf?“ fragte der Prinz, „in bezug auf Krankheiten?“

„So weit bewährt, daß sie in unseren medizinischen Schulen als die logische und geeignetste Behandlung gelehrt wird“, sagte der Arzt.

„Werden die Patienten dabei gesund?“ fragte der Prinz.

„Manchmal“, sagte der Arzt, „ziemlich häufig.“

„Vielleicht, wenn sie vorher noch nicht behandelt worden sind“, meinte der Prinz.

„Das ist wahr“, sagte der Arzt. „Die aufbauenden Kräfte des menschlichen Organismus sind erstaunlich. Und leider Gottes machen sich die Quacksalber diesen Umstand zunutze.“

„Aber damit kann ich mich noch nicht zufrieden geben“, sagte der Prinz. „Es hat ja geradezu den Anschein, als ob mein Vater, gerade weil er König ist, den Vorteil der neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse und Heilmethoden nicht genießen kann, der doch dem geringsten seiner Untertanen zugute kommt.“

„Ich rate Eurer Königlichen Hoheit dringend zur Geduld“, meinte der Arzt. „Ihr Königlicher Vater steht in Gottes Hand.“

„Meinen Sie, man sollte einen Mann von der Christian Science holen?“

„Lieber nicht“, erwiderte der Arzt. „Ich und meine Kollegen würden daraus die Konsequenzen ziehen müssen, wenn eine solche Person zum Palast zugelassen würde.“

„Wieder ein Reinfeld“, sagte der Prinz.

„Ganz und gar nicht. Gegen einen Besuch von Seiner Majestät Hauskaplan hätten wir nichts einzuwenden; wenn wir ihm auch selbstverständlich eine Behandlung nicht gestatten könnten. Und natürlich kommt auch jede sonstige Art von Konsultation nicht in Betracht.“

„Kurz und gut“, meinte der Prinz, „mein armer Vater ist in der Hand des Vatikans. Nun, man muß eben sehen, was sich damit anfangen läßt. Ich möchte mal Ihren Popen zu einer Konsultation bestellen.“

„Dazu müßten wir ihn vorher unterrichten, was er zu sagen hat“, sagte der Arzt. „Sie müssen bedenken, er hat vor mehr als einem halben Jahrhundert die Weihe erhalten und ist jetzt nicht mehr ganz auf der Höhe.“

„Aber ich habe ihn im ‚Who’s Who‘ nachgeschlagen“, entgegnete der Prinz, „er hat etwa neunzig Auszeichnungen, die ihn zu einem Dutzend medizinischer Titel hinter seinem Namen berechtigen. Und da ich nichts anderes von ihm weiß, messe ich solcher Riesenmenge von Titeln große Bedeutung bei.“

„Da ich nur sechs habe, hat demnach seine Ansicht doppelt soviel Gewicht für Sie“, sagte der Arzt.

„Ja, wenn die Titel diese Bedeutung nicht haben, dann haben sie doch überhaupt keinen Sinn“, antwortete der Prinz.

„So ist es“, meinte der Arzt.

„Dann ist also Ihr Pope auch ein Reinfeld! Gibt’s auch Laien in Ihrem Vatikan, die mit meinem Vater oder sonstigen Patienten sprechen könnten?“

„Ein offenkundiger Feind unseres Berufes hat es nach langjährigen Bestrebungen erreicht, daß ein Laie ernannt wurde“, sagte der Arzt.

„Und ist das nicht in Ihrem Sinn?“ fragte der Prinz.

„Offiziell — nein“, entgegnete der Arzt.

„Aber inoffiziell, als Mann zu Mann?“ drang der Prinz in ihn.

„Da Eure Königliche Hoheit die Güte haben, mich um meine Meinung zu befragen, so muß ich sagen — als Mann zu Mann —, daß ich die Ausschließung der Laien von einer Körperschaft, deren Aufgabe die Interessenwahrung der Laien gegenüber den Interessen der medizinischen Profession ist, für eines der vielen Beispiele der unglaublichen Unfähigkeit der Halbverrückten halte, ihre eigenen Interessen wahrzunehmen. In bezug auf Lebenskunst versagt unser Volk absolut, da wir alle völlig unfähige Praktiker sind.“

„Die ganze Welt ist fauler Zauber“, sagte der Prinz. „Und die vielgerühmte Befähigung von meines Vaters Untertanen zur Selbstregierung ist der faulste. Aber meines Vaters Leben ist in Gefahr. Ich beschwöre Sie, den lächerlichen Vatikan beiseite zu lassen und sich in unserer Not als unser Freund zu erweisen. Wenn man Ihnen den Laufpaß gibt, bekommen Sie von uns ein Herzogtum und eine Rente von Hunderttausend im Jahr. Sagen Sie mir offen: welche ist die modernste wissenschaftliche Behandlung für meinen Vater?“

„Ich habe sie schon angeordnet“, antwortete der Arzt. „Und zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen mitteilen, daß sie keinen Konflikt zwischen mir und meinen Kollegen heraufbeschwören wird.“

„Wunderbar!“ sagte der Prinz, „ich werde diesen Beweis Ihrer Zuneigung

und Ergebenheit niemals vergessen. Um was für eine Heilmethode handelt es sich also?“

„Seeluft“, sagte der Arzt.

„Seeluft!“ rief der Prinz aus. „Und darauf kommen Sie zuletzt? Das hätte doch meine Urgroßmutter schon längst geraten.“

„Ja,“ entgegnete der Arzt, „aber nicht aus dem wirklich wissenschaftlichen Grunde. Sie hätte angenommen, die Besserung würde von der Luftveränderung kommen.“

„Woher soll sie denn kommen?“

„Das ist ein Berufsgeheimnis,“ sagte der Arzt, „das ich Ihnen nur mitteilen kann, wenn Sie mir feierlich versprechen, es nicht weiterzusagen.“

„Mein Ehrenwort“, sagte der Prinz. „Wodurch wird also die Seeluft in Wahrheit die Heilung meines Vaters bewirken?“

Der Arzt neigte sich zum Ohr des Prinzen und flüsterte: „Er wird dadurch die Ärzte los.“



Rolf Nesch

KASSENÄRZTE UND KASSENPATIENTEN

Von

Dr. med. ALFRED DÖBLIN

Das bürgerliche Publikum — sehr umfänglich ist es nicht mehr — hängt an das Wort Kassenarzt allerhand Urteile, die nicht besonders hochschätzender Art sind. Und was die Arbeiter und Angestellten anlangt, für die zunächst die Sozialversicherung gemacht ist und so auch die Errichtung von Krankenkassen, so frequentieren sie zwar den Kassenarzt in den Großstädten recht fleißig, aber



Emmerich Gergely

eine rechte Vorstellung von ihm haben sie auch nicht. In den Arbeitern lebt ja vielfach stark und nicht zu Unrecht das Gefühl einer Benachteiligung, welches Gefühl sich richtet gegen alle Angehörigen und Mitglieder der sogenannten bürgerlichen Kreise und so auch gegen den Kassenarzt. Und es ergibt sich da das Merkwürdige, daß von zwei Seiten her der Kassenarzt scheel angesehen und nicht voll genommen wird und daß er weder bei dem bürgerlichen Publikum noch bei der Arbeiterschaft sich zu Hause fühlen darf. Er schwebt in der Luft. Die Arbeiter sehen im Kassenarzt den Bourgeois und monieren, bei ihm nicht dieselbe Behandlung zu erhalten wie der Privatpatient. Sie sind der Meinung, wie durch eine Klassenjustiz so auch durch eine Klassenmedizin benachteiligt zu werden. Dies ist wichtig, und ich muß gleich darauf antworten.

Die Arbeiter sind über die Hochschätzung, die der Privatpatient heute beim Arzt genießt, vollkommen falsch orientiert. Die Zahl der Privatpatienten ist ungeheuer zusammengeschmolzen. Die Folge davon ist, daß zugleich die Zahl der Ärzte, die

als Privatärzte zu bezeichnen wären, zusammengeschmolzen ist. Von Jahr zu Jahr erfolgt sichtbar und fühlbar für den Arzt eine Abwanderung seiner restlichen Privatklientel, alles schützt sich in Kassen. Da erfolgt dann ein wachsender Andrang der Ärzte aus dem vorher goldenen Westen in die Arbeitergegenden. In Berlin ist das in den letzten Jahren eine allgemeine Erscheinung. Wer sich nicht nach dem Verlust der Privatpraxis in eine Kassenpraxis rettet, ist verloren. So stehen die Dinge heute. Kann man da noch sagen: die Ärzte hätten geringeres Interesse an der Kassenpraxis? Ist Klassenmedizin möglich, wo es fast nur noch die Medizin einer Klasse, nämlich der Arbeiterklasse, gibt?

Und was die ärztliche Benachteiligung anlangt, den Minderwertigkeitskomplex der Arbeiter, so sind das Dinge, die hier schon lange nicht mehr aufrechtzuerhalten sind. Es geht den Kassenpatienten schon lange in ärztlicher Hinsicht enorm besser als den restlichen Privatpersonen. Man frage die restlichen Privatpersonen, wann sie sich, bei welchen Leiden, bei welchem Grad der Schmerzen, das Recht geben, einen Arzt aufzusuchen, wie lange sie davor zurückscheuen. Und man frage die restlichen Privatpersonen, wann sie sich das Recht nehmen, wegen irgendwelcher Beschwerden, und seien sie sogar fieberhafter Art, auszuspinnen, keine Arbeit zu tun. Und man blicke umgekehrt auf die Verhältnisse bei den Kassenkranken. Ich bin genügend orientiert in kassenärztlichen Dingen und weiß, welche Loyalität im Krankschreiben, das heißt im Verordnen der Arbeits-



A. Burkart

(Linden-Verlag)

ruhe, besteht. Die Privatkranken würden mit Neid auf eine solche Einrichtung blicken! Und weiter: welche Unzahl von Ärzten, welche Masse von Fachärzten stehen den Kassenkranken zur Verfügung. Die ersten Namen sind dabei. Aber die Kassenkranken sagen ja, sie fänden da nur Massenabfertigung. Nun, ich bin sehr im Zweifel, ob den Kranken in ihrer Krankheit durch eine enorm verlängerte Untersuchung, die überflüssig ist, wirklich geholfen wird. Kassenpraxis ist eine Sache guter und rascher Diagnostiker und dazu Sache von Menschenkennern. Und wenn übrigens die Kassenkranken oft mit Erschrecken so viele Menschen in dem Wartezimmer finden — was auch nur bei einer Anzahl von Ärzten der Fall ist —, so möchte ich ihnen zwei besondere Ursachen davon verraten. Die eine: je voller das Wartezimmer ist, um so mehr Patienten kommen noch. Sie verteilen sich nicht auf andere Ärzte. Die andere Ursache: ein guter Teil der

Anwesenden kommt zu Untersuchungen, bei denen nichts oder kaum ein Befund erhoben wird und wobei es sich nicht um Krankheiten, sondern um bloße Angst vor Krankheiten handelt. Man kann es gewiß keinem übelnehmen, wenn er bei Angst vor Krankheiten einen Arzt aufsucht. Aber die Sache hat auch ein anderes Gesicht. Diese Hypochondrien erscheinen zum Schaden für die wirklichen Kranken! Diese Patienten, die Hypochondrischen, sagen lächelnd nach der Untersuchung, die nichts ergab: das freut sie sehr, und man muß ja vorbeugen, und ein Onkel oder eine Tante hat ja neulich diese Krankheit gehabt. Aber — dem Arzt ist Zeit und Kraft weggenommen, dieselbe Zeit und Kraft, die andere, wirkliche Kranke brauchen, eben die draußen sitzen und über das volle Zimmer klagen!

Lassen Sie mich ein paar Worte vom Kassenarzt sagen. Er ist in den Dienst der Sozialversicherung eingestellt und ist kein freier und kein beamteter Arzt. Er hat eine gewisse Beamtenfunktion, denn er verfügt bei seinen Verordnungen über öffentliche Gelder, aber er ist auch frei, denn er hat keinen Vorgesetzten und untersteht nur seiner eigenen Standesorganisation. Er hat, als praktischer Arzt oder beschäftigter Facharzt, eine schwere ganztägige Arbeit. Wer diese Ärzte bei ihrer Arbeit sieht, bei diesem Gemisch und Durcheinander von Untersuchung und der Unmasse bürokratischer Schreiarbeit, der weiß, sie müssen sich enorm anstrengen, und — sie kommen nie zum Besitz. Sie können, wenn sie sich sehr anstrengen und es ihnen gut geht, sich und ihre Familie auf einer gewissen niedrigen bürgerlichen Stufe halten, aber wie lange und mit welchen Opfern. Sie sind notorisch Schwerarbeiter, die rasch verbraucht werden, rasch altern und, da ständig erschöpft und gehetzt, nicht viel Freude vom Dasein haben. Sie müssen die wenige überschüssige Kraft, die ihnen die Praxis läßt, aufwenden, um mit ihrer Wissenschaft in Verbindung zu bleiben, um sich wenigstens im Größten auf dem laufenden zu erhalten. Droht ihnen die Gefahr der Erkrankung, Gelder zurücklegen können sie nicht — wer steht ihnen bei? Und wer steht Frau und Kindern bei bei ihrem Tod? Man höre und lese aus den Organisationen und in den Fachorganen von der Situation der Witwen und Waisen. Denn natürlich: von der Kassenpraxis hinterläßt kaum einer einen Pfennig, und die Kassen der Ärzte können nur mit minimalen Hilfen einspringen.

Ich habe bei diesen Notizen nur einen einzigen Blick auf diesen Stand zu werfen. Aber wenn ich es recht sehe, so ist es ein Stand mit einem tragischen Schicksal. Die Menschen dieses Berufes gehen mit Neigung und Interesse und Können in ihre Tätigkeit, sie werden rasch zu Arbeitstieren, werden mehr oder weniger proletarisiert, werden rasch verbraucht. Sie haben von der Klasse, aus der sie stammen, dem Bürgertum, die Vorstellungen, die ethischen Begriffe und halten in der Regel zeit ihres Lebens daran fest. Sie finden ideell, wenigstens bis jetzt, niemals ihren Ort. Sie sind halbe oder dreiviertel Arbeitnehmer, obwohl das Verhältnis der Ärzte zu den Krankenkassen nach der Bildung der großen Ärzteorganisationen seinen schlimmsten Stachel verloren hat, sie werden von der Gewerbesteuer als Gewerbetreibende genommen, sie fühlen sich zugleich unverändert als freier Beruf. Ökonomisch steht der Kassenarzt zwischen dem freien Beruf, dem Beamten, dem Arbeitnehmer, aber — er schwebt zwischen den dreien, und ebenso schwebend ist seine ideelle Situation. Es ist die tragische Unklarheit, der tragische Zwischenzustand dieser Berufsgruppe.



Rudolf Grossmann



Coué

CHIROPRAKTISCHE VORLESUNG

Von

Dr. ALMA ARNOLD

Wenn die Schulmedizin, die Allopathie, Menschen vor allzufrühzeitigem Tode oder vor Krankheiten bewahren könnte, gäbe es keine Homöopathen, Biochemisten, Hydrotherapisten, Magnetopathen, Psychotherapisten, christliche Wissenschaftler, Osteopathen, Chiropractoren, Cornelius-Nervenzentralärzte und Diätiker.

Die Naturheilkunde, die diese Heilmethoden umfaßt, ist bei den meisten Menschen die Zuflucht, nachdem die orthodoxe Schulmedizin versagt hat, und

da sie dies des öfteren tut, gehen immer mehr wirklich denkende Ärzte zum Studium einer oder mehrerer Naturheilverfahren über. Nicht allein, weil sie überzeugt sind, daß Gifte, Injektionen und Operationen überflüssig und gefährlich sind, sondern weil der Laie, der Patient, immer klüger wird und Methoden verlangt, die mit der Natur zusammenarbeiten.

Ein steter Wechsel auf allen Gebieten kann auch die Krankheitsbehandlung nicht stillstehen lassen, und darum sind die neuen Heilmethoden geboren. Das Universitätswesen setzt seinen Schülern so oft Scheuklappen an, daß sie nur geradeaus sehen können, und da gibt es denkende Laien, die außerhalb staatlicher Universitäten ihre Theorie erfinden, die sich im Krankheitswesen so bewährt, daß sie bald andere ausbilden müssen. So erstehen Schulen in Amerika, die, wieder staatlich beschützt, ihre eigenen Anhänger haben.

Die Chiropractic entstand im Jahre 1895, weil ein *D. D. Palmer*, ein Magnetopath, in Dawenport Jowa USA., bei einem Patienten, der 17 Jahre taub war, eine Verschiebung der Cervicalwirbel konstatierte. Ohren- und Augennerven erstehen im vierten Ventrikel des Gehirns, werden aber vom Vagusnerv zwischen dem dritten und vierten Rückenwirbel genährt. Der Patient war *plötzlich* taub geworden nach einem Unfall, und dies führte Palmer zu einer gründlichen Untersuchung des Rückgrates, wo er zufälligerweise, durch einen Griff, den dritten und vierten Wirbel in seine natürliche Lage verschob; und in zehn Minuten hatte der Patient sein volles Gehör wieder. Palmer und Patient gaben sogleich eine eidesstattliche Versicherung ab, und ersterer nannte seine Erfindung Chiropractic. Heute existieren ungefähr 15 Schulen in Amerika, in denen ein Curriculum in dreijährigen Kursen gelehrt wird.

Dr. Still, der Gründer der Osteopathie, hatte dieselbe Theorie der Beeinflussung der Nervenstränge auf Organe schon im Jahre 1885 erfunden, aber Palmer gebührt der Ruhm, daß er einzelne Wirbel lösen konnte, im Gegensatz zur Osteopathie, die mehrere Wirbel zugleich umsetzt und darum nicht imstande ist, die einzelnen zu beeinflussen.

*

Ein kranker Mensch, der von den großen Heilerfolgen hört, durchschaut die Theorie, die von jedem anatomischen Werk bestätigt werden kann.

Die normale Tätigkeit der sieben großen Funktionen durch die sieben Organe unseres Körpers ergeben Gesundheit, und ihre träge oder behinderte Tätigkeit bedeutet Krankheit. Man kann schwer sagen, welches von diesen sieben Organen das wichtigste ist, denn Störung bei irgendeinem zieht auch Schädigung bei den anderen nach sich, gerade wie bei einer Maschine ein schadhafter Teil die ganze Maschine unbrauchbar macht. Liegt in dieser Tatsache nicht ein Anlaß zum Nachdenken über das heutige Spezialisierungs-System in der Medizin? Sicherlich kann man die Frage, was zuerst da war, das Huhn oder das Ei, auch im vorliegenden Fall stellen: Was ist das Primäre, die Ursache oder das Symptom? — Eine kleine Überlegung wird jedem klarmachen, daß alle diese Organe und ihre Funktionen von gleicher Wichtigkeit sind, da ein Versagen auch nur eines Organs Störung bei den anderen zur Folge hat. Diese Funktionen sind: 1. Nerven-Kontrolle durch Gehirn, Rückenmark und Sympathisches Nerven-System;

Querschnitt durch die Berliner Gesellschaft



Photo Mahrenholz
Frau Elsa Herzog



Photo Riess
Frau Lilli v. Berger



Photo E. Bieber
Baron Eduard v. d. Heydt
(Mitte)



Photo Riess
Fräulein Martha Görtel



Photo Mahrenholz
Herr Freddy Kaufmann,
Besitzer des „Jockey“



Photo Mahrenholz
Fräulein Lissy Tag



Photo Riess
Frau Berta Delbrück



Photo Dr. Vollmoeller
Fräulein Käthe Jaffé
(Mitte)



Photo Schrecker
Herr Alexander I. Tetelmann



Photo Dührkoop
Frau Lotte Fürstenberg-Cassirer



Photo Rieß
Frau Edith Rosenheim

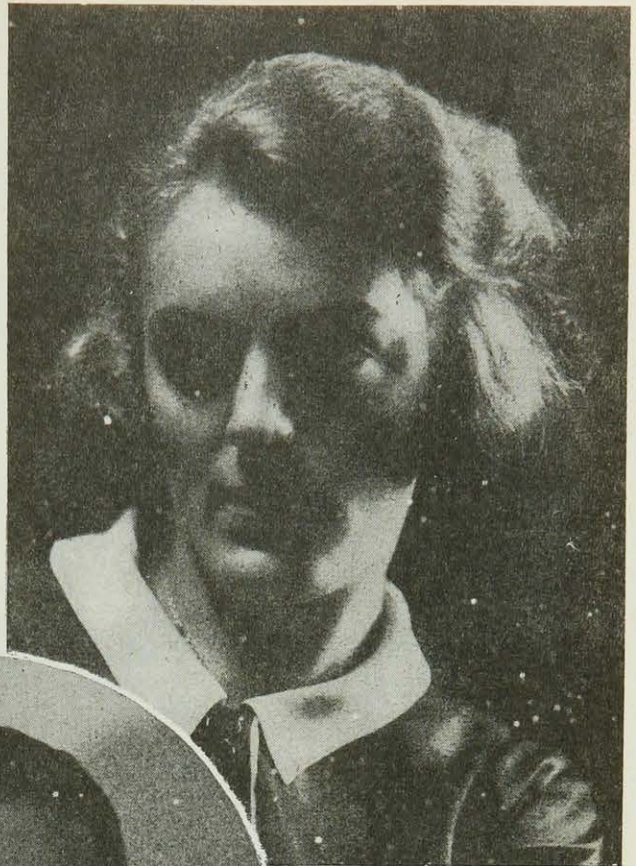


Photo A. Hensler-Möring
Fräulein Maria Daelen



Photo Stone
Herr Fritz v. Falkenhayn
(Mitte)



Photo Schrecker
Baronin Karin Richthofen



Photo Schrecker
Madame Antoinette Comnen

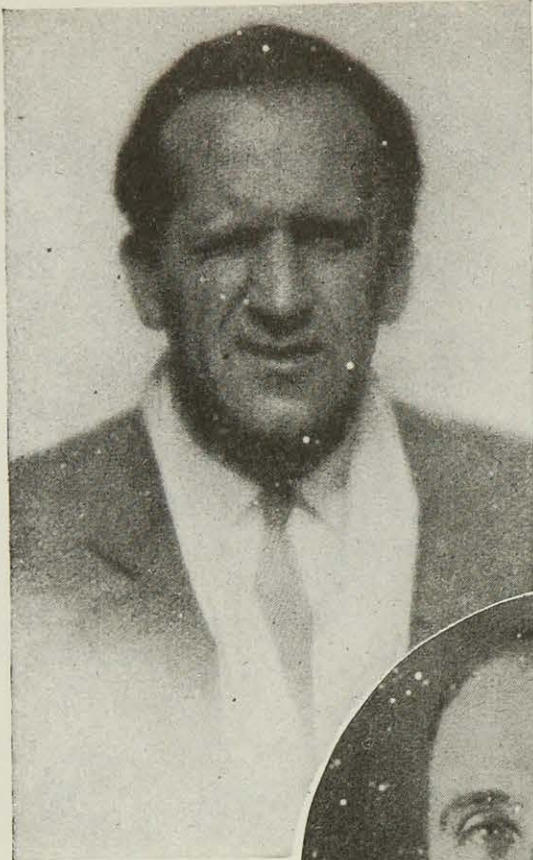


Photo M. v. Bucowich
Herr
Paul Huldshinsky



Frau Margret Kainer



Photo Schrecker
Herr Hans Samek
(Mitte)



Fräulein Lilli Wolff



Mr. Frederick T. Swann

2. Zirkulation durch Herz, Arterien, Venen; 3. Atmung durch die Lungen und die Haut; 4. Verdauung durch Speicheldrüsen, Magen und Darm; 5. Assimilation durch Eingeweide, Blut und Lymphe; 6. Ausscheidung durch Lunge, Haut, Nieren und Eingeweide; 7. Zeugung und Regeneration durch Gehirn und Geschlechtsorgane sowohl in körperlicher wie in geistiger Beziehung.

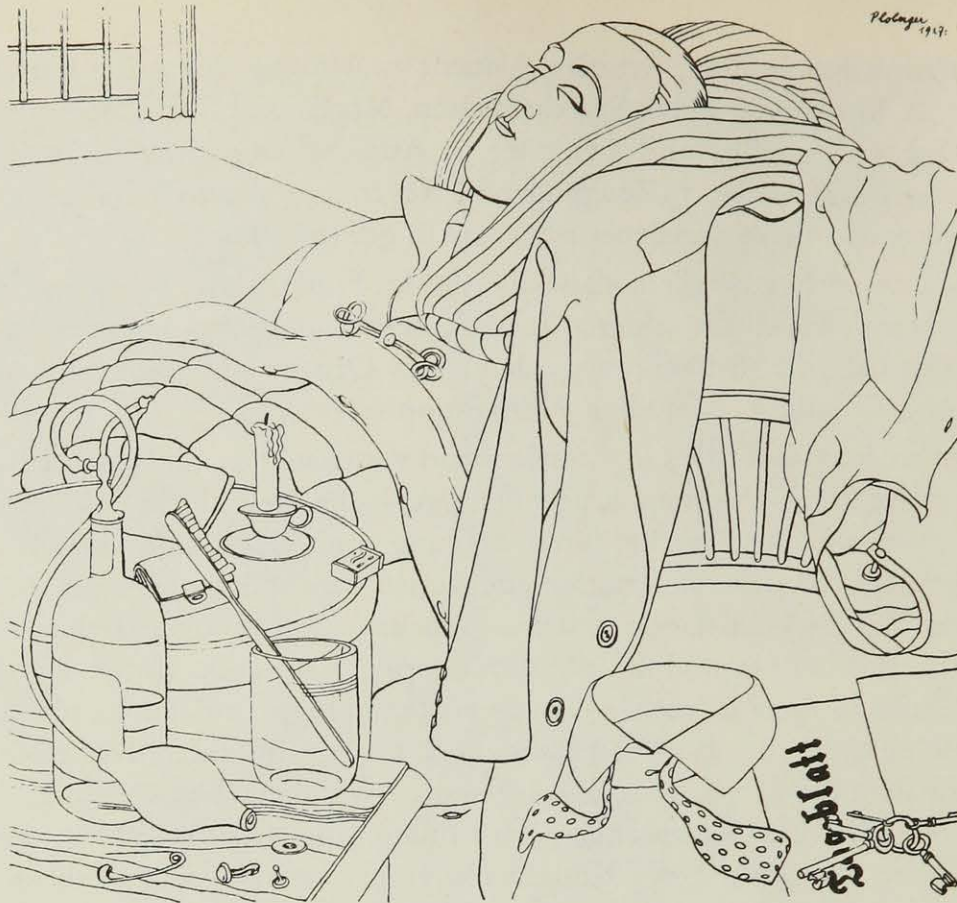
Kann man sich vorstellen, daß eine dieser Funktionen geschädigt werden könnte, ohne daß auch die anderen in Mitleidenschaft gezogen würden? Begreift man nicht, daß die Schädigung irgendeines Organs nur *eine* Krankheit verursacht und daß diese Krankheit Kongestion ist?

Kopfschmerzen und alle Gehirnfieber sind verursacht durch Blutandrang nach den Gehirnzentren, Rückenmark und Nerven. — Frösteln, Fieber und alle Herzerkrankungen sind verursacht durch Stauung im Zirkulationsverlauf, indem Abfallstoffe des Körpers die Arterien und Venen verstopfen, und die Natur durch Verbrennen (Fieber) sich davon zu befreien sucht. — Erkältungen, Halsschmerzen, Bronchitis, Pneumonie und Blutvergiftung sind verursacht durch Kongestion der Schleimhäute und Drüsen. — Magenentzündung, Verdauungsstörung, Geschwürbildung, Krebs, Blutzersetzung sind verursacht durch Kongestion der Speicheldrüsen, der Magen- und Pankreassäfte. — Bauchfellentzündung, Typhus, Malaria, Grimmdarmentzündung, Verstopfung und Hämorrhoiden sind verursacht durch Kongestion der Kraft, welche der Umwandlung der Nahrung in resorbierbare Nährsubstanz und zur Ausscheidung verbrauchter Stoffe dient. — Rheumatismus, Nierenerkrankung, Diabetes und Urämie sind verursacht durch mangelnde Kraft zur Ausscheidung durch Nieren, Haut und Eingeweide. — Alle Geschlechtskrankheiten sind verursacht durch Kongestion der Kraft durch das Drüsensystem.

So erklärt sich der Ursprung aller Krankheiten, und ich brauche nur noch hinzuzufügen, daß alle Organe in Ordnung sind, solange wir sie nicht durch Vernachlässigung ihrer Funktionen mißbrauchen.

•

Es ist gezeigt worden, daß die primäre Funktion Nerventätigkeit ist. Wodurch können wir nun diese mißbrauchen? Dieses Verbrechen ist sehr leicht zu begehen. Wir können auf vier verschiedene Arten unsere Nervenkräfte vergeuden, oder auch gleichzeitig auf alle vier Arten. Diese vier Wege des Mißbrauches sind: Unmäßigkeit in der Arbeit, Unmäßigkeit in der Ernährung, Unmäßigkeit im Trinken, Unmäßigkeit in sexueller Beziehung. — Ist es nicht leicht erkennbar, daß die Lösung des Rückgrates die Funktion befördert? Durch das Auflegen des Pisiformknochens der linken Hand auf den Rückenwirbel und durch Druck der rechten Hand wird der Wirbel des Kranken leicht in seine natürliche Lage zurückgedrängt. (Jedes Werk der Anatomie zeigt, daß Nervenstränge durch Spinal- und Seitenkanäle in die sympathischen Nervenganglien laufen.) Das ist also die Aufgabe des Chiropraktikers. Er lehrt nebenbei seine Patienten Hygiene und sachgemäße Ernährung, und in jedem Falle tritt eine so schnelle Besserung ein, daß heute in Amerika 42 000 Ärzte Chiropractic betreiben und immer größere Gefolgschaft finden.



Ploberger

KRISE DER MEDIZIN?

Von

Dr. med. PETER SCHMIDT

I.

Wenn sich das Laster erbricht . . .

Ja, wir haben es manchmal satt.

Die medizinische Diagnostik ist so überspitzt, daß an Therapie kaum mehr gedacht werden kann. Das bedeutendste ärztliche Journal besteht nur noch aus Formeln, die dem Durchschnitt guter Ärzte ebensowenig verständlich sind, wie der Relativitätsbegriff dem Quintaner.

Der Spezialist für linke Nasenlöcher ist keineswegs ausgestorben. Der Kranke, der es sich leisten kann, wird von einem Gremium von Fachärzten und Instituten dem Kreuzfeuer diagnostischer Maßnahmen ausgesetzt. Das imponiert, diese neue Sachlichkeit, diese letztmögliche Objektivität. Dabei bleibt's aber meist. Bestenfalls springt dabei eine Bestätigung der vordem schon gestellten Diagnose heraus. Der Kranke ist jetzt glücklicher Besitzer einer Anzahl von Röntgenfilms und mystischer Befundzettel. Parturiunt montes: geboren wird ein Rezept für Jodkali. (Das hätte auch der alte Hausarzt geben können.) Die Hybris des Diagnostikers verwehrt jeden weitergehenden therapeutischen Gedanken. Virchows rein lokalistische Einstellung zur Krankheit ist keineswegs überwunden. Immer noch haftet der Blick des Therapeuthen ausschließlich am erkrankten Organ.

Diese Einschränkung des Gesichtsfeldes hat sich die Heilmittelindustrie zunutze gemacht. Jede Fabrik sendet jedem Arzt ein Büchlein, in dem gegen jede

Krankheit eine Rolle mit Tabletten oder ein Kästchen mit Ampullen angepriesen wird. Bei der großen Konkurrenz sind die Hersteller gezwungen, dauernd neue, angeblich immer wirksamere Kombinationen auf den Markt zu bringen, sich in allerlei Mätzchen, in Schönheit der Ausstattung und wahnwitziger Reklame zu überbieten. Täglich ist der Tisch des Arztes mit derlei neuen Mitteln bedeckt; die beigegebenen Druckschriften weisen herrliche chemische Formeln auf und beziehen sich auf die exakt bewiesene Wirksamkeit bei Meerschweinchenversuchen. Der urteilsunfähige und gutgläubige Praktiker erstickt allmählich unter dem Übermaß von Patentmedizinen und Fertigfabrikaten. Eins auf Hundert ist brauchbar; eins auf Tausend wirklich neu.

II.

... setzt sich die Tugend zu Tisch.

Ja, wir haben uns überfressen an all diesen Tabletten. Jetzt fliegen die Gratis-ärztemuster der Fabriken uneröffnet in den Papierkorb. Selten, daß mal ein Rezeptformular für den eigentlichen Zweck verwendet wird. Das Pendel ist nach der anderen Seite geschwungen.

Ein erschütternder Schrei aus dieser Not ist „Die Krise der Medizin“, des hervorragenden Wiener Gelehrten Bernhard Aschner mutiges Buch. Was große Köpfe wie Kraus und Brugsch in Nachfolge des Hippokrates und Paracelsus neu theoretisch aufbauten, die Biologie und Pathologie der Person, das hat Aschner zu einem aktiven therapeutischen Programm ausgestaltet. Entgiften anstatt zu vergiften. Ableitung der Krankheitsstoffe auf die Haut, auf den Darm. Entgiften durch Aderlaß. Mit andern Worten: eine Rückkehr zu den therapeutischen Maximen älterer Ärztegenerationen.

Aschner übertreibt seine Postulate, er brüllt, wie jeder, der sich in dem Hexensabbath dieser Zeit verständlich machen will. Führt man aber sein Programm auf das rechte Maß zurück, so hat die Therapie viel gewonnen; Möglichkeiten einer Behandlung und Umformung der Konstitution des kranken Menschen. Aschner fordert etwa nicht (wie heute so viele faule Stümper) zum Sturze der Schulmedizin auf, sondern zu deren Ausbau. Er will die moderne, auf Virchows Forschungen beruhende Ansicht der Zellular- und Lokalpathologie mit der älteren, humoralpathologischen



Ottomar Starke

(der „Herrschaft der Säfte“) verquicken. Aschners Buch wird nicht ohne Wiederhall bleiben, da seine Maximen aus einer gradezu souveränen Kenntnis der gesamten Medizin resultieren und aus absolutem medizinischen Ernst und Wissen erwachsen.

Derlei ernste und aussichtsreiche Reformversuche werden aufs größte geschädigt durch die Konjunkturhascher in der Medizin oder inoffizielle Richtungen. Zweifellos ist das Publikum in Europa, mehr noch in Amerika, gegen die Schulmedizin verbittert. Sie zu beschimpfen ist Modesache geworden. Tut man das, so hat man ohne weiteres das Interesse und den Zulauf der Menge. Deren Dummheit geht aber über alles vorstellbare Maß hinaus. Sie nimmt willig Steine für Brot, vorausgesetzt, daß der beigegebene Text ausreichende Suggestivkraft hat: schimpfende Ablehnung der Schulmedizin, die ja nur das erkrankte Organ, aber nicht den kranken Menschen sieht, und die das Seelenleben des Kranken vernachlässigt. Dieses inhaltlich wahre Programm echter, wissenschaftlich hochstehender Kreise wurde so zur platten, abgegriffenen Scheidemünze, zum Deklamationsobjekt für Faulenzer, Nichtsköner oder Imbezille.

Ich leugne nicht die mögliche Heilwirkung der Chistian science, Rohkost- und Hungerkuren, Metallsalztherapie, der Chiropractors und Bone setters. Das fundamentale Unglück bei all diesen Bestrebungen ist und bleibt die gradezu offensible Unwissenschaftlichkeit und Engstirnigkeit ihrer Vertreter und Mitläufer und die Unfähigkeit der Abgrenzung des Heilgebietes. Jede dieser Methoden unternimmt es, alle Krankheiten, vom Hühnerauge bis zum Krebs, zu heilen. Kommt es zu einer Diskussion zwischen einem Vertreter dieser Richtungen und einem Mediziner, so staunt man zunächst über die gradezu erschütternde Unkenntnis der Naturheilkundigen. Unsere Skepsis, unser Ausfragen, wird stets als Böswilligkeit gedeutet. Als Argumente werden ölig sentimentale Dankschreiben gereicht. Palmer, der Vater der Chiropractors, gab eine eidesstattliche Versicherung über eine wunderbare Heilung mit Hilfe seiner Methode ab.

Warum sollte der Arzt nicht bestimmte Fälle von Gelenkerkrankungen einem tüchtigen Masseur oder Chiropractor zur technischen Mitbehandlung überweisen. Absolut unzulässig aber ist es, daß die Propagatoren solcher „neuen“ Richtungen das gesamte Gebiet der Heilkunde für sich zu beschlagnahmen versuchen. Hier liegt eine große Gefahrenquelle für die Volksgesundheit; insbesondere, da es den Vertretern der inoffiziellen Richtungen im Gegensatz zu den Ärzten gestattet ist, eine weitgehende Laienreklame zu treiben.

Die Gesamtlage des europäisch-amerikanischen Kulturkreises nach dem Krieg ist durch den Fortfall eines überindividuellen Gedankens gezeichnet. Kirche, Militär und Imperialismus haben an Suggestivkraft verloren. Die Menschen sind oder fühlen sich krank. Das Gros der derzeitigen Ärzteschaft hat weder die Gabe, noch die Zeit, den kranken Menschen in seiner Totalität, insbesondere in seinem seelischen Geschehen zu erfassen und zu stützen. So haben die neuen Propheten, auch die falschen, ein leichtes Spiel. Das Publikum soll sich nicht irreführen lassen. In der offiziellen Medizin sind genug tüchtige Köpfe, die mit dem Erreichten unzufrieden sind. Auf den Wegen, die Freud für die Tiefenpsychologie, Steinach für die Reaktivierung und eine Fülle anderer Forscher für die innersekretorischen Vorgänge gewiesen haben, wird erfolgreich weitergearbeitet. Und zwar von Meistern. Die und nur die dürfen die Form zerbrechen.

*Cowboys in den Prärien,
Neger am Mississippi,
Japaner in Los Angeles
unter den Duschen der Lautsprecher sportbegeistert.*

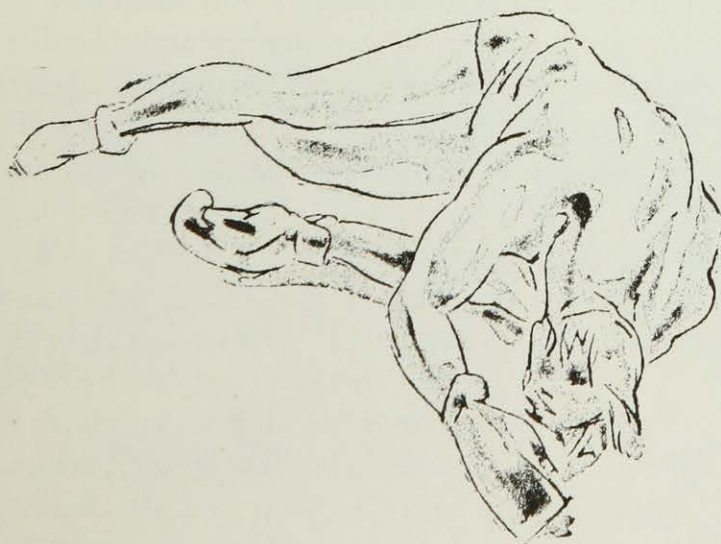
*Die schweißglänzenden Kämpfer
versetzen einander Hiebe,
die das Massageöl der Trainer
als elektrisch leuchtenden Staub aufsprühen lassen.*

*Plötzlich —
in den Magen
ein Schwinger,
der der letzte ist.*

Die Menge beginnt sich zu zerstreuen.

*Während um den
von Wasser, Schweiß und Blut getränkten Ring
die am Kampf innerlich Beteiligten
noch mit schrillen Pfiffen Beifall bezeugen,
verkünden schon
die in vier Minuten achtundzwanzig und dreifünftel Sekunden
gedruckten Extrablätter
den Sieger.*

(Deutsch von Mira v. Hollander-Munkh.)



Wm. K. Littlefield
(La Suite „La Boxe“, Edition Quatre Chemins, Paris).

EIN BOXERKAMPF IN CINCINNATI (1867)

Von

FRIEDRICH GERSTÄCKER

Als ich nach Cincinnati kam, beschäftigte die dortige Presse in dem Augenblick fast einzig und allein ein in den nächsten Tagen abzuhaltendes Preisboxen, das zwischen zwei berühmten Boxern, Jones und Mac Coole, stattfinden sollte. Wahlen, indianische Ueberfälle im Westen, alles war in dem einen zu erwartenden Genuß vergessen, und dabei wurde diese von den Gesetzen doch so streng verbotene Sache mit einer so naiven Oeffentlichkeit betrieben, daß es besonders den Fremden in Erstaunen setzen mußte. Ueberall klebten die Zettel, die mit der Abbildung beider Kämpfer zur Teilnahme aufforderten, und Jones besonders, von dem man wußte oder wissen wollte, daß er die *science of the art* auf das Gründlichste verstehe, gab schon vorher eine Art von Vorstellung in der „Mozart-Halle“, die denn auch bei dicht gedrängtem Hause stattfand.

Der Tag kam, und anstatt Eintrittskarten wurden weiße und lila Bänder verkauft (der Preis für ein lila Band für den innern Ring à 7 Dollar), die zugleich für freie Passage auf dem Extrazug galten. Aber niemand wußte, wo der Kampf stattfinden sollte, als die wenigen Eingeweihten, und die Polizei mußte jetzt doch einschreiten und Jones verhaften, der aber augenblicklich wieder gegen Bürgschaft entlassen wurde, als er sich verbindlich machte, den Frieden des Counties, in welchem Cincinnati lag, nicht zu stören. Ueber die Grenzen desselben hinaus hatte die Polizei keine Macht. Allerdings wußte man, daß der Preiskampf nichtsdestoweniger an der Grenze stattfinden würde, aber niemand natürlich, nach welcher Himmelsrichtung, und man ließ der Sache eben ihren Lauf, ja kehrte sich sogar nicht daran, als Zeit und Bahnhof genau angegeben und von jedem Teilnehmer gekannt waren.

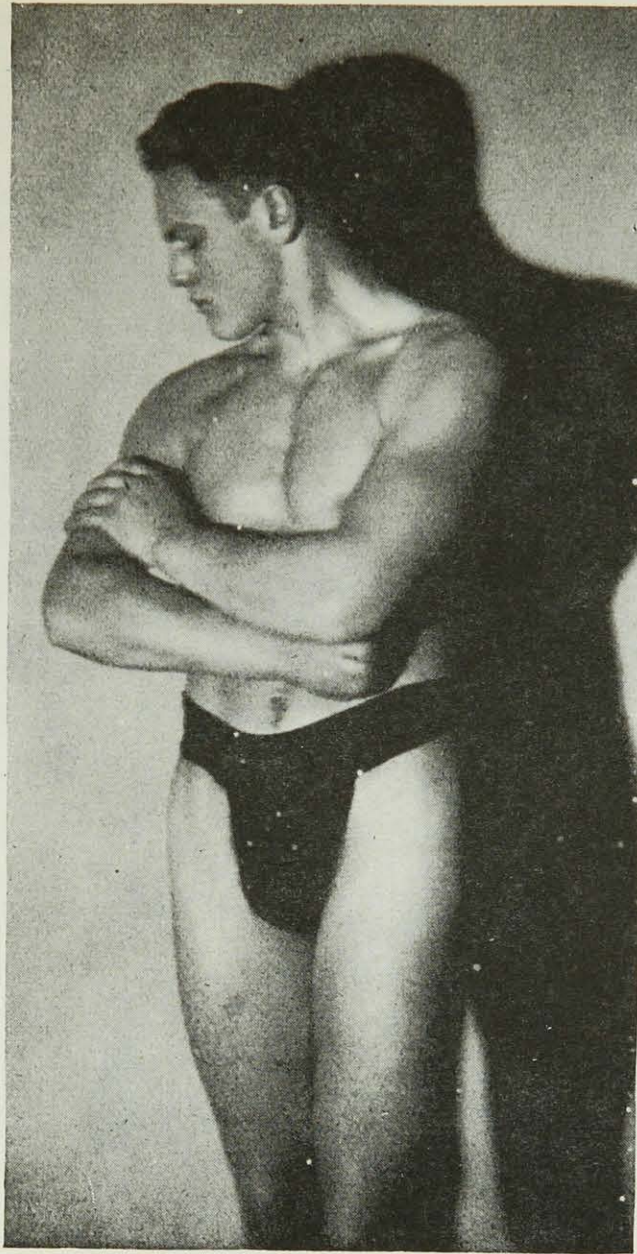
Die Abfahrt sollte morgens halb zwei Uhr stattfinden, und fünfzehn jener riesigen amerikanischen Eisenbahnwagen standen bereit, die Zuschauer an den Ort ihrer Bestimmung zu schaffen. Es wurde aber fast drei Uhr, ehe der Zug abging, und die Wagen fanden sich dann auch gestopft voll Menschen. Nicht allein die Sitze waren überfüllt, nein, in jedem Wagen standen auch überdies noch 25 bis 30 unglückliche Individuen, von denen viele wohl die ganze vorherige Nacht durchschwärmt hatten und vor Müdigkeit nicht mehr die Augen aufhalten konnten.

Der Zug konnte nicht rasch vorrücken, denn der Verkehr auf der Bahn ist ein sehr starker, und nur zu oft mußten wir halten, um regelmäßige Züge, die sich ebenso regelmäßig verspätet hatten, durchzulassen. Endlich nach 6 Uhr erreichten wir den Platz — ein kleines, parkartiges Gehölz, das zu der Farm eines Baptistenpredigers gehörte und zu dem Zweck ihm abgemietet war. Einige der Passagiere wunderten sich darüber, daß der Geistliche sein Grundstück zu einem, noch dazu durch das Gesetz verbotenen, Boxerkampf hergeben sollte, andere aber verteidigten ihn wieder und behaupteten, er würde keinesfalls gewußt haben, wozu man es gebrauchen wolle. In Amerika ist aber, noch dazu bei der Aussicht, Geld zu verdienen, alles möglich, und so gut wie jetzt die Methodisten in Omaha ihre kleine Kirche auf zehn Jahre an einen deutschen Wirt verpachtet haben, um für diese

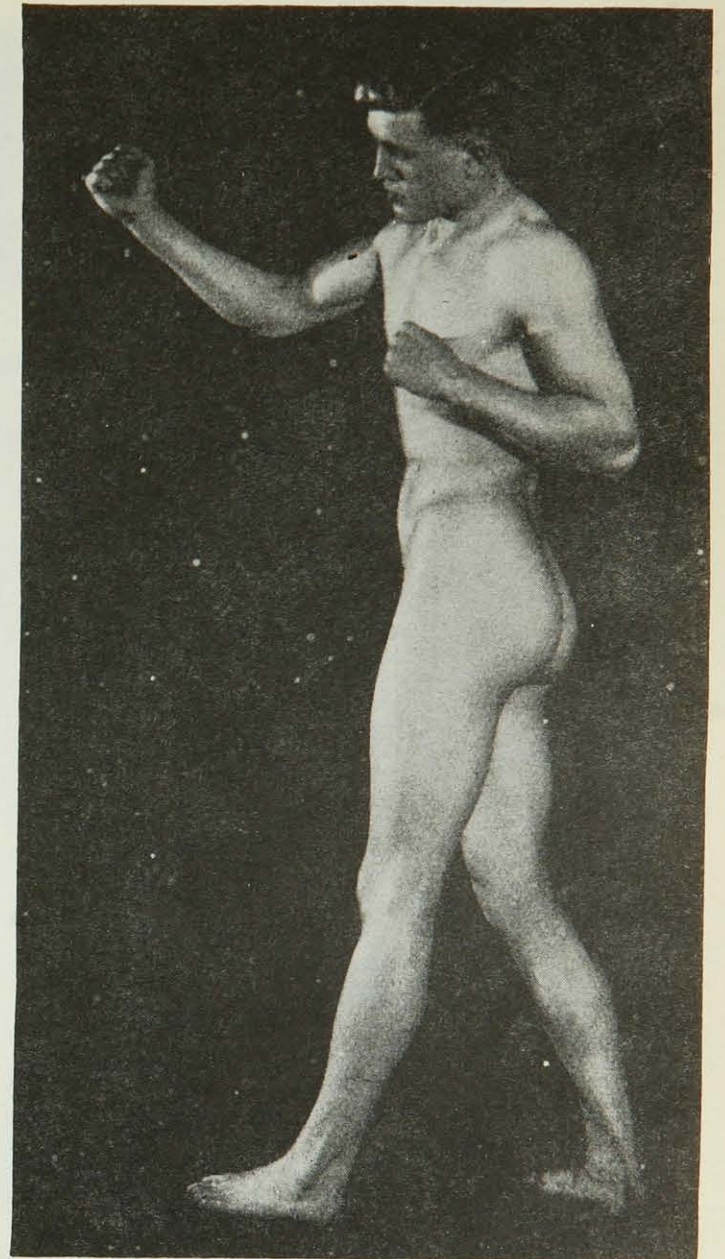
Deutsche Halbschwergewichte



Emil Scholz



Helmuth Hartkopp



Photos Robertson
Der Meister Hein Müller, Besieger Gipsy Daniels

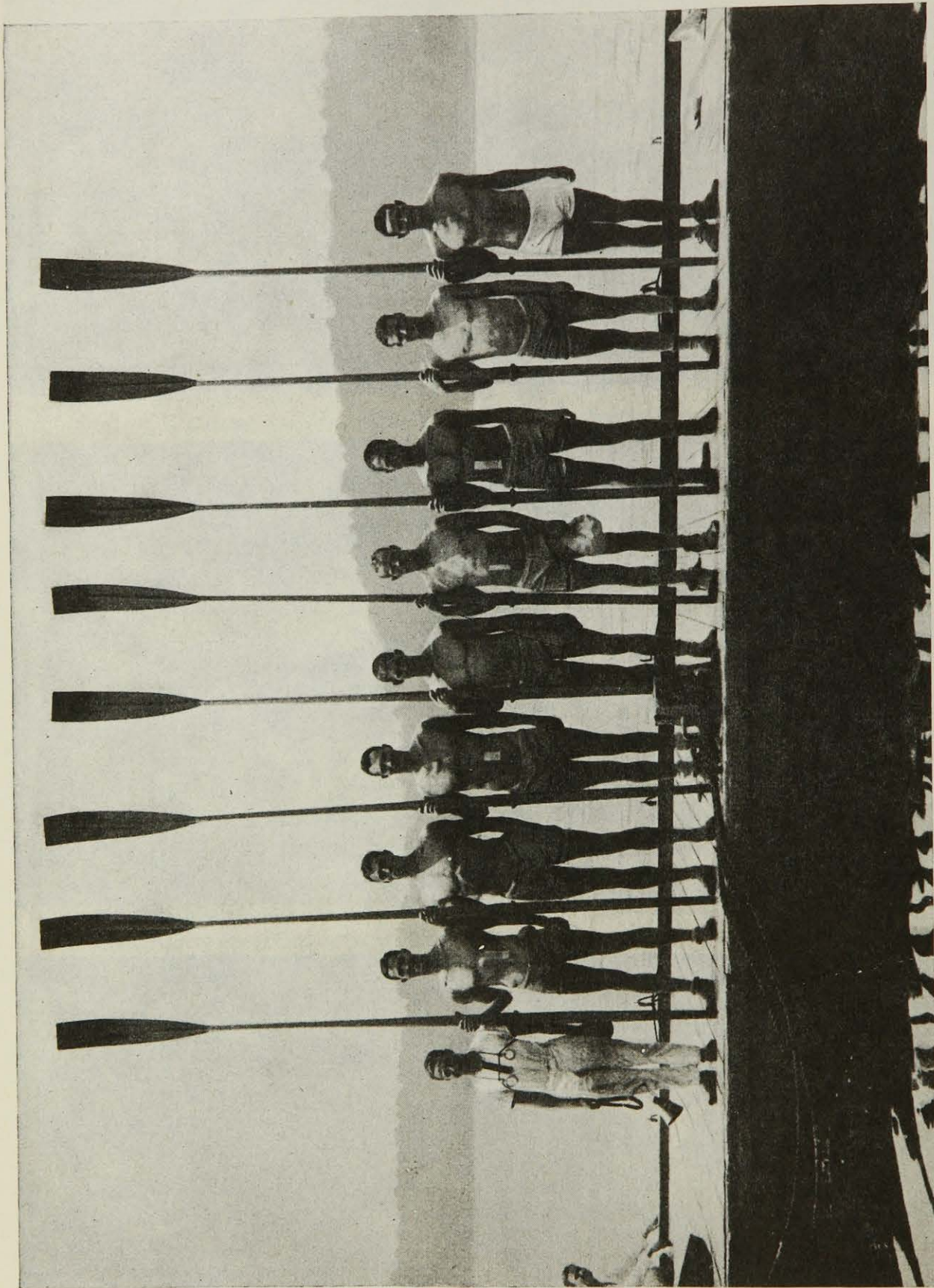
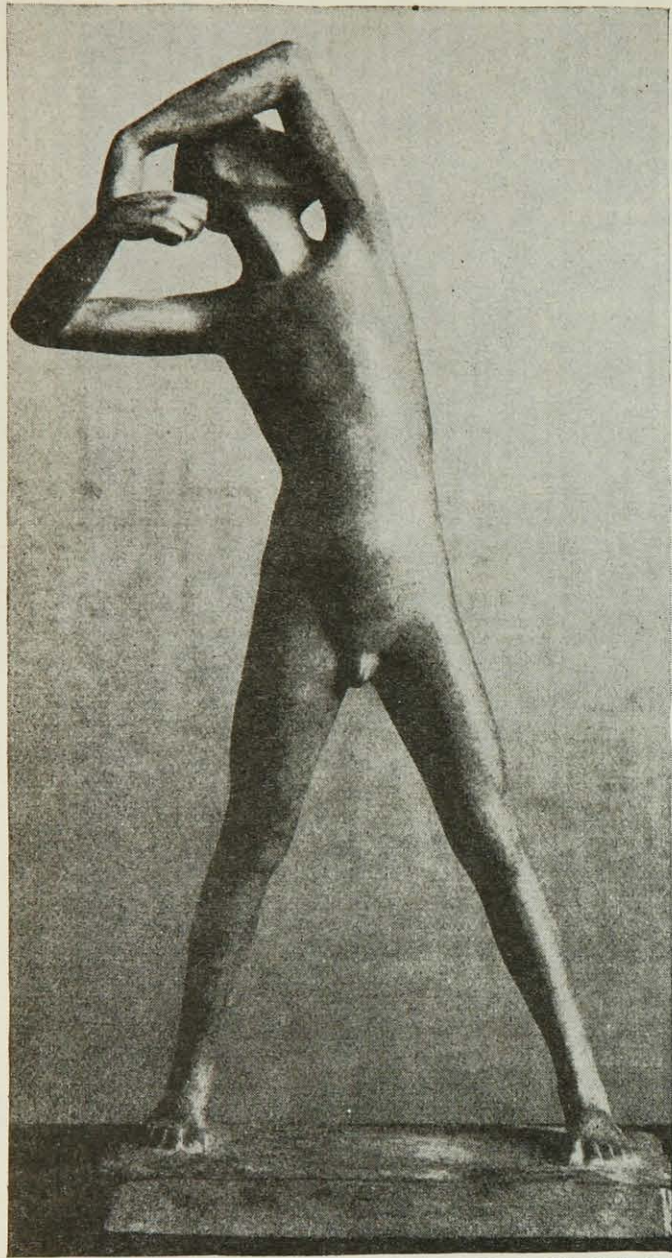


Photo Sennecke

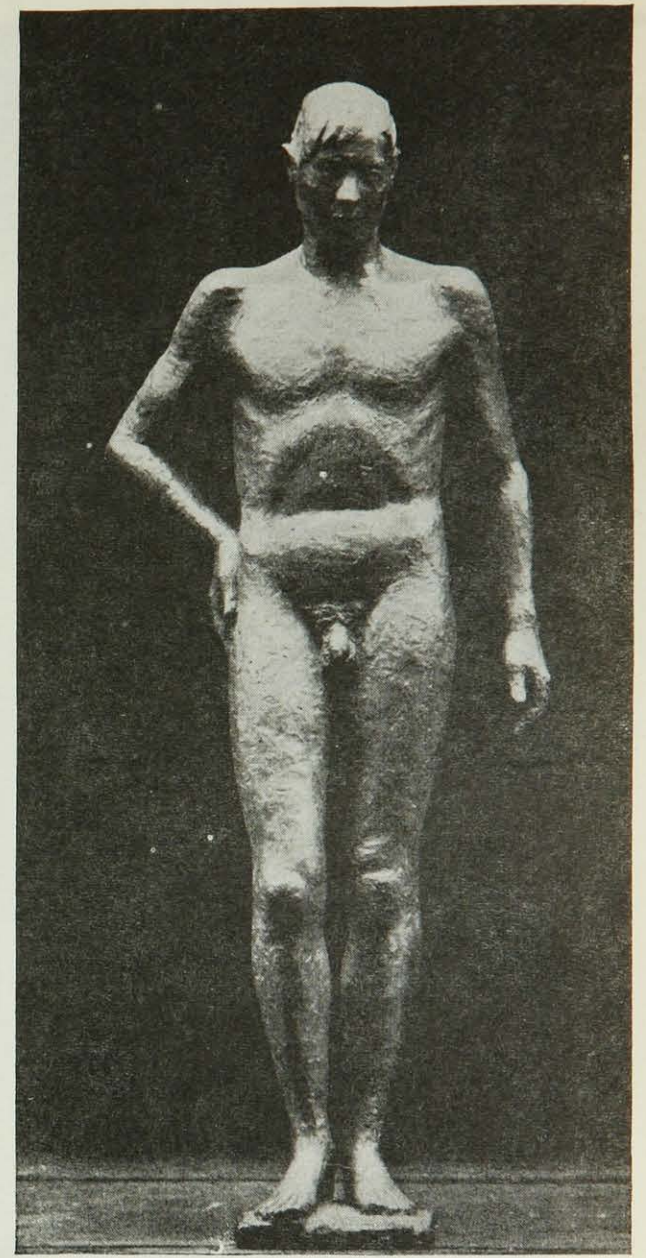
Die siegreiche Cambridge-Mannschaft



Ausstellung Flechtheim
Georges Minne, Jüngling. Bronze



Künstlerbund-Ausstellung, Köln
Max Beckmann, Die Luftakrobaten. Oel



Eigentum der Stadt Berlin
Ernesto de Fiori, Jüngling. Bronze

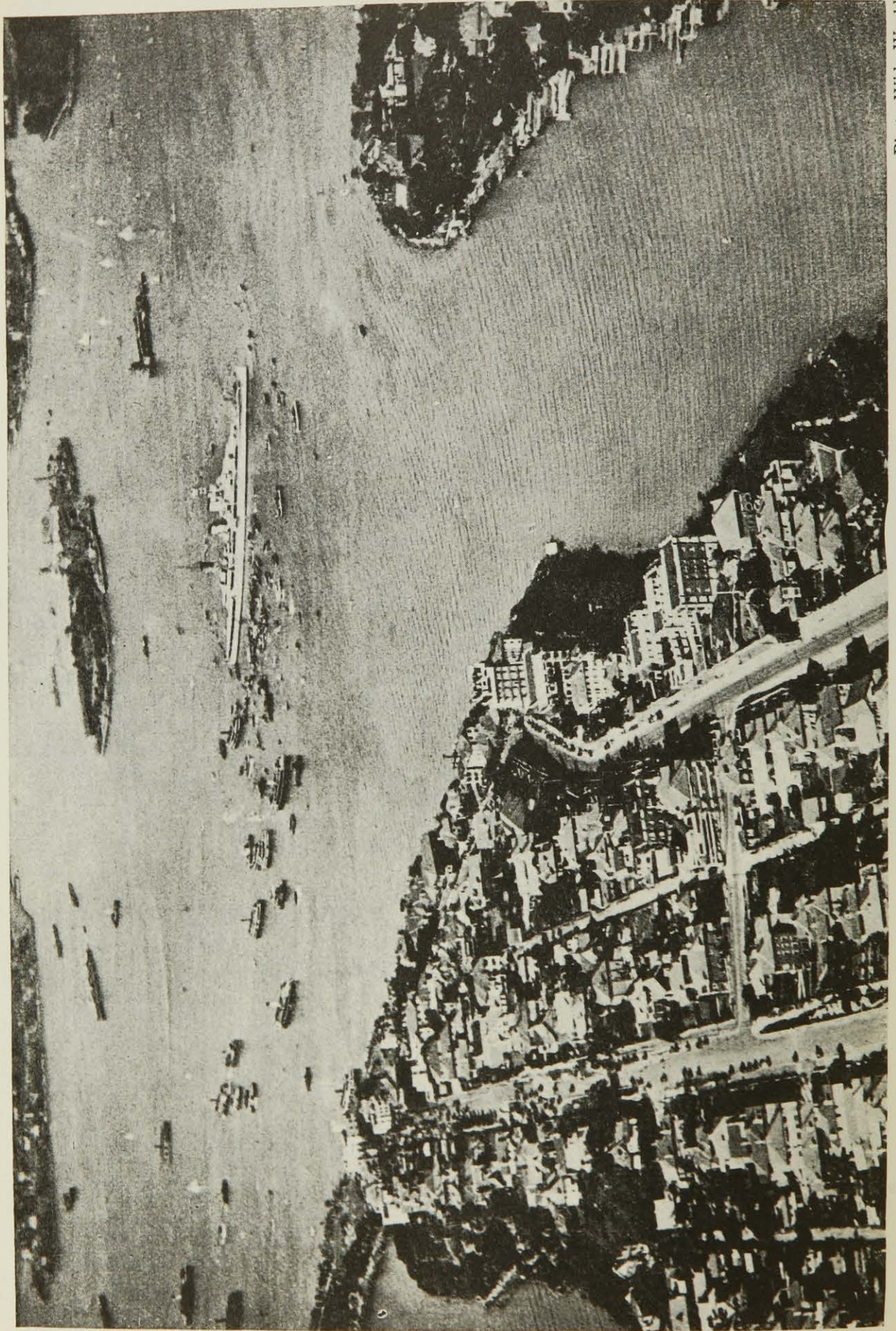


Photo Wide World

Sidney (Australien)

Zeit eine Bierhalle daraus zu machen, ebensogut konnte der Baptist auch das kleine Geölz einmal auf ein paar Stunden für einen Schauplatz roher Brutalität vermieten und sicherlich nicht mehr in der kurzen Zeit damit verdienen.

Die Pfosten wurden etwa 12 Fuß voneinander eingetrieben, so daß sie ein etwa 18 Fuß im Quadrat haltendes Viereck umschlossen, und dann mit festen Tauen so gut als möglich zusammengeschnürt. Die Tauen mußten auch dazu dienen, die Kämpfer, wenn sie dagegen geworfen würden, aufrecht zu halten.

Dicht — so dicht als möglich um das Viereck lagerten aber die Zuschauer, und da sich etwa 3000 von diesen auf dem Plan befanden, so wäre es später für die hinten Stehenden nicht möglich gewesen, auch nur einen Blick in den Ring zu werfen. Dafür mußte Abhilfe geschaffen werden, und es begann jetzt von neuem die sehr undankbare Arbeit, die Menschenmasse, die sich sicher im Besitz eines guten Platzes fühlte, wieder eine ganze Strecke zurückzutreiben und nicht allein einen größeren Kreis, sondern auch einen freien Platz um den Ring zu bekommen.

Endlich — es war fast 11 Uhr geworden — geriet die Menge in Bewegung. „Sie kommen!“ so lief der Ruf durch die Versammlung, und nach kurzer Zeit erschien einer der Kämpfer auf dem Schauplatz. Schon ehe er denselben erreichte, warf er, nach alter Boxersitte, seinen runden Hut voran und hinein, und ein Jubelschrei begrüßte ihn. Es war der Engländer Jones, eine breitschultrige, derbknochige, aber gemein aussehende Gestalt, doch anständig gekleidet, nur mit einem breiten, ausdruckslosen und jetzt augenscheinlich bleichen Gesicht und kleinen Augen. Er schien grüne Handschuhe zu tragen.

Ohne Aufenthalt kroch er unter den Tauen durch in den „ring“ und nahm, da er die Wahl der Ecken hatte, seinen Platz in der einen, oberen, wo schon ein Stuhl für ihn bereitgestellt war. — Auch seine beiden Sekundanten, allem Anschein nach der untersten Schicht der Gesellschaft angehörend, kamen jetzt herzu, und nachdem sie sich die bezeichneten seidenen Binden um die Hüften gelegt, als Zeichen, welcher Partei sie zugehörten, hielt der eine von ihnen einen ausgespannten Regenschirm über Jones, um ihn gegen die Strahlen der schon ziemlich heiß brennenden Sonne zu schützen. — Es war ein rührendes Bild.

Jetzt brach aber ein wilder Jubelsturm los, denn ein guter Teil der Anwesenden schien dem irischen Volksstamm anzugehören, und der Hut Mac Cooles, des Iren, flog wirbelnd in den Ring, während die riesige Gestalt desselben keck und wie siegesgewiß demselben folgte und seine Freunde lächelnd begrüßte.

Der Ire nahm die andere Ecke ein. Es war eine hohe, mächtige Gestalt, über sechs Fuß, mit breiter Brust, aber einem rohen, wüsten Ausdruck in den Zügen. Er ging in einen dicken Rock fest eingeknüpft und hatte noch außerdem, und trotz der Hitze, einen wollenen Schal um den Hals geschlagen.

Auch seine beiden Sekundanten gesellten sich, unter den nämlichen Vorbereitungen, zu ihm, und beide verharrten dann wohl volle zehn Minuten, vielleicht länger, in ihrer Stellung, nur dann und wann einer nach dem andern einen verstohlenen Blick hinüberwerfend, um die Chancen des Kampfes vielleicht zu berechnen. Endlich warf Jones seinen Rock ab und löste sich das Halstuch, welchem Beispiel gleich darauf sein Gegner folgte. Die Sekundanten waren dabei beschäftigt, ihnen die Schuhe aus, und ein Paar Halbstiefel anzuziehen, an denen sich, wie bei Stegeisen scharfe Spitzen befanden, um ihr Ausrutschen auf dem Rasen zu verhindern.

Wieder eine kurze Pause. Mac Coole hatte ein paar Worte mit seinen Sekundanten gewechselt, und die Kampfrichter wurden auf die grünlichen Hände Jones' aufmerksam gemacht, die man anfangs für mit Handschuhen bedeckt angesehen hatte. Es scheint, daß Mac Coole den Verdacht geäußert, sie könnten mit einer giftigen Substanz versehen sein. Jones wurde deshalb von dem vorhandenen Arzte, nachdem dieser sie berochen — was genau so aussah, als ob er dem Preisboxer die Hand küßte —, aufgefordert, daran zu lecken. Er tat das auch lächelnd und mit so augenscheinlich gutem Willen, daß jeder Verdacht schwinden mußte. Es war nur eine bei Preisboxern nicht seltene Gerbestoffmasse, mit welcher er die Hände angestrichen hatte, um die Haut fester zu machen und sie bei einem schweren Schlag nicht so leicht zu gefährden.

Jetzt wurden den beiden Kämpfern die Beinkleider ausgezogen, unter denen sie kurze Hosen und lange Strümpfe trugen. Und nun erst erhob sich Jones und dann Mac Coole, warfen ihre Oberhemden ab und zeigten die breite, nackte Brust, wie den muskulösen Bau der Schultern.

Jones' Oberkörper war weiß und glatt, auch mehr fleischig, Mac Coole dagegen mit dichten schwarzen Haaren bedeckt, und so standen sie sich einen Augenblick gegenüber. Dann plötzlich schritt Mac Coole auf den Gegner zu und reichte ihm die Hand, die dieser nahm und hielt, während die Sekundanten jetzt auch ihrerseits die Hände über denen der Gegner kreuzten, so daß die sechs zusammen für wenige Sekunden in einem Ring standen. Der aber löste sich sehr bald wieder, und jetzt rückte der eigentliche Moment heran, dem heute ja alles entgegenstrebt: der wirkliche Kampf.

Beide Gegner waren noch einen Moment zu ihrem alten Stand zurückgetreten, jetzt schritt Mac Coole langsam wie ein Bär aus seiner Höhle vor, und rascher folgte Jones seinem Beispiel. Der letztere hielt aber ein kleines Paket Banknoten, sogenannte Greenbacks, in der Hand und forderte jetzt Mac Coole keck heraus, 100 Dollar gegen die seinigen zu setzen, daß er ihn zuerst zu Boden schlagen würde.

Mac Coole erwiderte kopfschüttelnd, daß er kein Geld mehr habe, einer der Zuschauer aber nahm die Wette auf, und das Geld wurde deponiert.

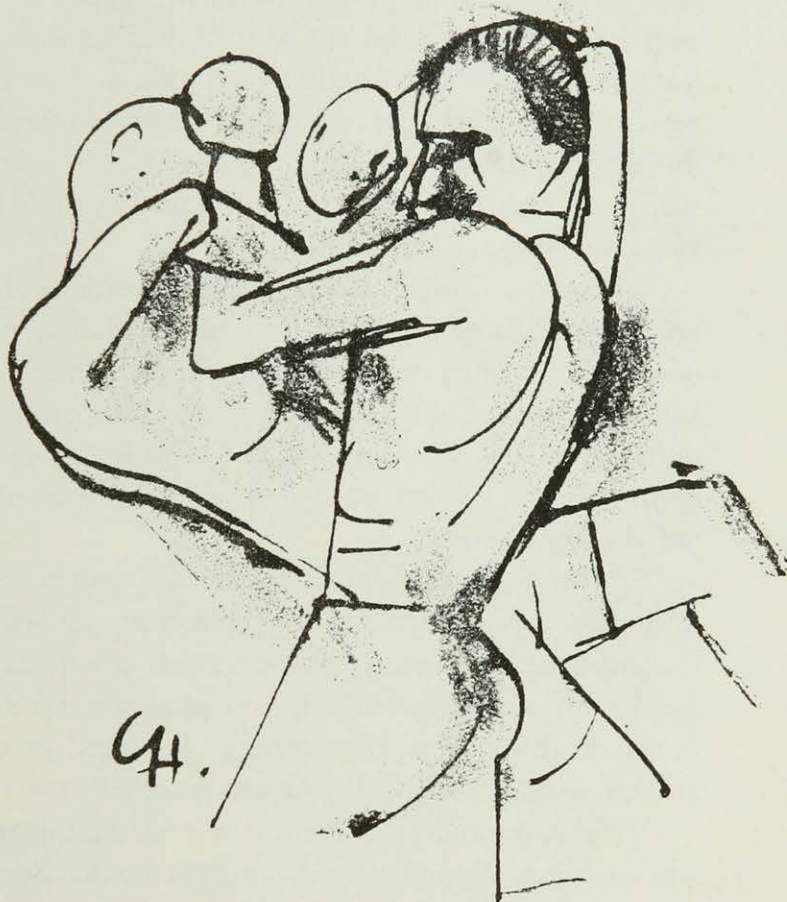
Mir gefiel Jones' ganzes Auftreten nicht. Selbst die anscheinende Zuversicht, mit welcher er die Wette anbot, kam mir so vor, als ob jemand aus lauter Verlegenheit lacht. Aber es blieb keine Zeit, weitere Beobachtungen zu machen, denn die Sache wurde Ernst. Die Sekundanten hatten beiden noch einmal Brust und Arm abgerieben, etwa genau so, wie man ein Pferd abreibt, um seinen Muskeln mehr Geschmeidigkeit zu geben, und jetzt wurden sie, wie bissige Köter, gegeneinander losgelassen.

Mac Coole schien sich dabei mehr auf die Verteidigung zu halten; er hatte wahrscheinlich zu viel von Jones' Kunstfertigkeit und Gewandtheit gehört und wollte sich nicht leichtsinnig einer Gefahr aussetzen, während Jones dagegen augenscheinlich bemüht war, den ersten Schlag anzubringen. Den führte er auch, aber Mac Coole parierte ihn. Beide gaben dabei ihren Armen freies Spiel, jetzt zu einem Scheinangriff ausfallend, jetzt zurückweichend, bis Jones eine Blöße Mac Cooles zu benutzen suchte. Aber er hatte sich darin geirrt: der Schlag glitt ab und wurde rasch erwidert, Jones parierte auch diesen und holte wieder aus, als Mac Cooles rechte Eisenfaust ihn gegen das linke Auge traf und wie einen Sack zu Boden warf.

Ein wahres Jubelgeheul machte die Luft erbeben. Im Nu aber sprangen die Sekundanten hinzu und hoben nicht allein Jones auf, um ihn zu seinem Stuhl zu tragen, nein, taten auch das nämliche mit dem völlig ungeschädigten Mac Coole, der es sich ruhig gefallen ließ. Beider Gesicht wurde dann rasch mit kaltem Wasser abgewaschen, Jones' schon mit Blut unterlaufenes Auge besonders aufmerksam, und während das der eine tat, schob der andere seinem Kämpfer etwas in den Mund, das wie ein Schwamm aussah und vielleicht etwas Stärkendes oder Erfrischendes enthielt. Es wurde ihnen auch nicht viel Zeit dabei gelassen, denn die Pausen zwischen den einzelnen Gängen oder *rounds* dürfen den hierbei gültigen Gesetzen nach nur genau 30 Sekunden dauern, wozu ein Mann mit einer Sekundenuhr in der Hand fortwährend neben dem Kampfrichter steht. Wer von den Kämpfern nach 30 Sekunden nicht wieder in der Arena steht, wird als befiegt erklärt — und wie rasch vergehen 30 Sekunden!

Jones stand zur bestimmten Zeit wieder auf den Füßen und Mac Coole gegenüber, aber es sah so aus, als ob er scheu geworden wäre, und er zeigte sich jedenfalls lange nicht so geneigt mehr, als beim ersten Gang, mit dem gefährlichen Gegner anzubinden. Desto weniger Zeit aber verlor Mac Coole, und nach kaum einer halben Minute, in welcher Jones ein paarmal auswich, konnte er sich zuletzt nur dadurch vor einem gefährlichen Schlag des Iren retten, daß er sich wieder

rasch zu Boden warf. Neues Geheul und stürmischer Jubelruf von allen Iren und denen, die auf Mac Coole gewettet hatten, erfüllte die Luft, und wieder wurden beide Kämpfer zu ihren verschiedenen Sitzen zurückgetragen und genau so behandelt als vorher — wieder standen sie sich 30 Sekunden später kampffertig gegenüber. Aber es war jetzt kaum noch ein Zweifel, wer von ihnen Sieger bleiben müsse. Mac Coole ging scharf und keck vor, Jones hatte alle Zuversicht verloren und nur noch eine Hoffnung — nämlich die, durch ein paar kunstgerechte Schläge die Augen des Gegners zu treffen, wonach er diesen dann leicht so lange aufhalten konnte, bis das Anschwellen der weichen Teile um die Augen ihn zeitweilig erblinden machte. Aber darin hatte er den Nachteil, daß er wenigstens 5 Zoll kleiner als sein Gegner war und deshalb zu hoch mit seinen Armen hinauflangen mußte. Als er so in die Höhe reichte, erhielt er einen furchtbaren Schlag



Carl Hofer

in die Seite, der ihm zwei Rippen knickte, und nun war es vorüber. Noch viele Gänge hatten sie, und einmal ermannte sich Jones, hielt stand und versetzte Mac Coole einen entsetzlichen Schlag gegen die rechte Seite des Kopfes, der auch aus seinem Auge Blut brachte, aber Mac Coole schlug ihn gleich dafür wieder zu Boden und weigerte sich sogar, von dem Kampfe erregt, getragen zu werden. Er schritt selber leicht zu seinem Stuhl zurück.

Noch erhielt Jones, der Mut und Kraft verloren hatte, einen Schlag gegen den Körper, der genau so klang, als ob man mit einem Hebebaum auf einen Wollsack schmetterte, aber es bedurfte dessen kaum noch, denn bei ein paar Gängen mußte er sich zu Boden werfen, ohne nur berührt zu sein, um einem furchtbaren, nach ihm gerichteten Schlag auszuweichen. Hatte er doch die Kraft verloren, ihn zu parieren. Es war dann ein scheußlicher Anblick, wenn der überdies nicht hübsche Bursche mit den blutunterlaufenen Augen und bleichen Zügen, aber lächelnd zu seinem Sieger aufblickte, als ob er sagen wollte: „Siehst du wohl, diesmal bin ich dir doch noch ausgewichen.“ Aber Mac Coole blickte nur verächtlich auf ihn nieder und schritt zu seinem Stand zurück, denn kein Schlag darf geführt werden, wenn der Gegner am Boden liegt.

Noch zwei Gänge, und der entscheidende Schlag fiel. Jones war augenscheinlich zur Verzweiflung getrieben. Er fühlte, daß er nicht lange mehr aushalten könne, und machte einen verzweifelten Angriff auf den Iren. Das aber bekam ihm schlecht. Mac Coole war auf seiner Hut, und ein Schlag gegen den Hals oder untern Teil des Gesichtes — es ließ sich das in der Schnelligkeit nicht so genau bestimmen — schmetterte Jones mit solcher Gewalt zu Boden, daß ihm der Kopf auf die Seite sank.

Er wurde augenblicklich wieder auf seinen Stand getragen, aber er war nicht imstande, sich in der kurzen Frist von 30 Sekunden zu ermannen, hatte auch vielleicht, den Hieben gegenüber, keine besondere Lust dazu. Dreißig — fünfunddreißig Sekunden verflossen, und jetzt schmetterte das Siegesgebrüll der Irländer durch die Luft, und alles sprang jauchzend in den Ring, um den Sieger zu begrüßen — oder auch vielleicht um zu sehen, wie er seinen Gegner zugerichtet habe.

Viele stimmten freilich nicht mit in das Siegesgeschrei ein, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, weil sie bedeutende Summen — man sprach sogar von sehr bedeutenden, die gewettet worden — verloren hatten. So soll ein Mann allein 50 000 Dollars auf ihn verloren haben. Nur die Gleichgültigen eilten, so rasch sie konnten, nach den schon ihrer harrenden Wagen des Extrazuges zurück, um Sitzplätze zu bekommen und die Stehplätze diesmal denen zu überlassen, die hoch oben in den Bäumen saßen und nicht so rasch heruntergleiten konnten, und nach kaum einer halben Stunde setzte sich der Zug langsam wieder in Bewegung.

Vorher war aber schon der wieder zum Bewußtsein gekommene Jones in einen Wagen gesetzt worden und abgefahren, als wir nach etwa 10 Minuten hielten, überholten wir diesen. Mac Coole war selber mit im Zug, aber er stieg aus und ging zu Jones' Wagen, in welchem dieser mit verbundenem Kopf saß, und reichte ihm dort hinein die Hand.

Zugleich ging im Zug das Gerücht um, daß Jones selber eine ziemlich große Summe bei dem Kampf gewettet und verloren habe, und daß man unterwegs für ihn sammeln würde. Es dauerte auch nicht lange, so kam Mac Coole selber, das

breite, gemeine Gesicht wohl etwas geschunden, aber sonst allem Anschein nach völlig unverletzt, durch unsern Waggon. Vor ihm ging einer seiner Sekundanten, ein Papier in der Hand, um zu Unterschriften aufzufordern, hinter ihm Mac Coole mit seinem schwarzen breitrandigen Hut in der Hand, um kleinere Gaben gleich einzukassieren. Aber der Erfolg scheint kein besonders glänzender gewesen zu sein — wer auf Jones gewettet und verloren hatte, fand seinen Geldbeutel schon in Anspruch genommen. Wer gegen ihn gewonnen, gab wohl etwas, und eine kleine Summe kam dadurch zusammen. Es ist auch in der Tat eine starke Zumutung, einem besiegten Preisboxer noch Almosen zu geben; die gibt man doch lieber einem braven, hilfsbedürftigen Arbeiter.

So endete dieser wirklich berühmte Zweikampf, der auch in der Tat einiges politisches Interesse hatte, da er, in damaliger Zeit gerade, zwischen einem Irländer und Engländer stattfand und dadurch schon die Sympathien der Amerikaner für den Iren erweckte. Welchen Anteil man aber daran nahm, geht schon daraus hervor, daß der Kampf etwa 16 Minuten nach 11 Uhr zu Ende kam und um 12 Uhr — ja noch einige Minuten früher — schon die Zeitungen ausgegeben und von Jungen durch die Straßen geschrien wurden, in welchen ein zwar flüchtiger, aber doch wahrer Bericht über den Kampf gedruckt stand. Hatte man doch zu dem Zweck einen Telegraphenapparat mit dem Draht dort in Verbindung gebracht, um auch nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren, die wertvolle Nachricht zu verbreiten und einem jeden zugänglich zu machen.

Mir selber war das ganze Schauspiel, als überhaupt etwas Neues und in den Zweck meiner Reise einschlagend, interessant genug, aber es ist jedenfalls ein Beweis großer Brutalität, etwas Derartiges mit solchem Pomp und Spektakel und solchen Vorbereitungen zur Schau zu tragen. Uebrigens zeigten die Deutschen in Cincinnati deutlich genug, daß sie keine Freude an einer solchen Bestialität finden, denn nur sehr wenige waren draußen, und ich bin auch ziemlich fest überzeugt, daß keiner von ihnen einen Cent auf solche Menschenschinderei gewettet hat.



Kiril Arnstam

B O X K A M P F T A G

Von

JEAN PRÉVOST

Als Peter aufstand, fiel ihm ein, daß er am Nachmittag kämpfen mußte. Und dieser Gedanke fuhr ihm anfangs in die Beine. Um wieder klar zu werden, wiederholte er seine Lieblingsübung: Nackt und mit geschlossenen Augen nahm er langsam jede Stellung seiner Kunst ein, freute sich seiner verhaltenen Kraft und füllte sich mit Erinnerungen. In seine Beine fuhr nun wieder der schnelle und selbstverständliche Tanz; als er die Arme streckte, meldete ein wenig Schmerz unter der Achsel die Härte des Trainings. Alle bei den Paraden gedehnten oder zusammengepreßten Teile seines Körpers erwärmten sein Herz; die Erinnerung an alle die ihm möglichen Angriffsarten gaben seinem Körper wieder Wohlbefinden und Wärme. Er zog sich an, schwatzte und wartete ohne Mühe. Der Gegner war in diesem Augenblick nur ein unbestimmter und fast vergessener Name.

Er war als erster im Ring, sah zu seinen Füßen; die Ruhe, das Vergnügen nackt zu sein, fehlten; es störte ihn, unbeweglich bleiben zu müssen und von hinten angesehen zu werden, und er freute sich, als er seinen Gegner hinaufklettern sah, der die Aufmerksamkeit ablenkte. Die Bademäntel fallen; ein dicker Herr im schwarzen Gehrock spricht im Ring: schwerfälliger Händedruck; beide sehen sich an: schöner Augenblick für die Leidenschaft. Vor dem breiten Abstand der beiden Fäuste spürt Peter seine ganze Haut, und sein Gleichgewicht wird unsicher vor dem untersetzten Körper, der seinen Vorteil im Nahkampf suchen wird; während des etwas hohen Händedrucks haben zwei Muskeln auf der Brust ihre Schatten vergrößert.

Im Bizeps rollen zwei runde Kugeln, und voll Verachtung errät Peter ein Hanteltraining. Dennoch erkennt er, weniger an der dunklen Haut als an den muskulösen Kiefern und Augenbrauen, die Härte seines Gegners.

Sieht er nicht aus wie ein schlankes, junges Mädchen einem Fischweib gegenüber? Bei jeder Bewegung zeichnen sich seine Muskeln in ihrer ganzen Länge wie die eines Fechters in klaren und geschlängelten Linien ab. Beweglich in den Hüften setzt sich seine schlanke und feste Taille in einem eleganten, sehr geraden Rücken fort. Auf dem sehnigen und trocknen Hals ist der Kopf ebenso beweglich wie eine Hand auf dem Knöchel; und durch die Art, wie er ihn schüttelt, errät man unter der blonden und zarten Haut ein mageres und verbissenes Raubtier.

Das Gong ertönt und klingt tief in ihnen wieder. Sie kommen aufeinander zu mit ausgestreckten Armen, setzen leichtfüßig ein Bein nach vorn, bleiben stehen. Gehen in Deckung. Die Angst vor dem ersten Wagnis, ein unendlicher Wunsch unbeweglich zu bleiben, würde sie in dieser Deckung verharren lassen, aber die Augen des Publikums und die Notwendigkeit des Kampfes treiben sie vor. Die Hemmungen überwiegen eine Zeitlang, und jeder fühlt sich vom anderen beherrscht. Lauern nennt man das, aber ein recht unfreiwilliges, wo das Auge von selbst alle Bewegungen des Gegners verfolgt, die der mechanisierte Körper vergrößert wiederholt: Diese linkischen Bewegungen, die immer stärker werden, öffnen endlich die Deckung, und der weniger schüchterne Gegner schlägt aufs Geradewohl zu. An der rechten Brust getroffen fühlt Peter freudig den Schlag

Theater in Berlin



Photo I. v. Tucholka

Marieluise Fleisser, die Dichterin der „Pioniere in Ingolstadt“



Toscanini



Valentine Wischnewskaja in „Hoffmanns Erzählungen“
(Staatsoper, Berlin)



Felix Bressart in „Rivalen“ (Theater in der Königgrätzer
Straße, Berlin)

Photos Elli Marcus

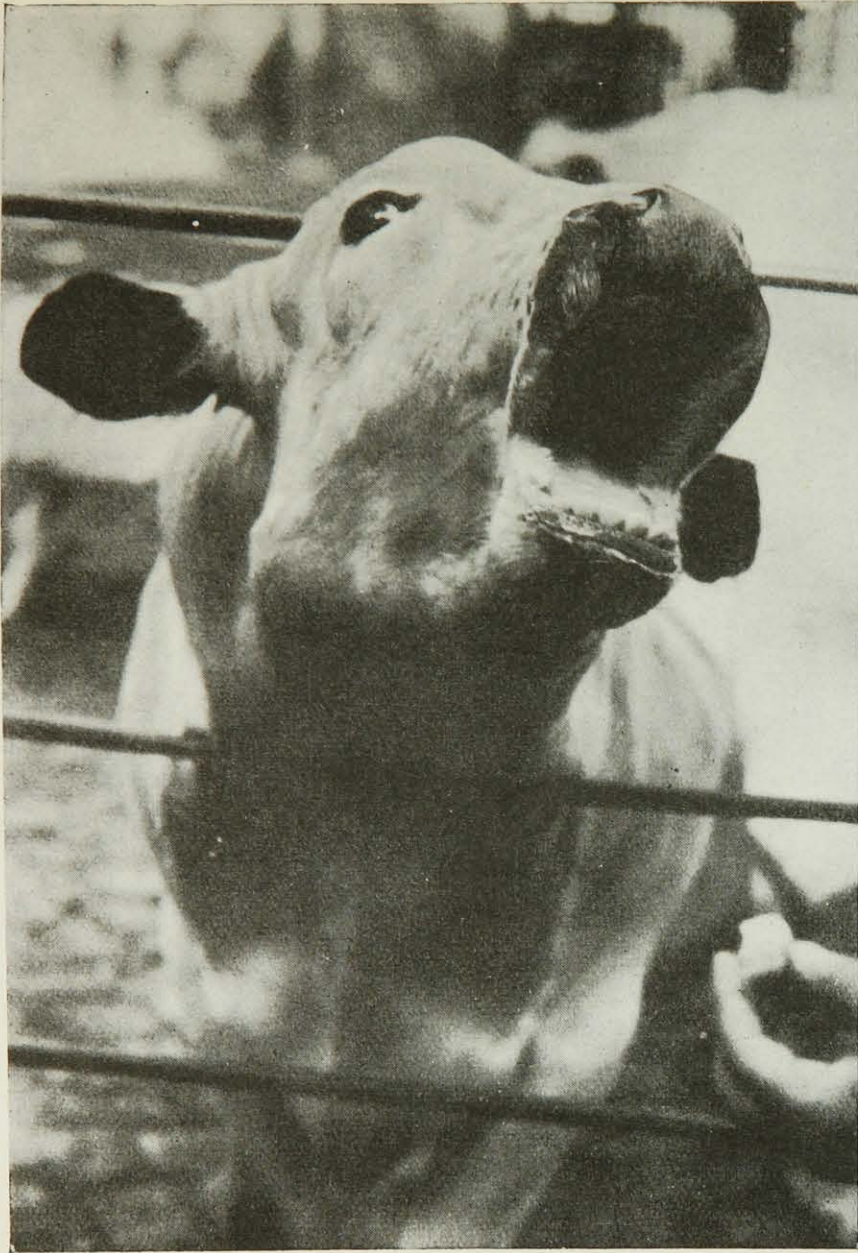


Photo Seidenstücker
Schwedisches Fjäll-Rind (Berliner Zoo)



Photo Elli Marcus
Hermann Thimig in Shaws „Helden“ (Berliner Theater)

„Pioniere in Ingolstadt“



Hilde Körber und Albert Hoerrmann



Photo Schmidt

Franz Weilhammer, Lotte Lenja, Heinrich Mathies, Ludwig Stössel

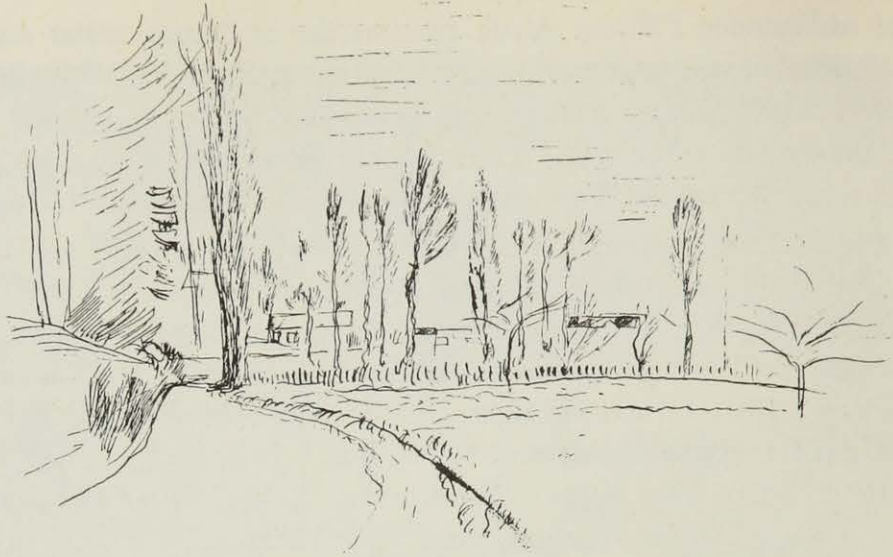
in der Aufführung des Theaters am Schiffbauerdamm, Berlin

unter zwei schlagenden Fäusten durch, geht wieder in Clinch, stützt seinen Kopf an die nasse Schulter, die jetzt nach Lab und Harn riecht. Gleichviel: die Freuden, die der menschliche Körper von seinen Sinnen her bekommt, wiegen die Feste nicht auf, die er sich selbst gibt. Peter genießt es, alle seine Bewegungen durch die Stetigkeit des Willens und der Schmerzen einander verbunden zu fühlen.

Selbst für die Zuschauer wird dieser Kampf sichtbarer und schön. Die Paraden und Volten scheinen rund und geschliffen wie die Melodie einer Flöte. Die Fäuste arbeiten langsamer, dringen aber durch den Panzer der müden Muskeln bis zum Schmerzpunkt und lassen bei jedem Schlag den Gegner bis zu den Knien erzittern. Kein grausamer Instinkt, ein richtiger Sinn für die Schönheit des Faustkampfes bewundert am Opfer die Kunst und Geschicklichkeit des Angreifers. Das Spiel, mit dem Peter den Kampf beendet hatte, nahm die Zuschauer so stark in Bann, daß sie bei jeder seiner Bewegungen die Hände rührten. Mit zwei fast nur angedeuteten Finten ging er geduckt ganz nahe heran und krümmte sich zusammen, um das Kinn mit einem Upper-cut zu treffen. Der Schlag verfehlte die Kinnlade und traf trocken unter die Nase, ein weniger gefährlicher als schmerzhafter Schlag, der die Tränen in die Augen treibt. Der Gegner beugte den Kopf nach hinten, und durch diese Bewegung entspannten sich seine Bauchmuskeln zur Hälfte. Peters Schultern drehten sich, und die linke, auf den Magen gezielte Faust drang wie in ein Kopfkissen ein. Der Mann drehte sich ein wenig, zitterte, öffnete den Mund, krümmte die Seite und fiel unordentlich wie ein schlecht gefüllter Sack zu Boden.

Zwischen zwei Sekunden, die der Ringrichter zählte, fühlte Peter sein Herz vier- oder fünfmal schlagen; ganz entspannt erstickte er vor Angst. „Wenn er wieder aufsteht, schickt er mich mit der ersten Bewegung zu Boden. Nein, man schreit, es ist aus, ich gewinne; ihn aufheben.“ Er begann zu zittern, man faßte ihn bei der Schulter, zog ihm die Handschuhe ab. Als er seinem Gegner die Hände schütteln ging, sah er dieses noch lichtlose Gesicht zum erstenmal als das Gesicht eines Menschen; er merkte, daß es ein wenig dick, anständig und gut war; er wünschte sein Freund zu werden und drückte dessen Hand mit einer Herzlichkeit, die der andere nicht merkte.

Er verließ den Ring, lief sich wieder anzuziehen und eilte unruhig nach Hause. Ihm wurde kalt, und er fühlte sich wie ein Hampelmann, den die Strippen noch zusammenhalten, der aber gleich aus dem Leim gehen wird. Sein Ziel war die Badewanne, deren Wasser ihn verbrannte und zusammenpreßte, vertraulich wurde und in die Haut drang. Sein Atem wurde gleichmäßig, er fand Ruhe. Die Freude über seinen Sieg war ein zu lebhaftes Gefühl, als daß er sie hätte genießen können. Aber diese noch verborgene Freude erwärmte schon seinen Traum wie eine Frau, die er, zu müde, sie zu besitzen, im Bett gehabt hätte, lau, sehr nahe und hingegen für morgen. Unterdessen wurden die Schmerzen der Anstrengungen und der Schläge dumpf wie durch die Dichtigkeit des Wassers erstickt. Regelmäßig hob und senkte der Atem seine Brust. Peters Traum hatte das Bewußtsein, daß die verschiedenen Schmerzen fern wie das Straßengeräusch und ebenso fremd wurden, daß sie sich endlich von ihm lösten, und daß dunkle, zerstreute Gefühle in dem Bad wie Medusen im Meer schwammen.



Segonzac

AUSTRALIEN, DAS LAND OHNE HUNGER

Von

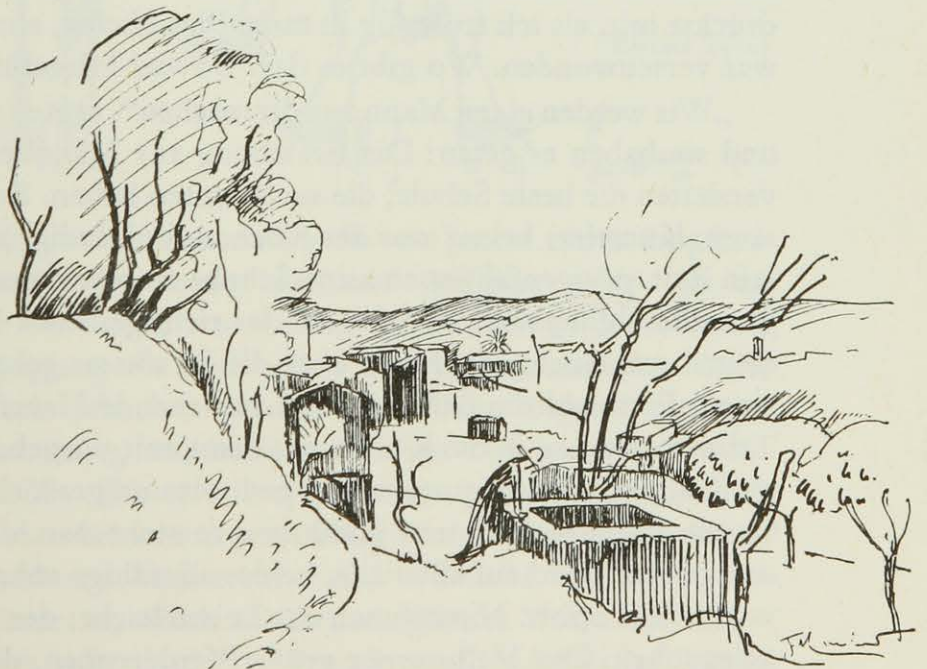
HEINRICH HEMMER

Der Reiz des australischen Lebens (das sehen bebrillte Augen oft nicht, aber durchs Leben und die Welt gehetzte Existenzsucher desto rascher) ist die einzigartige Atmosphäre allgemeiner Sorglosigkeit. Wir für Tropenparadiese nicht geschaffene weiße Menschen finden da zum erstenmal das Leben, das bloße Dasein wenigstens unproblematisch sichergestellt. Hat Dürre, Brand oder Überschwemmung dein Hab und Gut vernichtet, findest du keine Arbeit oder weist du sie ab: daß du dennoch keinerlei Not leidest, dafür sorgen die Nachbarn, der Staat, die Natur.

Diese mondartig häßliche, grausam überlichtete, hartgebackene, altersmüde, nicht nur deportierten Sträflingen Entsetzen einflößende Erde hat bei allen Schrullen ein weiches Herz für den entwurzelten Europäer, der dort eine Zufluchtsstätte sucht. Es gibt kein Land, in dem Häuser entbehrlicher wären. Zelte sind überall ein angemessener, oft gern bevorzugter Ersatz: Mitten in der Stadt kann man so die Miete sparen und das jetzt modern gewordene Simple life führen; aber am schönsten ist es, weit draußen unter dem wahrhaft unreal flimmernden Himmelszelt zu kampieren. Sleeping out, straßenweise auf Veranden praktiziert, ist Mode sowohl als Wonne, Freiluftleben, Volksbrauch — Kinder und Liebespaare trifft man soviel wie gar nicht im Hause an. Dieser sich geographisch, botanisch und zoologisch so reglementwidrig gebärdende fünfte Kontinent ist der gesundeste von allen, das Idealland zum Picknicken und Kampieren, zum Herumstreifen und für Weekendausflüge großen Stils. In einem biblisch heiteren Lande, wo nach ein paar raren Regentropfen alles sprießt und grünt, gibt es keine Wohnungssorgen. Überall kann man sein Bett (ein Blankett) aufschlagen und nimmt es und geht.

Auf diesem einsamen Plateau, das wie ein europagroßer Flugplatz aus dem Südmeer ragt, lebt, zum übergroßen Teil auf ein paar übervölkerte Randstädte zusammengedrängt, die Einwohnerzahl einer Groß-Metropole wie London; das Innere ist angsterregend still und leer. Vielen fehlt die moralische Kraft, sich vom Glanz und Flitter dieser lebensfrohen Städte loszureißen und fernab von allem, woran ihr Herz hängt, den Kampf mit der öden, spröden, menschenleeren Natur aufzunehmen: Daher gibt es auch in Sidney und Melbourne Slums. Aber es gibt nicht das Joch des unverschuldeten Hungers. Wer sich um Konventionen nicht kümmert, braucht sich um Nahrung nicht zu sorgen. In dem ursprünglich teerarmen Land ist für jedermann zu essen da. Äußerstenfalls wäre sogar der Policeman angewiesen, einem Hungernden Nahrung zu *kaufen*. Durstige Städter lehnen, da nur in Runden getrunken wird, in extremitis einer Einladung harrend, an Bar-Ecken: Der Wirt verabfolgt dann zum schmarotzten Bier einen Counterlunch gratis. Es ist pure Faulheit, wenn man sich nicht wenigstens an der Pier ein Frühstück fischt; weiter draußen baumelt alle Augenblicke etwas prächtig Schillerndes an der Angelschnur. Ich habe am Murray in einem Hausboot von Amateurfischerei gelebt und in Tasmanien gewaltige Raubfische mit lappenumwickeltem Holzköder gefangen, zu 1 Penny das Stück verkauft und ein paar Pfund die Woche daran verdient. Vorzüglich gewürzte Bratkaninchen mit Speckfüllung (eine Portion à deux) kosten 50 Pfennig in den Delikatessenläden. Auf dem Lande ernährt Kaninchenvertilgen seinen Mann prächtig, und der Sundowner, der Wanderer von Farm zu Farm, der sich bei sinkender Sonne einstellt, bekommt auf Grund des zurückgelegten Tagemarsches in menschenleerem Gebiet schon von Gesetzes wegen gratis Kost und Logis, wäre es nicht sowieso üblich, daß alle Ankömmlinge auf inneren Farmdomänen mit ansteigender Gastlichkeit bewirtet werden: als Tramps, radfahrende Jobsucher, Reiter, Automobilisten, Aeronauten (als da sind fliegende Missionare, Lehrer, Ärzte). Wer an einsamer Stelle ein Schaf schlachtet, begeht bloßen Mundraub (nimmt er das Vließ mit, so kriegt er sechs Monate jail). Herzen, Lungen, Schafsköpfe verschenkt der Schlächter. Es gibt keine Hungerleider in diesem größten Fleischesserland. „Sieh mich an,“ sagte ein fatter Sandowner, stolz auf seinen Wanst klopfend, „ich habe 30 Jahre nicht gearbeitet.“

Vor Einwanderungen gros scheut man sich aus Lohndruckergründen, wer aber einmal im Lande *ist*, wird ein sonst nicht übliches Maß an menschlichem Entgegenkommen



Marchand

und Hilfsbereitschaft finden und eine offene, wenn auch derbe Sprache hören. Der Mensch hat (in Inner-Australien namentlich: wer sich gütigst hinbemühen will) einen Seltenheits-, einen Menschenwert, unabhängig von seinen äußeren oder Charaktereigenschaften, seinem Wesen, seiner Stellung. Ach, daß man sie einmal nicht hört oder doch sehr selten: die glatten, ausweichenden Liebenswürdigkeiten, die halben Versprechungen, die abgewiesenen moralischen Verpflichtungen! Ich liebe es, das breit-klirrende, ehrliche, mit Witz- und Vermaledeiungsworten überreich durchsetzte, in England als abominabel geltende australische Slang. Die Unvoreingenommenheit im Verkehr untereinander ist beispiellos. Von kleinen snobistischen Kreisen abgesehen, die sich eng an den tonangebenden Gouverneur anschließen (der im übrigen auch jede bessere Köchin empfängt), sind gesellschaftliche Unterschiede weder in der Kleidung noch in der Sprache bemerkbar. Die verwittert aussehenden Männer sind fast alle gleich salopp gekleidet, die überaus lebenslustigen, gar nicht pruden Frauen übertreffen einander an ganz unenglisch temperamentvollmolligem Schick. — Der Professor spricht mit dem Straßenpflasterer vor seiner Universität wie mit seinem Kollegen; der Kommiss, der Instruktor, gilt eher weniger als der Arbeiter: nicht aus politisch-bolschewistischer Erwägung, sondern weil er — praktisch — gemeinnützlicher ist oder doch erscheint, weil nichts in Australien einen handfesten Menschen zur dringend nötigen manuellen Arbeit zwingt, nichts ihn biegt oder beugt. Die Freiheitsstatue sollte in Australien stehen.

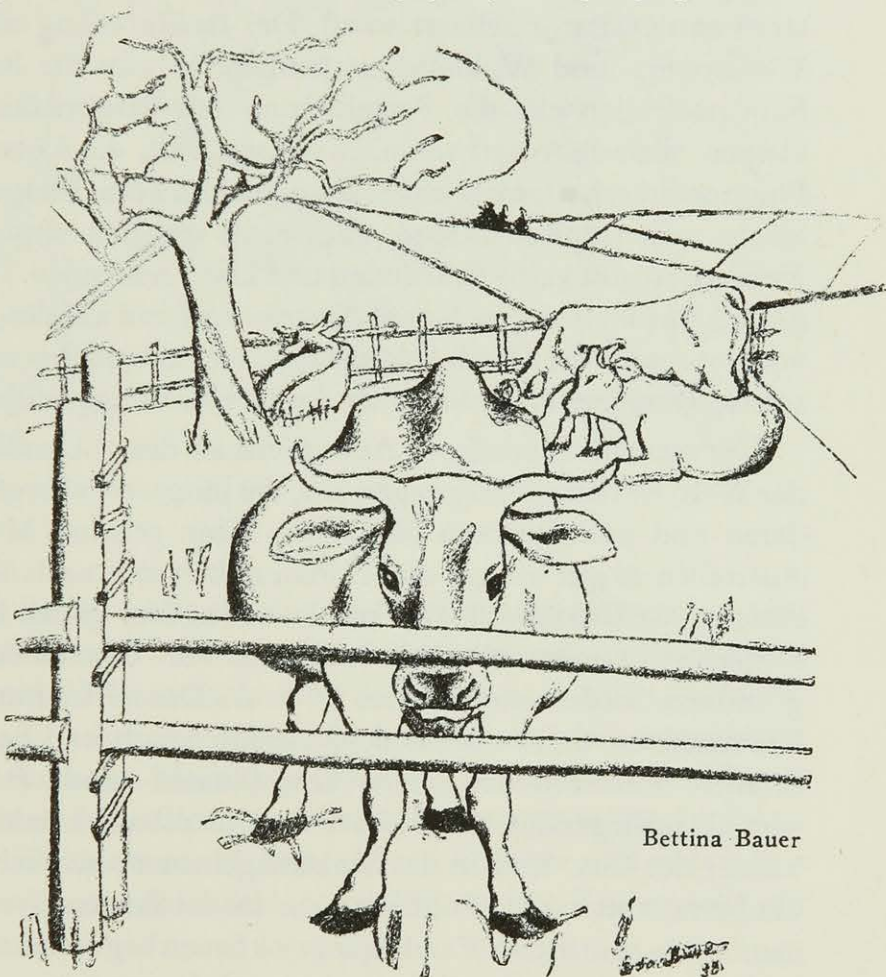
Der Australier ist ein Unikum an männlicher Selbständigkeit. Nichts Furchtloseres, nichts so unverwüstlich Draufgängerisches gibt es als den blaßlippigen, lederhütigen, unendlich praktischen Buschmann, der allen Eventualitäten dieser sonderbaren Erde gewachsen ist, im übrigen einen herrlichen Mutton chop auf einer Schaufel zu braten weiß oder einen Fleischpudding, eingebunden in einem Hemdärmel, in einer alten Petroleumbüchse kocht — vom billy tea nicht zu sprechen. Und die Arbeiter: „Take it easy“, sagte der Vorarbeiter, als ich mich streberisch abrackerte. Wo gibt es das? Ein Unbekannter in Arbeiterkleidung drückte mir, als ich trübselig in mein Bier blickte, ein Goldstück in die Hand und war verschwunden. Wo gibt es das? So viel Mitgefühl?

„Wir werden einen Mann aus dir machen“, sagten meine australischen Freunde, und sie haben es getan: Die Erziehung zur Männlichkeit ist trotz der vier Universitäten die beste Schule, die sie da unten haben. Befreundete Professoren, Literaten, Künstler: keiner war des Kochens unkundig, jeder ist imstande, sein Haus, sein Zelt, nötigenfalls auch seine Schuhe zu reparieren, seinen Garten, den unvergleichlich blühenden, zu pflegen, das richtige Stück Fleisch auszusuchen, unconcerned mit einem Milchtopf über die Straße zu gehen. Oft begleiteten wir nach einem Festmahl die lachende und rauschende Hausfrau zum gemeinschaftlichen Tellerabwaschen in die Küche, wo dann, mit vorgebundener Schürze, über dieser spaßhaften Beschäftigung weiter geflirtet und geraucht wird, als wär es ein ulkiges Gesellschaftsspiel. Unter a good time versteht man nicht Bar oder Ball (getrunken und getanzt wird auf alle Fälle, beides allerdings streng separiert), sondern outing vereint mit Sport. Nimmt man das Leben leicht: der Sport gilt als eine ernste Angelegenheit. Das Melbournere große Pferderennen, die Regatta auf der Jarra sind Nationalfeste; der Wassersport in den champagnerartig schäumenden Brandungs-

wogen läßt auf alles Flirten vergessen, und bei den Weekendausflügen in die Einöde à deux ist Haushalten selbst eine Art Sport. Man betreibt es als die selbstverständlichste menschliche Verrichtung mit Genuß. In Australien ist der weiße Kulturmensch wirklich zur Natur zurückgekehrt.

Der Australier mokiert sich gern über zartbesaitete Gemüter, die bei Sonnenuntergängen in Ekstasen geraten. Die seltsame Großartigkeit des Erdreichs ohne Schatten, die flimmernde Unermeßlichkeit der Ebenen, durch die wie ein Gletscher eine ungezählte Hammelherde zieht, die sonnendurchtränkte Grabesstimmung und Stille des Eukalyptusbusches ohne Humusgeruch, das Unvermittelte der isolierten tallosen Berge, das Launische der sich gegen jeden geographischen Anstand vergehenden Flüsse, das Vorsintflutliche der aussterbenden Beuteltierfauna (von der Maus aufwärts), das Weltverlorene, Andersplanetarische: das spricht auf die Dauer eine eindringlichere Sprache als die Märchenszenarien Neuseelands. Wer aus dem romanhaft schönen und doch so nüchternen Neuseeland in das frischere, fröhlichere, freiere Australien zurückkehrt, dem geht das Herz auf. Alle Länder der Erde konnte ich vergessen — Australien nimmermehr.

Der Australier (in den heimischen Witzblättern als kesser Junge unter ausgewachsenen Nationen dargestellt) ist stolz auf seine große trockene Insel: von jenem etwas empfindlichen Stolz des Kolonisators, der seine nationale Aufgabe zwar nur zu drei Vierteln gelöst hat, aber sich doch von niemand Fremden, ganz besonders auch nicht von der vielangepumpten und schon recht spendemüden Mama Großbritannien ins Handwerk pfuschen lassen will. Wie sorgsam ist man auf seinen und seines wasserarmen, monotonen Landes Ruf bedacht, dessen Fruchtbarkeit allerdings außer Zweifel steht, wo und wenn, ja *wenn* es regnet („as right as rain“), von oben herab oder von unten herauf (durch Bohrungen artesischer Brunnen) — und dessen Herz doch immerhin eine Wüste ist. Wie preist man es in Prospekten und Broschüren an, welch überschwengliches Willkommen bereitet man distinguished visitors, selbst kleineren Prominenten: Künstlern, Wissenschaftlern, Politikern und erst gar Sporthelden, die an seinen gastlichen Gestaden



Bettina Bauer

landen, und die dort „the time of their life“ haben. Früher hat man sie auf Staatskosten im Lande herumgefahren und gefeiert, und noch heute läuft man mit einem populären Namen Gefahr, von den überaus leicht zu enthusiastisierenden und sehr warmblütigen Australierinnen erdrückt zu werden. Die zahlreichen, wortreichen, gern schwadronierenden, oft recht ungebildeten, wiewohl nicht selten mit viel praktischem Verstand begabten Lokal- und Sozialpolitiker Australiens, die eine Landplage sind wie die Kaninchen, besingen in allen Tönen den hyperamerikanischen Aufstieg ihres Landes von einer Kolonie mißhandelter Sträflinge zum Commonwealth mit der größten Volkswohlfahrt (die u. a. der Welt den Achtsturentag geschenkt hat, der dort in Erwartung des Sechssturentages karnevalartig gefeiert wird). Der Ankömmling wird förmlich erdrückt mit Wohlstands- und Wohlfahrtsstatistiken, es gibt die beste Wolle und geringste Kindersterblichkeit, die Parzellierung der Hammelkönigreiche zugunsten des kleinen Weizenfarmers schreitet munter fort, die Ostwestbahn wird durch eine Flugpost überholt, man wandert ungefährdet am Telegraphenstrang entlang vom Süden zum tropisch heißen, aber nicht tropisch üppigen, ameisenüberlaufenen Norden, es gibt keine Epidemien und keine reißenden Tiere; der Australier ist der größte Autobesitzer nach dem Amerikaner, und auf der Sidneyer Weltausstellung von 1932 wird die North Shorebridge und so manches andere die Welt in Staunen setzen, trotzdem augenblicklich die Geschäftslage ausgesprochen mies ist.

Die mentale Einstellung Australiens ist diese: Großbritannien, das erste Land der Welt, ist rückständig gegen uns; die jüngeren lebensfreudigeren, sozialdenkenderen und praktischeren Menschen. Eine geistige Moderne gibt es jedoch in Australien so gut wie gar nicht: Man richtet sich nach überlebten englischen Vorbildern, die Unkenntnis des kontinentalen Europa ist himmelschreiend, und der Fortschritt kommt ziemlich mißtönig von den in ihren Arbeitsmethoden so grundverschieden eingestellten U. S. A. Die mittelalterliche englische Gotik der Universitäten wirkt ebenso deplaciert in Staub und Sonne wie der sentimentale Country-home-Stil der schmucken, blumen- und oft sogar lorbeerumrankten, weit hinausliegenden Vorstadthäuser und die unvermittelt aufragenden Wolkenkratzer der City. Erst in der funkelneuen, herzlich langweiligen Hauptstadt Canberra, von wo die Politiker gern in die fidelen Großstädte zurückfliegen, hat man kühle maurische Wandelgänge zu bauen begonnen. Kein Kaffeehaustisch steht im Freien, kein weißer Leinenanzug wird getragen: weil es in England zu kühl dazu wäre. Ein schwerer, herber, herrlicher Wein wächst in Australien, so viel besser als das einheimische Bier, so viel billiger und gesünder als der Whisky, aber Wein ist kein nationales Getränk für das rebenlose Albion, daher sind auch die Weinschenken Australiens nur vom niedrigsten Publikum besucht.

Ein freieres Geschlechtsleben als in Australien gibt es unter weißen Völkern nicht: In Manly (vor Sidney) ist allabendlich ein ganzer Hügel von Liebespaaren in allen Situationen so dicht besetzt, daß man kaum weiß, wo man mit dem Fuß hintreten soll — offiziell aber tut man englisch prüde, und ich sah einen Mann zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, weil er eine unbekannte Dame auf der Straße durch einen Gruß belästigt hatte. Und wie glücklich sind die australischen Maler, wenn sie irgendwo im Stadt- oder nahen Farmgürtel ein englisches Motiv aufschnappen können: neun Hefte „Art in Australia“ (statt „Australian Art“) liegen vor mir,



George Grosz

und ich erkenne das Land daraus nicht wieder. Nur der deutschstämmige Hans Heysen malt Australien durchaus australisch, gibt die bedrückende Unendlichkeit des Horizonts, das zerstreute Flimmerlicht, die sonnige Leere und grandiose Trostlosigkeit des Riesen-Eukalyptusbusches. *Henry Lawson*, der australische Maupassant, ist väterlicherseits ein Norweger, aber mütterlicherseits drei Engländer. An Unmittelbarkeit und Kraft des Ausdrucks ist er auch in England unübertroffen, sein Slang für die Sloms vorbildlich, aber er ist bitter und melancholisch, und als man den ewig rumtriefenden armen Poeten als Kolonisorator im Busch ansiedelte, klagte er:

Desolation where the crow is: desert where the eagle flies!

Paddocks where the lunny bullock starts and stares with reddened eyes.

Auch er war zu schwach für den Busch und kehrte zermürbt und abgerissen nach den Sidney-Bars zurück.

Australien ist kein Paradies, in mancher Hinsicht auch kein Arbeiterparadies, dazu ist die Arbeit auf dem Lande zu hart und vielfältig, und auch in sozialer Fürsorge hat das Nachkriegseuropa den „sozialen Kontinent“ in einiger Beziehung erreicht, in anderer sogar überflügelt. Eher aber ist Australien ein Paradies der Tramps, sicher der beste Zufluchtsort derer, die nur leben wollen und frei atmen und frisch beginnen und unabhängig streben. Fragte mich einer: Wo soll ich dich an Land setzen, ohne einen Groschen Geld in der Tasche und ohne daß du dich an Freunde um Hilfe wenden darfst, so sagte ich: Australia. Tu felix Australia!

REFLEXIONEN EINES SAMMLERS

Von

RENÉ GAFFÉ

Als Briefmarken-, Fahrschein-, Manschettenknopf-, China- und Münzensammler kommt man auf die Welt, nicht etwa als Sammler moderner Kunst. Das wird man erst allmählich, wenn die Leidenschaft ernst wird.

Um moderne Meister zu sammeln, muß man das Leben lieben, seine Zeit verstehen, nicht träumen.

Ludwig XIV. hatte seine Zeit wunderbar erfaßt. Er hörte nicht auf die, die nur für die Antike schwärmen. Und was blieb? Der Stil Louis XIV.

Aber nach dem Stil Louis-Philippe, einem scheußlichen Jahrmarktsstil, kam das Nichts. Bis der Kubismus — die lauterste Verkörperung des Kampfes um den Stil — wieder den Verstand auf den Thron hob. Heute hat uns sein Geist völlig durchdrungen, lebt in uns und um uns: in der Architektur, in Gärten, in der Musik, in der Inneneinrichtung, in der Reklame, in der Mode.

All die minderwertigen Geister, die auf den Ausstellungen ihre Meinung mit lauter Stimme von sich zu geben pflegen, sind vollgepfropft mit Vorurteilen und halten an ihren Gepflogenheiten fest. Sie wollen Taschenspielerkunststücke sehen. Alles in allem: zehn Schlipse gehen auf einen richtigen Gedanken. Sie brauchen das Gekünstelte, die Sinnestäuschung, die ganze Impotenz einer falschen Tradition. Erhabenheit, Macht, Großzügigkeit, Rhythmus — die neue Kunst — fürchten sie wie die Pest.

Ich bin zu jung, um nur sichere Werte einzuhandeln. Man muß dem Glück die Hand bieten — das ist meine Meinung. Euch fehlt der Sinn für Sport, wenn ihr im Portefeuille nur Royal Dutch besitzt oder zu besitzen glaubt.

Der Esel, der keine Phantasie hat, um seine Lüste zu befriedigen, schwärmt für Mondschein, Celloklang und Defreggers aus Oberbayern und des holländischen XVII. Sobald aber der Mondstrahl mit lebendigem Wurf auf eine Leinwand von Miro projiziert ist, reißt er die Augen auf und versteht nichts.

Was würdet ihr dazu sagen, wenn einer eurer Gäste eure Möbel mit verletzenden Worten kritisieren, über eure Nippessachen lachen und sich über die Kleidung eurer Frau den Mund zerreißen würde? Und wenn dieser selbe Gast vor eurer Sammlung moderner Meister, die ihr mit viel Mühe und Sorgfalt zusammengetragen habt, herzhaftes Flegeleien von sich geben und behaupten wollte, eure Maler sollten lieber Birnenkultur treiben, und das alles zeuge von schlechtem Geschmack. Ich hatte schon oft Lust, über meine Tür zu schreiben: „Es ist hier verboten, Bemerkungen zu machen.“

Die Zusammenstellung einer Sammlung ist das Ergebnis logischer Arbeit. Sie erfordert Geschmack, feines Gefühl, Geschick zum Ausgleichen, Methode und guten Willen und bietet andere Schwierigkeiten als eine Münzensammlung, als Boiserien und Tapisserien, als China und alte Meister.

Wenn ein Besucher findet, daß es bei mir hübsch aussieht, was ihn zuerst stutzig macht, ohne daß er sich darüber klar ist, so macht das die Reinheit der Malerei, die ich pflege. Als ich in Belgien zum ersten Male Picasso, Braque, Juan Gris, Léger, Lafresnaye, Chirico, Max Ernst, Miro usw. ein-



Picasso, Porträt (1909)

Sammlung René Gaffé (Brüssel)



Holländische Ausstellung in London
Rembrandt, Knabenbildnis



Sammlung René Gaffé (Brüssel)
Fernand Léger, Frauenbildnis



Sammlung René Gaffé (Brüssel)
Roger de la Fresnaye, La Conquête de l'air



Holländische Ausstellung in London
Gabriel Metsu, Der Briefschreiber



Ausstellung Lefèvre Galleries, London
Renée Sintenis, Weidendes Fohlen. Bronze

führte, war das bewußte Ziel meiner Revolutionierung: Fortstreben von der unsaubereren Malerei.

Die Zeit ist der Feind der Furchtsamen, der Nachahmer, der Plagiateure, sie strebt zur neuen Kunst.

Der Kubismus hat durch die Intelligenz seiner Schöpfung, die Logik seiner Darstellung und seine Gesetzmäßigkeit die Malerei zu einem Begriff gemacht.

Ein unbekannter Maler erscheint immer sonderbar. Ist's an euch, ihn zu verstehen, oder an ihm, zu euch herabzusteigen?

Die Malerei kann keine Grenzen haben.

Dank der modernen Malerei habe ich mich mit all meinen Freunden überworfen.

In der Kunst gilt die Vergangenheit nichts — die Zukunft alles.

Die Pseudo-Intellektuellen geben den blühendsten Unsinn von sich beim Anblick der neuen Kunst. Die einfachen Leute, die von unten, die der Zufall zu mir führt, sagen niemals Eseleien vor der Leinwand, deren Anblick für sie doch bestimmt unerwartet ist. Instinktiv erkennen sie den Wert des Schweigens. — Am dümmsten benehmen sich vom Staate angestellte Kunsthistoriker.

Aber haben wir nicht auch schon oft entdeckt, daß die bestangezogenen Leute die größten Dummheiten sagen? Die Geschichte ist bekannt: wie einmal eine elegante Frau ein Kleid trug, das aus einer Seide von Dufy gemacht war, und vor den Bildern des Künstlers in schallendes Gelächter ausbrach.

Die Amateure der Malerei, die glauben, sie hätten das Mysterium in einen Käfig gesetzt, lachen beim Anblick meiner Gris und Miro.

Fernand Léger bringt den Esel sogar zum Lachen. Einen Motor symbolisch darzustellen, heißt das Publikum bestehlen. Es verlangt einen richtigen Motor, der sich dreht, schnaubt und Krach macht.

Die Angler (damit sind nicht die Journalisten gemeint), die Ziehharmonika- und Fußballspieler, die Boxer, Ballettmeister und weiß Gott wer noch alles sind zu internationalen Vereinigungen zusammengeschlossen. Nur die Sammler sind voneinander durch merkwürdige Verschlänge getrennt. Warum? Der Augenblick ist gekommen, da man sie unter ein einziges Banner stellen sollte, und zwar in zwei Abteilungen: Alte und Moderne. Ferner müßte die Vereinigung ein monatliches Blatt herausgeben und einmal im Jahr einen Kongreß abhalten überall da, wo das Interesse an ihren Bestrebungen einen Austausch der Meinungen nötig macht. Und durch das Reisen in Gruppen würden die Kosten einer Reise für die Sammler, die alle nicht reich sind, bedeutend herabgemindert werden, so daß sie endlich Gelegenheit hätten, die Stiftung Barnes in Amerika, die Sammlung von Dr. Reber in Lausanne, von Lange in Crefeld, Flechtheim in Berlin, die anderen deutschen Sammlungen und die Museen Morozoff und Tschukin in Moskau kennenzulernen. Die erste Versammlung müßte natürlich in Paris abgehalten werden, und da Gertrude Stein, Vater Vollard, Pellerin, Doucet, Fushushima, Dr. Tzank, Alphonse Kahn, der Comte de Noailles und Baron Gourgaud alle Mitglieder der neuen Vereinigung wären, würden sie sich bestimmt nicht weigern, ihren Besitz zu zeigen.

(Deutsch von Eva Maag)

INTENDANTEN, DIREKTOREN, STELLVERTRETER

Theaterlexikon zu den Berliner Festspielen

Von
ANTON KUH

Barnowsky, Victor. Inhaber eines renommierten Kunstgewissens; Eigentümer einer weichen Seele; Erfinder des Wortes „Hemmungen“ für den Firmengebrauch. Dient von der Pike auf bei Shakespeare und Ibsen. Wäre, wenn ihn das Schicksal nicht zum Theaterdirektor bestimmt hätte, unstreitig Mäzen geworden. Ist es, mangels anderer Verwertbarkeit, bei sich selber geworden. Gehört zu den Unternehmern, die um ihrer selbst willen geliebt werden wollen; was ihm sogar dann und wann gelingt. Doch hat die launische Natur, wie zum Trotz, seine Physiognomie und Statur mit Tüchtigkeit geladen. In der Devotion, die er der



Rudolf Grossmann

Barnowsky

Literatur entgegenbringt, glimmt eine verdrängte Eignung fürs Bankfach. Dafür ist sein Sinn fürs praktische Leben von Musenliebe unterhöhlt. Ja, man könnte ihn, wenn ein Direktor für Melancholie abkömmlich wäre, geradezu eine Hamlet-Natur nennen. Im übrigen ist er, gleich Saltenburg, doch mit dem nobleren Vorkriegsstempel: ein Ur-Berliner. Also fast schon ausgestorbener Typ. Das neue Tempo kann ihm nicht behagen. Er kommt noch aus der Zeit, wo es Spaß machte, keine Zeit zu haben. Aus dem Biedermeier des Amerikanismus. Kanns da verwunderlich sein, daß die Seele des Rechtschaffenen von Giften angestochen ist?

Jessner, Leopold. Die Natur hat ihm eine hohe Gestalt und einen herablassend geneigten Kopf verliehen, so recht zur Entgegennahme von Beschwerden geschaffen. Doch mußte sich der Jüngling Jessner, in einfachen Kunstverhältnissen aufgewachsen, einstweilen noch in der entgegengesetzten Richtung bescheiden: sein ungestillter Betätigungsdrang als Darsteller im Verein mit einem scharfen Intellekt wiesen ihm frühzeitig die Rolle zu, zwar keine zu bekommen, doch dafür dem Direktor die Wünsche des Personals vorzutragen. Er verdankt dieser Übung in der Folge diplomatische Umgangsformen, die Phraseologie der Gesinnung und Einblick in die Brüchigkeit (Wildenbrüchigkeit) des Wilhelminischen Theaters. Nicht zuletzt aber die Kunst, im Gespräch weiter-schreitend, das Gesicht nach vorn gerichtet, das Lächeln noch nicht zwischen Ironie und Jovialität entschieden, den andern am Ohre hängen zu lassen — wie ein Minister, der vom Journalisten im Couloir hoppgenommen wird. Diese Gabe sollte seine weitere Entwicklung entscheidend bestimmen. Durch die Sturm-glocke von 1918 an die Spitze des Staatstheaters gerufen, räumt er hier zunächst

mit dem Pathos auf, dem Tonfall der Privilegiertheit; läßt durch eine Seitentür links die Luft der Sachlichkeit ein; schreitet an die Vergewerkschaftlichung Shakespeares. Die Treppe, die er sich zum Ruhme baute, ist noch in frischem Gedächtnis; hier schritt der Komparse Gloster aufwärts, um als Intendant Richard oben anzulangen; daß dieser, als es im Getümmel von Bosworth wieder treppabwärts ging, logischerweise hätte rufen müssen: „Ein' Lift, ein' Lift, ein Königreich für ein' Lift!“, schwächte die Kraft des Symbolismus nicht. Galt es doch nunmehr nicht mehr Verwirklichungen, sondern Vergegenwärtigungen. Das

Prunkgewand der Tradition wurde abgelegt, der Harnisch beiseitegeworfen, der historische Bart rasiert, Medusenhaar abgeschoren, kurz: die schwierige Handschrift alter Dramen den neuen Zuschauern wie Zeitungstext lesbar gemacht. Der Intendant zeigte sich als unerschrockener Herausgeber. Später wandte er sich der Diplomatie zu. Das Verdienst, das er sich auf diesem Gebiet durch den erfolgreichen Versuch erwarb, seine Stellung gegen alle feindlichen Angriffe zu behaupten, bleibt ihm unvergessen. Wenn er heute, milden Gesichtes, voll energischer Ruhe und mit einer Brille, die die sonderbare Eigenschaft hat, trotz ihrer Konvexgläser nicht bloß zum Zeitungslesen, sondern auch zum Überschaun einer Versammlung zu dienen, einer Bühnentagung präsiert, dann

fühlt der kleinste Mime: „Hier sitzt einer der unsern — mit Recht über uns!“

Reinhardt, Max. Chef des Reinhardt-Konzerns, Präsident der Reinhardt A.-G., Regisseur bei Max Reinhardt. Trotz so vieler Ehrenstellen ist er n Blick und Haltung der Ehrfurchtsknabe geblieben, der er Anno 95 auf der vierten Galerie des Burgtheaters war. Schaut der Demokrat Jessner wohlwollend und ohne sich dabei viel zu denken, von seinem Gesprächspartner weg, nach unten, so lauscht der Untertan Reinhardt, sichtbar mit eigenen Gedanken beschäftigt, nach dessen Mund hinauf. Seine Augen sind voll prüfender Menschenscheu. Das eigensinnige verschlafene Knarren seiner Stimme haben ihm viele nachgemacht, doch ohne seine Regieerfolge zu erreichen. Er aber scheint sie dieser phonetischen Eigenheit



Rudolf Grossmann

Jessner



Rudolf Grossmann

Reinhardt

geradezu verdankt zu haben. Es gibt unter den Menschen nämlich eine Spezies „Horcher“, die, was immer geschieht, nicht aus sich herausgehen und nur die Ohren, wie Sammelteller von Eindrücken, hinhalten; alle Explosionslust, alle Energie der Abneigung oder Zustimmung bleibt bei diesen Menschen wie bei Kaisern oder vorsichtigen Buchhaltern in der Brust gefangen, sie selber aber reden mit bleierner Eintönigkeit, ohne erregt zu scheinen. Um sie herum werden dafür alle andern lebhafter, beflissener, angespannter; es ist, als ob sich die eingesperrte Energie des einen, gerade weil sie versperrt ist, auf sie übertrüge oder als ob er sie aus einem Versteck belauere oder als ob er von ihren Leistungen erwarte, daß sich sein Gleichmut endlich in Enthusiasmus wandeln werde. Das nennt man, wenns zu was Richtigem führt: „Macht der Persönlichkeit.“ Bringt es aber nichts Belangvolles hervor, so hat es keinen guten Nachgeschmack. Man



Rudolf Grossmann

Dr. Klein

beginnt dann den stillen Herrn mit der Zeit menschlich anzuzweifeln, sagt ihm Geschicklichkeit und Falschheit nach. Reinhardt, nur im Geistigen lebend, kann sich dieser Argwohn nie nähern. Der gefeierte Wiederwecker des deutschen Theaters ist übrigens bekanntlich mondsüchtig. Er spaziert auf dem Dachfirst des Hauses, tief eingehüllt in die Unkenntnis der Abendinnahmen und des Etats, seinen künstlerischen Träumen nach, und sein treuer Bruder Edmund muß für die Sprungtücher und Strickleitern sorgen für den Fall, daß er abstürzt . . .

Klein, Robert. Der junge Mann, gestern noch marktunbekannt, ist bisher nur in Pseudonymen hervorgetreten: Reinhardt, Robert, Saltenburg: Galt deshalb und wegen eines eigentümlichen, fast sonderlinghaften Interesses an ausverkauften Häusern unter den Theaterdirektoren als amusisch. In Wahrheit kommt

er von der Philosophie her. Kennt den Swedenborg seitenlang auswendig und schrieb eine Dissertation über Cartesius. Angewidert vom schalen Treiben der Geistigen flüchtete er in die Arme Prof. Eugen Roberts. Erweckt Adele Sandrock aus zehnjährigem Kunstschlaf. Weiß ungeachtet seiner kleinen, jugendhaften Statur und seiner badensischen Aussprache (die die Konsonanten so friedfertig aufweicht, daß auch die Bosheit noch umgänglichen Klang hat) Autorität zu üben. Es gelingt ihm in der schwierigen Position eines Direktorstellvertreters, dessen Stellvertreter der Direktor ist, seinen Idealismus hinter exakter Geschäftsführung zu verbergen: wegen eines künstlerischen Erfolges apostrophiert, redet er sich geschickt auf den verlockenden Kassagewinn aus, disputiert seinem jeweiligen Herrn seine künstlerischen Wünsche als merkantile Überzeugungen auf, kurz: er nimmt freiwillig das Odium auf sich, nicht mondsüchtig zu sein. Wie alle Fanatiker der glatten Rechnung bezaubert ihn die Musik. Er kann stundenlang am Flügel sitzen und phantasieren, ob er Herrn Albers engagieren soll.

THE CHARM OF BERLIN

By

HAROLD NICOLSON

My bedroom at Berlin looks out upon the elevated railway. It looks at it diagonally, across and aslant a triangle of loosesoiled garden. The garden contains a green bench, a long rectangle of red carpet which has hung for eight months upon a cord, a golden ball of glass on a green pole, and a large china statue of a bull-dog. The bull-dog turns his tail upon the trains as they rattle or thunder above him, but the glass ball reflects them very quickly. I have seldom seen any motion so quick and so continuous as the flashing reflection of the trains that skim around the golden ball. When I tie my tie in the morning, I stand by the window and look at the trains. The local electric trains jingle past me, like virgins going to school, like kingfishers or canaries darting across the shadow of a pool. For my garden is a pool. The great European trains flap up from the main stations like storks or herons, lumbering along so slow at starting, the black vans that terminate their scarlet Mitropa bodies, trailing cumbersomely backwards as if the black legs of a heron or a stork. For they are off to the smell of leather which greets one at Eydkühhnen, or to the smell which greets one at Bentheim of a proximate and salted sea. At night, when I tie my white tie for the

evening (a symbol of bondage) the gold ball and the bull dog are no longer visible. There are no intermediaries between me and the Reichsbahn. The electric trains soar upwards as they pass me, they are chariots of gold, they are the rockets which carry people, who have been to tea at Rummelsburg, back to supper at Charlottenburg, they are the comets on which the intellectuals of Wilmersdorf are borne enchanted to the no less cultured homes at Weißensee. I look up at them, and see a blur of light, the mist upon the windows, a man leaning outwards against the pane. They look down at me and see an English diplomatist (stout



Arthur Grimm

and amiable) tying his white tie. They think, if they have time to think "That man is a foreigner and as we passed him he was tying a white tie." They think, if they have time to think, "What is it that prevents us Germans from being able to tie a white tie?" But I, for my part, who am by then putting on my waistcoat, I think only, — "What on earth is it which gives this town its charm?"

Movement in the first place. There is no city in the world so restless as Berlin. Everything moves. The traffic lights change restlessly from red to gold and then to green. The lighted advertisements flash with the pathetic iteration of coastal lighthouses. The trams swing and jingle. The jaguar in the Zoo paces feverishly all night: the Planetarium when closed flings revolving planets upon its ceiling: the directors of the museums pace their corridors alone at midnight. They are showing the Luca Signorelli by the light of an electric torch; they are explaining to a photographer from Holland the importance of the Turkestan frescos: they are merely unable to sleep. In the Tiergarten the little lamps flicker among the little trees, and the grass is starred with the fire-flies of a thousand cigarettes. Trains dash through the entrails of the city and thread their way among the tiaras with which it is crowned. The jaguar at the Zoo, who had thought it was really time to go to bed, rises again and paces in its cell. For in the night-air, which makes even the spires of the Gedächtniskirche flicker with excitement, there is a throbbing sense of expectancy. Everybody knows that every night Berlin wakes to a new adventure. Everybody feels that it would be a pity to go to bed before the expected, or the unexpected, happens. Everybody knows that next morning, whatever happens, they will feel reborn.

This physical and luminous movement finds its parallel in the dynamics of the brain. At 3.0 a. m. the people of Berlin will light another cigar and embark afresh and refreshed upon discussions regarding Proust, or Rilke, or the new penal code, or whether human shyness comes from Narcissism, or whether it would be a wise or a foolish thing to turn the Pariser Platz into a Stadium. The eyes that in London or in Paris would already have drooped in sleep, are busy in Berlin, inquisitive, acquisitive, searching, even at 4.0 a. m., for some new experience or idea. The mouths that in Paris or London would next morning be parched for bromoseltzer, in Berlin are already munching sandwiches on their way to the Bank.

Second to movement, comes frankness. London is an old lady in black lace and diamonds who guards her secrets with dignity and to whom one would not tell those secrets of which one was ashamed. Paris is a woman in the prime of life to whom one would only tell those secrets which one desires to be repeated. But Berlin is a girl in a pull-over, not much powder on her face, Hölderlin in her pocket, thighs like those of Atalanta, an undigested education, a heart which is almost too ready to sympathise, and a breadth of view which charms ones repressions from their poison, and shames ones correctitude. One walks with her among the lights and in the shadows. And after an hour or so one is hand in hand.

Movement and frankness. The maximum irritant for the nerves corrected by the maximum sedative. Berlin stimulates like arsenic, and then when one's nerves are all ajingle she comes with her hot milk of human kindness; and in the end, for an hour and a half, one is able, gratefully, to go to sleep.

BERLIN UND DAS ROKOKO

Von

MAX OSBORN*)

Berlin hatte bereits unter Friedrich Wilhelm I. die Anregungen des Auslands mit eigener Kraft verarbeitet und dem Formenschatz der Fremde einen besonderen märkischen Stempel aufgedrückt.

Mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen wurde der französische Einfluß allmächtig. Aller Glanz der Rokokokunst, ihre glückliche Mischung von Schnörkelübermut und Besonnenheit, traf sich in dem ersten bedeutenden Helfer des Königs: in *Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff*. Wie viele Architekten der Renaissance, wie Johann Balthasar Neumann (der Waffengefährte des Prinzen Eugen), war auch Knobelsdorff Offizier, Hofmann und Künstler zugleich. Sein Instinkt erfaßte den tiefsten Sinn des Rokoko, der Freiheit und Unbeschwertheit hieß, und von diesem Kernpunkt aus sowohl das Verständnis für antikisierende Ruhe und Phrasenlosigkeit des Außenbaus wie für heitere und geistvolle Flächenzier im Innern entwickelte. Rheinsberg bildete das Vorspiel. Der erste Berliner Bau Knobelsdorffs: das Opernhaus, zeigt seinen Stil bereits in höchster Reife. Ein „Apollotempel“ sollte das Haus werden — und war es auch, bis man es in den Jahren 1927—1928 frevelhaft verstümmelte —, ein korinthischer Tempel von edelster Fügung, Gliederung und Abmessung der Baumassen, in dessen Innerem aber die Ungebundenheit des Rokoko auflebte. Die Harmonie der scheinbar widersprechenden Kunstidiome, die man heute an dem Bau nicht mehr studieren kann, bildete eines der schönsten Beispiele für die innere Einheit und Gebundenheit des Zeitstils. Ähnlich ging Knobelsdorff beim Erweiterungsbau von Schlüter-Eosanders Charlottenburger Schloß vor, dessen Mitteltrakt mit den gekuppelten dorischen Säulen und ionischen Pilastern die Tendenz des Architekten deutlich erkennen läßt, und in dessen Inneneinrichtung (namentlich in der Goldenen Galerie) der Künstler die ganze Anmut einer dekorativen Begabung aufsprudeln ließ. Der Ausbau der Anlagen von Schloß Monbijou, die Neueinrichtungen im Potsdamer Stadtschloß, die Gestaltung des Tiergartens zeigen die weiteren Stationen von Knobelsdorffs Wirksamkeit an. Sein Ruhm aber haftet vor allem an Schloß Sanssouci, an dem der König selbst tätigen Anteil nahm. Was hier auf den „Weinbergen“ bei Potsdam, durch die vorgelagerten Terrassen fast versteckt, in den Jahren 1745—1747 entstand, wurde ein unvergleichliches Glanzstück und Heiligtum des Rokoko. Zwischen der weitausladenden Entfaltung von Versailles und diesem kleinen, einstöckigen Schloßchen liegt eine Welt. Die Eigenwilligkeit, einsiedlerische Herbheit und Menschenverachtung wie die Lebenskultur und der Esprit des großen Menschen, der sich diesen Wohnsitz aufschlagen ließ, sprechen vernehmlich und immer neu ergreifend aus der Idee des Bauwerks und seiner Ausführung. Es wurde vielleicht der persönlichste Schloßbau, den wir überhaupt besitzen. Keine riesigen Zimmerfluchten, nur eine bescheidene Gruppe von Sälen und Kabinetten, denen sich die Miniaturausgabe einer Galerie anschließt. Hier, fern der Stadt, inmitten eines weiten Parkes, konnte Knobelsdorff im Äußeren

*) Aus dem neuesten Band der Propyläen-Kunstgeschichte „Die Kunst des Rokoko“.

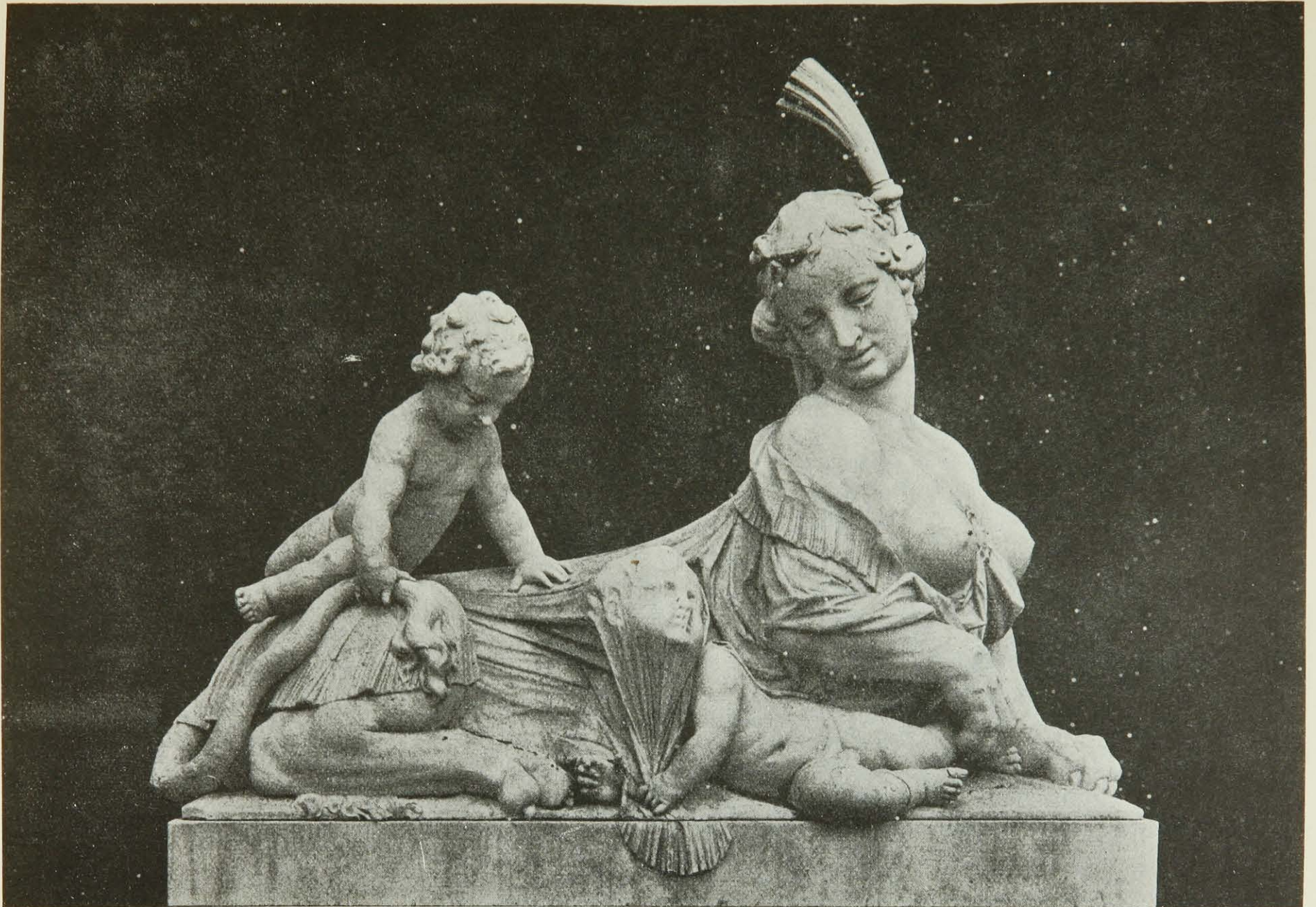
anders vorgehen. Zu den Silhouetten der Bäume paßte auch eine freiere, mehr malerische Schmuckentfaltung. Aber die kräftige Unterstreichung des Hauptgesimses und die ernste Reihe der großen, bis zum (nicht unterkellerten) Boden reichenden Fenster lassen gleichwohl keinen Eindruck von Prunk oder Ueberzierlichkeit aufkommen. Die Ausgestaltung der Rückfront mit ihren Kolonnaden ist noch zurückhaltender. Im Innern bildet der durch die Ausrundung des Mittelrisalits kenntlich gemachte Rundsaal mit seiner klaren, fast klassizistischen Marmorarchitektur Uebergang und Gegenspiel zu dem frischen naturalistischen Rankenwerk und der heiter vergoldeten Rokoko-Ornamentik der übrigen Räume.

Die Silhouette des Schloßchens begegnet uns auch, mit feinen Abschattierungen, in den flankierenden Bauten der Bildergalerie und der Paradekammern, deren etwas derbere Innendekoration schon hinüberdeutet zu dem jüngeren Neuen Palais (nach *Job. G. Bürings* Plänen, 1763—1769). Bei diesem Spätbau des Sanssouci-Parkes, der, nicht so sehr für die Bedürfnisse des Königs selbst wie für die der Hofhaltung bestimmt, im imposanten Außenbau an holländisch-palladianische Vorbilder anknüpft, waren zwar für die Saalausstattung noch Knobelsdorffs Helfer tätig, etwa die Dekorateurs *Johann Michael* und *Johann Christian Hoppenhaupt* und der Bildhauer *Wilhelm Nahl*. Doch die Intimität und Sorgfalt von Sanssouci ist einer allgemeingültigeren Behandlung gewichen; auch wird das Dekor luftiger und läßt schon frühklassizistische Vorklänge zu.

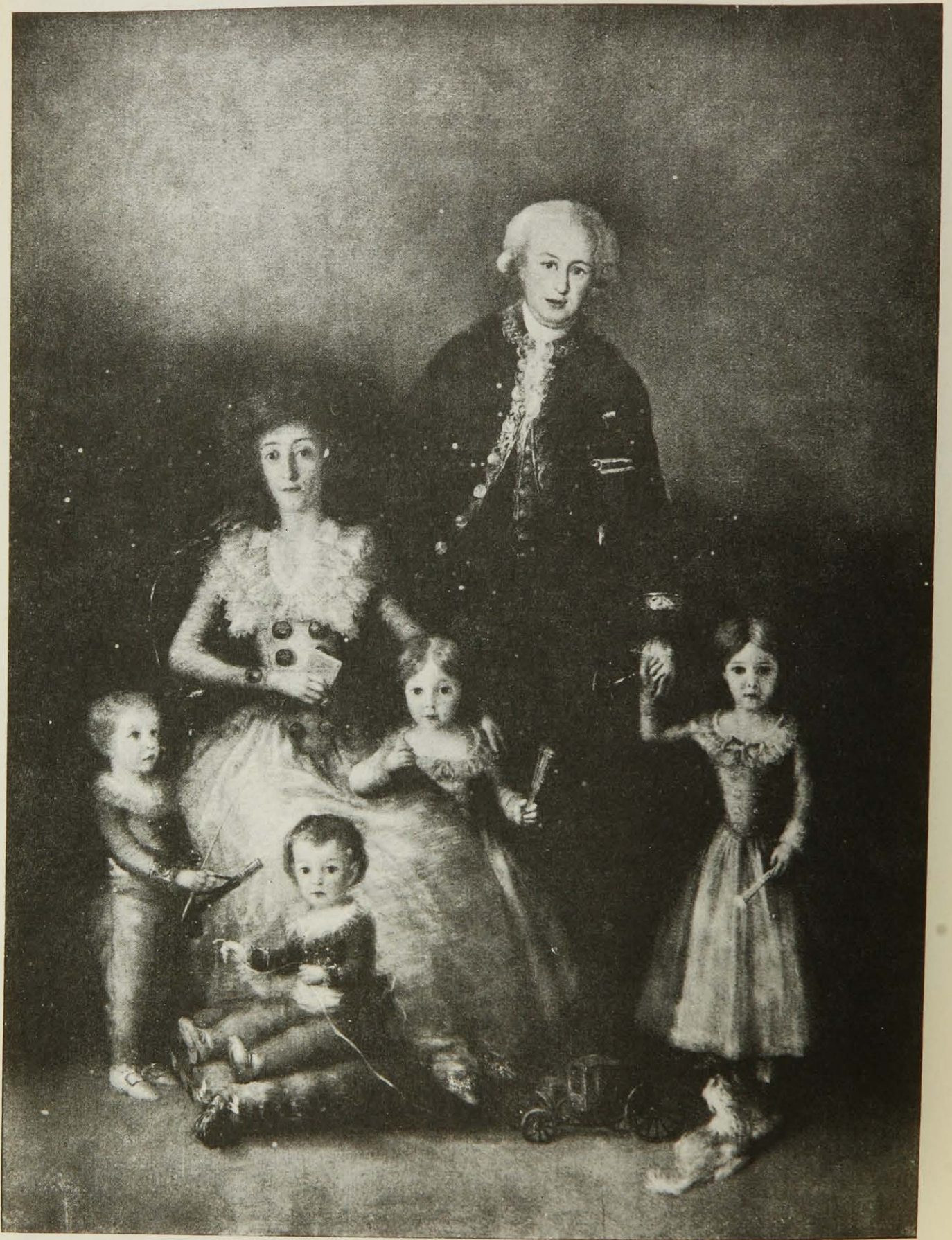
Sie werden maßgeblicher in der letzten friderizianischen Zeit, da der Mannheimer *Karl von Gontard*, vorher bei Friedrichs Schwester in Bayreuth tätig, in den preußischen Hofdienst tritt. Gontard, durchaus französisch gebildet, setzt vor die Hauptfassade des Neuen Palais im Stil eines malerischen Frühklassizismus die durch ein Triumphtor verbundenen Gebäudegruppen der „Communs“, als Kavalierhäuser und für Wirtschaftszwecke bestimmt. Die gleiche dekorativ wirksame, aber auch etwas kulissenhafte Art findet sich in Gontards glänzenden Turmbauten der kleinen Kirchen auf dem Gendarmenmarkt zu Berlin, deren riesenhohe Kuppelräume lediglich repräsentativ, keinem irgendwie praktischen Raumzweck dienstbar sind. Auch die Kolonnaden in der Leipziger Straße und an der Berliner Königsbrücke begnügten sich mit solcher schmückenden Funktion. Das Marmorpalais im Neuen Garten bei Potsdam endlich, das Gontard für Friedrich Wilhelm II. entwarf, hat alle Erinnerungen an die Anschauung des Rokoko abgetan und steht vor uns als ein Musterbeispiel des reinen preußischen Frühklassizismus. An ihm ist ja bereits, als Gontards Nachfolger, *C. G. Langhans* tätig, der Meister des Brandenburger Tores. Die späteren friderizianischen Jahrzehnte entbehren des originellen Zuges von Sanssouci. Der König, selbstherrlich und eigensinnig, befiehlt die Benutzung von Stichen und Anlehnungen an Bauwerke von anderen Orten. Wie Gontards Kuppeltürme auf dem Gendarmenmarkt an die beiden Kirchen der Piazza del popolo zu Rom erinnern sollten, so wird Fischer von Erlachs Entwurf der Wiener Hofburg maßgebend für den Bau der Königlichen Bibliothek (1775—1780, von *Georg Christian Unger* und *G. Fr. Boumann* d. J.), so werden Abbildungen aus aller Welt als Muster für zahlreiche Potsdamer Bürgerhäuser befohlen. Dennoch nehmen alle diese Bauten einen eigentümlich preußisch-märkischen Charakter an. Ein Gang durch Potsdam läßt die gesamte Parade der Zierate des norddeutschen Rokoko aufmarschieren.

Die Kunst des Rokoko

Aus „Die Kunst des Rokoko“ von Max Osborn (Propyläen-Kunstgeschichte)



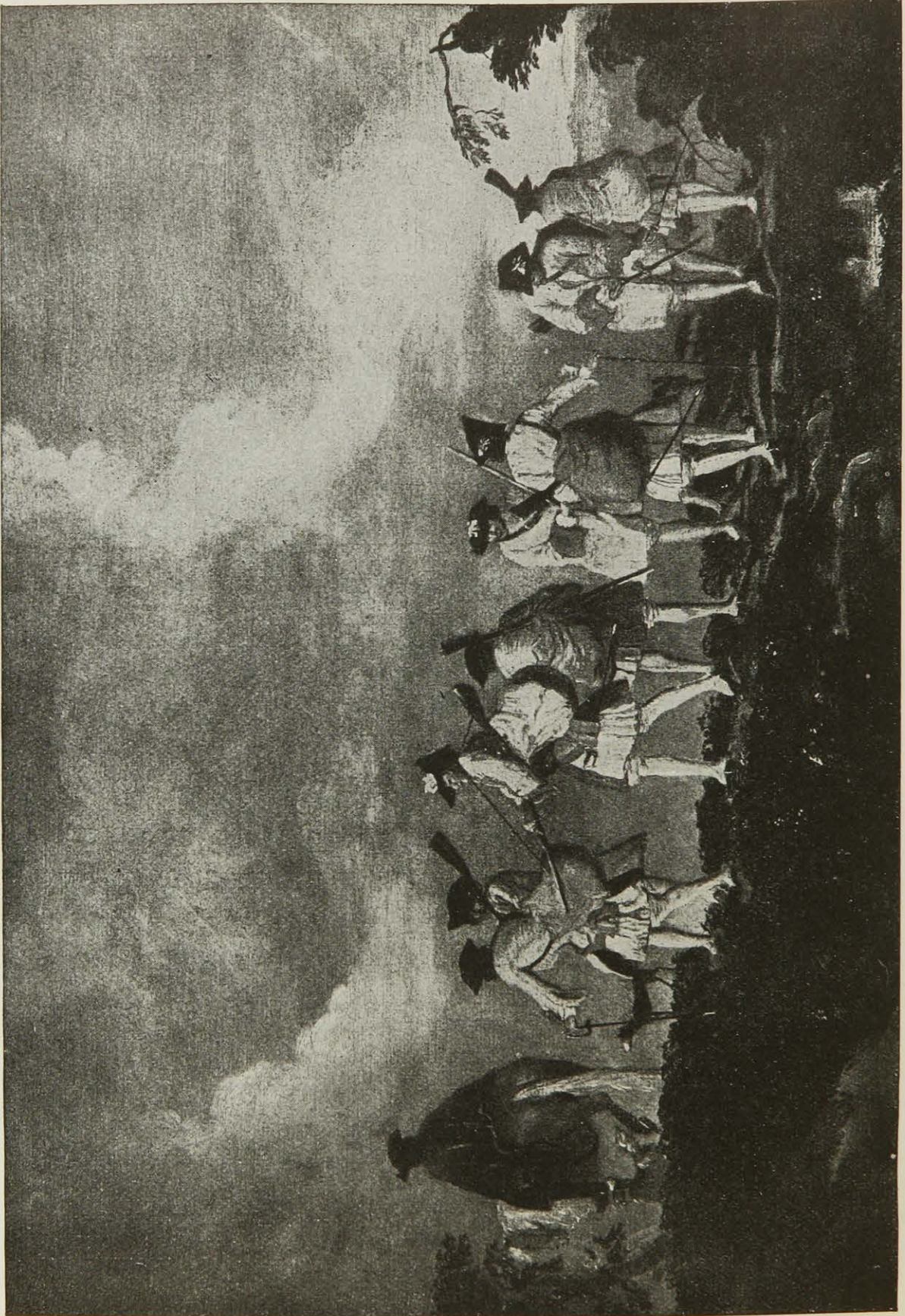
Georg Franz Ebenhecht, Sphinx im Park von Sanssouci. Marmor



Francisco Goya, Der Herzog von Dsuna und seine Familie (Madrid, Prado)



Cornelis Troost, Die Liebeserklärung. Pastell (Haag, Mauritshuis)



Antoine Watteau, Die Nachhut (Nantes, Museum)

TOSCANINI FURIOSO

Von

SAMUEL CHOTZINOFF

An einem Oktobertag kam Arturo Toscanini, ein kleiner Mann von ungefähr 40 Jahren, nach neuestem Milaneser Schnitt gekleidet, mit einem eine Spur zu kleinen Filzhut auf seinem Lockenhaupt nach New York in das alte Knickerbocker-Hotel, in dem man ihm ein Appartement anwies, das dicht neben dem seiner Landsleute und Freunde Enrico Caruso und Antonio Scotti lag. Arturos Antlitz war wie Alabaster, das von innerem Feuer erglüht. Ein durchdringender Blick, angenehme Züge, zarte, empfindsame Lippen, die obere umsäumt von einem kleinen Schnurrbart mit nadelspitzen, zum Himmel zeigenden Enden — es hätte der Kopf eines edlen Räubers sein können.

Das schwer lenkbare, zynische Metropolitan-Orchester in New York schätzte die Italiener als Musiker recht gering ein. Toscanini sollte seine Saison mit „Aïda“, „Tosca“ oder irgendeiner anderen italienischen Oper beginnen, und die Musiker sahen mürrisch ihrem neuen Meister entgegen. Sie hatten — nicht ohne Genugtuung — gehört, daß der neue Dirigent kurzsichtig war. Sie kamen gar nicht auf den Gedanken, daß jemand mit den Ohren sehen könnte.

Auf ein Zeichen des Mannes setzten die Streicher die Bogen an, mit einer Bewegung, die auszudrücken schien: Wir wollen machen, daß wir fertig werden, und nach Hause gehen. Toscanini, der sich zu ihnen niederbeugte, fühlte geradezu die Masse Widerstand unter ihm. „Sagen Sie den Leuten, sie sollen ‚Aïda‘ fortlegen und die ‚Götterdämmerung‘ vornehmen“, sagte er zu dem Bibliothekar. Die Leute blickten ungläubig in die Höhe: Wie konnte ein kleiner Italiener mit spitzen Schnurrbartenden die „Götterdämmerung“ dirigieren? Der Meister gab das Zeichen zum Anfang, ohne seine Partitur zu öffnen. War es möglich, daß er dieses komplizierteste Werk der Welt auswendig kannte? Es war tatsächlich so, denn er unterbrach sie bei fast jedem neuen Takt wegen eines falschen Tones oder einer schlechten Nuance. Allmählich erwachte das Orchester aus seiner Gleichgültigkeit, die Leute saßen gespannt auf ihren Sitzen. Und dann wurde er wütend und begann sie in seiner Muttersprache anzuschreien. Er schien zahllose Dinge von ihnen zu verlangen und alles zu hören — viel zu viel. Es war nicht zu glauben, wie er die Wagner-Oper haargenau herausholte, als hätte er die gedruckte Seite vor sich! — Nach der Probe blieben die Orchester-Mitglieder noch verwundert und erregt beisammen. Wer war dieses Wunder, und warum hatte es bisher sein Licht unter einem Mailänder Scheffel verborgen? Als man sich erkundigte, erfuhr man folgende Daten: Arturo Toscanini war 1867 in Parma geboren. Er wurde Schüler des Mailänder Konservatoriums und wählte das Cello als sein Instrument. Er war sehr früh gereift und trat als Cellist in das Orchester der Scala ein. Dort errang er einen jener aufsehenerregenden Erfolge, die sonst mehr mit Reklame als mit musikalischem Können zu tun haben. Der Dirigent wurde plötzlich krank, und der junge Cellist erbot sich, die angesagte Vorstellung zu dirigieren, und das tat er auswendig und so hervorragend, daß man in ihn drang, den Bogen mit dem Dirigentenstab zu vertauschen. Er suchte

sein visuelles Gedächtnis mit seinem schlechten Augenlicht zu erklären. Für sein untrügliches Ohr und seine wunderbare Musikalität konnte er keine Erklärung finden.

Die Metropolitan-Opera gab vollendete Opern in jener Zeit, als Toscanini dirigierte. Die Proben waren häufig und endlos. Des Meisters berüchtigtes Temperament erregte bei der Musical Union Anstoß. Ausdrücke wie: „Ihr Schweine, Ihr Schuster“ kommen ungefähr den italienischen Flüchen gleich, die der Meister seinen Leuten an die Köpfe warf und die das Orchester in feierlicher Uebereinstimmung für Beleidigungen erklärte. Sie verlangten eine Entschuldigung. Unter dem Einfluß der Musical Union wurde schließlich die Entscheidung gefällt: Entschuldigung oder kein Orchester. Toscanini verkroch sich voller Wut ins Bett, wies jede Nahrung von sich und schwor, er hätte nur die Wahrheit gesagt. Aber die Union blieb hart.

Als die Entschuldigungs-Formalität erledigt war, nahm der zürnende Führer seine künstlerische Diktatur energisch wieder auf, sah sich aber vor, die von der Union gezogenen Grenzen bezüglich der Beleidigungen nicht zu überschreiten. Glucks „Orpheus“ wurde einstudiert, ein kleines Geschenk des ästhetischen Italieners an sich selbst und alle musikalischen Gemüter. Er probte mit jedem Sänger ganz individuell, verhandelte mit den Bühnenmalern, inspizierte die Kostüme und verbrachte Stunden damit, um genau den Platz herauszufinden, wo die Person, die das Echo sang, stehen mußte, damit die Illusion der stimmlichen Nachahmung gut herauskäme, wie es die Partitur vorschrieb. Man hatte sich Madame Delna, eine bekannte französische Kontraltistin, für die Titelrolle aus Paris verschrieben. Als die Delna am Ende ihrer Riesensarie „Che faro senza Eurydice“ sich die traditionelle Freiheit herausnahm, einen sehr tiefen Ton — der für einen Kontra-Alt dasselbe wie ein hoher für den Tenor bedeutet — länger anzuhalten, setzte Toscanini — mit betonter Nichtachtung dieser unmusikalischen Geste — mit dem orchestralen Epilog. Madame tobte weidlich über diese ungebührliche Behandlung.

Als Toscanini, der Diktator der Metropolitan, auf der Höhe seines Ruhmes stand, trat Italien in den Weltkrieg ein, und der Meister begann ruhelos zu werden. Aber erst als ein mehr persönlicher Krieg zwischen ihm und Herrn Gatti-Casazza ausbrach, floh er aus Amerika. Viel später brachten Reisende aus Mailand die Neuigkeit mit, daß Toscanini bei dem Gedanken an eine Rückkehr zur Metropolitan schaudere, und nur die Aussicht, eine Rolle als Leiter eines sinfonischen Orchesters zu spielen, würde ihn verlocken können.

Um ein Geheimnis zu verraten: der große Italiener ist nicht Herr seiner Entschließungen. Wie so viele seiner musikalischen Kollegen ist er abergläubisch und — wie man aus vielen Anzeichen schließen kann — macht er sein Leben von Geistern, Zaubern, Zeichen abhängig. Um die Leitung der Philharmonie zu übernehmen, war es vor allem nötig, die überirdischen Geister zu befragen. Zum Glück für New York erklärten sich die Geister mit dem Projekt einverstanden. Man mietete Zimmer im Hotel Astor, und im Januar 1926 zog Toscanini mit Frau und zwei Töchtern in Carnegie Hall ein. Der Meister war von dem Philharmonischen Orchester begeistert und probte bis zur Erschöpfung, errang dann aber auch einen Riesenerfolg. Als man ihn in

der nächsten Saison einlud, seinen Besuch zu wiederholen, setzte er die Einwilligung der Geister als selbstverständlich voraus, und so zogen die Toscanini zum zweitenmal im Astor ein. Aber plötzlich, aus heiterem Himmel, änderten die körperlosen, überirdischen Wesen ihre Meinung und verboten rundweg Toscaninis fernere Teilnahme an den Philharmonischen Konzerten. Es wurde die Nachricht verbreitet, daß Toscanini krank wäre, was tatsächlich der Fall war — eine Folge des unerklärlichen überirdischen Befehls. Wochen vergingen. Und als schon alle die Hoffnung aufgegeben hatten, gaben die Geister nach, und Toscanini, hager und verstört, tauchte wieder auf, um nun die „Eroica“ und die Neunte aufzuführen in ausverkauften Riesenräumen.

Zu diesem Zeitpunkt bot man dem Meister einen Kontrakt an als regelrechter Dirigent der Philharmonie für mindestens eine halbe Saison in jedem Jahr. Die Gage wurde auf 2000 Dollar für ein Konzert festgesetzt, die Zahl der Konzerte auf dreißig — das machte im ganzen die respektable Summe von 60 000 Dollar für die halbe Saison aus, eine rekordbrechende Summe für einen Dirigenten, für einen Koloratursopran allerdings nur ein Brosamen. Es war eine Versuchung für Toscanini. In der Scala war nicht alles so glatt gegangen, er hatte einmal in einem Anfall von musikalischer Empörung seinen ersten Geiger einen genannt. Er hatte wirklich nichts Persönliches damit gemeint, als er den Mann einen nannte. Was er einzig und allein damit hatte zum Ausdruck bringen wollen, war, daß dieser schreckliche Musiker, so reizend er vielleicht auch als Mensch sein mochte, als Geiger ein war. Der Mann, der das mißverstand, lud den Meister vor das



Max Slevogt

Der Geiger Weißgerber

Mailänder Gericht wegen Ehrenbeleidigung. Das Gericht aber sprach nach einer sensationellen Untersuchung das Urteil zugunsten Toscaninis: Wenn der Meister nicht wissen sollte, ob ein Geiger ein war, wer denn?

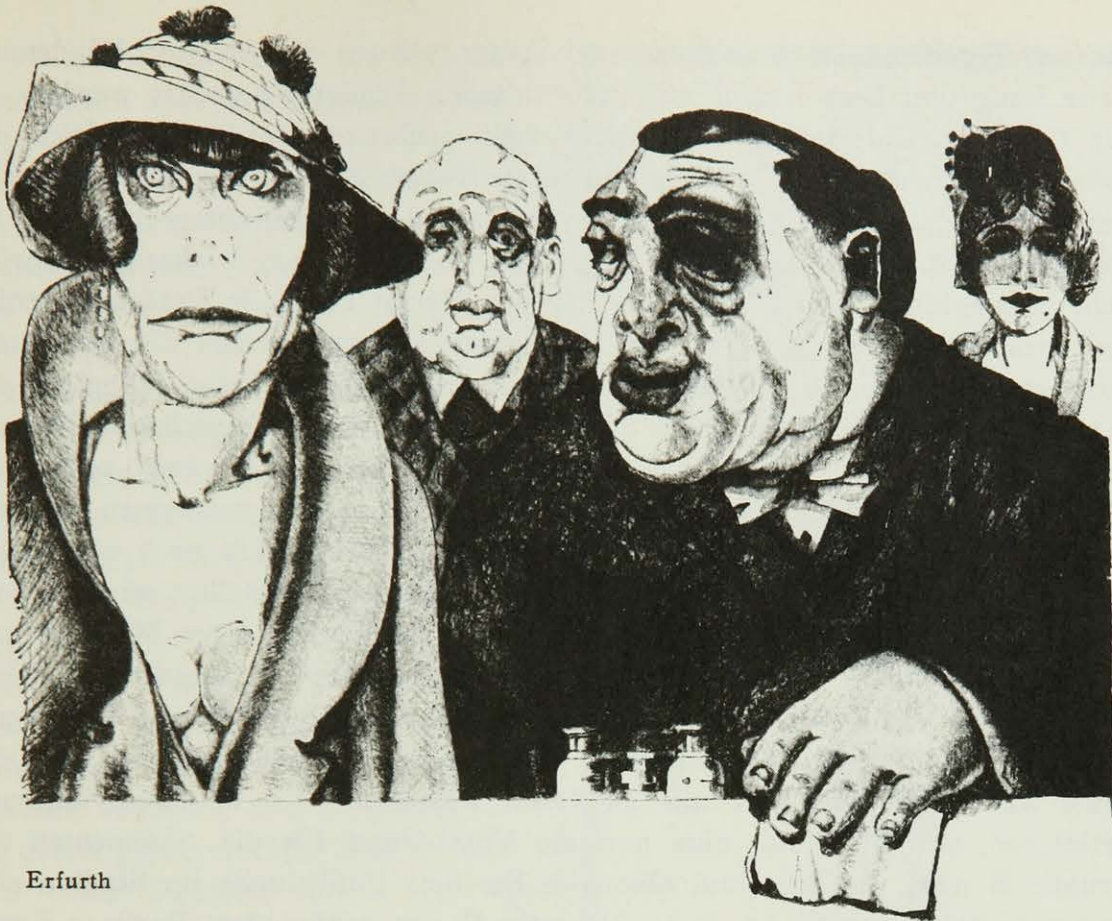
Dieses Urteil überraschte niemand; denn Toscanini war für die Mailänder ein Held geworden. Sein Haus, Via Torino Nr. 20, ist heilig wie ein Reliquenschrein, und jeder Fremde wird dorthin geführt. Und die Mailänder erzählen einem — auch ohne daß man sie danach fragt —, daß der Meister seinen Palazzo während des Krieges verkauft und den Scheck als treuer

Patriot der italienischen Kriegsbehörde zur Verfügung gestellt hat. Später kaufte er Nr. 20 wieder zurück mit den neuverdienten amerikanischen Dollars. Aber so sehr Toscanini auch seinen Palazzo und seinen Chianti liebte, die Scherereien in der Scala hatten ihn doch so mürbe gemacht, daß er dem Drängen der Amerikaner nicht mehr widerstehen konnte. Und noch immer lächelten die Geister nachsichtig zu des Meisters New-Yorker Betätigung. Da ihn keine schlechtgelaunten überirdischen Wächter störten, gab er sich in der letzten Saison vollkommen seiner Aufgabe hin — hatte eine Probe nach der anderen, Konzerte und Nacht-Gesellschaften, bei denen er mit seiner heiseren Stimme und mit echt italienischem Temperament über den bejammernswerten Zustand europäischer Orchester sprach, über die Minderwertigkeit der Dirigenten, die Wertlosigkeit moderner Musik, ausgenommen die seiner Landsleute Respighi, Pizzetti und De Sebata, deren Kunst er bewundert.

Morgens probt er in Carnegie Hall eine halbe Stunde mit seinem Orchester. Diese Proben werden ganz unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abgehalten, denn er gibt sich bei ihnen vollkommen aus. Er verlangt Vollendung von sich selbst sowohl wie von dem Orchester; und um Vollendung zu erreichen, befiehlt, bittet, droht, wütet und schmeichelt er. „Zweite Violine,“ rief er einmal, sank dabei auf die Knie und hob beschwörend die Hände zu den verutzten Geigern, „sehen Sie, ich flehe Sie an — geben Sie mir das Pianissimo, das ich haben möchte — ich beschwöre Sie auf den Knien...“ Als aber einmal der Baßklarinetist zu spät zur Stelle war, um seine paar Töne in „Till Eulenspiegel“ zu blasen, kreischte Toscanini „Mörder!“ und wühlte sich verzweifelt in den Haaren.

Doch seine Bescheidenheit ist so außergewöhnlich wie bei vielen Menschen der Egoismus. Wenn er mit sich und seinen Leuten zufrieden ist, gibt er dem Orchester ein Zeichen, sich zu erheben, und verbeugt sich mit ihm, als wäre er nur ein Teil des Ganzen. Für das Orchester ist er nur körperloses, vollkommenes Gehör, und die Leute gehorchen ihm wie behext. Sein Gedächtnis scheint — entgegen den natürlichen Gesetzen — immer schärfer zu werden, je älter er wird. In seinem Hirn ruhen unauslöschlich neunzig Opernpartituren, die ganze sinfonische Literatur und tausend musikalische Kleinigkeiten. Toscanini liebt jede Musik, außer der modernen, außer Jazz und Tschaikowsky; wenn er diesen Namen hört, kann er den Verstand verlieren. Beethoven ist sein Idol, und auf seinem Tisch im grünen Zimmer von Carnegie Hall steht immer eine Miniatur dieses großen Sinfonikers. Wenn ein Konzert zu seiner Zufriedenheit verlaufen ist, ist dieser Raum immer voll von Verehrern, Freunden und Musikern, und der Meister wehrt liebenswürdig und mit echter Bescheidenheit den übertriebenen Lobregen von sich ab. Aber wenn der Oboist auch nur einen einzigen Ton falsch geblasen hat, herrscht düstere Stimmung hinter den Kulissen, Toscanini rennt hin und her durch den Raum, blaß und erregt. Die Schar der Verehrer steht furchtsam an der Tür und wagt nicht, näherzutreten. Solche peinliche Augenblicke, die während einer Saison recht häufig vorkommen, sieht die Familie Toscanini immer als Naturereignis an und bezeichnet sie als „Gewitter“.

(Deutsch von Eva Maag.)



Erfurth

MARGINALIEN

Berliner Festspiele 1929.

Es ist keine Kunst, Feste zu feiern, wenn etwas los ist. Man kann sogar den siamesischen Verkehrsminister mit dem melancholischen Schnurrbart festlich feiern, wenn er nach Berlin kommt. Schließlich hat Bangkok soviel Einwohner wie Essen, und unser Oberbürgermeister hat ja auch den Bürgermeister von Staffords Springs in Amerika festlich gefeiert, wo doch Stafford Springs nur 3383 Einwohner hat. Aber Feste zu feiern, wenn gar nichts los ist — das ist eine Kunst. Denn das sind richtige Feste, die um ihrer selbst wegen gefeiert werden. Das Oktoberfest in München feiert man des Bieres wegen, die Bayreuther Festspiele macht man Richard Wagners wegen, Oberammergau feiert der Amerikaner wegen, die Salzburger Festspiele macht man Reinhardts und der Amerikaner oder des amerikanischen Reinhardts wegen, aber Berlin macht im Mai und Juni, wo gar nichts los ist, seine Festspiele nur der Festspiele wegen. Und daher haben die Festspiele die sichere Aussicht, sehr festlich zu werden. Sonst sind die Aussichten nicht sehr sicher: die „Scala“ kommt bestimmt aus Mailand herüber, denn schon jetzt sieht man in flammender Schrift die festlichen Worte „. . . und abends in die Scala“. Kleiber wird die „Meistersinger“ zur Eröffnung der Festspiele dirigieren, und das Publikum wird die Aufforderung, die deutschen Meister zu ehren, mit

sanfter Ergriffenheit vernehmen, und später werden die Meister Hindemith, Fritz Lang und Bert Brecht mit vorbehaltener Aenderung geehrt werden. In der Goldenen Galerie des Charlottenburger Schlosses werden Friedrich der Große und Richard der Große in festlichen Konzerten zu hören sein, wobei in den Pausen Erfrischungen gereicht werden, die im Eintrittspreis mit inbegriffen sind. „Nimm, so viel du willst“, aber nur nach vorheriger schriftlicher Anmeldung. Im Rokoko-Theater des Neuen Palais in Potsdam werden die Kronen aus den Bezügen der 200 Sessel entfernt, wobei die Potsdamer nicht recht wissen, ob die Kronen Anstoß an den ungekrönten Häuptern der auf ihnen Sitzenden oder ob die Sitzenden Anstoß an den gekrönten Polstern nehmen würden. Jessner soll die „Weber“ und den „Amphitryon“ zeigen, da die Inszenierung seiner Krise ihn zu sehr in Anspruch genommen hat, um etwas Neues einzustudieren. Auch liegen die Kritiker sich noch über seine früheren Inszenierungen in den Haaren. Das Diaghileff-Ballett wird an vier Abenden tanzen, und die Russen werden sich als Meister ihrer Meisterschaft zeigen, wie immer, wenn sie des Tanzes wegen tanzen und nicht aus Weltanschauung. Vor zwanzig Jahren habe ich im Marien-Theater in Petersburg Tschaikowskys Ballett „Schwanensee“ gesehen, ich saß ziemlich hoch, und der Platz war sehr teuer, aber mir ist dieser Festabend fest in der Erinnerung verblieben, obwohl es nur eine normale Vorstellung für die Abonnenten der Gruppe B war. Am 16. Juni plant die Berliner Funkstunde im Stadion eine Festveranstaltung, und der liebe Augustin Braun wird jedem Berliner Rundfunkhörer sein Festspiel in den eigenen Lautsprecher pflanzen, wie es weiland jener König Heinrich mit dem Huhn im Topfe für seine Untertanen plante. Die Rundfunkhörer freuen sich nun schon seit vielen Wochen, weil ihnen endlich eine Rundfunkdarbietung zu einem Fest werden soll. Musik wird in den Festwochen von Pergolese, Bach und Mozart über Offenbach und Johann Strauß bis zu Strawinski, — bis zum „Deutschen Männerchor“ gemacht werden, nicht nur die Oberstudienräte des Berliner Lehrergesangsvereins werden singen, der „Arbeiter-Sängerbund“ wird „Das Volkslied“ beleben, vielleicht wird man sogar etwas von Schubert hören, an den in diesem Jahr ja kein Mensch mehr verpflichtet ist zu denken. Barnowsky und Fehling wollen Shakespeare inszenieren oder ihre Inszenierungen aufwärmen, und man kann hoffen, daß es mehr „Wie es Euch gefällt“ wird als „Viel Lärm um Nichts“. Dazu wird es „Gas“ geben, nicht von Georg Kaiser, denn der zweite Teil von Gas heißt diesmal „Wasser“ — „Gas und Wasser“ in den Ausstellungshallen am Georg-Kaiserdamm. Auf 40 000 Quadratmeter Hallenfläche hat man „die größte technische Fachausstellung der Welt im Jahre 1929“ aufgebaut, und da muß man am Sonnabend oder am Sonntag hingehen, wenn es so voll ist, daß man nur ganz langsam weiterkommt, dann weiß man, wie der Berliner seine Feste feiert. Das Wichtigste ist, daß es voll ist. Man geht auch nur in Lokale, weil man gehört hat, daß sie voll sind, so daß schließlich die Lokale nur deshalb voll sind, weil sie voll sind. Wenn zwei sich in der Untergrundbahn treffen und der eine fragt: „Wie war es denn gestern beim Mottenfest?“ und der andere sagt dann: „Voll, sage ich Ihnen, ich bin kaum reingekommen,“ — dann war das Fest bestimmt richtig.

Wer aber kleine private Feste ohne Programm vorzieht, dem bietet Berlin eine unerschöpfliche Fülle von Möglichkeiten. Darum wird ja diese Stadt so sehr geliebt, weil sie immer mit ihren tausend Ueberraschungen da ist, weil sie dieses „man könnte“ hat, dieses „man könnte“, das so schön ist, weil man wirklich kann. Wenn man kann. Man kann Festspiele in Carows Lachbühne feiern, bei einem Komiker, den Heinrich Mann neulich für „das Publikum“ entdeckt hat, sein Publikum kennt ihn; man kann sich in den Flughafen setzen und die festlichen Vögel ankommen sehen, man kann, — aber das kann man gar nicht aufzählen, was man alles kann, wenn man ein Fest feiern möchte, nicht, wie es fällt, sondern wie es einem grade einfällt. Man kann sich auf einen Dampfer setzen und vom Morgen bis in den Abend, bis in die Nacht über Flüsse und Seen fahren, die Spree rauf und runter: an Gatow und Kladow vorbei durch den Jungfernsee nach Paretz, nach Werder, über den Schwielowsee nach Potsdam oder über den Müggelsee und den Dämeritzsee zur Woltersdorfer Schleuse, denn man kennt Berlin nicht, wenn man nicht — dafür gibt es außerdem den offiziellen Führer vom Messe- und Fremdenverkehrsamt. Da steht auch die Antwort auf die bekannte Frage, die nachts um zwölf Uhr gestellt wird: „Wo könnten wir jetzt noch hingehen?“ Vom berühmten Professor Johann Georg Galletti in Gotha stammt der Ausspruch: „So entstand ein völliger Krieg auf Seite 94.“ In diesem Führer steht ein völliges Festnachtlebenprogramm auf Seite 116 bis 125. Der wichtigste Programmpunkt lautet: „Aenderungen vorbehalten!“

Hellmuth Krüger.



Das laufende Festspielband.

„Ich kann den Herren die Versicherung geben, daß das Defizit der Festspiele von mir persönlich getragen wird.“ — Lendemain: „Ich meinte natürlich nicht, daß ich das Defizit aus meiner Tasche bezahle, sondern Freunde der Idee usw.“
Oberbürgermeister Böß.

— — — Die Sensation der Festspiele aber wird natürlich das laufende Band sein, auf dem die Zuschauer aus allen Ländern nach der Metropole und in die verschiedenen Veranstaltungen geleitet werden — ob sie wollen oder nicht. Piscator hat auf diesem Gebiete die Oberleitung, aber keine Rivalen. Seit Monaten sind bereits die Vorarbeiten im Gange. Eine ungeheure Tätigkeit nähert sich ihrem Abschluß. Zwei Millionen Arbeitslose haben das Werk nahezu vollbracht. Von Moskau und Leningrad, von Stockholm und Kopenhagen, von Amsterdam und London, von Paris und Wien, Belgrad und Prag, Budapest und Frankfurt an der Oder wird auf dem rollenden Trottoir der Menschenstrom unseren Festspielen zugeführt. Dabei merkt der Fußgänger auf den verschiedensten Straßen der Welthauptstädte zunächst nichts. Er geht gemächlich seines Weges, die Straßen sehen wie immer aus, plötzlich gerät er auf eine, die als laufendes Band umgeändert wurde, und schon geht es nach Berlin zu einer Premiere.

Die zweite Sensation der Festspiele ist unbedingt das Brillantfeuerwerk, das Anfang Juni abgebrannt wird. Aber die Raketen gehen nicht von unten nach oben wie sonst, sondern von oben nach unten. Alle Flugzeuge Deutschlands und drei Zeppeline werden von oben Lichtbündel, bengalische Flammen und Bonbons in die Massen werfen. Zum Schluß erscheint in Persilflammschrift: „Wo bleibt die 2. Rate vom Panzerkreuzer A?“

Ferner wird geboten: In allen Kinos Vorführung des Van-de-Velde-Films, damit jeder selbst dazu Stellung nehmen kann. Hinterher Schauwaschen der Berliner Hausfrauen mit Oetkers Backpulver. Im Reichstag wird man die Große Koalition als Potemkinsches Dorf sehen — für drei Wochen. Im Zentralviehhof: Eröffnung der fünften Oper unter Leitung von Tietjen. Am 28. Mai: Versteigerung der Siegesallee. Sämtliche Teilnehmer erhalten die freigesprochene George-Grosz-Mappe als Andenken. 2. Juni: Bruno Walter wird im Triumph zurückgeholt. (Man hatte ihn nur gehen lassen, um eine Attraktion mehr zu haben.) 4. Juni: Alle Tiere des Zoo erhalten drei Tage Urlaub und können sich frei in den Straßen ergehen. Weder die Fremden noch die Berliner werden etwas davon merken, so sehr werden sich die Tiere den Gewohnheiten der Menschen anpassen. 9. Juni: Sonderveranstaltung des Magistrats: „Berlin im Dunkel“. Künstlerische Leitung: Immertreu und Zimmermann, Schlesischer Bahnhof. 11. Juni: Erstürmung des Hugenberges. Dasselbst Aufpflanzen der Reichsfahne. Großes internationales Volksfest. Stahlhelmbad. Seldtewasser. Ansprachen: Scheidemann, Gräfe, Hussong, Westarp, Jessner. 12. Juni: Verteilung des Defizits. Schupokonzert. Frei-Unterricht im Verkehrsregeln. Abtransport der Gäste auf dem laufenden Band in ihre Heimatländer. Der D. A. C. begleitet bis Magdeburg.
Willi Schaeffers.

Schupos in Berlin



An der Corneliusbrücke



Ecke Von-der-Heydt- und
Friedrich-Wilhelm-Straße



Ecke Wilmersdorfer- und Kantstraße
(Mitte)



Ecke Bendler- und Tiergartenstraße



Ecke Von-der-Heydt- und Friedrich-
Wilhelm-Straße

Photos M. Stevenson



Photo Uta

Aus dem neuen Film Fritz Langs „Die Frau im Mond“



Photo A. Vennemann

Berlin bei Nacht (Friedrichstraße)

Berliner Gesellschaft



Photo Binder
Der Kronprinz



Photo Mahrenholz
Fräulein Inge
v. Königswald



Photo Conrad
Herr Paul Weitz
(Mitte)

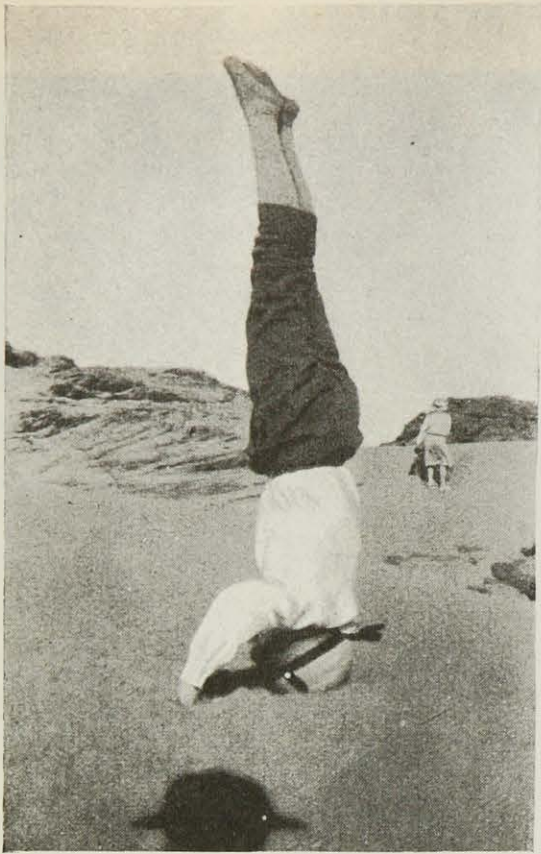


Herr Hugo v. Lustig



Photo E. Schneider

Frau Kathinka v. Kardorff-Oheimb



Fräulein Reni W. in der Wüste bei Assuan

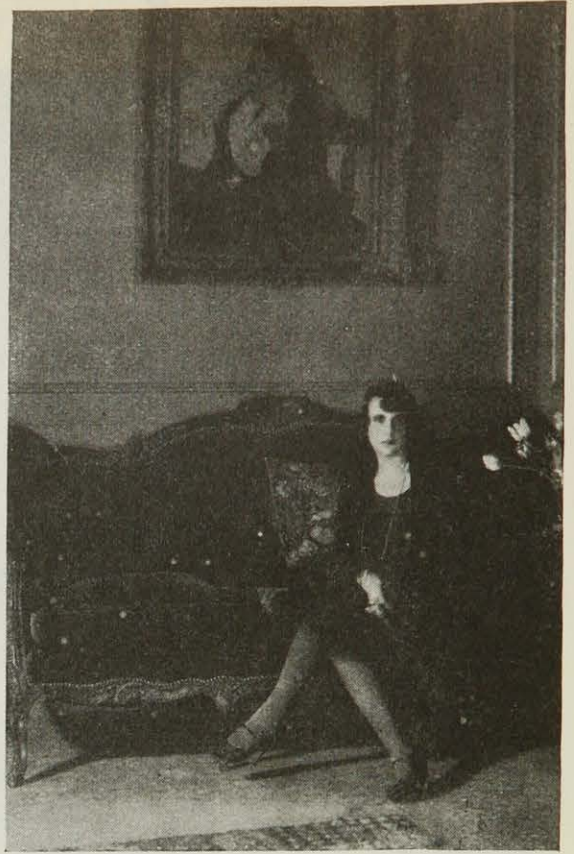
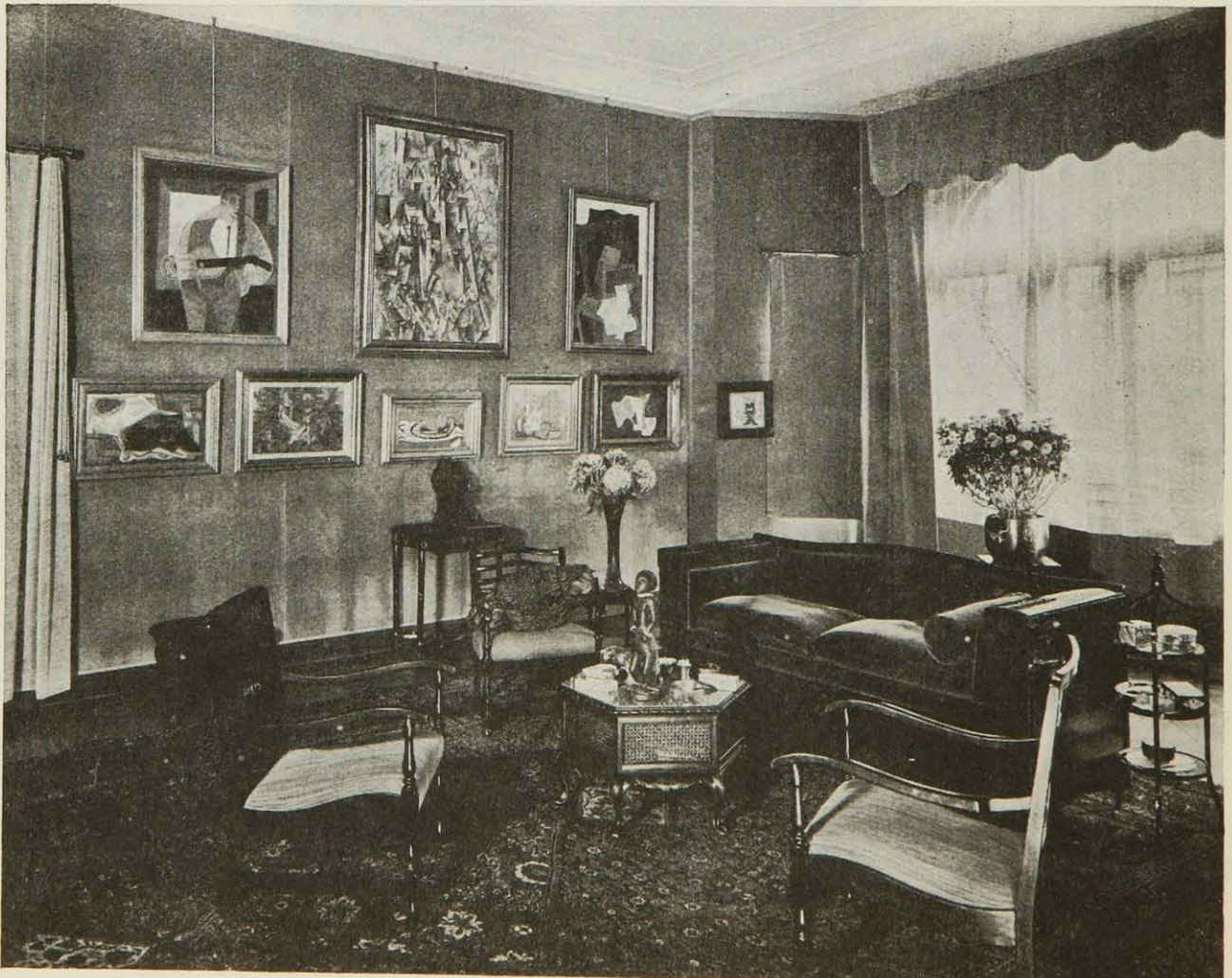


Photo E. Schneider

Baronin Marianne v. Goldschmidt-Rothschild



Das Wohnzimmer bei Alfred Flechtheim

Photo Zander & Labisch

Wenn die führenden Geister der Literatur und Politik für ein Buch eintreten, sich zu dem großen Eindruck bekennen, den es auf sie gemacht hat,

wenn die gesamte Presse des Inlands und Auslands sich mit ihm auseinandersetzt,

so wird es ein Buch des Erfolges sein!

Wenn aber ein Buch in 12 Wochen eine Auflage von einer halben Million erreicht wie „Im Westen nichts Neues“ v. Erich Maria Remarque —

eine solche Verbreitung, die ihresgleichen nicht hat, ist nur denkbar, wenn die erschütternde Wahrheit des Werkes allen, die es lesen, zum persönlichen Erlebnis ureigenen Schicksals wird, wenn es jeden zwingt, sich mit ihm auseinanderzusetzen!

Die vollkommenste Aufführung, die man zurzeit in Berlin sehen kann, sind *Hoffmanns Erzählungen* bei Kroll. Wir haben es den jungen Malern vorausgesagt, daß schon der Rahmen die Entwicklung der Malerei unmöglich macht, daß die jungen Maler, die etwas zu sagen haben, aufs Theater gehören. Was Herr Wagner träumte, wird jetzt Wirklichkeit — die Vereinigung, d. h. Gleichwertigkeit der Künste: Musik, Dekor, Tanz, Bewegung. Zuerst ist *Moholy Nagy* zu nennen, dessen geniales Dekor bis jetzt die größte Tat ist in diesem Kroll-Institut, das uns jedesmal neu überrascht. Hier ist nichts falsch, alles sitzt richtig, Formen und Farben sind mit beglückender Gesetzmäßigkeit verteilt; besondere Anerkennung dafür, daß er nicht übertreibt, daß er nicht die Albernheit, Ohnmacht und Verbohrtheit allzu direkter Regisseure mitmacht, die sich die Sache allzu leicht machen. Man kann danach nur sagen: Auf den Schindanger mit allem Klassischen, wenn es sich nicht im neuen Gewande präsentiert und neu aufgefrischt wird. (Warum z. B. spielt man nicht die *Lady Macbeth* im „modern dress“?) Nichts ist in dieser Oper, für die Legal selber die Regie übernommen hat, übertrieben. Es gibt auch keine Stars, die mit ihren aufdringlichen Allüren die Hoffmann-Atmosphäre auseinanderreißen, obwohl es einen Star gibt: die Puppe — Fräulein Wischnewskaja —, die eine Sensation ist. Es gibt kaum so schöne Beine, kaum ein solches Puppenspiel und, in Verbindung damit wenigstens, kaum eine solche Koloratursängerin in Berlin. Und das Ganze ist durch Otto Klemperer mit seinen Windmühlenflügeln derartig beherrscht und meisterhaft einstudiert, daß diese Aufführung zurzeit völlig konkurrenzlos ist. *H. v. W.*

Anstrengungen. Man unterhält sich in einem Berliner Salon über einen Theaterdirektor, der auf keinen grünen Zweig kommen kann. Hinsichtlich aller vergeblichen Bemühungen äußert ein boshafter Freund: Das nützt ihm alles nichts, selbst wenn er das Abendmahl in Originalbesetzung geben würde!

Zur Relativitätstheorie. „Sitz ich im *Tristan*, schau ich um elf auf die Uhr, ist es immer erst acht.“ *Julius Bauer (Wien).*

Wie spricht man „Reibaro“ aus? Reinhardt sagt „*Rei-ba-ro*“, Barnowsky „*Rei-ba-ro*“, Robert „*Rei-ba-ro*“.

Ew. Hochwohlgeboren! Ihre werte Adresse Ihrem gelegentlichen Aufenthalt in meinem Hause verdankend, gestatte ich mir, ganz ergebenst auf das am 12. März d. J., abends 8 Uhr, dortselbst im Beethovensaal, Köthener Straße, stattfindende Konzert meiner Tochter aufmerksam zu machen. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß ich mich freuen würde, Sie zu ihren Zuhörern zählen zu dürfen, und wenn Sie gegebenenfalls von anliegender Karte*) Gebrauch machen würden. Bei dieser Gelegenheit will ich nicht verfehlen, Ihnen nochmals mein Haus in empfehlende Erinnerung zu bringen. Mit vorzüglicher Hochachtung

W. Schleinecke (Hotel Bristol, Hamburg).

*) Anweisung auf eine Preisermäßigung.

My favourite Schupos.

Von Margot Löwenstein.

Fährt man mit seinem Wagen täglich durch das immer größer werdende Gewühl Berlins, so wird man in den seltensten Fällen sich darüber den Kopf zerbrechen, was für einen verantwortungsvollen und gleichzeitig gefährlichen Dienst der den Straßenverkehr regelnde Beamte ausübt. Ich muß gestehn, daß ich zum erstenmal in diesen Tagen, als mir der ehrenvolle Auftrag zuteil wurde, mich ein bißchen mehr mit den Freuden und Leiden unserer „Grünen“ zu befassen — die wahrscheinlich deshalb die „Grünen“ heißen, weil sie alle blaue Uniformen tragen —, gemerkt habe, mit welcher bewundernswerter Sicherheit unsere Schupos ein wachsames Auge für alles und jedes haben, was sich im Bereich ihrer ständig rotierenden Arme abspielt. Ich habe mich manchmal sogar nicht ohne Gefahr neben die Beherrscher der Straße gestellt, bekam hier jedoch sofort ein Gefühl der Geborgenheit, wenn ich andachtsvoll die energischen, zielsicheren und klaren Arm- und Handbewegungen der Herren Ober- und Hauptwachtmeister, denn ausschließlich solche sind zu treuen Wächtern des Verkehrs bestellt, beobachten konnte. Der Berliner denkt: „Det muß so sind“, denn er hat sich schnell daran gewöhnt. Daß der Beruf aber außerordentlich gefährlich ist, daran denkt er wohl kaum.

Wenn ich von den Verkehrsbeamten, die zu interviewen ich die Absicht hatte, nicht alle antraf — an einer Ecke z. B. erhielt ich auf meine Frage, wo der Oberwachtmeister S. stecke, die Antwort: „Ick weeb nich, wo der is, ick globe, der is jrade ausgetreten“ —, so konnte ich doch den größten Teil der in Betracht kommenden „Prominenten“ sprechen. Hier erfuhr ich, daß ein großer Teil sich im Dienst schwere Verletzungen zugezogen hat. Es gibt halt immer noch Automobilisten, die es entweder allzu eilig haben und rücksichtslos drauflosfahren oder magnetisch von den Verkehrsposten (wie ja auch draußen auf der Chaussee von den Chausseebäumen) angezogen werden. Der größte Teil der Beamten ist jedoch früher aktiv beim Militär tätig gewesen und hat sich so an seinen Posten gewöhnt, daß er, trotz des nicht immer schönen Dienstes — man denke z. B. auch an die Kälte im Winter, an den vielen Regen und Sturm usw. —, diesen nicht missen möchte.

Die Beamten der Hauptverkehrszentren stehen schon seit Beginn der Verkehrsregelung, d. h. seit etwa fünf Jahren, an ein und demselben Platze. Hier-



Tristan Bernard's neuester Roman

erschien soeben:

Die Fahrt ins Angewisse

Eine heitere, elegante und amüsante Lektüre! Ein Leckerbissen!

In allen Buchhandlungen. Ganzleinenband M 4.—

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien · Leipzig

aus ergibt sich wiederum, daß sich zwischen ihnen und den Fahrern ein gewisser Kontakt, ich möchte fast sagen, eine Freundschaft herausgebildet hat, die nur von Vorteil für beide Teile ist. Mehr und mehr wächst das Verständnis für die Nöte und kleinen Leiden der Fahrer, andererseits stellen aber die Herren Schupos mit Uebereinstimmung und Stolz fest, daß sich die Fahrer und Fahrerinnen mehr und mehr an die Verkehrsvorschriften gewöhnt haben. Ganz besonders schön ist das Vertrauensverhältnis dort, wo die Beamten selbst Besitzer von Motorfahrzeugen oder Krafrädern sind — das ist sogar häufiger der Fall, als man glaubt —, denn hier ziehen beide Teile an einem Strang und haben ein gemeinsames Interesse und Verständnis für alle Fragen des Verkehrs, darüber hinaus sogar oft für persönliche und private Angelegenheiten! So gibt es verschiedene unter den allgewaltigen Herren Verkehrsreglern, die mit Schmunzeln festgestellt haben, welche Hutfarbe und Hutform mir am besten steht, ob ich hübscher mit oder ohne Hut aussehe, und denen es sogar auffällt, wenn man verreist ist. Ja, wir haben sogar schon rührendes Wiedersehen nach längeren Reisen gefeiert!

Interessant ist, daß fast durchweg die Damenfahrer von den automobilfreundlichen Beamten gelobt werden. Der liebenswürdige Herr an der Siegesallee verstieg sich sogar zu dem Ausruf: „Wie die Damen fahren, einfach klassisch, die machen manchem Berufsfahrer noch was vor.“ Der Kollege vom Knie war allerdings nicht ganz derselben Meinung. Er war im allgemeinen auch zufrieden mit den Frauen, war aber der Ansicht, daß manche es noch richtiger als richtig und besser, als es ginge, machen wollten und glaubten, auf sein anziehendes Lachen hin die Zeichen nicht beachten zu müssen. Da bliebe ihm dann zu seinem großen Bedauern manchmal doch nichts weiter übrig, als still und heimlich sein Büchlein zu ziehen und eine kleine, unfreundliche Bemerkung über die Fahrerin, bzw. die Nummer des Wagens, zu notieren! Ich glaube im übrigen, daß das „Knie“, ob von der Seite, von unten oder von oben angefahren, nicht leicht zu bewältigen ist.

Nicht alle Beamten haben sich so an ihren Dienst gewöhnen können. Ich sprach einen, der mir gestand, daß ihm nachts Verkehrsampeln, Autos, Straßenbahnen, Kinderwagen und alles, was dazu gehört, wie Kraut und Rüben im Traum durch den Kopf gingen. Die braven Schupos sind zufrieden, wenn der Verkehr sich halbwegs glatt abwickelt — was ja zum guten Teil auch wieder an ihnen selber liegt —, und freuen sich mehr oder weniger neidlos der schönen Wagen und ihrer täglich vorüberrollenden „Stammkundschaft“, was mir mehrfach versichert wurde. Nur zwei Dinge erregen des öfteren ihren Zorn: das oftmals vorsintflutliche Aussehen der Fahrschulwagen mit ihrer manchmal mehr als unsicheren Besatzung und dann das unvorsichtige Fahren der Berliner Autodroschken. Eine ewige Rivalität besteht zwischen den Damen- und Herrenfahrern einerseits und den Kraftdroschkenfahrern andererseits, die aber weniger von uns als von den Herren Droschkenschöffören ausgeht. In deren Augen ist jeder Privatfahrer ein Lebewesen, das vom Automobilfahren nicht die geringste Ahnung hat. Wenn irgend möglich, werden vor allen Dingen wir armen Frauen von ihnen schikaniert. Leider ist das, ich muß das hier ausdrücklich feststellen, eine häßliche deutsche und besonders Berliner Unsitte.

*Folgt dem Zeichen der Natur,
trinkt Matheus Müller nur!*



Vorschläge zur Psychoanalyse.

Mit der Psychoanalyse ist es so: Sie entdeckt Zusammenhänge als Haupt-erkenntnisse, die Kant oder Goethe so in Parenthese voraussetzten. Psycho-physische Zusammenhänge zum Beispiel wie der Begriff des „Arrangements“ (nach *Freud*: die Flucht in die Krankheit, um psychischen oder anderen Schwierigkeiten zu entgehen) waren *Goethe* folgendermaßen selbstverständlich: Wilhelm Meister, II. Buch, 1. Kapitel (Wilhelm hat seine erste unglückliche Liebe und quält sich mit Leid): „Er trieb's mit solcher Heftigkeit und Grausamkeit Schritt vor Schritt, . . . daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zugrunde gehen lassen, ihn mit *Krankheit* anfiel, um ihm von der *anderen Seite* Luft zu machen.“

Außerdem habe ich zu beklagen, daß die Psychoanalytiker ihre wohlbekannteren „Verdrängungen“ nicht immer am rechten Ort suchen. Es ist schon gut: in Träumen und Assoziationen. Aber am Monatsersten, wenn die Leute im seligen Taumel ihr Geld ausgeben, da gebe man einmal acht, was für verdrängte Wünsche aus den unteren Räumen des Bewußtseins aufsteigen.

Bei mir selbst anzufangen: Ich ertappte mich vorigen Ersten, mit Paketen beladen, im Ka De We, stellte fest: in der rechten Hand etwas Rundes, das man für einen Tennisschläger halten konnte. Es war eine Bratpfanne: plötzlicher Ausbruch des Kochtriebs aus dem Unterbewußtsein. Darunter, ich hatte es unter Schamerröten in der Kinderabteilung erstanden, ein Springseil! Die Turnlust hatte sich nicht mehr verdrängen lassen. Unter dem linken Arm einen dicken Band Clemens Brentano. Nie habe ich die Romantiker leiden können. Zugestanden ferner: eine seegrüne Ansteckblume aus Chiffon mit Goldlamé, nichts halte ich bei Bewußtsein von weiblichen Affereien.

Nun fragte ich herum. Ein junger Freund von mir, Lyriker und Kommunist seines Zeichens, hatte sich in eine traumblaue Taffetkrawatte verliebt. Ein älterer Philosoph, nicht mehr im Besitz vieler Haare, war einer Stahlhaarbürste zum Opfer gefallen. Meine Reinmachefrau, welche mir täglich versichert, daß sie alles habe, nur kein Glück, hatte sich endlich und heimlicherweise ein Los von der Preußischen Lotterie gekauft. Einen sehr vergeistigten Freund, humanistisch und kreaturfern, sah ich am Dritten des Monats mit einem frischerstandenen Dackel durch die Rankestraße ziehen. Der starb ihm an der Staupe. Eine zehnjährige Freundin, abhold den schönen Künsten, einzig nur Kreatürlichem zugewandt, hatte sich für ihr Taschengeld alle Reproduktionen von Rembrandtgemälden erstanden, die habhaft waren. Warum sich meine Schwester, die in Dalmatien lebt, wo es nur drei Tage im Jahre regnet, einen Regenmantel abgespart hat, weiß ich nicht. Auch überlasse ich den Psychoanalytikern die feinere Auslegung dieser Wunscherfüllungen.

Nur für die seelische *Therapie* möchte ich noch einen Vorschlag machen: Jüngst fand ein neunjähriges Mädchen im Wannsee die Leiche eines Primaners, für deren Auffindung zwanzig Mark Belohnung ausgesetzt waren, die sie erhielt. Alle nahestehenden Personen fürchteten einen Komplex von diesem

Eindruck bei dem Kinde. Aber es war so. Am Tage nach der Auffindung sah man sie am Fenster stehen und interessiert auf den See schauen. Plötzlich drehte sie sich herum und sprach vernehmlich und heiter: „Mutti, ich glaube, da schwimmen schon wieder zwanzig Mark.“ Ich schlage also vor, statt der vielen psychologischen Analysen: anständige Honorierung für gefährliche Seelenzustände. Für die Gefahr des Minderwertigkeitskomplexes zehn Mark, Mutterkomplex fünfzehn Mark, bei Ueberkompensationen eventuell einen Abzug von zehn Prozent; anzufangen in der frühesten Jugend. Das gibt ein Bankkonto, das die beste Sicherheit gewährleistet gegen Komplexe und Seelenschäden.

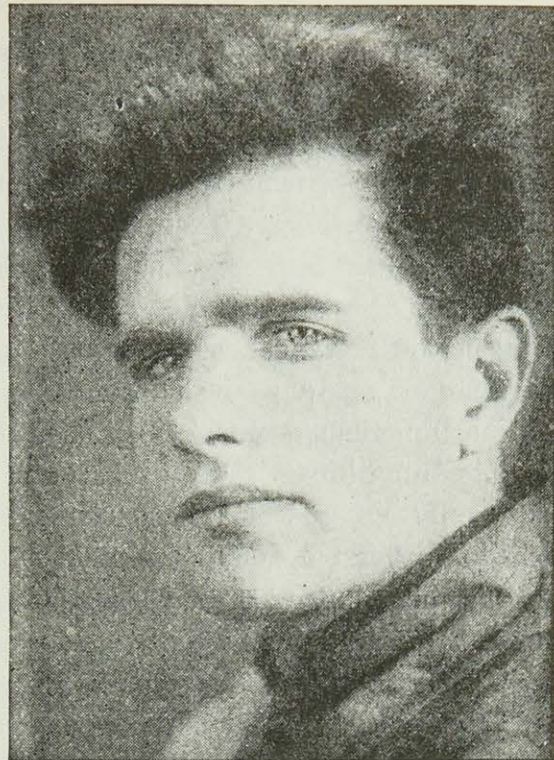
Dr. Fränze Herzfeld.

Die Rolle der Frauenbüste im Kampfe um den Mann. (Beinahe vergriffen!) Von Dr. med. J. Kaminski. Für Frauen, deren Büste unentwickelt oder an Festigkeit verloren. Lebenswahrheit, Trost, Hilfe! Bestellen Sie sofort dieses Buch, sonst versäumen Sie das Glück, wieder geliebt und bewundert zu werden!

Jugend von heute. Ich besuche wieder mal meine frühere Hamburger Zimmerwirtin. Sie ist sehr aufgeregt. Der Verehrer ihrer Tochter komme heute aus Berlin. „Da muß ich gleich die Badewanne sauber machen,“ meint die gute Alte, „Jugend will sich doch austoben.“

R. B.

Die Pariserin. Der Aufsatz von *Valéry Larbaud* im letzten Heft des Querschnitt ist im Einverständnis mit dem *Verlag Gallimard* (Edition de la Nouvelle Revue Française) dem dort erschienenen Buche „*Jeanne Bleu Blanc*“ von Larbaud entnommen.



F. PANFEROW

Dieser Bauer Panferow ist kein Schriftsteller mit lockerem Handgelenk, mit plätscherndem Plauderton. Sein Stil geht einen schweren, gestiefelten Gang. Aber die Erde dröhnt mit. Es ist auch kein „sachlicher“ Stil. Seine Sache ist so wirklich, so groß und wichtig, daß sie mit breiten Schultern das buntbestickte Kleid der metaphorreichen Bauernsprache tragen kann. Es trieft von leuchtenden, ungemischt-naiven, verblüffend ursprünglichen Farben. Die Bilder der Volksmärchen und Volkslieder weben mit in dieser dichten Atmosphäre, in dieser Ausdünstung der Erde, in dem sich der Duft von Wiesen, Blumen und Dünger, von Bauernstube und Stall, von Arbeit und Schweiß und Blut mischt. . . Ein Bauer schreibt über die Bauern seines Dorfes, über die der Zeitgeist gekommen ist wie der Tauwind über das Eis des Alai. Und krachend, berstend, sich stauend geht nun der Eisgang los in den Gehirnen, dumpf und gefährlich, unberechenbar und zerstörend, aber doch unaufhaltsam einem neuen Frühling entgegen. Unheimlich und gewaltig ist das Gemälde dieser langsamen Revolution. . . Es muß auf dieses Buch aufmerksam gemacht werden, denn es ist nicht bloß ein literarisches Ereignis. **Es ist ein Naturereignis.** So schrieb die „Vossische Zeitung“ über den vor kurzem erschienenen Roman des neuen russischen Dorfes von F. Panferow:

Die Genossenschaft der Habenichtse

Die Ausstattung des Buches besorgte der bekannte Graphiker John Heartfield. Umfang 436 Seiten. Preis brosch. M 4.—, Ganzln. M 6.—

**Verlag für Literatur und Politik
Wien-Berlin SW 61**

Als Frauenarzt in Franzensbad.

Ist es etwas anderes, ob man Frauenarzt in Berlin ist oder in Franzensbad?

Gewiß, überall in der Welt muß der Arzt gleichzeitig Handwerker, Künstler, Zauberer und Beichtvater sein, und der Frauenarzt muß es doppelt sein; der Frauenarzt in einem Frauenbad aber zehnfach. Was hat er nur allein als Beichtvater zu leisten! Die Frau, an sich schon geneigt, die Sprechstunde des Arztes zu ihrer Sprechstunde zu machen, kennt im Badeort nur einen einzigen Menschen, dem sie ihr Herz ausschütten kann, den Arzt. Er ist, wenigstens während der ersten Wochen, ihr alleiniger Bekannter, noch dazu ein Bekannter, mit dem sie in der (meist allerdings, ach, so trügerischen) Hoffnung redet, daß sie ihn niemals mehr im Leben sehen wird. Haben Sie eine Ahnung, wie das die Zunge löst? Wie groß es das Vertrauen macht, wie tief, aber auch — wie breit? Es gibt im Frauenbade nichts, womit man nicht zum Arzt käme: Ich bin im letzten Sommer einmal am Sonntagabend heimgesucht worden, weil die Tischnachbarin in der Pension sich so arrogant benommen hatte, und in jedem Sommer stürzen fünf-, sechsmal Patientinnen in höchster Aufregung in mein Sprechzimmer statt in die Polizeiwachstube, um zu melden, daß ihnen ihr Täschchen abhanden gekommen.

Und gar wenn ihre Schmerzen medizinischer Natur sind! Dann können sie gar nicht geringfügig genug sein, um einer Frau in der Fremde — allein in der Fremde und gewöhnlich zum erstenmal im Leben allein, ohne Mama, ohne Mann — nicht sogleich als Katastrophe zu erscheinen. Wie schwer ist es mir oft geworden, eine Patientin davon abzubringen, anläßlich des leisesten Unwohlseins alle ihre Angehörigen telegraphisch an das Krankenlager zu berufen, und wie groß ist dann fast jedesmal meine Genugtuung gewesen, wenn ich schon eine halbe Stunde später die Verzweifelte in einer Tanzbar beim Shimmy sah. Aus grenzenlosér Verzweiflung tanzend.

Grenzenlos wie die Verzweiflung ist dann auch die Dankbarkeit für den tröstenden Arzt. Aber eine Frau wäre nicht eine Frau, mischte sich in diese Dankbarkeit nicht bald etwas Schwärmerei, und sie wäre erst recht keine Frau mit dem den Frauen eigenen praktischen Sinn, vergäße sie über dem Herzen ihre übrigen Organe. Bewundernswert, wie Flirt mit Konsultation vereinigt werden! Ich sehe noch die kleine Ungarin vor mir stehen, ganz nahe, so daß ich ihren heißen Atem spüren konnte, als sie hauchte: „Wie schön ist es bei Ihnen, Doktor! Ich möchte immer, immer so bei Ihnen sein!“ Und noch näher: „Sehen Sie, Doktor, eben sind mir die ganzen Karotten wieder hochgekommen!“ —

Solche Erlebnisse ketten aneinander, der Arzt vergißt seine Patientin nicht und die Patientinnen denken noch lange, entsetzlich lange, an ihren Arzt. Siebzehn Jahre ist es her, daß ich eine Dame aus Saloniki zum letztenmal in Franzensbad gesehen, und noch immer konsultiert sie mich bei jedem Unwohlsein brieflich. Meine Autorität wird nie erschüttert werden, weil noch jedesmal mein Ratschlag erst eintraf, wenn das Leiden längst wieder gut geworden war.

Hand in Hand mit der Anhänglichkeit geht der Drang unserer Patientinnen, sich erkenntlich zu zeigen. Immer wieder wird einem voller Genugtuung er-

zählt: „Meine Freundin war dies Jahr auch in Franzensbad. Ich habe ihr den Doktor X. empfohlen: die dumme Pute braucht nicht auch zu Ihnen zu kommen!“ —

Was beweist das alles? Höchstens, daß die Frauen in einem Frauenbade mehr als anderswo geneigt sind, zu ihrem Arzt Vertrauen zu haben und sich von ihm leiten zu lassen, und daß er darum öfter imstande ist zu helfen. Und das versöhnt mit dem Schicksal, Frauenarzt in Franzensbad zu sein.

Dr. Josef Löbel.

Der Erfinder des segellosen Rotorschiffes, Dr. Flettner, bevorzugt, wie das gegenwärtig große Mode ist, auch zum helleren Tagessakko den diskreten schwarzen Langbinder.

(„Der Modediktator.“)



Robert David

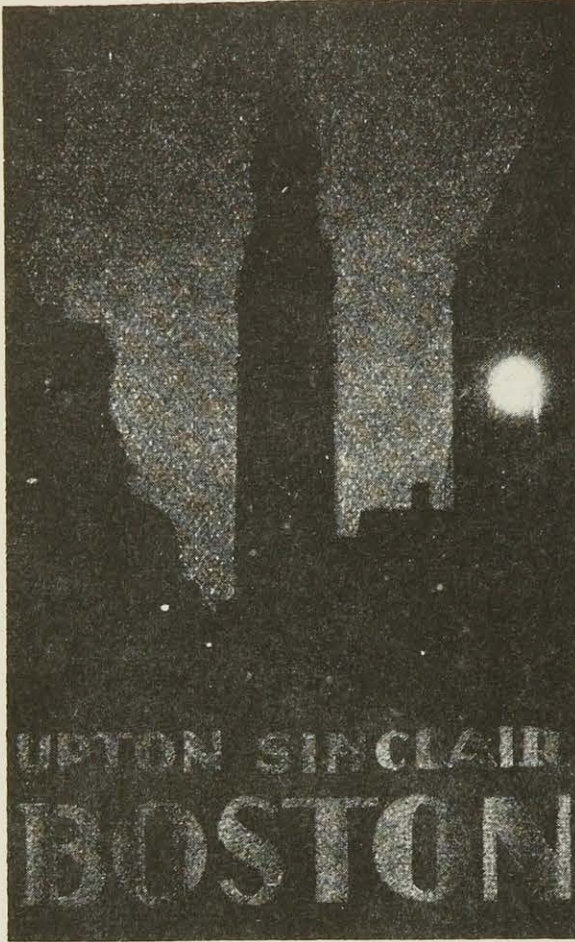
Sehr geehrter Herr, Durch die Buchhandlung Carl Seither in Barcelona, bin ich abonniert an den Querschnitt. Dieses Magazin ist so original das die Personen die es lesen sicher müssen sehr interessant sein. Könnten Sie nicht eine Verbindung zwischen die Leser des Querschnitts proposieren? Mann könnte Photographien, Musik, Kunstbildungen u. s. w. wechseln. Sie können mit meinem Name und Adresse Diese Section anfangen. Bitte entschuldigen Sie die Freiheit die ich genommen habe um Ihnen geschrieben zu haben, und inzwischen bleibe ich dankbahr und hochachtungsvoll

Pere Mir, Diagonal 508—510, Barcelona.

Von *H. v. Wedderkop* erscheint Ende Mai ein neuer Band der Sammlung „Was nicht im Baedeker steht“, Paris gewidmet (Verlag R. Piper & Co., München).

Diesem Heft liegt ein Prospekt des **Verlags Georg Müller**, München, und (einem Teil der Auflage) ein anderer vom **Brunnen-Versand der Heilquelle zu Lauchstädt** (Dr. Lauterbach) bei, auf die wir hinweisen.

NEUERSCHEINUNG



Der Fall Sacco-Vanzetti im Rahmen eines zeitgeschichtlichen Romans

Umfang ca. 700 Seiten.

Kartonierte M 4.80, Leinen M 7.—

Erste Auflage: 50 000 Exemplare

Einer der Verteidiger Saccos und Vanzettis schreibt: „Nach meiner Meinung wird ‚Boston‘ so beliebt und berühmt werden wie ‚Onkel Toms Hütte‘. Es wird das Buch dieser Generation sein.“ — Floyd Dell, einer der angesehensten amerikanischen Kritiker, schreibt: „Das Ganze ist absolut meisterhaft, und obwohl man das Ende von vornherein kennt, erzeugt das Buch eine unerträgliche Spannung. Die Komposition ist wunderbar. Die erfundenen Personen sind in ganz außerordentlicher und glücklicher Weise zu den wirklichen des sozialen Dramas in Beziehung gesetzt. Für mich gibt es trotz Tolstois ‚Krieg und Frieden‘ und einigen von Zolas Werken nichts, das sich dieser Arbeit an die Seite stellen ließe.“

MALIK-VERLAG

Wörterbuch eines Wiener in Berlin.

(Zweite Lieferung)

- Advokat* = Rechtsanwalt
Arztensgattin = Arztgattin
aus is' = okke
Auslage = Schaufenster
antrenzen = bekleckern
anzeigen = petzen
Barterl = Sabberlätzchen
Beförderung = Avancemang
Bimpf = Dummerjahn
Bisgurn = Reff
Blödian = Hornochse
brunellieren = beizen
Budel = Ladentisch
Compagnon = Sozius
dann = denn
Gselchtes = Kaßler
westfälischer Schinken = Schinken
Schinken = gekochter Schinken
Gspusi = Bräutjam
Fräulein = Gnädiges Fräulein
Gnädige Frau = Frau Schulz
fade Nocken = langweilige Ziege
Feber = Februar
Fetzen = Lappen
filzen = knutschen
für morgen = zu morgen
Hafner = Ofensetzer
Hausherr = Hauswirt
Hemd = Oberhemd
Herzfeld = Herzfelde
Heurige = neue Kartoffeln
heuriger Has = Grünschnabe!
hunzen = piesacken
Kemie (Chemie) = Schemie
Koberin = Kupplerin
Kommis = Verkäufer
Zuträger = Kommis
Kochgasse = Kochstraße
Korrespondenzkarte = Postkarte
Kramuri = Klamotten
Kredenz = Bufett
Kübel = Eimer
Küßdiehand = Tach!

Landesgericht = Landgericht
 Lavoir = Waschschüssel.
 Leintuch = Laken
 Lutscher = Schnuller
 Marqueur = Chef
 Melone = Kürbis
 Menagerie = Zoo
 Mezzanin = eine Treppe
 Mistbauer = Müllkutscher
 Mistträgerl = Mülleimer
 Plafond = Decke
 Pratzlerl = Pfötchen
 Pülcher = Penner
 Putten = Melone
 Rauchfangkehrer = Schornsteinfeger
 raunzen = knautschen
 rein = sauber
 Remasuri = Klamauk
 Schale = Tasse
 Schani = Fritze
 schiech = fieß
 schofel = poplig
 Schlampen = Schlampe
 Schmonzes = Kamellen
 Schnackerl = Schlucken
 sekkieren = schikanieren
 Spängler = Klempner
 Stecken = Stock
 stier = klamm
 Stock = Etage
 Sulz = Sülze
 Tasse = Tablett
 Tuchent = Oberbett
 Ueberrock = Ueberzieher
 Ueberzieher = Páletot
 Uebersiedlung = Umzug
 Vorzimmer = Diele
 Vorzugschüler = Primus
 Wachstube = Wachtstube
 Wasenmeister = Abdecker (Schinder)
 Wukerl = Tolle
 wurzen = neppen
 Zuspeis = Beilage
 zum Wohlsein = Gesundheit!
 Zwicker = Kneifer

Wtt.

Aus den begeisterten Pressestimmen
über die Neuerscheinung

Erika und Klaus Mann Rundherum

Ein heiteres Reisebuch

Mit 35 Photographien und einer handkolorierten Einbandzeichnung von Rudolf Großmann. Engl. Kartonage 5.50 M, in Ballonleinen 7 M

Erika und Klaus Mann erzählen, noch auf ihren Koffern sitzend, eben heimgekehrt, ganz rasch einmal, was sie erlebt haben, nehmen sich gegenseitig das Wort aus dem Mund, zeigen die Photos, die sie mitgebracht haben und sind seelensergnügt, weil die Sache nun glücklich überstanden ist. Man hört ergötzt zu, lacht oft, unterhält sich famos und findet es dann am Schönsten, daß man im Grunde doch ernst bleiben und so nebenbei allerhand denken mußte. Das Buch, das mit so kargen, treffenden, zierlich verschönerkten Sätzen Rechenschaft von dieser Reise gibt, ist in seiner lachenden Frische ein bezauberndes Buch. Es bietet, wie im Wachsabdruck, die unwillkürlich geformten Porträts zweier junger, hochbegabter, rassischer Menschen, lebensvoll und lebensstoll. Und es zeigt, wie leicht es der Jugend wird, die Welt zu erobern, wenn sie's nur darauf ankommen läßt, in dieser Welt einmal gar kein Geld zu haben. Man soll dieses Buch lesen, am besten zwischen zwei Romanen von Jack London. (Neue Freie Presse, Wien.)

S. Fischer Verlag · Berlin

Attacke auf unsere Weltanschauung. Professor Dr. Canti, London, hielt vor wenigen Hundert — den Mitgliedern und Gästen der „Berliner Medizinischen Gesellschaft“ — auf Einladung des „Zentralkomitees zur Erforschung und Bekämpfung der Krebskrankheit“ einen Vortrag über seine Gewebs- und Zellforschungen. Bereits sein Vortrag beanspruchte und erweckte mehr als das Interesse seiner fachlichen Zuhörerschaft; der zur Illustrierung des Gesagten gezeigte Film jedoch hatte die Wirkung einer revolutionären Attacke, geeignet, nicht bloß die Weltanschauung der zufälligen Hörerschaft, sondern die der ganzen zivilisierten Menschheit von Grund auf zu verändern. Ebenso wie die geistig-sittlich-religiöse Haltung der Menschheit durch die Erkenntnis,



Dolbin

Dr. Canti

daß sich nicht die Sonne um die Erde, sondern diese um jene dreht, grundlegend verändert wurde, so muß das Ich-Bewußtsein eines jeden ein völlig anderes unter der Wirkung dieses Films werden. Der Film zeigt in vielhundertfacher Vergrößerung und in außerordentlicher Zeitraffung das Wachstum normaler, embryonaler, krebziger Zellen und Gewebe auf künstlichem Nährboden. Wachstum, Teilung und Wucherung wird ein dramatisch bewegtes Geschehnis; in einer uns bisher unsichtbaren Welt, deren Weltall quasi jeder von uns selbst ist. (Hier bereits brüllt die Frage nach dem Wesen jenes Organismus, dessen Gewebszellen wir sind.) Nicht etwa bloß das Gras, uns selbst hören wir gleichsam wachsen. Spiel und Gegenspiel, Spaltung und Mißgeburt geschehen vor unseren Augen. Krebszellen schwärmen aus und überfallen das Gesunde; Ueberfall einer Meute gesunder Zellen auf eine ver-

sprengte Krebszelle, Umzinglung, Abschleppung, Verhaftung, Einkerkierung! Zellen eines Rattensarkoms werden mit β - und φ -Strahlen beschossen, werden wie mit einem Schlag gelähmt, hören auf, sich zu bewegen, sich zu teilen. Die Revolution im *Zellenstaat*: Ratte ist niedergeschlagen!! Der *Zellenstaat*: Mensch sieht zu. Und findet keinen anderen Ausweg aus dem Wunder als den, wie ein Kind jubelnd in die Hände zu patschen. Was die geistig erlesene Zuhörerschaft auch tat!

B. F. Dolbin.

Bösartige Neubildungen: „Eintrübung“ — „Einsparung“.

Im **Schaufenster einer Konditorei** in Königsberg prangten neulich Torten für Konfirmationsfestlichkeiten. Auf einer Schokoladentorte war, schlicht in Zucker gegossen, zu lesen: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Die Kongreßnot.

Hochgeehrter Herr! Wir glauben dessen
Uns versichert, daß auch Sie ermessen,
Welcher Schaden allen Kreisen droht,
Daß der Mensch, von wahrer Wut besessen
Sich zusammenrottet zu Kongressen.
Die Kongreßnot ist die höchste Not!

Der interesselosen Interessen
Eitler Markt — das übermäßige Fressen
Nicht vergessen! — heischt Mißbilligung.
Leider läßt sich auch die Presse pressen
Alles dessen niemals zu vergessen,
Was die Redeseuche streut als Dung.

Wahrlich, gegen die Kongräßlichkeiten
Heil'gen Zorns voll flammend einzuschreiten,
Ist ein Mittel nur gemäß:
So beehren wir uns, Sie zu laden
Hochgeehrter Herr, nach Baden-Baden
Zum Antikongreß-Kongreß.

Robert Faesi.

Großer öffentlicher Vortrag. Der berühmte Verfasser der Romane:
„Söhne Sonnings Söhne auf Sonnen-See“ und „Sünde wider den Samen“, der
nordische Dichter-Philosoph Ellegaard Ellerbek, einer unserer hinreißendsten
Redner, spricht am Donnerstag, dem 6. Dezember 1928, abends 8 Uhr, bei
Utz, „Stern an der Promenade“, über *Kameradschafts-Ehe, Verjüngung und
natürliche Geburtenbeherrschung* bei gleichzeitig *praktischer Einführung* in
dies fröhlichste Wissen der Welt. Eintritt 50 Pf., Familienkarte 1 Mark.
Nach dem Vortrage findet eine Fragenbeantwortung statt. Jugendliche haben
Zutritt!
(Kottbusser Anzeiger.)

Bad Wildungen

für Niere und Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

Ohne Blattpflanzen kein Quartett, ohne Blattpflanzen keine Reden, ohne Quartett und Reden kein wirkliches, zu Herzen gehendes Jubiläum. Viele Zitate aus Goethe, Worte wie: Die Welt wird kleiner mit jedem Tag, nicht durch das Auto, wie der Laie denken sollte, sondern durch das Antiquariat Gustav Fock, denn dies versendet in guten stabilen Umschlägen den deutschen Geist in Gestalt nicht nur von Doktordissertationen, sondern auch von großen Sammelwerken an alle Länder und stellt so die schnellsten Verbindungen her, eben die durch den Gedanken...

„Der Katalog in alphabetischer Reihenfolge ist unser vornehmstes Handwerkszeug“, sagte jemand — und das erschließt eine Welt, in der zum Beispiel Leute als Redner auftraten, die aussahen wie Weise aus dem Morgenlande: dick und schwarz und würdig, und sagten, sie wären der Firma in herzlicher Freundschaft zugetan.

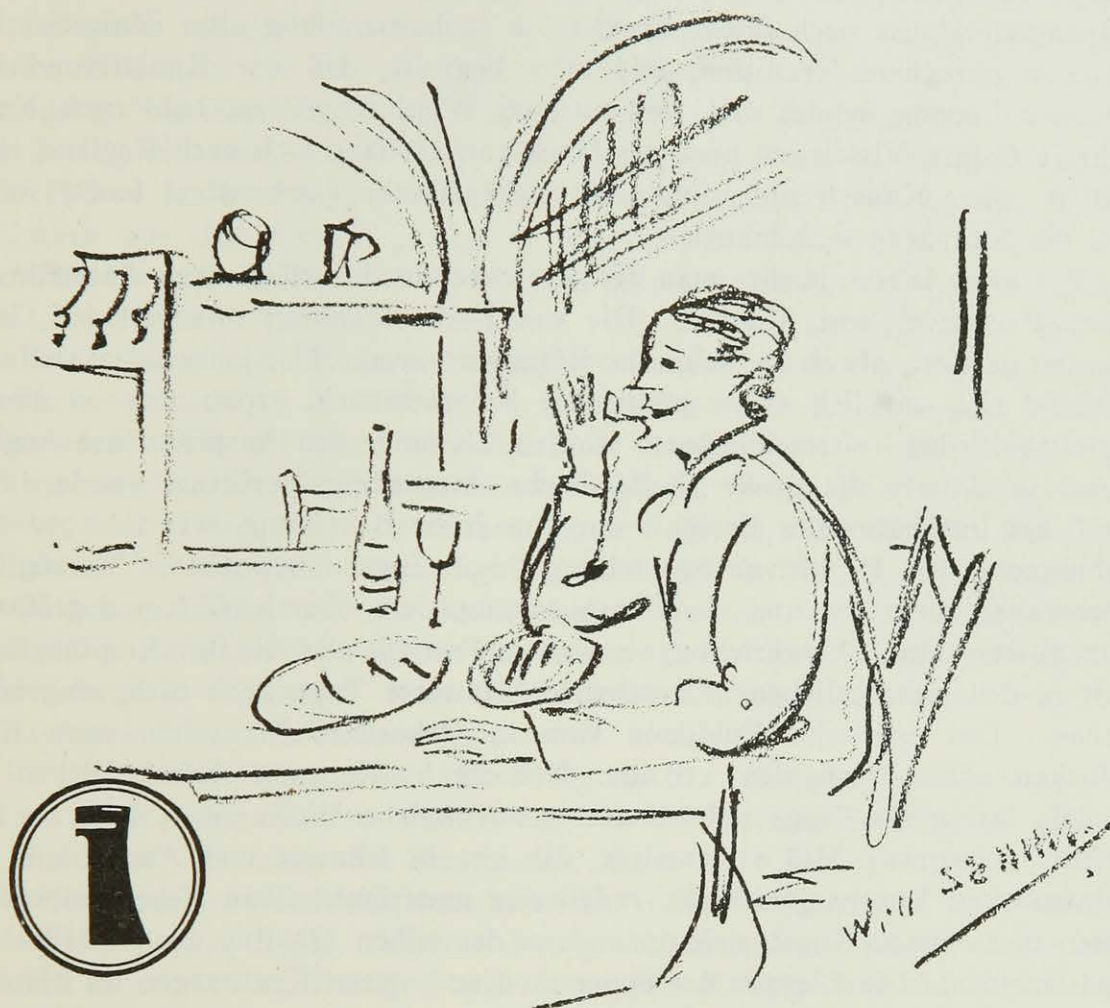
Leipzig ist eine Welt für sich, und Gustav Fock mit Dr. Leo Jolowicz an der Spitze ist ihre Keimzelle.

Wir denken zum Beispiel: Jetzt ist die Provinz endgültig abgetan. Alsdann werden wir durch Leipzig eines Besseren belehrt. Da hielt ein Mann wie Wilhelm Ostwald eine Rede auf das Buch und entpuppte sich als einer der geistreichsten Causeure voll von glitzender Oberflächenschönheit, nachdem er vor 15 Jahren, d. h. im Alter von 60 Jahren, seine Professur niedergelegt hatte. Da sprach Driesch über die Freuden der Gasterei und des Landlebens, da sprach Wittkowsky, da sprach Spiro über den Verleger und Autor, überhaupt war es eine Orgie der Themen, der niemand Einhalt gebot. Und da war fast für jede Disziplin ein Spezialist zugegen, an den man verwiesen wurde, sei es für Chemie, für Physik, für Erdkunde, sei es selbst für Rassenkunde und ihre Abgründigkeit.

Gewiß, es ist beruhigt, dies Milieu, es war ein papierenes Fest, weder ein Sechstagerrennen noch ein Boxmatch, noch der 60—70jährige Geburtstag irgendeines verdienstvollen, aber ausgedienten deutschen Dramatikers. Aber es raschelte nicht nur, denn es ist zu bedenken: die Zettelkästen der berühmten Firma repräsentieren über eine Million Bände, die wiederum einer Menge Gehirnen entsprechen, was eben alles durch die Zettel klassifiziert ist. Diese wunderbare Präzisionsarbeit ist in erster Linie unserem Freunde Dr.-Ing. h. c. Leo Jolowicz zu verdanken, der ebenso diese Arbeit beherrscht wie er die weitesten, wissenschaftlichen Gründe übersieht, er ist der Kapitän dieses Riesenpapier-schiffs, und der erstaunlichste Passagier, der mitfährt, ist der alte Ostwald, von dem man nur sagen kann, das er ein wirklicher Grand Old Man ist. *H. v. W.*

Durchsichtige Gründe. Allgemein pflegt man den „Nathan“, die „Emilia Galotti“ und die „Minna“ für *die* drei Werke auszugeben, durch welche Lessing sich Anspruch auf den Ehrentitel eines Dichters erworben hat. Aber während bei der Beherrschung des „deutschen“ Theaters durch die Juden der „Nathan“ sich aus sehr durchsichtigen Gründen hält und die heutigen Macht-haber Deutschlands die „Galotti“ (wie Schillers „Kabale und Liebe“) zu —

allmählich reichlich öder — politischer Aufreizung mißbrauchen, gewinnt die „Minna“ immer noch — wie 1767, als sie zuerst gespielt wurde — selbst die Herzen der durch moderne Geschmacklosigkeiten verwirrten Theaterbesucher, sofern sie nicht auf dem Kurfürstendammm heimisch sind . . . Mag man



Reemtsma
Cigaretten

Selbe Sorte

6 Pf

mich altmodisch schelten — ich gestehe getrost, daß ich die „Minna“ für das schönste deutsche Lustspiel halte und dem Dichter in Dankbarkeit den „Nathan“ mit seiner übergroßen Toleranzrede vergebe, da er mir und uns Deutschen allen seine deutsche Dichtung „Minna von Barnhelm“ schenkte.

Albert Petersen („Die Vesperpause“).

Die große holländische Ausstellung in London.

Von Walter Cohen.

Die Königliche Akademie der Künste in London stellt in der warmen Jahreszeit englische Kunst von heute aus. Wenn der Kanal sich in ein Polarmeer verwandelt und die Nebelhörner um die Wette tuten, rüstet man im Burlington House nach altem Brauch die Leihausstellung alter Malerei. Es ist eine gesegnete Tradition, und man begreift, daß der Kunstfreund im Sommer London meidet und, von eisigem Wind umpfiffen, bald nach Neujahr in Calais, Vlissingen oder am Hoek van Holland sich nach England einschiffet. Der Kunstfreund, dieser närrische Geselle („whimsical fool“) weiß, daß die Strapazen sich lohnen.

Vor zwei Jahren buchte man den Riesenerfolg der vlämischen Ausstellung. Das „Primitive“ war Trumpf. Die van Eyck, Memling und van der Goes wurden gefeiert, als ob sie belgische Réfugiés wären. Mit jener Schausstellung verband sich wirklich etwas politischer Beigeschmack. 1929 aber ist dieser Erfolg noch bei weitem überboten worden, als unter den Auspizien der Anglo-Batavian Society die große „holländische Ausstellung“ eröffnet wurde. Sie stellt ein internationales Ereignis dar von jener Bedeutung, wie sie 1902 der bahnbrechenden Primitiven-Ausstellung in Brügge innewohnte. Vorzüglich vorbereitet, sorgfältig und zuverlässig katalogisiert, übersichtlich und größtenteils geschmackvoll hergerichtet, ein wahres Fest für alle, die ihre Empfänglichkeit in dem schrecklichen „Kunstbetrieb“ unserer Tage noch nicht eingebüßt haben. Das englische Publikum kam in Rekordziffern: schon nach fünf Wochen zählte man den 110 000. Besucher! Reizende Schulmädchen in Rudeln lassen die Frage unbeantwortet, auf welche Weise sie sich in die bebrillte, mausgraue Miß verwandeln, die uns in Florenz und Amsterdam, in Locarno und Luzern gleichfalls rudelweise umströmt. Man sieht Malprofessoren und emsige Kunstgelehrten von demselben Habitus wie in München und Dresden. Die Eleganz der upper thousand, deren Kraftwagen im Binnenhof des altersgrauen Gebäudes am Piccadilly warten, ist um ein Grad diskreter und selbstverständlicher, als man es etwa in Berlin gewohnt ist.

Wo hält sich dieses schaulustige und lernbegierige Publikum am liebsten auf? Man trifft auf ehrliche Ergriffenheit in jenem übergroßen und überhohen Saale der Dutch Exhibition, der *Rembrandt* gewidmet ist. Aus den entlegensten Städten wie Bukarest und Helsingfors, besonders zahlreich auch aus amerikanischem Privatbesitz fanden sich teilweise kaum bekannte Gemälde ein, unter denen die Bildnisse am meisten beachtet wurden. Aber es gibt auch fast farblose unter diesen gewollt undekorativen Werken, die gleichsam ein Loch in die Wand zu bohren scheinen. Empfind dies ein Publikum, in dem die Snobs doch nur eine Minderheit waren? *Das große Ereignis der Ausstellung war nicht Rembrandt, sondern Vermeer.* Sein „lachendes Mädchen“ aus dem Mauritshuis, das einst der Vorbesitzer, Herr Des Tombe, für 2½ Gulden gekauft hatte, ist zu allen Zeiten wahrhaft umlagert, auch wenn in den Vormittagsstunden die elektrischen Sonnen fast vergeblich gegen den selbst hier eindringenden Nebel kämpfen. Gerade der Vermeer-Saal mit Meisterwerken des Delfters und fast gleichwertigen Interieurs von Pieter de Hooch,

Gabriel Metsu und dem oft unterschätzten Emanuel de Witte ist der schönste der Ausstellung, nicht nur, weil jedes, wirklich jedes Gemälde den höchsten Qualitätsansprüchen genügt, sondern auch, weil man das Hineinstopfen, das Aneinanderkleben von Bildern sorgfältiger vermieden hat als in den anderen, etwas überfüllten Räumen. Von dem Delfter Vermeer sehen wir eine ganze Anzahl seiner in der Malweise teils fließenden, teils fast beängstigend gestauten Bilder, sogar das berühmte „Milchmädchen“ aus der ehemaligen Sammlung Six, das heute „die Köchin“ heißt, und jene grandiose „Ansicht von Delft“, die von Bürger-Thoré bis zu unserem Wilhelm Hausenstein so viele Federn in Bewegung gesetzt hat. Weniger bekannt ist das sehr große Frühwerk aus der Nationalgalerie in Edinburgh „Christus bei Maria und Martha“, ein auch in der Farbe noch ganz barockes Werk, das an die wunderbare „Kuppelszene“ in Dresden erinnert. Wie dankbar ist man, auch Schätze aus dem schwer zugänglichen Buckingham Palaste, ferner aus dem Besitze der Earls of Crawford, of Northbrook, of Strafford und des Marquess of Bute anzutreffen! Aus Sir Otto Beits Besitz in London sind wiederum die zwei göttlich gemalten Sittenbilder der Leserin und des jungen Briefschreibers von *Gabriel Metsu* ausgestellt, zwischen ihnen „das kranke Kind“ desselben Künstlers, das aus der Sammlung Huldshinsky in das Reichsmuseum zu Amsterdam gekommen ist. In den Beitschen Bildern wird ein verhauchendes Rosa und ein zartes Blau angetroffen, das ein ganzes Jahrhundert malerischer Entwicklung vorwegnimmt. Man dürfte dieses Meisterwerk getrost zwischen die zartesten Rokoko-Franzosen hängen!

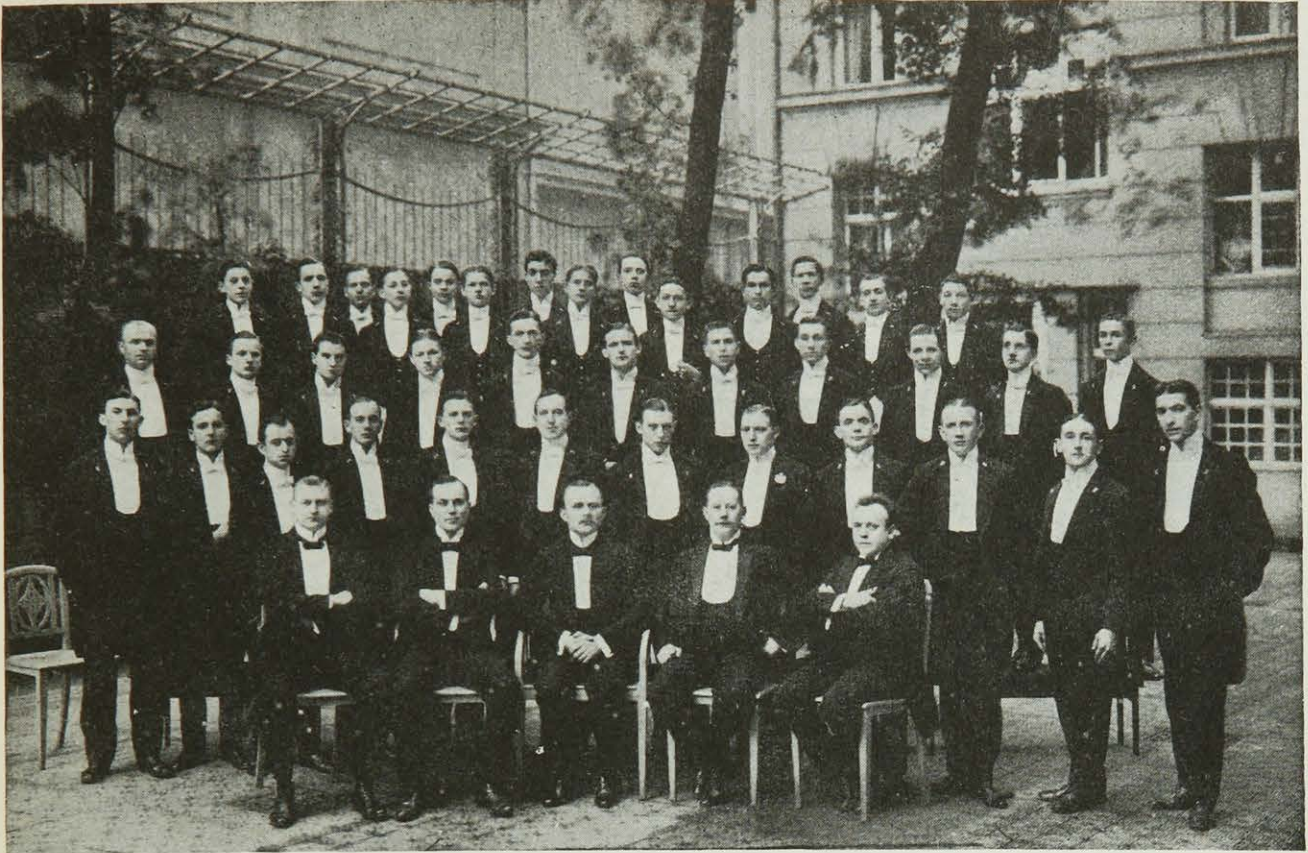
In den Nachbarsälen brennt die Erregung ab. Holland hat während der kurzen Blüte seiner Malerei auch sehr viel Durchschnitt produziert. Aber der letzte Saal, der elfte des Rundgangs, bietet dann wiederum einen Höhepunkt der ganzen Ausstellung, denn hier hängen an einer einzigen Wand zwölf der schönsten *van Goghs*, dabei so wenig bekannte Gemälde wie das große Stilleben mit Früchten, Zweigen und blauen Handschuhen aus der Sammlung van Bladeren in Amsterdam und das herrliche „Café in Arles“ mit dem Rhythmus der langen, weißgedeckten Tische (Besitzer Sutro, London). Unsere holländischen Freunde haben natürlich jedes Recht, Vincent zu den Ihrigen zu zählen, aber sie hätten es vermeiden sollen, Jan Toorops leere Kartons zu den Meisterwerken dieses Unsterblichen zu hängen. „Toorop“ ist wirklich nur ein holländisches Nationalgericht.

Daß ich es nicht vergesse, es gibt auch auf dieser Ausstellung einen Saal der Primitiven, nämlich der frühen Holländer des 15. und 16. Jahrhunderts. Aber der Saal hat eine empfindliche Lücke, weil der interessanteste dieser Künstler, Hieronymus Bosch, der Ahnherr der Redon, Ensor und Kubin, nur unzulänglich vertreten ist. Besser: Geertgen tot Sint Jans, der geheimnisvolle Meister der *virgo inter virgines*, Lukas van Leyden und der Utrechter Jan van Scorel.

Die Parole. Die leidige Van-Gogh-Angelegenheit, die monatelang den deutschen Kunstmarkt aufgeregt hat, fand ihre Aufklärung: das Berlinische Kunstghetto hatte nämlich die Weisung der völkischen Presse befolgt, welche lautete: DEUTSCHE, KAUFTE DEUTSCHE VAN GOGHS!

Die französische Graphik-Ausstellung in Berlin. Im Jahre 1910 bei der Eröffnung einer Sonderbundaussstellung hielt der französische Konsul eine Rede, die später André Salmon im „L'homme libre“ kurz vor dem Kriegsbeginn abdruckte (Clémenceau war damals Chefredakteur): „Meine Damen und Herren! Frankreich ist Ihnen sehr dankbar für die Ehre, die Sie ihm angedeihen lassen, indem Sie seine Maler ausstellen. Aber warum stellen Sie Maler aus, die in Frankreich kein Mensch kennt: Renoir, Cézanne, Seurat usw.? Warum wenden Sie sich nicht an Camlus-Durand, Heuner, Bouguereau, und warum stellen Sie einen aus, dessen Namen Sie noch nicht einmal richtig schreiben? Einmal heißt er Pissarro und einmal Picasso?“ Felix Fénéon, der diese Rede anhörte, erbleichte und sagte: „Das ist das offizielle Frankreich.“ — Diese Ausstellung gleicht jener Rede. Während das 19. Jahrhundert noch einigermaßen anständig vertreten ist, werden von Picasso in schlechten Drucken die Blätter gezeigt, die Vollard im Jahre 1905 herausgab. Keine seiner schönen neuen Radierungen und Lithographien, von Derain die Radierungen, die Kahnweiler 1907 und 1908 druckte. Matisse, Vlaminck, Dufy und die Laurencin sind einigermaßen vertreten. Braque, Léger fehlen vollkommen. Dagegen werden aber Maler sogar im Katalog reproduziert wie: Achener, Balgley, Beaufrère, Berton, Besnard, Chahine, Cochet, Dauchez, Drouart, Amédée Féau, Frelaut, Pierre Gatier, Guastalla, Charles Heymann, Edmond Kayser, Gaston de Latenay, Lepère, Marret, Myr, Pierre, Polat, Mily Possoz, Schwartz, Henri Verge-Sarrat, Leute, die selbst in Paris vollkommen unbekannt sind. Frankreich kompromittiert durch solche Ausstellungen seine Kunst und überläßt es den deutschen Händlern, dafür zu sorgen, daß sie richtig gezeigt wird. H. A. N.

Andreas Becker macht Besuch bei Minne. Von Georges Minne hat man in Deutschland seit Jahren keine neuen Arbeiten gesehen. Er kümmert sich nicht um Ausstellungsmöglichkeiten. Kaum glaubt man, daß er noch lebt. Es war immer Dr. Jaffes Idee gewesen, einmal Minne in seinem Bau aufzuspielen, zu schauen, was er arbeitet. Nun macht sich Andreas Becker mit Newman in seinem Auto nach Flandern auf. In der Gegend von Gent liegt die Besitzung, auf der Minne weltabgeschieden lebt. Eine weite, flämische Landschaft mit Pappeln, wie auf einem Bild von Brueghel; dann fährt man in einen schön gepflegten Park ein, hält vor einer pompösen Freitreppe. Die Eingangshalle ganz mit schwarzen und weißen Fliesen ausgelegt, zeigt zwischen einer Gruppe mächtiger Palmen eine Anzahl von neuen und älteren, schon verstaubten Werken des Meisters. Eine Frau, schwarz gekleidet, mit puritanischem Scheitel, empfängt die Gäste würdevoll und zurückhaltend; es ist Frau Minne. Ihr Gatte ist auf einem Spaziergang; inzwischen zeigt sie stolz im Hof ihre Hühner, Gänse und Schweine. Dann erscheint auch der Hausherr, im großen schwarzen Hut und Stehkragen von 1910. Auch er bleibt zunächst sehr reserviert; erst als eine Empfehlung Vanderveldes vorgewiesen wird, ist das Eis gebrochen. Man begibt sich gemeinsam in den Eßsaal, in dem die Knechte schon versammelt sind und nur auf das Eintreten des Gutsherrn gewartet haben, um sich an den Tisch niederzulassen, auf dem



Die Oberkellner des Hotel Adlon (1909)



Photo Ryschka

Ball des Buccaneers-Club (1929)



Photo Riess
Frau Lali Horstmann



Photo Riess
Baronin
Vera v. d. Heydt



Photo Riess
Herr Paul v. Schwabach
(Mitte)



Photo Riess
Frau Lotte v. Mendelssohn-Bartholdy



Herr Hugo Simon



Photo Mahrenholz
Gräfin Nora Beroldingen
mit ihrem Sohn Bernd-Alexander



Photo M. v. Bucowich
Herr Richard Heinroth



Herr Mario Pansa
(Mitte)



Photo Binder
Fräulein Lilliclär v. Gontard



Photo Eberth
Herr Arthur Wolff
(ce n'est pas un homme, c'est un groupe)



Photo Addie-Kay

Frau Toni Baschwitz



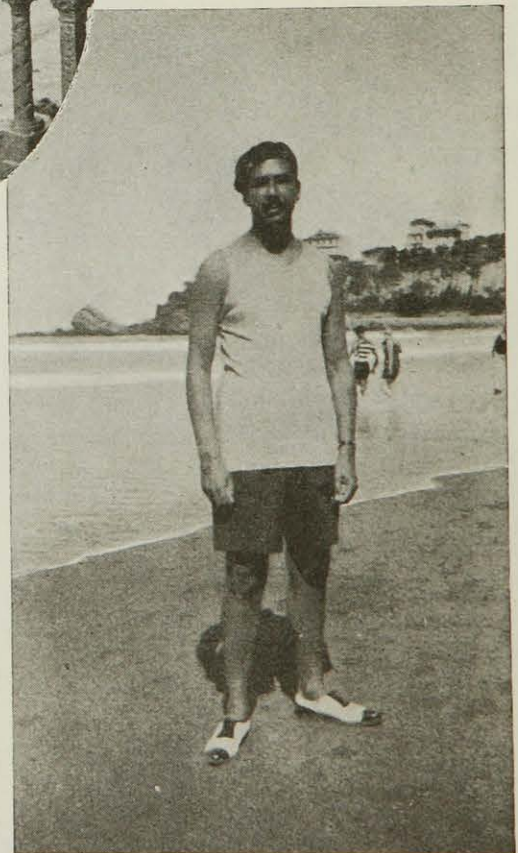
Herr Zamfiresco



Frau Tilla Durieux
(Mitte)



Baronin Bine v. Goldschmidt-Rothschild



Baron Erich v. Goldschmidt-Rothschild

riesige Schüsseln mit fertigen Butterbroten stehen. Langsam kommt eine Unterhaltung in Gang. Der Schofför von Andreas Becker spricht nur eine einzige Sprache, nämlich Kölsch platt. Daher wird er von Minne für einen Russen gehalten und kommt sich sehr interessant vor. Allmählich kommt man auf gemeinsame Interessen; Minne erzählt über frühere Reisen nach Deutschland, erkundigt sich nach Ausstellungen und Künstlern. Aber eigentlich hat man den Eindruck, daß ihn das alles gar nicht interessiert. Er spricht wie aus einer anderen Welt. „Ja, Osthaus war mir sehr lieb. Ich war oft bei ihm, früher. Ich erinnere mich an eine wundervolle Rheinfahrt, die wir zusammen machten, und an Tage in Düsseldorf. Aber seit er tot ist, habe ich die Verbindung mit Deutschland so ziemlich verloren. Mein einziger Freund, den ich drüben noch habe, ist Ferdinand Hodler. Uebrigens, was macht er? Wie geht es ihm?“ Die Besucher sehen sich betreten an. „Was er macht? Er ist doch seit zehn Jahren tot.“ Minne ist gar nicht sehr erstaunt. „Ach so,“ sagt er, „es hatte mich schon gewundert, so lange keinen Brief von ihm zu bekommen.“

L. S. — E.

Zur Ensor-Ausstellung in Brüssel. Im neuerbauten Palais des Beaux-Arts in Brüssel hat jüngst die umfassende James-Ensor-Ausstellung großes Aufsehen gemacht. Sie war auch aus Deutschland stark besucht, wo man mit Recht stolz darauf ist, die Bedeutung dieses merkwürdigen Künstlers am frühesten erkannt zu haben. Bei dieser Gelegenheit sei den Ensor-Verehrern ein Buch empfohlen, das bereits im Jahre 1922 in dem verdienstvollen Verlage *G. van Oest* in Brüssel und Paris erschienen ist, betitelt: *James Ensor, par Gregoire Le Roy*. Man findet in diesem mit Abbildungen sehr reich ausgestatteten Werke nicht nur die übliche Biographie, die erwartete Würdigung von Gemälden und Schwarzweißkunst, sondern auch Auszüge aus den wenig bekannten Schriften des Meisters von Ostende. Lesen Sie bitte in dem Buche von G. Le Roy nach, was in „Trois semaines à l'académie“ die Herren Professoren Pielsticker, Slimmevogel und van Mollekot dem Adepten der Malerei mitzuteilen haben! Tödlicheres ist niemals über unseren Akademiebetrieb ausgesagt worden. Auch finden sich hier die Noten und der Text zu einer von Ensor verfaßten Ballett-Pantomime „Flirt de marionettes“ (La gamme d'amour), die für die Kenntnis des Malers von großer Wichtigkeit sind.

—n.

**Herz • Blut • Frauen • Rheuma
Gicht • Katarrhe • Kinder**

**Kohlensäurebäder,
Solbäder, entgaste
Solbäder, Moorbä-
der u. -packungen.
Stahl- u. Salztrink-
kuren, Inhalationen.
Schonungs-Klima.**

**Prospekte
(reich illustr.) durch Kur-
verwaltung u. Reisebüros**

Bad 
Pyrmont

„Nim in acht die fröhliche
Festzeit, dan zu derer Zeit
ist der Brun zu Pyrmont
am krefftigsten.“

Feuerbergh 1597

BUCHER - QUERSCHNITT

SARA LÉVY, *Oh, mon Goye!* Flammarion, Paris.

Ein höchst ergötzlicher, begabter, echt goytischer Schmöker. Der Goy hat ein Verhältnis mit Sarah und Schwierigkeiten mit dem Ultimo. Sarah verschafft ihm den alten Freund aus rein jüdischen Kreisen, Herrn Rosenlafeuille, der dem Goy vorschlägt, das Schloß seiner Väter in ein Weekendparadies umzuwandeln. Der Goy schrickt zusammen, kommt nicht in Frage. Sarah versetzt ihren Schmuck, darüber ist der Goy derartig beleidigt, daß er wochenlang nicht an-telephonierte. Hierob entbrennt die wahre Liebe, die zur Ehe führt, der ein kleiner Goy entspringt, der nichts Jüdisches hat, wie Sarah es sich schon immer wünschte. Sehr echt und ohne Anstrengung zu lesen. *H. v. W.*

ROGER MARTIN DU GARD, *Die Thibaults. Die Geschichte einer Familie.* Deutsch von Eva Mertens. Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Man hat die ersten sechs Bände dieses Zyklus gelesen und wartet gespannt auf die weiteren. Wir haben die Herkunft, die ererbten Tugenden und Laster, das offene Geheben und die geheimen Sehnsüchte einer Gruppe höchst interessanter Menschen kennengelernt. Noch irrt alles in ungeklärtem Drängen mit heftigen aber unentschlossenen Berührungen, in nicht geklärten Neigungen durcheinander. „Fremd und fremder drängt Stoff sich an“, wird assimiliert, wandelt, ohne zu verwandeln. Tyrannei in dem Philanthropen, Machtgier in dem Wissensdrang des Mediziners, Sehnsucht nach Harmonie in dem anarchistischen Dichter, Seelenkämpfe in dem Instinktleben der Frauen treiben ihre Träger in chaotische Kämpfe, in denen wir mit dem Autor sie klarer ihren Wurzeln verhaftet sehen als sie sich selbst, aus denen sie mit dem eigenen Schicksal die Zeit formen und ein Gesellschaftsbild, dem wir aus höchstgespanntem psychologischen und kulturellen Interesse entgegensehen. Das Ganze durchbebt und erfüllt von der hohen sittlichen Kultur und dem vielfältigen Wissen des Autors. *Schi.*

FRANCIS CARCO, *Printemps d'Espagne.* Albin Michel, Paris.

Von Carco, dem Pariser Apachenspezialisten, wird man nicht ein mondänes Reisehandbuch verlangen. Seiner Natur entsprechend, schürft er daher auch mehr in den bas fonds, greift mehr oder weniger des individus louches um Mitternacht in den duften Quartiers von Sevilla oder Madrid auf und zieht mit diesen herum, um teilweise stark degoutiert und enttäuscht zu sein. Als ob man nicht schon immer gewußt hätte, daß die Spanierin erotisch ein besonders starker Ausfall ist. Aber die Kehrseite des eleganten Spaniens lernt man, was ein großer Gewinn und ein Gegengewicht gegen die ewige Toreadorromantik dieses Landes ist, ausgezeichnet kennen. *H. v. W.*

NIKOLAS VON ARSENI EW, *Die russische Literatur der Neuzeit und Gegenwart.* Dioskuren-Verlag, Mainz.

Studie und Führer mit charakteristischen Auszügen aus der russischen Literatur seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Epochen werden herausgehoben, Gruppen zusammengefaßt und doch die einzelnen dann ausführlich behandelt, ihre Triebkräfte und Höchstleistungen wie ihre Schwächen und Abirrungen aufgezeigt, von einem, der, ihnen allen blutsverwandt, die Materie aus Neigung und Beruf beherrscht. Klar sieht er die zwei Pole der russischen Volksseele und ihrer Dichtung: chaotischer, wilder Aufruhr einerseits und religiöse Verklärung andererseits, ist mehr auf Seiten der Klassiker und der guten Christen, wird aber auch den künstlerischen Leistungen anderer, selbst den der atheistischen Bolschewiken gerecht. Liebevoller und begabter Leistung. *Schi.*

MAX BROD, Zauberreich der Liebe. Roman. Verlag Paul Zsolnay, Wien. Was Max Brod von seinen Heimatsgenossen, die via Berlin, Rowohlt, Betrieb, die Reise ins deutsche Renommé zurückgelegt haben, so erquicklich unterscheidet, ist der Umstand, daß er sich seines Pragertums (sprich: Ghettotums) nicht schämt. Gerade dies aber ist sonderbarerweise das Erotische an ihm, ja es macht ihn zum einzigen Erotiker unter seinen Landsleuten. Wer von ihnen hätte z. B. noch die schöne Naivität, aus Stendhal-weiter Landschaft (Fahrt auf dem Meer, exotische Passagierin, Liebesnacht in der Kajüte) immer wieder psychoanalytisch in die Melantrichgasse zurückzuschauen, wie es der Held dieses Romans tut?... Schlemihl-Schicksal, Schlemihl-Ethos. Aber nur den Schlemihlen ist die Liebe ein Zauberreich. *Anton Kuh.*

RADCLYFE HALL, The Well of Loneliness. Pegasus Press, 37 Rue Boulevard, Paris.

Dies Buch, obwohl es fast spießig-genau und gewissenhaft, ohne die geringste Nebenabsicht, das Homosexuellenproblem abwandelt (an dem Beispiel einer Frau namens Steffen mit Vornamen) ist natürlich sofort in England konfisziert. Man ahnt auf dem Kontinent nicht die Sorgfalt, mit der man in England das Erziehungsproblem behandelt, wie man alles ausschaltet, was nur im leisesten Gefahren in sich birgt — was sich unsere bewegten Schreier nach Freiheit mal näher ansehen sollten, statt sich aufzuregen. Dies Buch also beginnt mit null Jahren, mit den ersten Regungen der Kindheit, Liebe zum Hausmädchen, geht dann in Herbigkeit, Traurigkeit und Verlassenheit über. Frivol ist es auf keiner Seite, dabei ist es aber merkwürdigerweise auch nicht eine Seite fad, geht steady voran, läßt nichts aus und setzt somit etwa die guten Traditionen von Fielding in Homosexuell fort. *H. v. W.*

FEDOR STEPUN, Die Liebe des Nikolai Pereslegin. Deutsch von Käte Rosenberg. Carl Hanser Verlag, München.

Ein ungewöhnlich kultivierter Geist, Philosoph, Aesthet und dabei vitaler Tatenmensch ringt (turmhoch über Van de Velde) mit dem Problem der Monogamie. Muß nach einem verworrenen und verlogenen Lebenssystem, in dem er sich und anderen groß und rein erscheinen wollte, vereinsamen, um seinen Irrtum zu erkennen. Roman in Briefen, die ganz Bewegung und Entwicklung — auch der Handlung — sind. Vorbildlich übersetzt. *Schi.*

Soeben erschien von
Rachilde:



Einzig in unserem Verlag
erschieden die deutschen
Ausgaben der Werke von

Rachilde

J. C. C. BRUNS' VERLAG / MINDEN IN WESTFALEN

Das Weibtier

Deutsch von BERTA HUBER
Geheftet 4.50 M, Ballonleinen 6 M

Der Roman eines jungen, sinnengierigen Weibes, das nur allzu schlecht in eine nüchterne, geschäftige Umwelt paßt. Unverstanden und verstoßen sucht sie vergebens den Mann, der in Treue und Leidenschaft sie zu lieben und zu erlösen vermöchte von ihren tausend Versuchungen und Versagungen. Wohl noch nie schrieb eine Frau solch selbstkritisches Werk wie Rachilde, die die letzte Hülle der Eitelkeit fortreibt, um die Wahrheit zu zeigen.

FRANZ SPUNDA, *Der Heilige Berg Athos. Landschaft und Legende.* Leipzig, Inselverlag.

Spunda war für den mehr als touristischen Besuch der Athosklöster dreifach und autoritär vorbereitet: als ein Gläubiger, als ein des Griechischen Kundiger und als vortrefflicher Schriftsteller, um nicht zu sagen Dichter, weil ich finde, daß der Dichter zuweilen mit dem Schriftsteller durchgeht, wie dort, wo sich die Darstellung und Beschreibung in lyrische Extravaganzas begibt, schwärmerisch und schwelgerisch wird. Aber vielleicht erliegt man ganz zwanghaft solchem Nichts-als-Gefühl-werden in dieser mittelalterlichen Klosterbergwelt und verliert zuweilen die Fassung vor dieser jahrhundertalten Patina, die über der Frömmigkeit dieser Mönche nicht weniger liegt als über den Ikonen und Fresken. Spunda gibt von alldem, das vor fünf Jahrzehnten Fallmeyer zuerst beschrieben hat, eine höchst lebendige und sehr lesenswerte Darstellung, unterstützt von guten Photos. Sich selbst aufs beste empfehlend und empfohlen, sah er nicht nur viel, sondern alles. Denn er kam nicht als Neugieriger auf den Berg, so zwischen zwei Stationen. Er hat ihn langsam und ehrfürchtig erstiegen. *Franz Blei.*

W. UHDE, *Picasso et la tradition française. Notes sur la peinture actuelle.* Paris, Edition des Quatre Chemins.

Dies Buch veranschaulicht eine Theorie und einen Menschen. Picasso wird als der sublim moderne Ausdruck einer vertikal gerichteten Kunst verkündet, wie sie sich sonst noch in der Gotik, in Hellas (!), im germanischen Wesen offenbaren soll, während ein Renoir, ein Matisse, ein Delacroix, kurz der typisch romanische Künstler sich flächenhaft-impressionistisch, horizontal äußert. Man wird von dieser Theorie nicht überzeugt, aber überall von der Wärme und Intensität, mit der sie vorgetragen wird, gebannt. Auf seine eigenen Ahnen hin angesehen, ist Uhde ein später Romantiker, aus dem Geschlecht eines Friedrich Schlegel; er ist Pariser geworden wie Schlegel Katholik, aus dem sonst nicht stillbaren Bedürfnis nach innerer Ruhe. Dabei bewegt sich der von Paris Unterjochte im Französischen in seltsam ungelungenen Perioden. Wann wird dieses eigenbrötlerische Buch mit seinen wertvollen Perspektiven auf französische und europäische Kunst in der Sprache, zu der es gehört wie das Ei zu seiner Schale, zu lesen sein, auf deutsch? *Alb. Dreyfus.*

Memoiren der Königin Hortense. Herausgegeben von Prinz Napoléon. (Erstmalige deutsche Veröffentlichung von P. Fohr.) Bruckmann A. G., München.

Jean Hanoteau, Mitarbeiter des 1926 verstorbenen Prinzen Napoléon, bevorwortet ebenso gallisch-geistvoll wie sachlich diese brennend interessanten Aufzeichnungen einer seltenen Frau, die zu der allernächsten Umgebung des Empereurs gehörte. Wahrhaftigkeit, Intensität und Schlichtheit ihrer Darstellung sind vorbildlich. *Th.*

JOHN HÖXTER, *So lebten wir.* Biko-Verlag, Berlin.

John Höxter, den Lesern des „Querschnitt“ als wortgewandter Literastelli (um in seinem Stil zu reden) bekannt, Maler, Kunstkenner und Caféhaus-Ahasver, letztes Ueberbleibsel einer Berliner Vorkriegs-Bohème, die es nicht mehr gibt, deren Angehörige, soweit überhaupt noch am Leben, heute auf Akademie- und ähnlichen Sitzen thronen und dem Umkreis der gepumpten Fünzigpfennigstücke und schuldig gebliebenen Mokkas für immer entrückt sind — John Höxter also hat seine Erinnerungen an jene Epoche des alten „Café des Westens“ geschrieben, erzählt in Wort und Bild von legendarischen Größen (wie Schennis und Rudolf Johannes Schmied) und würzt das Ganze mit Anekdoten und Schüttelreimen. Amüsante Lektüre für Esoteriker. *Loe.*

STAHL-MÖBEL



hygienisch-zweckmässig
haltbar-schön

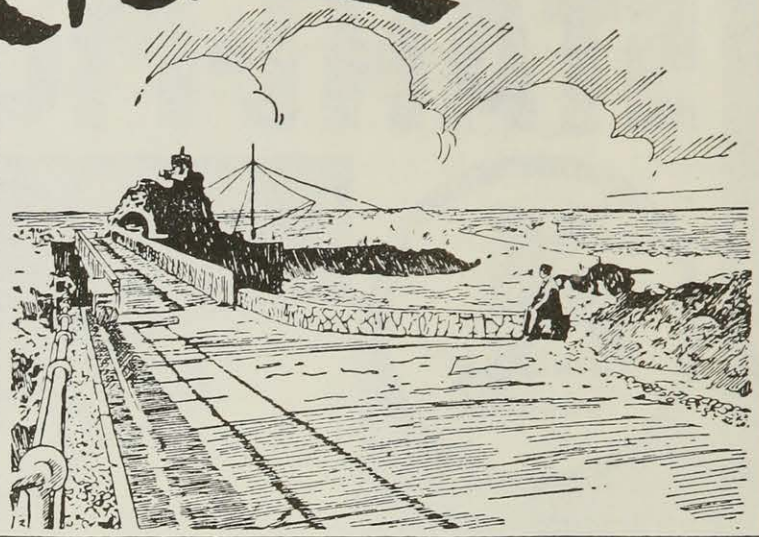
Döpp

Für das elegante Heim

Beratungsstelle für Stahlverwendung Düsseldorf-Stahlhof

BIARRITZ

rauschendes Meer
strahlende Sonne
azurblauer Himmel
herrlicher Strand
Berge und Wälder
von der Natur verschwenderisch beschenkt



CASINO BELLEVUE
UND DAS NEUE
CASINO MUNICIPAL

HELIANTHE
Kurhaus
Pension v. M 25.- an

DIE VON DEUTSCHEN BEVORZUGTEN HOTELS

MÉTROPOLE
Pension von
M 15.- bis M 25.-

LE SAHEL
Pension
von M 16.- an

PRINCESSHOME
Pension von
M 14.- bis M 25.-

CONTINENTAL
Pension
von M 16.- bis M 30.-

OSTSEEBAD Rewahl i. Pom.

Das gesunde, am hohen Ufer geschützt liegende, schon vor 100 Jahren besuchte Seebad. Herrlicher Badestrand, Seebäder frei! Tägliche Verbindung vom 15. Mai ab Berlin mit Eilzug 12,25 Uhr, an Rewahl 19,12 Uhr. Direkte Autostraße durch neugebaute Chaussee bis in den Ort. Neuzeitlich eingerichtetes Warmbad für alle medizinischen Bäder. Für angenehmen Aufenthalt d. Gäste ist bestens gesorgt. Auskunft durch die Badeverwaltung.

Rewahl i. Pom. STRANDHOTEL
Erstes Haus / Direkt am Meer

Bad Kudowa Kreis Glatz
Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäder d. Bades i. Hause. Aller Komfort. Mäß. Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

Obersalzberg BERCHTESGADEN
(1000 m)
Hochwald. Pension Buchenheim. Höhengsonne.

Codern Perle der Mosel,
besuchter Luftkurort, reich
an Naturschönheiten. Sehensw. Burg, Ruine.
Auskunft: Städtisches Verkehrsamt

Köln a. Rh. HOTEL REICHSHOF
Am Hof 18
Fernsprech-Anschluß: Anno 2736, 5777, 3984
Mit allem Komfort.

PAUL GRAUPE

BERLIN W 10, TIERGARTENSTRASSE 4

Auktion 89:

10. Juni 1929

Die Bibliothek
Alfred Simon. Die bedeutendste
Sammlung moderner Luxus- u. Preßendrucke

Auktion 90:

11. Juni 1929

Handzeichnungen und
Graphik moderner Meister
Heden, Meryion, Millet, Pennel, Toulouse-
Lautrec, Zorn u. andere

Illu{strierte Kataloge auf Wunsch

DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. • Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. • Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. • Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid

Illustr. Prospekt meiner photographischen

Aktwerke

gegen Einsendung
von 15 Pfennig

Lotte Herrlich

Altona-Bahrenfeld,
Udickesstraße 186.

Studien- Ateliers

FÜR MALEREI UND PLASTIK

28. Schuljahr

Lehrkräfte: Josef Bató, Robert Erdmann, Eugen Spiro (Zeichnen und Malen), Moritz Pathé (Tierklasse), Professor Otto Arpke, (Plakat, Mode, Schrift), Paul Könitzer (Perspektive), Nachm.-Klasse u. Abendakt ohne Korrektur Aufnahme jederzeit. — Näheres im Büro

CHARLOTTENBURG

Kantstr.159. Fernspr. Bismarck 3719

VERSICHERT EUCH

GEGEN VERLUSTE BEI
KRANKHEIT
UNFALL UND TOD

Bei Tod durch
Unfall bis 1000 RM Sterbegeld
Bei Nichterkrankung Gewinnbeteiligung bis

80%

bei der

Deutschen Kranken-
Versicherungs-
Aktien-Gesellschaft

Berlin W57, Potsdamer Straße Nr. 75
Fernsprecher: Amt Lützow 1825, 2705

Bitte ausschneiden! — Als Drucksache in Umschlag stecken
Erbitte kostenlose Zusendung von Prospekt DT
(Vertreterbesuch unverbindlich)

Name _____

Deutliche Adresse _____



Wilhelm Speyer:

Charlott erwas Verrückt

Preis brosch. 3.— M,
in Leinen . . 4.50 M.
Verlag Ullstein

„Witzig und weltmännisch“ (Berliner Tageblatt) / „Eine tolle Geschichte“ (Breslauer Zeitung) / „Ein Buch wie Champagner“ (Bremer Büchermarkt) / „Das Märchen und die Harlekinade unserer Zeit“ (Das Tagebuch, Berlin) / „Leicht u. schmissig“ (Der Tag, Wien)

Das neue Kircheißbuch



Erweiterung und Ergänzung des Buches
„Weltumsegelung“

von KAPITÄN
KIRCHEISS

ist soeben erschienen. Mit einem Brief des Kapitän Plüschow aus Süd-Amerika an Kapitän Kircheiß nebst Bildern der „Feuerland“ und ihrer Mannschaft.

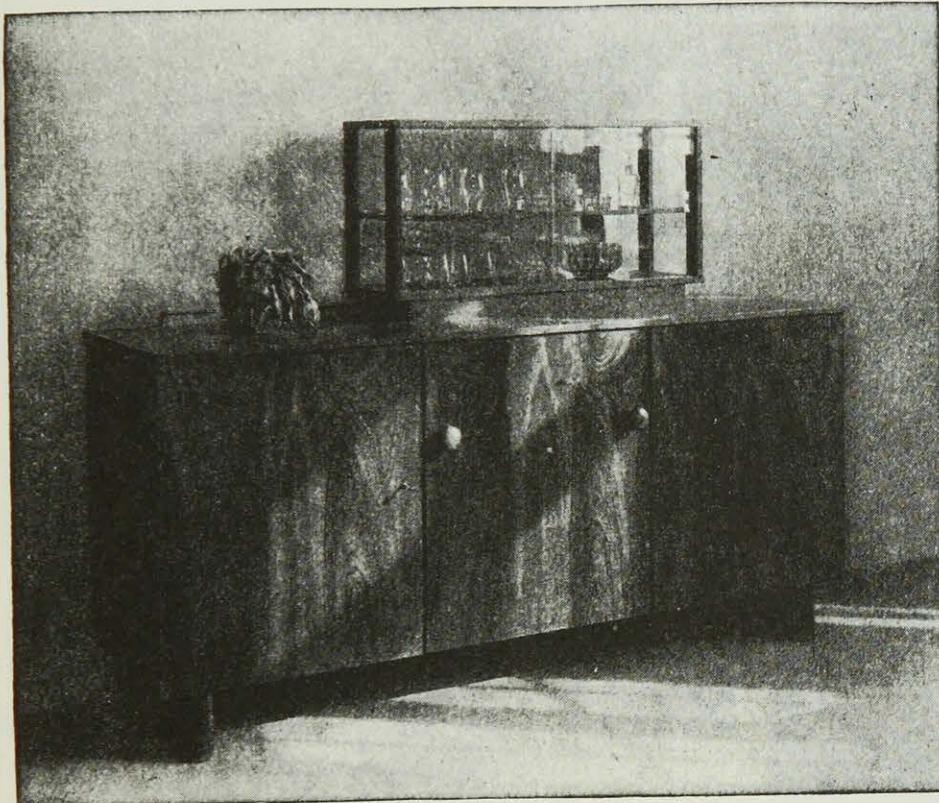
In Ganzleinen elegant gebunden RM 5.-
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

KRIBE-VERLAG / BERLIN N 113

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN A.G.

HELLERAU / DRESDEN / BERLIN / MÜNCHEN

SPEISEZIMMER AUS GESTREIFTEM NUSSBAUM MATTIERT



Geschirrschrank
RM. 360
Glasaufsatz
RM. 108
runder
Kulissentisch
RM. 168
Abstelltisch
RM. 54
2 Armlehnstühle
mit Rohrsitz
RM. 101
4 Stühle mit
Rohrsitz
RM. 154
zusammen
RM. 945



„DIE BILLIGE WOHNUNG“

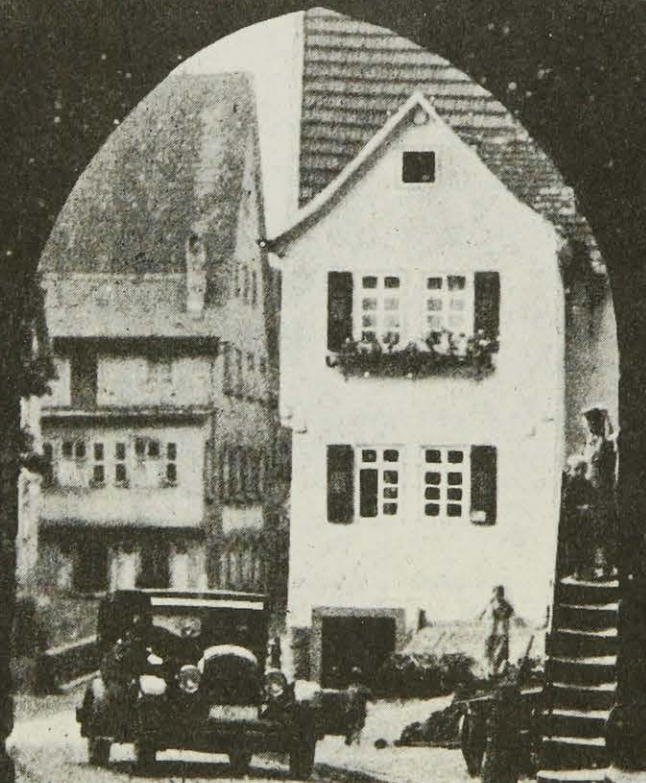
NACH ENTWURFEN VON PROFESSOR ADOLF G. SCHNECK

AUSSTELLUNGEN UND VERKAUFSSTELLEN:

B BERLIN · W 9 · KÖNIGGRÄTZERSTRASSE · 22
BERLIN · W 15 · KURFÜRSTENDAMM · 38
DRESDEN - A · PRAGERSTRASSE · 11
MÜNCHEN · WITTELSBACHER PLATZ · 1

MAN VERLANGE GEGEN EINSENDUNG VON RM. 1.50 PREISBUCH S 3

Gute Reise
mit BZ-Karten!



DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang

Berlin, Ende Juni 1929

Heft 6

INHALT

<i>Wilhelm Ostwald</i> : Stil	379
<i>Georg Steindorff</i> : Querschnitt durch Kairo	382
<i>Erna Pinner</i> : Sommer in Aegypten	386
<i>G. Roeder</i> : Pelizaeus und sein Museum	389
<i>Nago</i> : Leben in Aegypten	391
<i>Paul Valéry</i> : Kleiner Brief über die Mythen	395
<i>Wolf v. Harder</i> : Proust und der Kammerdiener	401
<i>Chevalier Desgrieux</i> : Liebesbriefe von M. P.	407
<i>Massimo Bontempelli</i> : Poker-Novelle	409
<i>Victor Wittner</i> : Luftreise	419
<i>Anton Schnack</i> : Fränkische Städte	422
<i>Anton</i> : Die Leute vom Nebentisch	424
<i>G. K. Chesterton</i> : Im Bette liegen	425

Marginalien

Bücher- und Schallplatten-Querschnitt

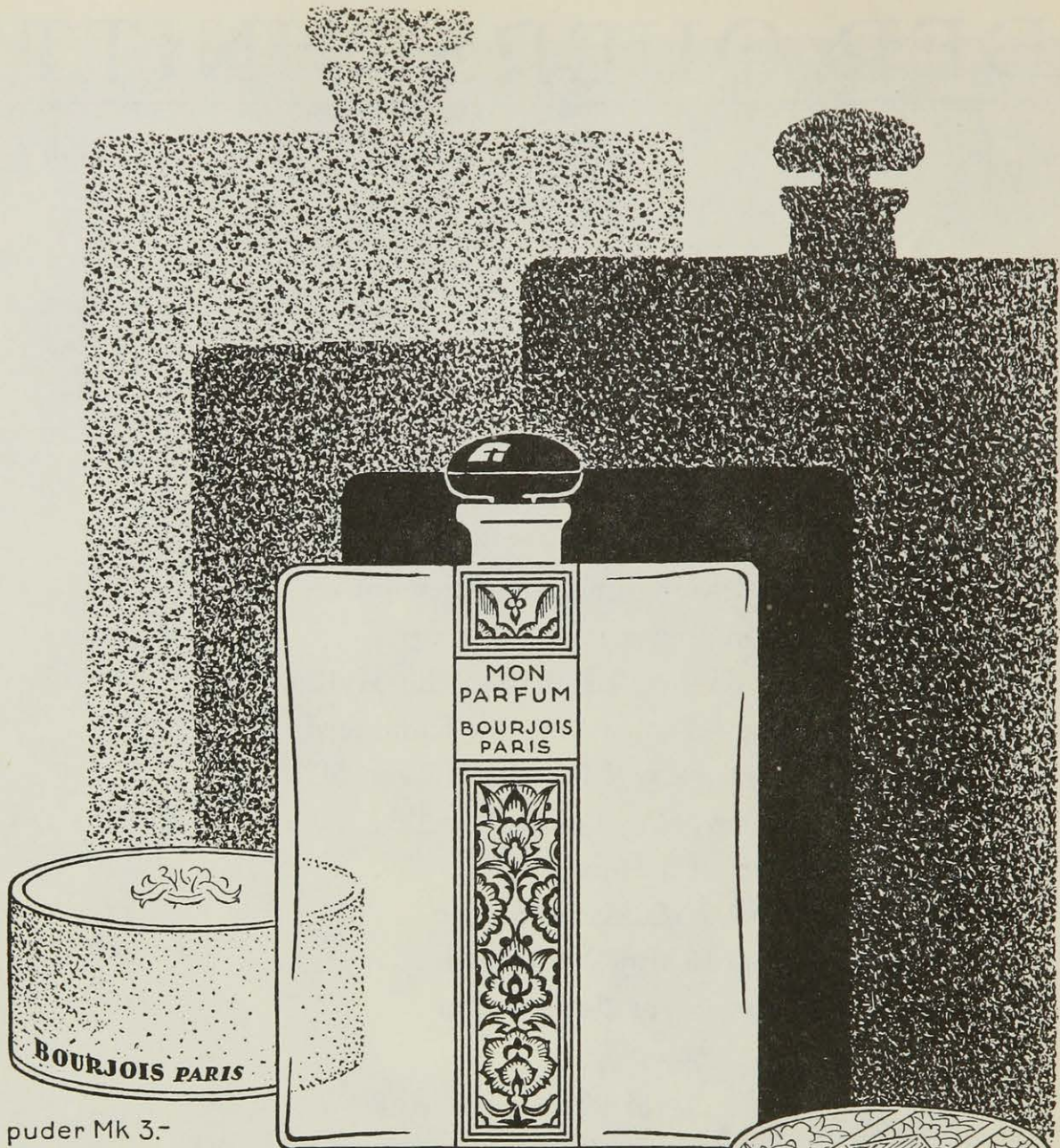
Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Pablo Picasso

Verantwortlicher Redakteur: Victor Wittner, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag, Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



puder Mk 3.-

Mk. 6.-, 10.-, & 18.-

compact
Mk. 2.90



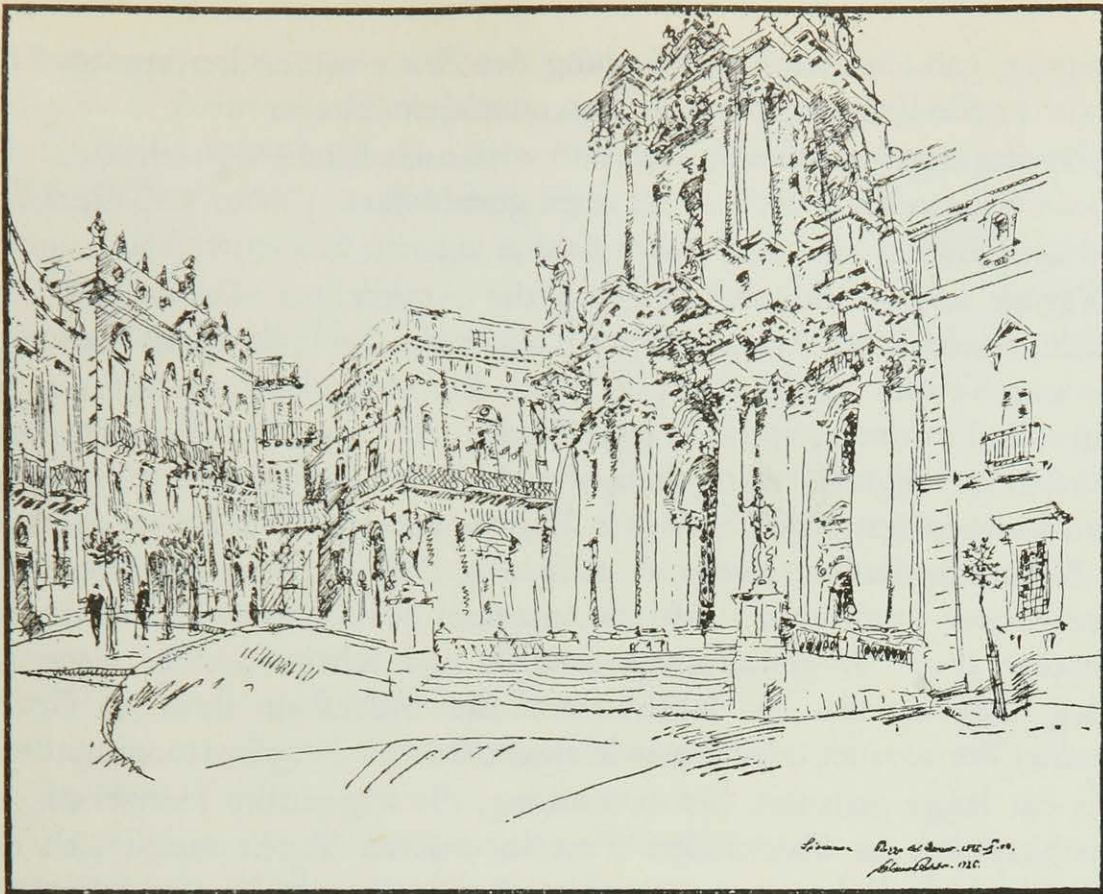
lippenstift Mk.3.50

„Schönheitswinke
von Babette“

Eine hochinteressante
illustrierte Broschüre.
Verlangen Sie diese
in allen einschlä-
gigen Geschäften
Gratis.

mon parfum
von
BOURJOIS
PARIS

NIEDERLAGE: BERLIN SW.68. ALEXANDRINENSTR.105/106



Klaus Richter

S T I L

Von

WILHELM OSTWALD

Seit rund fünfzig Jahren lese ich gelegentlich kunstgeschichtliche und kunstphilosophische Schriften (schade um die viele schöne Zeit, die ich damit vertan habe!) und finde immer wieder den Vorwurf, den ihre Verfasser gegen die Zeit schleudern, in der sie zu leben verurteilt sind: *die hätte keinen Stil*. Früher habe ich ihnen geglaubt und gleichfalls gelegentlich mit tadelndem Kopfschütteln gesagt: unsere Zeit hat keinen Stil! Aber ich darf hinzufügen: ich hatte ein immer schlechteres Gewissen dabei. Nicht wegen des Stilmangels, an dem ich mich ja ganz unschuldig fühlen durfte. Sondern weil ich zunehmend zweifelhafter darüber wurde, ob der Stilmangel, wenn er vorhanden war, wirklich ein *Mangel* war, und, zweitens, ob solch ein Mangel wirklich bestand. Denn meine jungen Jahre fielen in jene herrliche Zeit des großen Aufschwunges der Physik, Chemie und Physiologie, von deren Früchten wir jetzt leben. Ich durfte zuschauen, wie die Elektrotechnik begann, wie Robert Koch das Gewimmel der kleinsten Lebewesen zu entwirren lehrte, wie aus dem Steinkohlenteer eine neue Welt allerschönster Farben aufblühte, und wie die ersten Fahrräder und Kraftwagen Raum und Zeit mit vervielfachten Inhalten zu füllen erlaubten — kurz, wie die neuen Daseinsmöglichkeiten des heutigen Menschen entstanden. Diese prachtvolle

Bewegung gab für meine Empfindung der Zeit einen so bestimmten Stil, daß sie für alle Zukunft durch sie gekennzeichnet bleiben wird.

Aber das sind ja nur technische und wissenschaftliche Fortschritte, höre ich jene Klagenden erwidern; sie seien gerade daran schuld, daß die *Kunst* zurückgedrängt wurde und daher keinen eigenen Stil entwickeln konnte!

Warum konnte sie, insbesondere die Architektur, keinen Stil entwickeln, welcher der Zeit entsprach? Nicht die Techniker und Naturforscher waren daran schuld, denn sie ließen die Architekten machen, was sie wollten und konnten, sondern jene Klagenden selbst, die *Kunsthistoriker*. Sie ließen als stilgemäß nur gelten, was den Formen irgendeiner früheren, geschichtlich längst abgeschlossenen Epoche entsprach, und brandmarkten jede Neuerung darüber hinaus als stilwidrig. Mit ihrer seit Jahrhunderten angezüchteten komischen Ehrfurcht vor dem Schulmeister ließen sich die Deutschen diese Vergewaltigung gefallen und schämten sich, wenn sie in der Kleidung des 19. Jahrhunderts die Stileinheit ihrer in Gotik, deutscher Renaissance oder sonstwie eingerichteten Zimmer stören mußten.

Es hat lange gedauert, bis man anfing, die angemähte Herrschaft der Kunsthistoriker zu überwinden. Erst in unseren Tagen macht sich die Architektur mit Erfolg von jenen historischen Fesseln los und wagt, die gewaltigen Fortschritte in der Beherrschung der Baustoffe ohne Rücksicht auf überkommene, technisch längst überwundene Bauformen zu verwerten. Von dieser Stelle zurückgedrängt, haben die Kunsthistoriker ein anderes Feld besetzt, um ihren schädlichen Einfluß auf unser gegenwärtiges Dasein auszuüben. Sie haben uns die Vorstellung suggeriert, als sei es eine heilige Pflicht der Allgemeinheit, das Material ihrer größtenteils unnützen Forschungen, nämlich alte Häuser, Bilder, Geräte usw. grundsätzlich zu erhalten und zu pflegen, auch auf Kosten der gegenwärtigen Bedürfnisse und Zwecke. Als neulich der sogenannte Welfenschatz nach Amerika verkauft werden sollte (was höchst vernünftig gewesen wäre, da es dort Geld genug für Überflüssiges gibt, bei uns dagegen nicht genug für Notwendiges), erhob die ganze Tages- und Fachpresse ein schreckliches Wehgeschrei und verhinderte den Verkauf. Was haben wir davon? Daß jene alten Gegenstände, die kaum jemand ansieht und an denen man nichts von Belang mehr lernen kann, auch fernerhin von einem werdenden Kunsthistoriker, der eine Dissertation darüber schreiben will, erreicht werden können, ohne daß er deshalb nach Amerika zu reisen braucht. Man nenne mir einen anderen Gewinn — ich kann keinen erkennen.

Nun sieht man, was die Klage um den fehlenden Stil eigentlich bedeutet. Durch seine Berufseinstellung hat der Kunsthistoriker und der von ihm geistig abhängige Kunstberichter der Presse seinen Blick nach rückwärts auf die Vergangenheit eingestellt. Von dort holt er seine Stilvorstellungen, und es ist daher nichts selbstverständlicher, als daß er sie in der Gegenwart

entweder gar nicht oder im Verschwinden begriffen vorfindet. Da er das nicht antrifft, was ihm als Stil geläufig ist, beschuldigt er seine Zeit, keinen Stil zu haben, während er seine verkehrte Blickrichtung beschuldigen müßte, daß sie ihm diesen Stil nicht zeigt.

Wenn nämlich die Ausdrucksweise sich so weit geändert hat, daß ihre Verschiedenheit von der letztvergangenen deutlich erkennbar wird, entdeckt die Kunstgeschichte plötzlich, daß auch jene Zeit ihren Stil gehabt hat, und was die vorige Generation verachtet hatte, wird nun zum Gegenstand der „Forschung“. Hierbei tritt noch folgende Besonderheit ein. Das Feld der Kunstgeschichte ist für die gegenwärtige Art des Betriebes schon sehr unfruchtbar geworden (womit ich nicht sagen will, daß es jemals sehr fruchtbar gewesen ist), und wenn etwas Neues gemacht werden soll, so müssen Sachen oder Menschen vierten und fünften Ranges herhalten. Durch eine sehr natürliche Gedankenverbindung bestrebt sich der Verfasser, seine Angelegenheit so bedeutend wie möglich erscheinen zu lassen, da er sonst mit der peinlichen Frage rechnen müßte, wozu er überhaupt die unfruchtbare Arbeit unternommen hat. So erhält auch die früher verachtete junge Vergangenheit plötzlich einen Kredit, der weit über den Sachwert hinauszugehen pflegt.

Den Stil der Gegenwart in ihren allgemeineren Äußerungen zu erkennen, ist nämlich sehr schwer. Jeder Stil bedeutet Beschränkung der Mittel und Beschränktheit der Schaffenden. Auch die Besten haben nicht mehr zur Verfügung, als was die Zeit ihnen liefert, vermehrt um das verhältnismäßig Wenige, was sie selbst an Neuem dazutun können. Jede Zeit betätigt sich also an der obersten Grenze ihres Könnens und setzt dafür die Gesamtheit ihrer Mittel ein. Für den dieser Zeit Angehörigen besteht also keine Beschränkung und somit kein Stil; erst eine spätere Zeit, welche über jene deutlich hinausgeschritten ist, kann einen solchen erkennen. Folglich hat überhaupt keine Gegenwart einen Stil; sie kann keinen haben. Am wenigsten für den Kunsthistoriker. Nur wer über seine Zeit in die Zukunft zu schauen weiß, kann etwas von ihrem Stil erkennen.



Touchagues

QUERSCHNITT DURCH KAIRO

Von

Professor GEORG STEINDORFF

Es war im Jahre der Flucht 20, d. h. im Jahre des Herrn 641. Amr ibn el-Asi, der arabische Eroberer Ägyptens, hatte sein Lager im Angesicht der großen Pyramiden von Giseh auf dem rechten Nilufer bei der römischen Festung Babylon aufgeschlagen. Nun wollte er mit seinen siegreichen Truppen nordwärts marschieren, Alexandrien, die alte Hauptstadt des Landes, einnehmen. Er gab seinen Dienern den Befehl, sein Zelt abubrechen, doch siehe da, eine Taube hatte ihr Nest auf dessen Dach gebaut und ihre Eier hineingelegt. Mitleidig ordnete er an, das Zelt stehen zu lassen und den brütenden Vogel nicht zu stören; während seiner Abwesenheit sollte der römische Kommandant des benachbarten Babylon über das Zelt wachen. Als Monate später die Muslims aus Alexandrien nach ihrem alten Standort zurückkehrten, fragten sie den Feldherrn, wo sie jetzt ihr Lager aufschlagen sollten. Amr antwortete: „El-Fustat“ (beim Zelte), und so ward um das Zelt, das noch an demselben Platz stand, an dem er es verlassen, die erste arabische Siedlung gebaut und ihr der Name „El-Fustat“ gegeben.

Noch heute bezeichnen ungeheure Schutthügel die Stätte, auf der Amr residiert, und an der er auch Allah die erste Moschee erbaut hat. Die neue Stadt wuchs; aber sie folgte nicht dem üblichen Zug nach dem Westen — auf dieser Seite schob der Nil einen breiten Graben vor —, sie rückt vielmehr während 13 Jahrhunderten Schritt für Schritt gen Norden vor und hat diesen Marsch bis zu diesem Tag nicht eingestellt. Aus der Stadt des Soldaten Amr ist die Residenz der Kalifen entstanden, beherrscht von der Zitadelle, die Saladin der Große als scheinbar unbezwingliche Stadtburg errichtete; in demselben Jahre 1517, in dem Luther seine 95 Thesen an die Pforte der Wittenberger Schloßkirche anschlug, rückte ein Türkenheer des Sultans von Konstantinopel in die prächtige Kalifenstadt ein. Türken wurden jetzt die Herren des alten Pharaonenlandes und sind es, wenigstens dem Namen nach, bis zum 18. Dezember des schicksalsreichen Jahres 1914 geblieben, an dem England das Hoheitsrecht der Türkei über Ägypten aufhob und Ägypten als britisches Protektorat erklärte. Eine Fülle von Schicksalen von den Tagen Amrs bis zu denen des General Maxwell, des britischen Oberkommandierenden! Schon längst hat El-Fustat seinen Namen geändert. Die Araber nennen es Masr, die Europäer Kairo, eine Verstümmelung des arabischen Kahira. Diesen Namen soll die Stadt empfangen haben, weil in der Stunde, da 969 die Ummauerung eines neuen Stadtteiles begonnen wurde, der Planet Mars, den die Araber el-Kahir, den „Siegreichen“ nennen, den dortigen Meridian durchlief.

Solche geschichtlichen Erinnerungen krame ich nicht hervor, um ein historisches Kolleg über die Stadtgeschichte Kairos zu halten. Sie kommen mir ganz unwillkürlich, da ich auf der breiten Terrasse eines Kairener Prunkhotels, des Continental Savoy, dessen Name auch wieder ein Stück Stadtgeschichte bedeutet, behaglich meinen Morgentee trinke und auf den Einzug König Fuads warte.

Monarchen wollen erwartet werden. Es dauert einige Zeit, bis sie erscheinen, und so habe ich Muße, auf den Balkon des höheren Stockwerks zu treten und mich

A e g y p t e n



Photo H. Wolter

König Fuad
(anlässlich seiner Deutschland-Reise)



Phot. Elli Marcus
Hassan Nahat Pascha, der ägyptische Gesandte in Berlin



Pelizaeus-Museum, Hildesheim
Dr. v. Stohrer, der deutsche Gesandte in Kairo



Bildnis einer Frau, auf Holz gemalt (röm. Zeit)



Frau v. Stohrer, die Gattin des deutschen Gesandten in Kairo

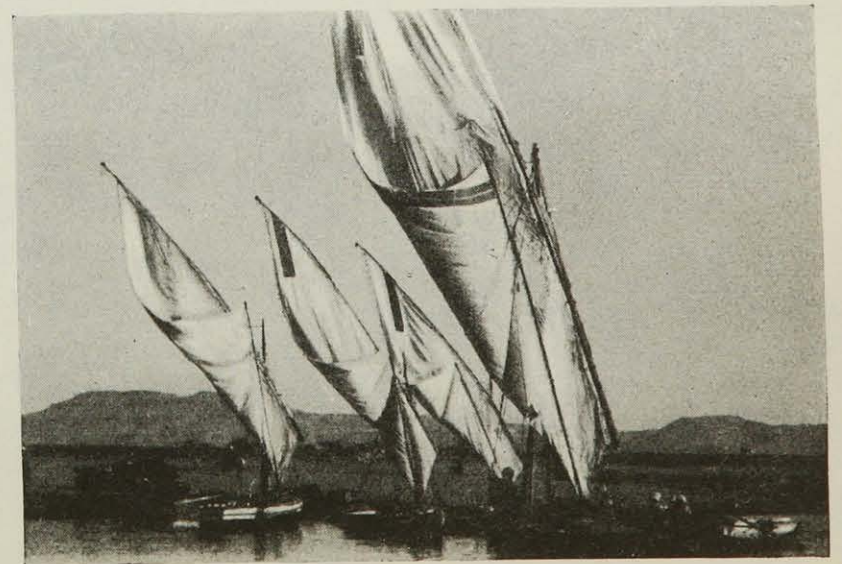


Alt-Kairo

Photo A. & E. Frankl



Das Bett eines Fellachenwärters



Am oberen Nil

an dem Anblick des Straßengewirrs und des Häusermeers der neuen Königsstadt zu erfreuen. Wundervoll beleuchtet liegt im Osten die Zitadelle, die bald ihr 700jähriges Jubiläum feiern wird. Auf ihr hat auch Fuads Urgroßvater, Muhammed Ali, seine Herrschaft stabilisiert und seine Dynastie begründet. In Mazedonien war er geboren; allerlei Sagen umweben seine Kindheit und erste Jugend, und wir wollen diesen Nebelschleier nicht lüften. Jedenfalls kam er als Führer eines türkischen Truppenkontingents im Jahre 1799 nach Ägypten, in der Zeit, in der Franzosen und Engländer um den Besitz des Pharaonenlandes rangen, und habsüchtige Mamelukenbeys willkürlich das Volk beherrschten und ausbeuteten. Es war eine tolle, wilde Zeit, in der der Tapfere und Kluge sein Glück machen konnte. Und Muhammed Ali war der Mann dazu. Es gelang ihm, die militärische Macht in seine Hand zu bringen und sich schließlich von den durch Erpressungen der Mameluken und unbezahlten türkischen Soldtruppen zur Verzweiflung gebrachten Kairenern zum Pascha ausrufen zu lassen. Innerhalb von zehn Jahren war der kleine Condottiere zu einem von der Pforte anerkannten ägyptischen Erbstatthalter geworden. Nur die Mamelukenbeys standen ihm und der gesetzlichen Entwicklung des Landes noch im Wege. Am 1. März 1811 lud sie Muhammed Ali freundschaftlich zu einem Festmahle auf die Zitadelle. In kostbaren Kleidern und glänzendem Waffenschmuck erschienen die Gäste. Kaum aber hatten sie die enge, von hohen Mauern beschattete Gasse betreten, die zu dem oberen Festungstore führte, als plötzlich auf ein gegebenes Zeichen aus allen Fenstern und Luken ringsum wohlgezielte Schüsse aus den Büchsen der hinter festen Mauern lauernden Albanesen knatterten. In unbeschreiblicher Verwirrung ballen sich Rosse und Reiter, Lebende, Sterbende und Tote zu immer regungsloseren und starren Hügeln zusammen. Wie man Kerzen auf einer Festtafel auslöscht, so vernichtet Muhammed Ali in kaum einer halben Stunde seine 480 Gegner. Nur einer der Mameluken soll entkommen sein, durch einen ungeheuren Sprung über die Brüstung des Zitadellenabhanges rettete ihn sein Roß. Noch heute zeigt der Dragoman den Fremden die Stelle, an der dieser Harrassprung geschah. So ward die Dynastie gesichert und Fuads Königtum vorbereitet. Den höchsten Glanz sah das neue Fürstengeschlecht, als vor sechzig Jahren der Vizekönig Ismail, „der Prachtige“, den Suezkanal einweihte und Fürstlichkeiten aus allen europäischen Staaten, an ihrer Spitze die Kaiserin Eugenie von Frankreich, als Gäste begrüßen durfte. Den rauschenden Festlichkeiten jener Tage folgten freilich nur zu bald die sorgenvollen Nächte. Ägyptens Schulden stiegen ins Unermeßliche, und zehn Jahre nach der Einweihung des verhängnisvollen Suezkanals zog Ismail in die Verbannung nach Italien, wo Fuad das Licht der Welt erblickte.

Hat sich Kairo verändert? Als ich vor nunmehr 34 Jahren zum ersten Male den ersehnten ägyptischen Boden betrat und mein Quartier in Shepherds Hotel aufschlug, gab es noch überall in der Europäerstadt Haltestellen für Esel. Zu Esel ritt man in die Altstadt, zu den mittelalterlichen Moscheen und Basaren; zu Esel trabte man auf die Zitadelle, um von der Höhe aus die Sonne im Westen hinter den Pyramiden untergehen zu sehen; zu Esel nahm man den Weg zur Cheops-Pyramide, die auf staubiger Landstraße in mehr als zwei Stunden erreicht wurde; zu Esel habe ich im langen, schwarzen Gehrock meinen Antrittsbesuch

bei dem damaligen Generalkonsul Herrn von Heyking gemacht und bin, von dessen geistvoller Gattin Elisabeth zu Esel begleitet, in mein Hotel zurückgeritten. Heute ist der Esel und der zu ihm gehörige Eseltreiber, den man einst nicht mit Unrecht dem Berliner Schusterjungen verglich, fast ganz aus dem europäischen Stadtviertel verschwunden. Nur der Fellache oder Kleinbürger bedient sich noch des langohrigen Reittiers. Dem Esel folgte zu Anfang unseres Jahrhunderts die Pferdedroschke, aber auch sie nimmt, wenn auch nicht so schnell wie in Europa, Abschied von den engen Straßen. Das Automobil ist, besonders seit dem Weltkrieg, zum Herrscher des Landes geworden. Wohlgepflegte Automobilstraßen durchziehen das ganze Unterägypten. Und es kommt gar nicht selten vor, daß der reiche Kaufherr von Alexandrien am Nachmittag nach Kairo fährt, in dem Prunkhotel des Mena-House am Fuße der Pyramiden sein Dinner einnimmt und in den kühlen Nachtstunden nach Alexandrien zurückkehrt. Die großen Ausflüge nach den Giseh-Pyramiden, nach Memphis und Sakkara, die man einst zu Esel unternahm, werden heutzutage ohne übermäßig hohe Kosten, ohne Kraft- oder größeren Zeitverlust im „Taxi“ unternommen. Gewiß war Kairo schon vor dem Krieg eine Großstadt, heute ist es eine mehr als eine Million Einwohner zählende Weltstadt geworden, deren europäische Quartiere mit unheimlicher Geschwindigkeit zunehmen und ein nicht gerade sehr gesundes Wachstum aufweisen. Schon vor hundert Jahren hatte man durch die arabische Altstadt eine breite Verkehrsstraße gelegt, die sogenannte Muski; sie trug aber noch mittelalterlichen Charakter. Matten und Decken überspannten sie und schützten die in den kleinen Verkaufsbuden hockenden Händler und ihre Käufer vor den sengenden Strahlen der Sonne. Heute sind jene malerischen Schutzdächer verschwunden. Die einheimischen Kaufleute sind in die umliegenden kleineren Basare verdrängt, griechische, syrische, armenische, jüdische Ladeninhaber haben von der Straße Besitz ergriffen und ihr den schönen alten Charakter genommen. In den letzten Jahren sind durch die Altstadt zwei neue breite Straßen gebrochen worden, denen selbstverständlich wieder ein großes Stück Alt-Kairo zum Opfer fallen mußte. Laute Klagelieder hat man ob solcher Barbarei angestimmt und nicht ohne Grund gesagt, daß die Regierung auf der einen Seite Millionen ausbebe, um alte, verfallene Moscheen zu retten und wieder aufzubauen, hier aber die Stadtverwaltung köstlichstes Gut alter Stadtarchitektur vernichtete. Aber was hilft? Das Automobil verlangt seinen Weg, und die enge Gasse, die manchmal kaum Raum für zwei einander begegnende Kamele bot, muß Platz für den Kraftwagen machen. Immerhin ist noch genug des Alten und Malerischen geblieben, und man muß nur wenige Schritte von den üblichen Touristenstraßen abweichen, um eine Fülle reizvoller, mittelalterlicher Viertel aufzufinden. Nicht verändert haben sich auch jene finsternen Quartiere, die seit Jahrzehnten nicht nur der liebestrunkene Tommy, sondern auch der sensationslüsterne Globetrotter aufzusuchen pflegt. Die niedrigste Venus herrscht hier. Ihrem Schutze sind die hinter eisernen Gittern hockenden und lockenden Priesterinnen empfohlen; wer aber wirklich volkstümliches Liebesleben kennenlernen möchte, altüberlieferten Bauchtanz sehen und einheimische zotige Gesänge hören, der wird recht enttäuscht diesen übelduftenden Gassen und von Öllämpchen erleuchteten Häusern den Rücken kehren. „Fatme, die Perle des Ostens“, die

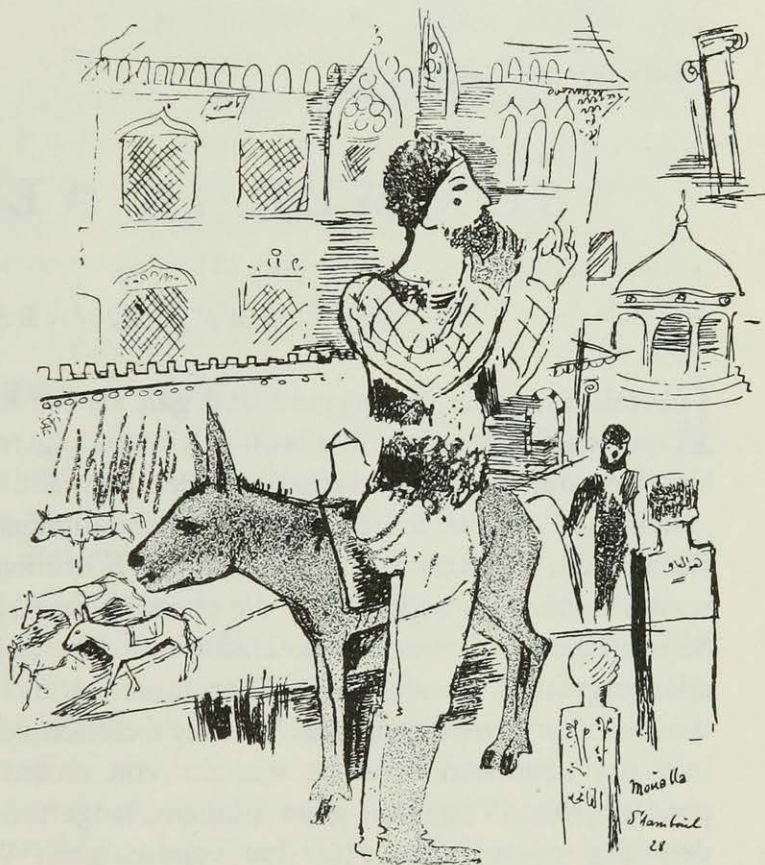
sich hier prostituiert, besitzt keinen Reiz und steht nur noch ein paar Stufen tiefer als ihre dem gleichen Kult huldigende Schwester in den Hafenvierteln von Marseille oder Neapel.

Mehr und mehr hat sich die europäische Kultur auch der einheimischen Bevölkerung bemächtigt. Freilich, der rote Tarbusch oder, wie er bei uns gewöhnlich genannt wird, der Fez ist noch nicht, wie in der Türkei, von Staats wegen verboten; nach wie vor wird er von den „Herren“, den Effendis, und auch von den im Dienste der Regierung stehenden Europäern als offizielle Kopfbedeckung getragen; auch der vornehme arabische Kaufmann windet noch um den weichen Tarbusch den weißen Turban und kleidet sich in sein buntfarbiges, seidenes Kaftangewand. Aber die

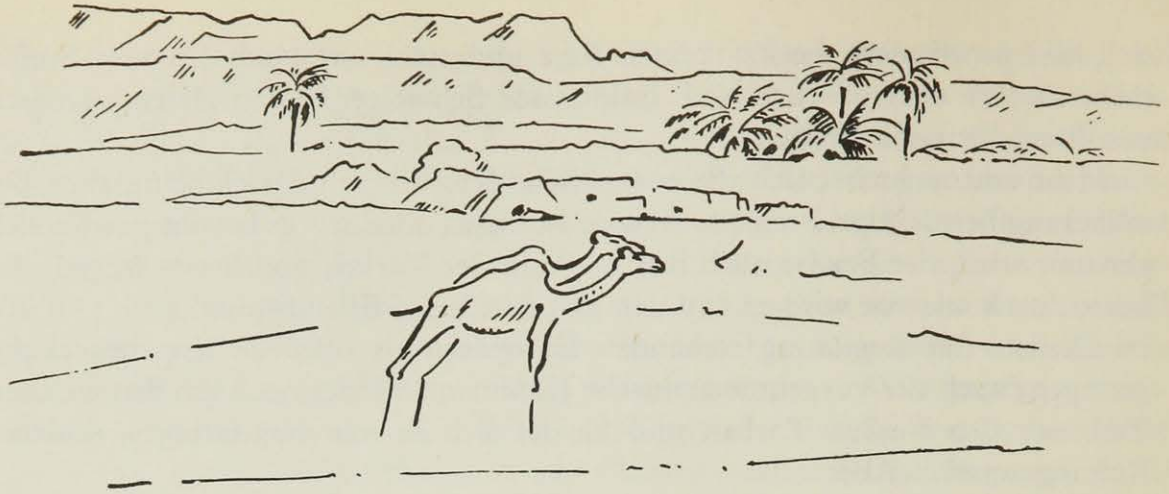
Frauen emanzipieren sich mehr und mehr von den alten Sitten. Wo sieht man noch eine Glaskutsche, in der die Haremsdamen sitzen und auf deren Kutscherbock der Eunuch stolz thront? Wo sind die glänzend aufgeputzten Vorläufer geblieben, die mit ihren nackten, braunen Füßen keuchend den Karossen voranliefen und mit langen Stäben Platz machten? Im Auto fährt die elegante Frau und läßt unter dem allerdünnsten Schleier ihre geschminkten Wangen und gefärbten Lippen sehen. Und derselbe Schleier wird auch statt der alten eigentümlichen Verhüllung von den Frauen der mittleren Stände getragen,

die zu Fuß im modernsten Gewand mit kurzen Röcken, feinen fleischfarbenen Seidenstrümpfen auf Stöckelschuhen kokett durch die Straßen schlendern und ihre dunklen Augen nach rechts und links schweifen lassen. Ja, Kairo hat sich verändert und ist doch das alte geblieben.

Vom Wandel im staatlichen Aufbau soll hier nicht die Rede sein. Der Repräsentant des neuen Ägypten, König Fuad, wird ihn selbst den staunenden Berlinern zeigen. Ein kluger, den politischen Verhältnissen geschickt sich anpassender Monarch, den man keineswegs mit dem in Verruf geratenen Amanullah vergleichen darf. — Hat sich Kairo verändert? — Vieles hat sich geändert, vieles ist geblieben, unverändert blieb freilich noch eines: es wird selten gemordet, wenig gestohlen — es wird nur betrogen. So wenigstens sagte mir ein alteingesessener Kairener, und der muß es wohl wissen.



Fikret Moualla



LIBYSCHER WÜESTE.

Erna Pinner

SOMMER IN AEGYPTEN

Von

ERNA PINNER

Ich reiste im Mai in Ägypten und galt als ein krasser Outsider der Saison. Die Landschaft ist unberührt von allen Arrangements. Kein einziges Saxophon bläst von den Terrassen der schlafenden Luxushotels über den Nil. Kein Krokodil „enchainé“ für die wilden Jäger Großbritanniens, keine Versuche der schwarzen Diener, die smartesten Fremden durch Einfüllen von Nilwasser in Fachingerwasserflaschen zu neppen und die europäischen Magen und Gedärme zu höchsten Saisonpreisen zu attackieren. Dafür tausche ich einen für europäische Begriffe allerdings nicht vorstellbaren Thermometerstand gegen einen verlassenen, üppig wuchernden Tropensommer. Unbeschreiblich schöne Nächte unter dem Sternbild des südlichen Kreuzes werden von einem Orchester ungezählter kleiner, papageigrüner Vögel mit ganz dünnem, langem Schnabel und lachsroter Kehle in den Tag übergeleitet. Auf den vereinsamten Wegen der Hotelparke am Nil schleicht der Ichneumon am Abend auf Vogelnester. Die Orangen blühen, und ihr Duft vermischt sich mit dem der Lilien und Rosen. Die Bäume leuchten heliotrop oder zinnober wie die Flamboyants. Fast kein grünes Blatt stört den Farbakord solcher Blütenalleen.

Den Nil aufwärts durch Unternubien ist die Hitze erschlaffend, doch stromabwärts hat man stets etwas Wind im Rücken. Vorbei an den Kolossen des Tempels von Abu Simbel, landet der Dampfer in Schellal, dem Hafen für Assuan und die Insel Elephantine mit dem Osiristempel. Assuan ist im Winter der gesuchteste Kurort Oberägyptens und besitzt das trockenste Klima. Jetzt liegt es ausgestorben unter glühender Sonne: der heißeste Punkt Afrikas. Auch die Krokodiljagd, die im Winter für passionierte Fremde in Szene gesetzt wird mittels einer beim Schuß versenkbaren Planke, auf der ein totes Krokodil liegt, ist geschlossen. In Wirklichkeit ist seit Jahrzehnten kein Krokodil mehr durch die Schleusen gekommen.

Der Sudan-Express ist schon von Khartum her überfüllt. Die englischen Offiziere, sportlich strahlende, vergnügte Jungen, fahren auf Urlaub. Sie verlassen ihr kleines Königreich im Sudan zum erstenmal seit zwei Jahren auf vier Monate. Das Abteil ist mit Tennisschlägern, Angelgeräten, Bridgeblocks und Tropenhelmen gefüllt. Als Kartentisch dient ein in der Mitte postierter Metallkoffer. Die Stimmung ist die denkbar beste, obwohl der Wüstensand, der durchs Fenster fliegt, alles zentimeterdick bedeckt. Höflich erneuern die Engländer ihre Sitze durch Belegen mit uralten Zeitungsnummern. Man transpiert und erhebt sich, die Daily News fast an den Körper geklebt, wie ein zur Zeitungsreklame wandelnder Sandwichman. Bei 40 Grad im Schatten meint man in dieser Lage sich leicht zu erkälten, wenn man zeitweise 50 bis 60 gewöhnt ist. Unter den Polstern stehen Holzkisten mit Eis und Dutzenden von Sodas. Ähnlich dem steigenden Nil bewässert das schmelzende Eis den mit der Lybischen Wüste bedeckten Fußboden. Unermüdlich arbeitet der Ventilator und bläst kleine Wellen, auf denen man schließlich bis Luxor schaukelt. Übrigens leiden die Ägypter, soweit sie nicht ackerbauende Fellachen sind, fast noch mehr unter der Hitze als die Europäer. Später traf ich einen Abgeordneten aus dem Süden, der vier Sprachen beherrschte, die Engländer, wie jeder nationalistische Ägypter, haßte und dies auch nicht verschwieg. Er hatte in Oxford studiert, liebte Frankreichs Geist und floh gerade nach Alexandrien ans Meer; er erzählte mir zwei Stunden von seiner infolge der Hitze unerträglichen Migräne.

Luxor ist das Kunstzentrum des „neuen Reiches“. Im Winter ist es durch förmliche Pilgerfahrten zu den Gräbern von Theben so überrannt, daß seine landschaftliche Schönheit fast versinkt. Jetzt spiegeln sich bei steigendem Nil die Säulen des Tempels von Luxor an verlassenen Ufern. Die Palmen stehen manchmal wie Gazellen am Horizont. Unter blühenden Bäumen, zebragestreift, der Winterpalast des Königs Fuad. Die Eingeborenen treiben am Abend die Büffel, Kamele und Esel in den Nil. Segelboote ziehen lautlos, und vor der sinkenden Sonne erhebt sich im zartesten Rosa am anderen Ufer Theben, das Steingebirge mit den Königsgräbern. Ein merkwürdiger Gegensatz: die weite, offene, milde Flußlandschaft und die blutigen Gesetze der ägyptischen Totenbestattung. Unfaßbar erscheint es, wenn man in einem der hochgetakelten Segelboote sitzt, daß in einem Land, welches nur Sonne kennt, die Könige sich ihr ganzes Leben fast nur mit ihrem Begräbnis befaßten. Dreißig Jahre wurde manchmal an einem Grab gearbeitet, und die Sklaven wurden, damit der Ort nicht verraten werde, umgebracht. Amenophis II. ließ sogar rechts und links im Vorraum seiner Gruft tiefe Gräben anbringen, in die die Verbrecher, die seinen Goldschatz rauben wollten, abstürzten. In der Tat soll man beim Öffnen des Grabes die Leichenknochen von zwanzig Dieben gefunden haben. Ramses II. baute sich am Totenufer einen



Erna Pinner

Palast, in dem er einige Stunden am Tag weilte, um das Fortschreiten seiner Grabarbeiten zu verfolgen. Im übrigen lebte man aber im Karnak, dem Königspalast von ungeheuren Ausmaßen auf der anderen Seite des Nils, wo heute Luxor liegt. Zwischen den bündelförmigen Säulenkolossen, die über und über mit Flachreliefs verziert und in leuchtendem Blau, Rot und Grün bemalt waren, und vor den hohen Eingangspylonen spazierten alle vor Macht fast wahnsinnigen Pharaonen voll der Sorge um ein ungestörtes Jenseits.

Im Nil darf man als Europäer nicht baden. Man bekommt die Bilharzia, eine Krankheit, vielmehr einen Wurm, der sich langsam in die Nieren schleicht. 75 v. H. aller Eingeborenen leiden daran. Aber nichts hindert, die Heiligkeit des Nils zu beschwören. Mein Dragoman Gasem Achmed meinte: „Achmed immer trinken Nilwasser; wenn Achmed filtriertes Wasser trinken, Achmed krank werden.“ Der Prophet hat nämlich auch aus dem Nil getrunken. Die Eingeborenen schöpfen an den schmutzigsten Stellen das Wasser. Sie füllen es in getrocknete Ochsenbälge, die sie tief gebeugt auf dem Rücken tragen. Das Quellwasser hat für sie einfach keinen Geschmack. Das geniale Bewässerungssystem in einem regenlosen Land läßt ja die Nilverehrung begreifen. Von Mai bis September steigt der Nil und setzt das flache Land unter Wasser. Wo Wüste war, setzt er Schlamm ab, und alles gedeiht in üppigster Form. Die Baumwolle kann zweimal im Jahr geerntet werden. Die Fellachen erhalten einen lächerlichen Arbeitslohn. Die Plantagenbesitzer werden sinnlos reich. Nur die gerechte Vorsehung stoppt diese für europäische Begriffe unvorstellbaren Vermögen durch die wilde Spekulation, die mit der Baumwolle getrieben wird. Von Zeit zu Zeit verliert man Kopf und Kragen. An der Börse von Kairo oder Alexandrien.

Der Schlamm dient auch dazu, die Häuser und Dörfer zu bauen. Vier ungedeckte Wände, innen ein paar Fußmatten, das ist alles. Für den Sommer ein durchlöcherter Leimkorb zum Schlafen für die Kinder. Die Bedürfnislosigkeit der Eingeborenen ist grenzenlos. Seit Jahrhunderten leiern sie ihre Brunneimeier in die Höhe und bewässern beinahe tropfenweise mit der Hand das Land. Manchmal zieht ein Kamel oder ein Büffel ein höchst primitives Wasserrad. Die Kinder Israels sollen vor ihrem Auszug aus Ägypten auch keine komfortableren Lebensbedingungen dort gekannt haben.

Wirklich unangenehm sind nur die Tage, an denen der heiße Wüstenwind, der „Chamsin“, weht, der die Luft kocht und alles in eine Wolke von Schwefelfarbe taucht. Selbst Moses, Bismarck und Ebert, die Reitesel und Kamele für die Germans, sind dann verschwunden, ebenso wie Nelson, Shakespeare, Wilson, Napoleon oder Poincaré. Vor dem Weltkrieg soll es majestätischere Namen für die Tiere gegeben haben, die aber jetzt von den konjunktursüchtigen Treibern kassiert wurden. An diesen Chamsin-Tagen verliert selbst der Himmel seinen strahlenden Glanz, und der Nil fließt bleiern und träge. Die Landschaft dehnt sich unendlich und flach bis in die Wüste. Ein langsam schreitendes Kamel oder ein bebürdeter kleiner Esel erhebt sich dominierend in schärfster Silhouette gegen den Horizont. Dann ist Oberägypten noch lautloser als in der windlosen Sonne. Und Nubien ist wie ein Boden, über den feurige Luft geblasen scheint. Fast teuflisch schön, aber nicht sonderlich gemütlich.

PELIZAEUS UND SEIN MUSEUM

Von

Professor Dr. G. ROEDER

Es war einmal ein Jüngling von zwanzig Jahren, der verließ das bischöfliche Gymnasium in Hildesheim und ging nach Aegypten, um Kaufmann zu werden. In gleichmäßiger, durch zähe Arbeit erkämpfter Linie erfolgte ein wirtschaftlicher Aufstieg, der den Hildesheimer in Kairo zum angesehenen Mitglied der internationalen Welt machte. Er hatte die gleiche Schwäche wie andere Bewohner des Niltals: er konnte es nicht lassen, Altertümer zu sammeln. Aus dem Liebhaber wurde ein ernster Freund der Geschichte Aegyptens, der sich an deutschen und dann österreichischen Ausgrabungen beteiligte und Funde aus ihnen erhielt. Die Sammlung in seinem Hause in Kairo war wohlbekannt. Der damalige Prinz Achmed Fuad, der jetzige König von Aegypten, gehörte zu seinem engeren Bekanntenkreis. Seine Altertümer zogen die Gelehrten in sein Haus, und auch ich habe damals seine Sammlung sehen dürfen, ohne zu ahnen, welche engen Beziehungen mich später mit ihr verbinden würden.

Um das Jahr 1909 stand die Frage zur Erwägung, was aus den Denkmälern des Sammlers Wilhelm Pelizaeus werden sollte. Wenn diejenigen, die damals als die zu Beschenkenden in Frage kamen, heute auf die geschehene Entwicklung zurückblicken, wären sie froh, hätten sie seinerzeit den schwer beladenen Wagen in ihr Tor einfahren lassen können. Im Jahre 1911 wurde das Pelizaeus-Museum in Hildesheim eröffnet: der Stifter hatte seine Sammlung und ihre Aufstellung in geschmackvoller Herrichtung geschenkt, seine Vaterstadt ihm ein eigenes Gebäude dafür zur Verfügung gestellt. Auf die glanzvolle Eröffnung folgten weitere rastlose Jahre des Schaffens. Aus Grabungen und durch Ankäufe kamen Funde in das neu gegründete Museum, das seinen Bestand nahezu verdoppeln konnte. Die letzte Sendung kam im Frühjahr 1914 in das Pelizaeus-Museum, just in denselben Monaten, in denen sein Stifter Aegypten mit dem Handkoffer verließ, um es nie wieder zu betreten. Sein Vermögen ließ er dort zurück, und niemals ist es wieder in seine Hände gelangt.

Die Kriegs- und Nachkriegsjahre bezeichnen auch für Wilhelm Pelizaeus einen Zusammenbruch der Lebensarbeit. Die geschäftliche Tätigkeit war unterbunden, der Betätigung wissenschaftlicher Interessen war die Grundlage entzogen. Er führte ein stilles Leben in Hildesheim, dessen Ehrenbürger er war. Die Landes-Universität Göttingen überreichte ihm zum 70. Geburtstag den Dr. phil. h. c., bei wissenschaftlichen Tagungen wurde er mit allen äußeren Ehren gefeiert — aber die Aktivität war lahmgelegt. Und doch ließ sich der rührige Mann auch im achten Lebensjahrzehnt nicht niederdrücken. Vaterstadt, Heimatprovinz, Staat und Reich traten für den Geschädigten ein. In den Jahren 1925—29 sind viermal Unternehmungen nach Aegypten gegangen, deren Ergebnisse vorwiegend dem Pelizaeus-Museum zuteil geworden sind. Zuletzt waren es umfangreiche Grabungen, aus denen Funde kamen, die den Rahmen des Pelizaeus-Museums zu sprengen drohen. Doch hier müßte ich von einer Entwicklung sprechen, die in die Zukunft hineinreicht, und das muß einem anderen Tag vorbehalten bleiben, wenn wir schon mit festen Größen werden rechnen können.

Das wissenschaftliche Ergebnis der Lebensarbeit von Wilhelm Pelizaeus ist das Pelizaeus-Museum in Hildesheim, das sich der Achtung der Fachleute und, was ich fast noch höher einschätzen möchte, der Bewunderung der Liebhaber erfreut. Selbstverständlich muß sich jedes Museum einen wissenschaftlichen Aufbau zugrunde legen und die archäologischen Allgemeinheiten pflegen. Aber es ist ein Vorzug der Hildesheimer Sammlung, daß in ihr von Anfang an die künstlerischen Werte gewürdigt worden sind, und daß man immer Rücksicht auf die ästhetischen Forderungen der Freunde ägyptischer Kunst genommen hat.

Ueber den Inhalt des Pelizaeus-Museums einige Andeutungen. Den Glanzpunkt liefert das „Alte Reich“ Aegyptens (3. Jahrtausend v. Chr.). In dem Hauptraum stehen über ein Dutzend Statuen, von denen die meisten den Durchschnitt überragen und die eine, der lebensgroße, thronende Prinz Hem-On, alles bekannte Maß überschreitet. In zwei Sälen stehen Funde aus Mastabas des Alten Reichs, wie man sie als einzelne Stücke, meist von minderer Güte, auch in einigen wenigen anderen Sammlungen sehen kann, als da sind: Scheintüren und Särge, Reliefs und hieroglyphische Inschriften, Tonkrüge und Kalksteingefäße, Fayenceketten und Kupferwerkzeuge und vieles andere. Doch hat so manches Stück von diesen Denkmälern nicht seinesgleichen, und wer vor dem monumentalen Grabstein der Prinzessin Wenschet steht, wird nicht leicht eine wirkungsvollere Gestaltung als diese Türform finden. Die Kenntnis der Herkunft vermittelt eine Mastaba mit ihrer Opferkammer, die als Ausschnitt aus der gewaltigen Architektur des Friedhofes von Gise in unseren Museumsraum verpflanzt worden ist. So geht es weiter in die späteren Epochen, nicht immer so großartig und bedeutungsvoll wie bei dem Alten Reich, doch stets mit hervorragenden Einzelstücken, nach denen man auch in den berühmtesten Sammlungen vergeblich suchen würde. Eine erlesene Besonderheit tritt in den Räumen für die griechisch-ägyptische Zeit entgegen. Nicht nur Denkmäler jenes Mischstils, der durch das Eindringen hellenistischen Kunstempfindens in das Niltal dort entstand, wie lebensvolle Stuckköpfe und Bildnisse von Mumien. Sondern vor allem Funde aus den Werkstätten von Bildhauern, bei deren Betrachtung schaffende Künstler der Gegenwart in Ekstase geraten sind. Selten ist uns ein so tiefer Blick in das Entstehen von Kunstwerken des Altertums vergönnt wie hier. Wir sehen den Bildhauer am Werk, der seine Modelle in Gipsformen gießt, der seine in Wachs modellierten Entwürfe trotz ihrer Flüchtigkeit und Unvollständigkeit sofort in Bronze umsetzt. Wir sehen den Kunstgewerbler seine Vorbereitungen machen, aus denen Frauenschmuck, verziertes Gerät und auch plastische Kompositionen hervorgehen, die der großen Kunst nahe stehen.

Ein Museum ist immer Stückwerk, denn in jedem Augenblick seiner Geschichte ist es unvollendet, und niemals weiß man, auf welchem Gebiete und nach welcher Richtung hin die in ihm ruhenden Kräfte einmal zur Entfaltung kommen mögen. Das trifft auch für die Geschichte des Pelizaeus-Museums zu, das sein Stifter so manches Mal für abgeschlossen erklärt hat, um dann im folgenden Jahr mit aller Energie seine Erweiterung zu fördern und durchzusetzen. Was heute dasteht, ist das Ergebnis zäher Arbeit, charakteristisch für deutsches Schaffen, das aus einer wissenschaftlichen Liebhaberei eine ernste Aufgabe gestaltet und unbeirrt an ihrer Verwirklichung festgehalten hat, auch als alles ringsum elend zusammenbrach.

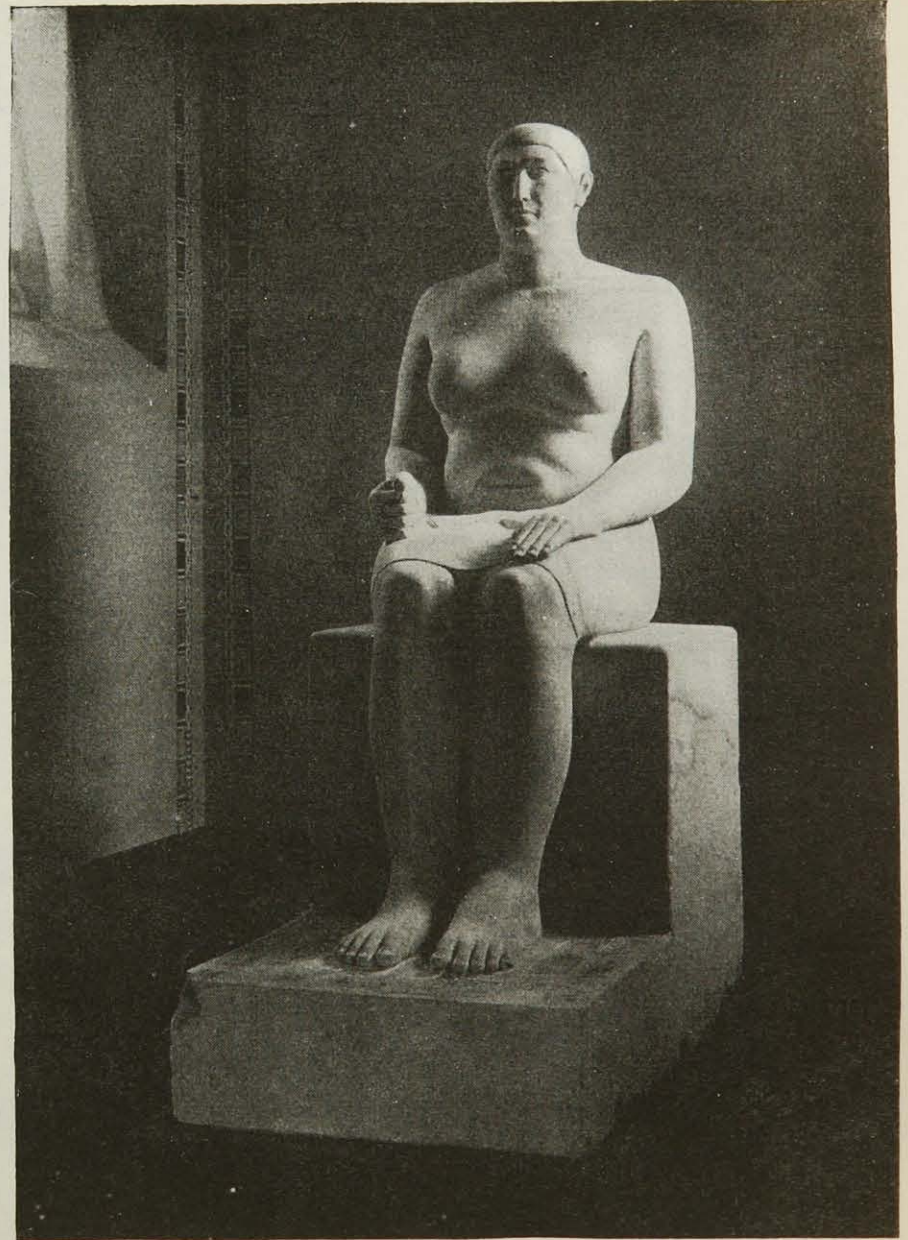
Aegypten



Wilhelm Pelizaeus, der Stifter des Aegyptischen Museums in Hildesheim



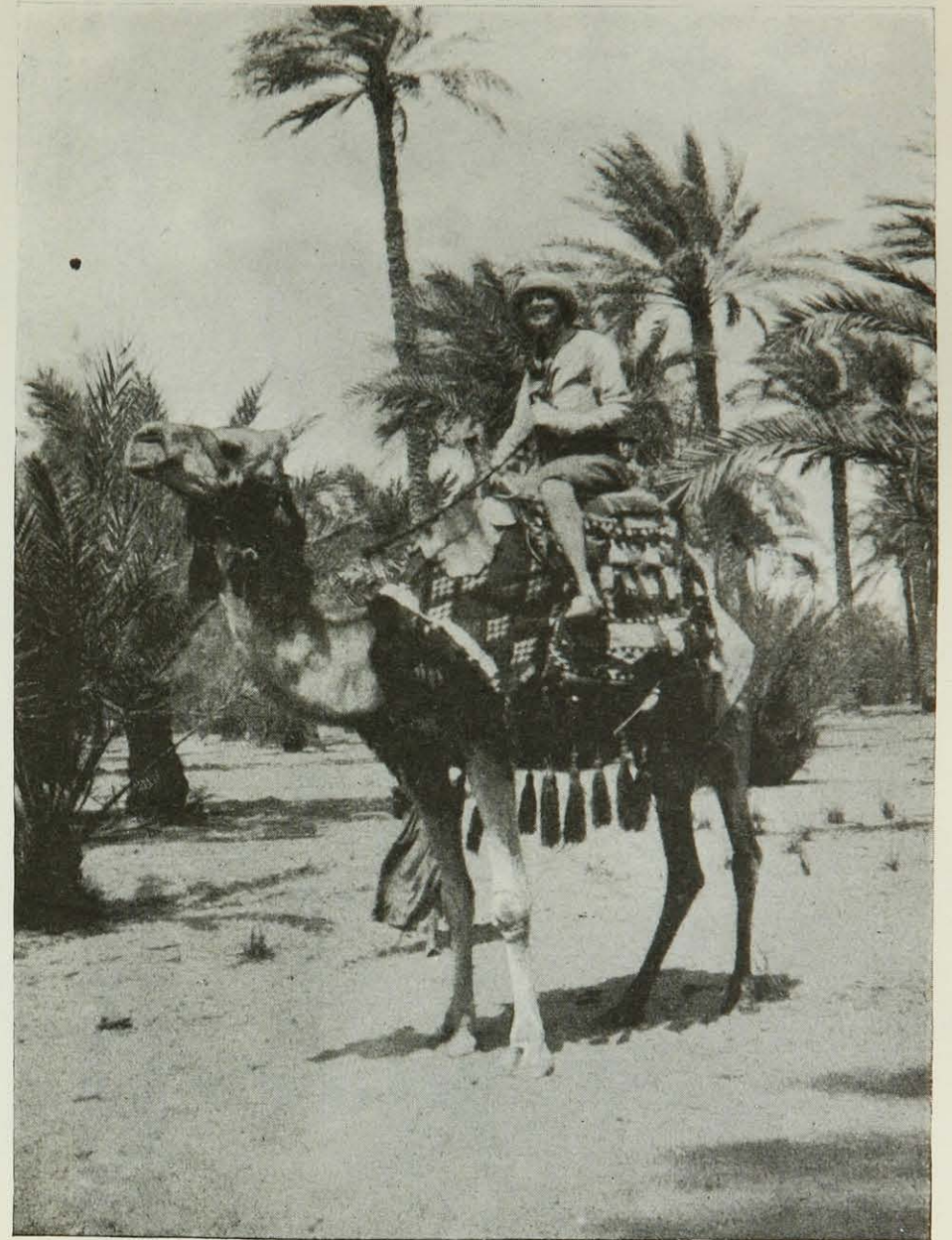
Tilla Durieux als Kleopatra



Pelizaeus-Museum, Hildesheim
Prinz Hem-On. Kalksteinstatue



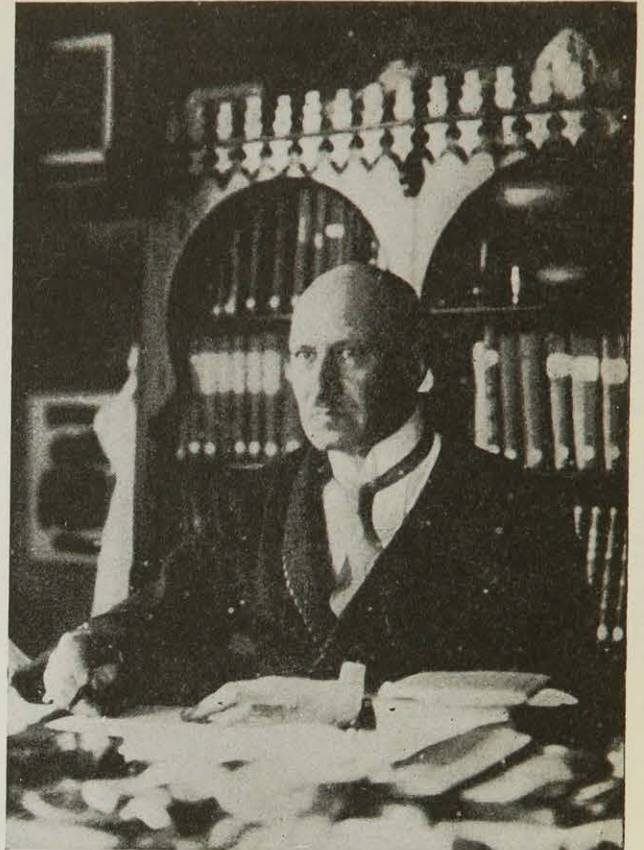
Ausgestellt in der Galerie Flechtheim
Henri Matisse: Die Odaliske



Erna Pinner in Aegypten



Der Aegyptologe Dr. Ludwig Borchardt



Photos Markl, Kairo
Der Augenarzt Dr. Max Meyerhof



Verkehr

LEBEN IN AEGYPTEN

Von

NAGO

Aegypten, im zweiten und dritten Jahrhundert nach Chr. auf dem Höhepunkt seiner Kultur, mit Alexandrien als Hauptstadt (für damalige Begriffe: eine Millionenstadt), mit einer riesigen griechischen, einer riesigen jüdischen Kolonie und einem Hafen, der das Mittelmeer beherrschte . . . dieses Aegypten war unter den Mameluken eine Oede geworden! Jeder Reichtum war verschwunden, jede Kultur untergegangen, alle Familien ausgewandert oder vernichtet, Alexandrien zu einem Provinzdorf degradiert. Der Grund zu dem neuen, heutigen Aegypten ist erst vor nicht viel mehr als hundert Jahren gelegt worden.

So kommt es, daß die allergrößten Gegensätze in diesem Lande vereinigt sind. Auf der einen Seite noch die Nachkommen der alten Aegypter, die Fellachen, heute noch so lebend wie vor viertausend Jahren. In Lehmhütten, die nur eine entfernte Aehnlichkeit mit menschlichen Behausungen haben. In Fetzen, die höchstens alle zwei Jahre einmal durch ein neues Gewand ergänzt werden. Bedürfnislos, primitiv, rustikal, ohne jede Idee von Hygiene und Kultur. Auf der anderen Seite eine Einwohnerschaft, die erst seit hundert Jahren, meist aber kürzer, im Lande ist, zusammengesetzt aus allen möglichen Rassen und Nationen, Griechen, Juden, Syrern, die alle Bedürfnisse westeuropäischer Zivilisation nach Aegypten gebracht hat. Und allen Luxus, der damit verbunden ist.

Die einen, die Fellachen, so fest verwachsen mit dem Boden am Nil, daß gelegentliche Vermischung mit arabischen Völkerstämmen ihren Typus in nichts hat ändern können. Ihr Blut war stärker, sagen die Einheimischen. Und der Boden Aegyptens mächtiger! Jener Boden, der alles, was sich ihm nähert, umschmilzt, an sich reißt, anpaßt — genau wie der Boden Amerikas. Die anderen, welche die Städte bevölkern, sind diesem Boden ferner. Sind wurzellos im Grunde, Kosmopoliten. Ohne inneren Zusammenhang mit dem Land, in dem sie wohnen. Trotzdem leben auch sie von diesem Boden. Gibt es doch in Aegypten überhaupt keinen anderen Reichtum als Land und immer wieder Land! Dieses Land, dessen Fruchtbarkeit in urvordenklichen Zeiten von den Ueberschwemmungen des Flusses abhängig war, heute aber durch den großen Staudamm bei Assuan und die mächtigen Bewässerungsanlagen so sichergestellt ist, daß der Ertrag sich von Jahr zu Jahr steigern muß; mit dieser Steigerung sind die Bodenpreise und der Reichtum Aegyptens ständig im Wachsen.

So sind auch alle großen Vermögen der in Kairo angesiedelten Familien durch geschickte Bodenspekulationen und durch Ausnutzung der Konjunktur entstanden. Alle, die dort leben, besitzen große Ländereien. Während in Alexandrien die Baumwollexporteure herrschen. Allerdings gibt es niemanden, der seine Ländereien selbst bewirtschaftet. Die Bebauung ist ganz primitiv. Schlösser und Gutshäuser nirgends zu finden. Keiner lebt auf dem Lande. Der einzige, der seinen Besitz selbst bewirtschaftet, ist ein Deutscher, Graf Hubert Blücher, in Edfou. Sonst wohnen alle Grundbesitzer in Kairo, ihrem Paris.

Es ist eine ganz dünne Oberschicht, die in Kairo die Gesellschaft repräsentiert.

Ihr hervorstechendstes Merkmal ist der ungeheure Häuserluxus, den sie treibt. Alle die, die sich zu den „*upper ten*“ rechnen, besitzen große Häuser (den Begriff der Etagenwohnung gibt es dort erst in allerneuester Zeit) oder sogenannte „Palais“ mit Dutzenden von Zimmern. Dieser Häuserluxus ist nicht gerade mit eigener Kultur zu verwechseln. Die Inneneinrichtungen sind einzig und allein französischen Vorbildern angepaßt: französische Bibelots, französische Oeldrucke an den Wänden sind die Regel. Imitationen von mittelmäßigen französischen Möbeln, mit denen die Zimmer überladen sind, geben die Grundnote an. Es ist überhaupt alles französisch, was die Aegypter für schön halten! Von Anfang an waren sie gänzlich nach Paris orientiert. Sie kennen nichts Höheres als den französischen Geschmack. Seit dem Auftreten Napoleons I. in Aegypten findet man allorts französische Einflüsse, in Schule, Kirche und Staat. England ist kulturell niemals so bestimmend gewesen. Dagegen fehlt bei all diesen Familien der Zusammenhang mit der Kultur des Landes, in dem sie leben. In keinem Hause findet man Erzeugung ägyptischer Kunst. Nirgends erinnert etwas an die Vergangenheit Aegyptens.

Das liegt vor allem daran, daß alle diese Griechen, Juden und Syrer erst seit den Zeiten Mohamed Alis in das Land gekommen sind. Kein Zusammenhang mit den Griechen oder Juden, die zur Glanzzeit Kairos dort gesessen haben. Alle Familien, die man jetzt dort trifft, reichen höchstens drei bis vier Generationen zurück. Aeltere gibt es gar nicht. Eine Aristokratie in unserem Sinne fehlt gänzlich. Die ältesten Namen, also die mit vier Generationen, sind einige jüdische. Die Menaces, Rolos, Suarez, Cattai, spaniolische Juden, die eingewandert sind, rechnen dazu. Sie sind es auch, die, weil am längsten im Lande, mit Sir Robert Cassel den wirtschaftlichen Aufschwung des modernen Aegyptens geschaffen haben. Große griechische Familien: Salvago, Choremi, Benachi, sind nicht viel kürzer ansässig. Heute ist der Einfluß der jüdischen und griechischen Kolonie etwas zurückgegangen. Das syrische Element hat sich nach dem Kriege sehr verstärkt; wegen des französischen Protektorats sind zahlreiche Syrer nach Aegypten ausgewandert. Die Familie Lotfallah, der Name Sursock sind syrisch. Das neuerliche Hervortreten der arabischen Familien in der Gesellschaft ist der immer stärkeren Emanzipierung der Frauen zuzuschreiben. Durften sie früher überhaupt an keiner Festlichkeit teilnehmen, empfangen sie heute ganz selbstverständlich bei sich und verkehren untereinander. Allerdings trifft man arabische Frauen höchstens in der Oper, in der sie bis vor kurzem noch hinter Haremsschlechtern sitzen mußten. Auch unter diesen Arabern in Kairo findet man sehr großen Reichtum. Geld ist der Maßstab, nach dem hier zum großen Teil gemessen wird. . .

Es ist ein großer Unterschied zwischen dem gesellschaftlichen Leben vor dem Krieg und heute. Die Geselligkeit ist merkwürdigerweise gar nicht so sehr beeinflußt von dem ungeheuren Aufschwung, den das ganze Land genommen hat (Alexandrien und Kairo haben ihre Einwohnerzahl um das Doppelte vergrößert), als von der sozialen Umschichtung in der übrigen Welt. Vor dem Kriege versammelte sich in Kairo, diesem Zentrum des internationalen Touristenverkehrs, all das, was in der alten und neuen Welt Rang und Namen hatte. Aus allen Ländern die Wohlhabendsten, die Elegantesten. Es galt beinahe nicht als guter

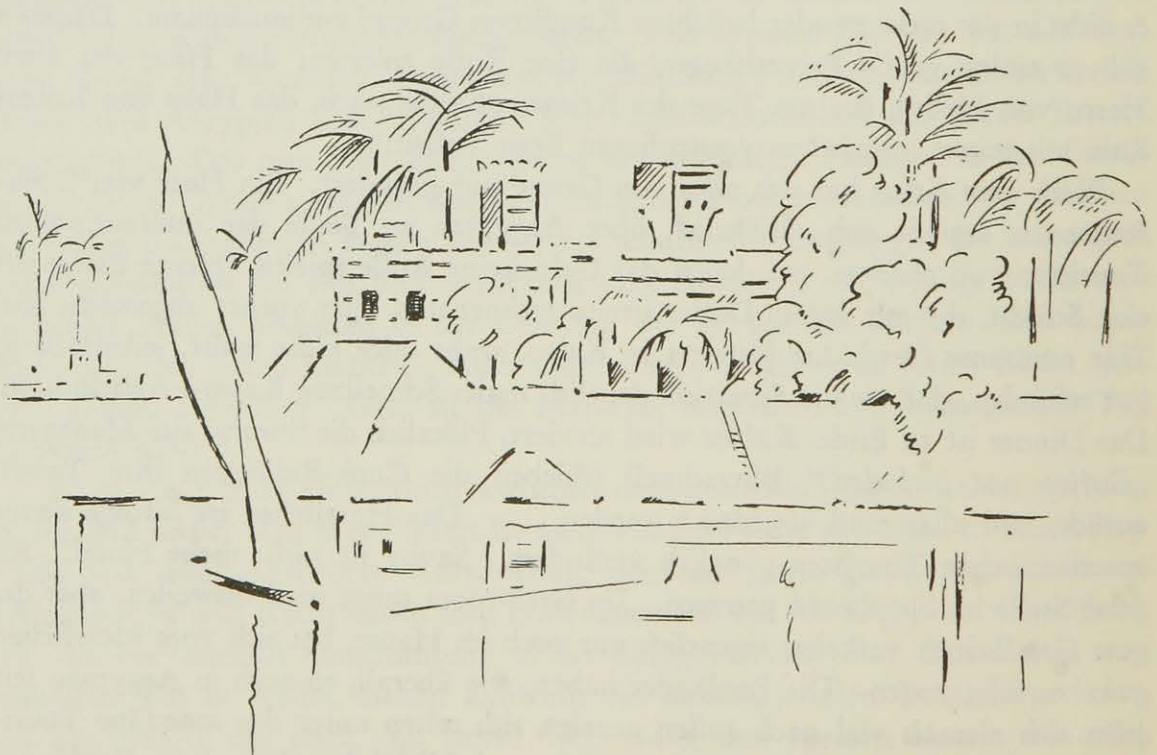


Wandmalerei aus einem Königinengrab in Theben

Ton, Aegypten nicht zu kennen. Damals bildeten in Kairo die Hotels den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Auf den berühmten Savoybällen ein buntes, farbiges Bild. Die elegantesten Frauen mit ihrem zu jener Zeit noch echten Schmuck. Hochstaplerinnen zwischen Frauen der großen Welt. Englische Offiziere in pittoresken Uniformen (heute gehen sie nur noch in Zivil, um das erwachte Nationalbewußtsein nicht zu verletzen), das gesamte diplomatische Korps, alles, was in Kairo ansässig war, war auf diesen *saturday-evenings* zu sehen. Wenn es nicht in der nicht minder beliebten Konditorei Groppi zusammenkam. Daneben gab es einige große Privathäuser, die eine Rolle spielten: das Haus des alten Herrn von Heller, der am Tage des Kriegsausbruchs starb, das Haus von Robert Rolo mit seiner inzwischen verstorbenen Frau Valentine.

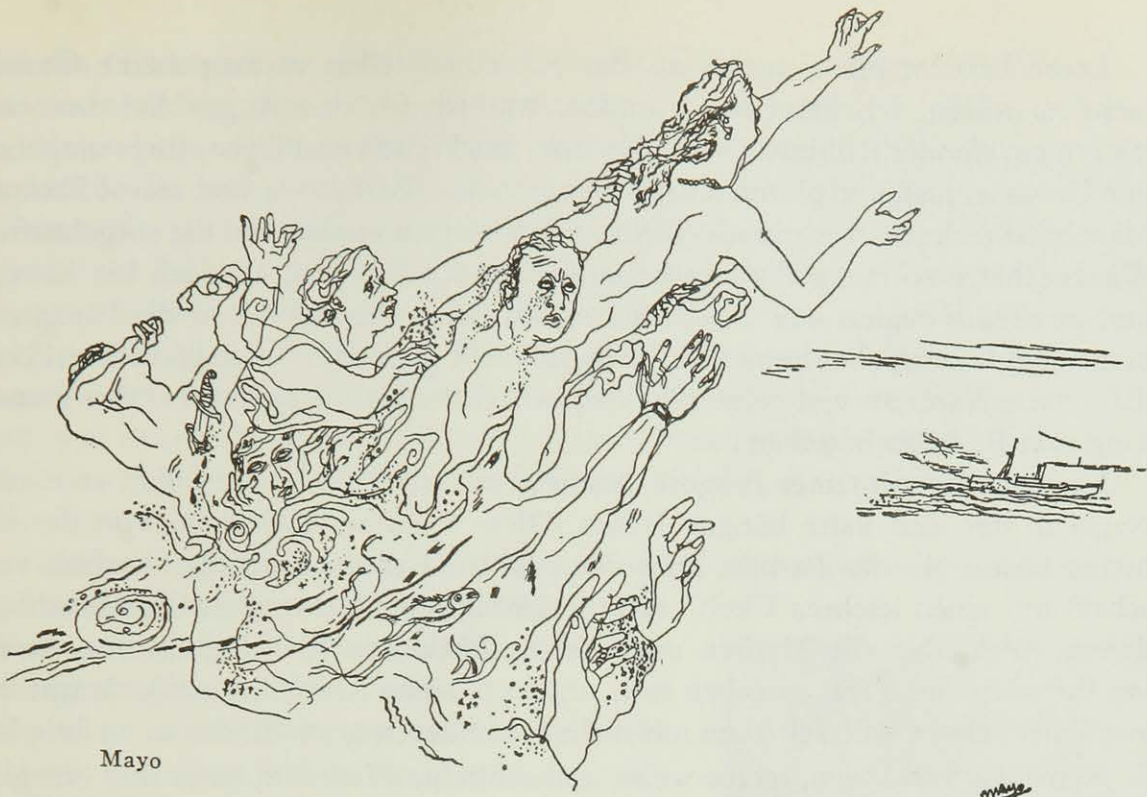
Nach dem Krieg hat sich alles von Grund auf geändert. Ein Heer von Cook-Reisenden ergießt sich alljährlich über Aegypten an Stelle der internationalen Touristen von ehemals, bei denen das Geld keine Rolle spielte. Heute dominiert eine Schicht, die mit jedem Dollar genau rechnet und alles vorher abgemacht hat. Eine amüsante Geschichte kursiert in Kairo, wahr oder nicht wahr, jedenfalls so gut erfunden, daß sie die Situation deutlich malt: Schnellzug Kairo—Alexandrien. Das Dinner ist zu Ende. Kaffee wird serviert. Plötzlich die Stimme des Managers: „*Coffee not included.*“ Blitzschnell schieben die Cook-Reisenden ihre Tassen zurück, und alles muß abgedeckt werden . . . Das Hotelleben ist infolge dieser amerikanischen Touristen gänzlich verändert. Savoy ist nicht mehr Hotel. An seine Stelle ist Shephard getreten. Im Grill-room tanzt man bisweilen, aber die gute Gesellschaft verkehrt eigentlich nur noch im Hause, hat sich vom Hotelleben ganz zurückgezogen. Die Engländer haben, wie überall, so auch in Aegypten seit jeher sich niemals viel nach außen gezeigt, sich selten unter das mondäne Touristenpublikum gemischt. Sogar dem Mohamed-Ali-Klub gehört kein Engländer

an. Der Mittelpunkt der englischen Geselligkeit ist das Haus des High Commissioners, Lord und Lady Lloyd, und der Turf-Club, das Zentrum des sportlichen Lebens. Die Deutschen, die im Lande sind oder durchreisen, zu kurzem oder langem Aufenthalt, treffen einander im Hause des Gesandten Herrn von Stohrer und seiner scharmanten Gattin. In der Deutschen Gesandtschaft wird nicht gespielt! Eine große Ausnahme in Agypten, wo die ganze Geselligkeit auf Bridge und Poker eingestellt ist. Die deutsche Kolonie in Kairo ist nur sehr klein. Ganz vereinzelt Namen sind an prominenter Stelle zu nennen. Pelizaeus, der große Kunstsammler, der seine wertvolle Orientsammlung seiner Vaterstadt Hildesheim vermacht hat, ist auch in Deutschland bekannt. Der große Aegyptenforscher, Geheimrat Ludwig Borchardt, ebenfalls. Hugo Lindemann, der bedeutendste Baumwoll-Exporteur des Landes, in dessen großem Besitz in Alexandrien die Flamingos auf schlanken Beinen einherstolzieren, gehört zu den Wirtschaftsgrößen. Ebenso der mehrere Monate im Jahr unten lebende Dr. Erich Alexander, Generaldirektor der einzigen, bedeutenden deutschen Bank im Lande, der D. O. B., die auch nach dem Krieg einen wichtigen Faktor im Geschäftsleben Aegyptens darstellt. Dr. Meyerhof gilt als der berühmteste Augenarzt am Nil. Dr. Schacht, ein Bruder des Reichsbankpräsidenten, leitet ein Sanatorium in Assuan. Und die Frauen? Immer wieder wird man gefragt, wie denn die Frauen in Aegypten aussehen. Gemalt, geschminkt, zurechtgemacht, wie alle Levantinerinnen, könnte man antworten. Oder man könnte auch sagen, daß sie, seitdem sie den Schleier haben sinken lassen, ihr letztes Geheimnis verraten haben. Ebenso wie jene Sphinx, die immer mehr aus dem Sand der Wüste ausgegraben, mit rätselhaftem Lächeln zu sagen scheint: Laßt mir doch, ihr ungeduldigen Westeuropäer, die Stärke meines Rätsels. Habt ihr mich versachlicht, werdet ihr, genau wie in Aegypten, das Märchen Orient in kurzer Zeit begraben können.



Erna Pinner

Palast des Königs Fuad am Nil



Mayo

KLEINER BRIEF ÜBER DIE MYTHEN

Von

PAUL VALÉRY

Eine Dame, liebe Freundin, eine ganz unbekannte Dame, schreibt mir und befragt mich in einem sehr langen und ziemlich schmeichelhaften Brief über eine Menge schwieriger Probleme, von denen sie zu glauben vorgibt, daß ich ihren Geist davon entlasten könne.

Sie beunruhigt sich meinerwegen um Gott und um die Liebe; ob ich an den einen und an die andere glaubte; sie möchte wissen, ob die reine Dichtung tödlich sei für das Gefühl, und sie fragt mich, ob ich mich mit der Analyse meiner Träume beschäftige, wie man es in Zentraleuropa übt, wo es keinen gut erzogenen Menschen gibt, der nicht jeden Morgen aus seinen eigenen Abgründen irgendwelche unterirdischen Ungeheuerlichkeiten, irgendwelche obszön geformten Polypen hervorzieht und sich damit schmeichelt, so etwas in sich genährt zu haben.

Über all dies und verschiedene andere Zweifel konnte ich sie ohne große Mühe aufklären oder beruhigen. Ich bin keine übermäßige Geistesleuchte, aber für die großen Gegenstände braucht es nicht viel davon: eine gewisse Anmut beruhigt, eine bestimmte Wendung erregt, einige Liebenswürdigkeiten verwirren die zärtliche lesende Seele in ihrem Vergnügen, die ja nicht verlangt, daß man ihr antworte — denn das hieße das Spiel beenden und den Vorwand töten — als vielmehr selbst wieder gefragt zu werden.

Trotzdem fühlte ich mich beunruhigt von einer deutlich umrissenen und besonderen Schwierigkeit, die zu jenen gehört, deren man sich nicht ohne viel Lektüre und Nachdenken entledigen kann.

Lesen belastet mich; nichts als das Schreiben selbst vermag meine Geduld mehr zu reizen. Ich kann nur erfinden, was ich für den Augenblick brauche, ich bin ein elender Robinson auf einer Insel aus Fleisch und Geist, rings umgeben von Unwissenheit, und plump schaffe ich mir meine Werkzeuge und meine Künste. Manchmal rechne ich es mir als Verdienst an, so arm zu sein und die aufgehäuften Wissensschätze so mangelhaft zu beherrschen. Ich bin arm, aber ich bin König, und zweifellos regiere ich wie Robinson nur über die Affen und die Papageien in meinem Innern; aber immerhin, auch das heißt regieren . . . Ich glaube wirklich, daß unsere Väter zu viel gelesen haben, und daß unsere Hirne aus einem grauen Teig von Büchern bestehen . . .

Ich komme zu meiner Fragerin zurück, die ich einen Augenblick an einem Nagel in der Zeit hatte hängen lassen. Diese Frau ohne Gesicht, von der ich nichts kenne als das Parfüm ihres Papiers (und dieses mächtige Parfüm verschafft mir einen leichten Ekel), setzt immerhin eine erstaunliche Beharrlichkeit darein, mich über die Mythen und die Mythenkunde auszufragen, von denen ich ihr um jeden Preis sprechen soll, und von denen ich nichts weiß, als was ich von ihnen wissen will. Ich kann mir nicht vorstellen, warum ihr das so wichtig ist.

Käme das von Ihnen, meine weise und schlichte Freundin, hätte Ihre Neugier nach diesem Gegenstand versucht, mich in meiner Trägheit zu stören, niemals wäre es Ihnen gelungen, meinem Kopf anderes zu entlocken als absolute Scherze teils unkeuscher, in der Hauptsache aber leichtfertiger Art. Zwischen Menschen, die wesentlich umeinander wissen — wie es bei uns beiden ist —, zählt ja nichts als diese mysteriöse Beziehung der Wesen selbst. Worte zählen nicht, Handlungen sind nichts . . .

Liebe Freundin, nachdem ich aber doch so weit gegangen bin, auf diese düftereichen Unbestimmtheiten zu antworten — und Gott weiß, warum ich geantwortet habe, aus welchen obskuren Hoffnungen, welcher Verdacht von sanften Gefahren mich zum Schreiben verführt haben mag —, werde ich Ihnen die Substanz dessen geben, was ich mir für die andere ausgedacht habe. Es bedürfte der Vorspiegelung von Kenntnissen, die ich nicht besitze und um die ich diejenigen, die sie haben, nicht beneide. Glückliche die, die sie haben! Aber so begründet sie sein mögen, Unglückliche, die sich auf sie verlassen!

Vor allem gestehe ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, wo ich meinen Willen darauf richtete, die Welt der Mythen in mich aufzunehmen, meinen Geist sich widersetzen fühlte. Ich habe ihn gestoßen, habe seine Gleichgültigkeit und seinen Widerstand vergewaltigt, und wie er unter meinem Druck zurückwich und seinen Blick zurückwandte auf das, was er liebt, und zu tun wünschte, was ihm am besten liegt und was er mir in zu lebhaften Zügen malte, da stieß ich ihn im Zorn mitten in die Ungeheuer, in die Wirrnis all der Götter, der Dämonen, der Heroen, der Schreckgestalten und all der Geschöpfe des antiken Menschen, die seine Philosophie geschaffen hat, um das Universum mit ihnen zu bevölkern, so eifrig jetzt die unsere bemüht ist, es von allem Leben zu leeren. Mit jedem Rätsel paarten sich unsere Ahnen in ihrer Finsternis, um seltsame Kinder mit ihm zu gebären.

In meiner Wirrnis konnte ich mich nicht zurechtfinden, woran sollte ich mich halten, um mein Beginnen zu verankern, um die vagen Gedanken zu entwickeln,

die das Getümmel der Gesichte und der Erinnerungen, die Reihe der Namen, das Gemisch der Hypothesen vor meinem Entschluß weckten und zerstörten.

Meine Feder stach in das Papier, meine linke Hand zerwühlte mein Gesicht, meine Blicke malten sich zu klar einen hellbeleuchteten Gegenstand, und ich fühlte recht gut, daß ich keinerlei Bedürfnis hatte zu schreiben. Aber dann begann diese Feder, die die Zeit mit kleinen Streichen tötete, plötzlich von selbst barocke Formen zu zeichnen, scheußliche Fische, zerfranste Quallen, zerflossene und undeutliche Schnörkel . . . Sie gebar die Mythen, die meiner in die Zeit horchenden Aufmerksamkeit entströmten, während meine Seele, die fast nicht sah, was meine Hand vor ihr schuf, wie eine Mondsüchtige herumirrte zwischen den finsternen Mauern meiner Einbildungskraft und den submarinen Theatern des Aquariums von Monaco!

Wer weiß, dachte ich, ob Wirkliches in seinen zahllosen Formen nicht ebenso willkürlich, ebenso grundlos geschaffen ist wie diese animalischen Arabesken. Wenn ich einmalig träume und erfinde, bin ich nicht . . . die Natur? — Ich brauche nur das Papier zu berühren mit einer Feder, die Tinte hält, mich zu langweilen, mich zu vergessen und — ich schaffe! Ein durch Zufall gekommenes Wort schafft sich ein unendliches Schicksal, gebiert Satzorgane, und der Satz verlangt einen andern, der vor ihm hätte da sein müssen, er verlangt eine Vergangenheit, die gebären soll, damit er geboren wird . . ., nachdem er schon entstanden war! Kurven, Voluten, Fühler, Taster, Greifer und Auswüchse, die ich auf dieses Blatt zeichne — macht es die Natur auf ihre Art nicht ebenso in ihren Spielen, wenn sie hervorbringt, umgestaltet, vernichtet, vergißt und in so unendlich vielen Möglichkeiten und Gesichtern des Lebens wiederfindet, zwischen den Strahlen und den Atomen, in denen es quillt, und in dem all das Mögliche und Unfaßbare sich wieder verirrt?



de Togores

Der Geist wagt sich dennoch daran. Er übertrifft sogar die Natur, er schafft nicht nur, wie sie es gewohnheitsmäßig tut, er fügt dem noch hinzu, daß er nur so tut, als ob er schüfe. Er verbindet die Wahrheit mit der Lüge, und während das Leben oder die Wirklichkeit sich damit begnügen, im Augenblick zu zeugen, hat er sich den Mythos des Mythos geschmiedet, die Unendlichkeit des Mythos — die *Zeit* . . .

Aber die Lüge und die Zeit existieren nicht ohne eine gewisse Künstlichkeit, das Wort ist das Mittel, sich im Nichts zu vervielfältigen.

Und hiermit komme ich endlich zu meinem Gegenstand, und wie ich aus ihm eine Theorie für die unsichtbare und zärtliche Dame geschaffen habe:

Dame, sagte ich zu ihr, o Mythos! Mythos, das ist der Name für alles, das nicht

anders existiert oder fort dauert als durch das Wort. Keine noch so obskuren Reden, keine noch so bizarre Erzählung, kein noch so unzusammenhängendes Thema, dem wir nicht einen Sinn geben könnten. Irgendeine Vermutung vermag noch der fremdesten Sprache einen Sinn zu geben.

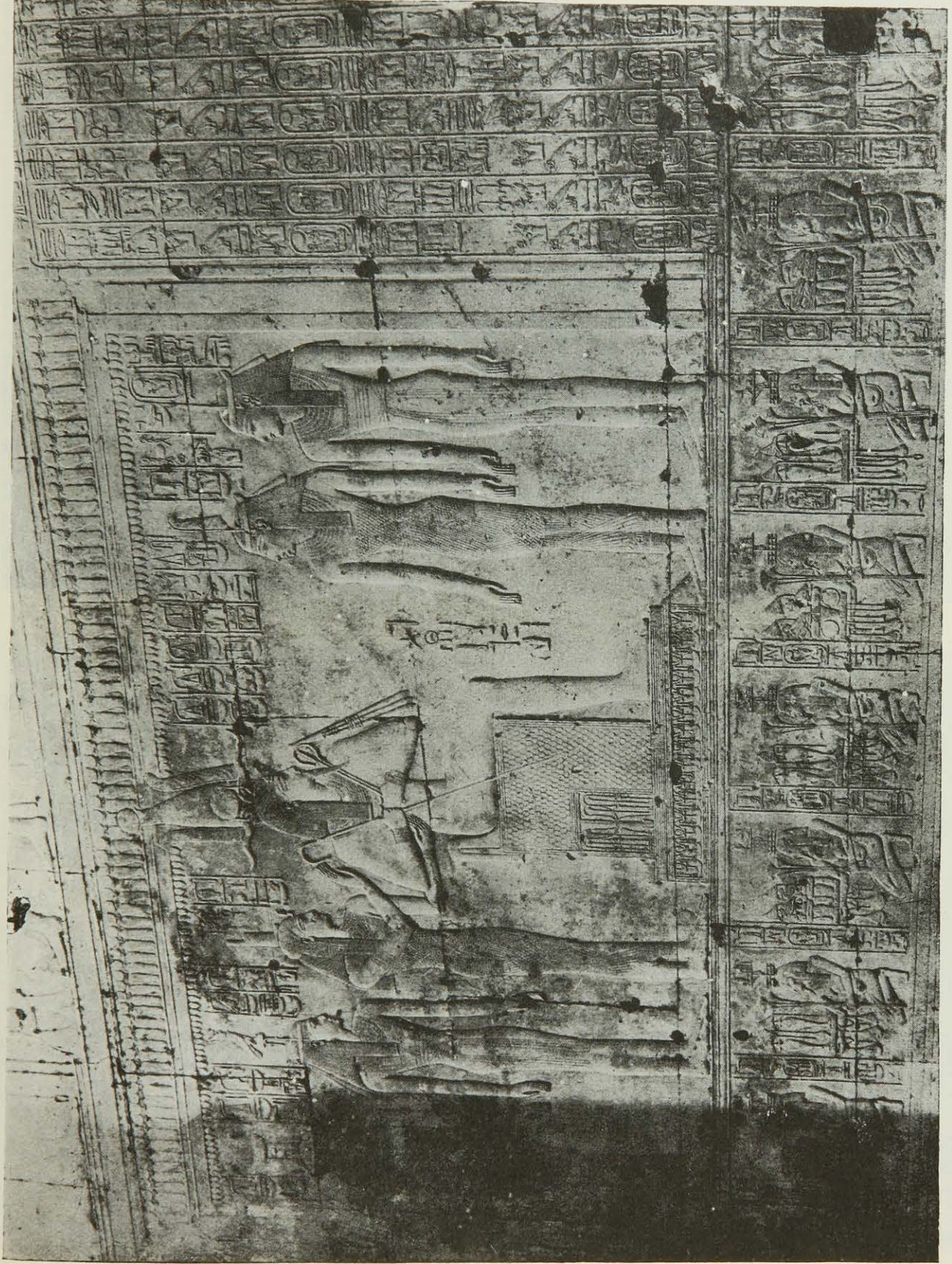
So kann man sich mehrere Darstellungen desselben Geschehens oder verschiedene Berichte des gleichen Ereignisses vorstellen, nach verschiedenen Büchern oder durch Zeugen, die in ihren Aussagen nicht übereinstimmen, obwohl sie gleich glaubwürdig sind. Daß sie nicht übereinstimmen, bedeutet, daß ihre gleichzeitige Verschiedenheit ein Monstrum schafft. Ihr Zusammenwirken gebiert eine Chimäre . . . Und ein Monstrum oder eine Chimäre, die in der Realität nicht lebensfähig sind, können im weiten Reich des Geistes bequem existieren. Eine Verbindung von Frau und Fisch ergibt die Sirene, und die Gestalt der Sirene ist durchaus annehmbar. Aber, ist eine lebendige Sirene möglich? — Ich bin absolut nicht überzeugt davon, daß wir schon so weit in der Biologie vorgedrungen sind, aus Erfahrungsgründen den Sirenen das Leben absprechen zu können. Es bedürfte vieler Anatomie und Physiologie, um ihnen etwas anderes entgegenzustellen als die Tatsache: die heutige Menschheit hat noch keine gefischt!

Was bei ein wenig größerer Klarheit hinfällig wird, ist ein Mythos; unter der Strenge des Blicks und unter den gehäuften und sich häufenden kategorischen Fragen und Zwischenfragen, mit denen der wache Geist sich von allen Seiten her bewaffnet, sieht man den Mythos sterben, und die Fauna der vagen Dinge und Ideen ins Unbestimmte verebben . . . Die Mythen zersetzen sich in dem Licht, das die kombinierte Gegenwart unseres Körpers und unserer hochgradig entwickelten Sinne in uns schafft.

Wie der Alldruck verschiedenartige und voneinander unabhängige Empfindungen, die im Schlafe Gewalt über uns bekommen, zu einem mächtigen Drama in uns verbindet! Eine Hand, auf der wir liegen, ist eingeschlafen; ein aufgedeckter Fuß wird, von dem übrigen Körper des Schläfers abgesondert, kalt. Morgendliche Passanten sprechen auf der Straße laut miteinander. Der leere Magen zieht sich zusammen und die Eingeweide arbeiten; der Lichtschein der aufgehenden Sonne beunruhigt durch die geschlossenen Lider hindurch unklar die Netzhaut . . . Eine ganze Reihe unzusammenhängender und unzusammengehöriger Begebenheiten; und *noch niemand*, der sie auf sich selbst und in eine bekannte Welt hätte zurückführen können, um sie zu organisieren: die einen zurückzuhalten, die andern zunichte zu machen, ihre Werte zu ordnen und uns zu ermöglichen, uns über sie hinwegzusetzen. Aber alle zusammen sind wie gleichwertige Bedingungen, die vor einer gleichmäßigen Befriedigung zu stehen scheinen. Das ergibt eine einzigartige, absurde Schöpfung, die mit dem Gang des Lebens unversöhnlich, die allmächtig, erschreckend ist, *die in sich selbst keinerlei Prinzip von Ende, Ausgang, Grenze hat* . . . Es verhält sich ebenso mit dem Detail des Vorabends, aber mit weniger Einheitlichkeit. Die ganze Geschichte des Gedankens ist nichts als das Spiel einer Unendlichkeit von kleinen Alldrücken mit großen Folgen, während es sich im Schlaf um großes Alldrücken mit sehr kurzen und schwachen Folgen handelt.

Unsere ganze Sprache ist aus kleinen, kurzen Träumen geformt; was daran schön ist, ist die Tatsache, daß wir aus ihr manchmal sonderbar richtige und köstlich vernünftige Gedanken formen. In Wirklichkeit tragen wir so viele und

A e g y p t e n



Vom Tempel des Königs Seti I.



Die Pyramiden



Cataract-Hotel bei Assuan



Die Eisenbahnstation Esfou



Droschken der Wüste



Photo Racine
Hugo Lindemann, der deutsche Baumwollexporteur (Kairo)



Photo Transocean G. m. b. H.
Dr. Erich Alexander, der Direktor der Orientbank



Fellachenfrauen

so vertraute Mythen in uns, daß es fast unmöglich ist, aus unserm Geist irgend etwas auszusondern, das nicht Mythos wäre. Nicht einmal sprechen kann man davon, ohne hier selbst wieder Mythen zu bilden, und schaffe ich nicht etwa in diesem Augenblick den Mythos des Mythos, um der Laune eines Mythos zu entsprechen? Ja, ich weiß nicht, was ich tun soll, um mich von dem zu befreien, was nicht ist. So sehr geschöpfbildend wirkt in uns und in allem das Wort, daß man nicht weiß, wie man es anfangen soll, um von den Phantasiegebilden loszukommen, denen nichts sich entziehen kann . . .

Man denke, daß „morgen“ ein Mythos ist, daß das Universum einer ist; daß die Zahl, daß die Liebe, daß die Wirklichkeit wie die Unendlichkeit, daß die Gerechtigkeit, das Volk, die Poesie . . . die Erde selbst Mythen sind! Und selbst der Pol ist einer, denn diejenigen, welche vorgeben, dort gewesen zu sein, glauben nicht anders es gewesen zu sein, als aus Gründen, die von dem Wort untrennbar sind . . . Ich habe die Vergangenheit vollkommen vergessen . . . die gesamte Geschichte ist nur aus Gedanken gestaltet, denen wir diesen wesentlich mythischen Wert beilegen: *daß sie das Vergangene darstellen*. Jeder Augenblick stürzt mit jedem Augenblick in das nur Vorgestellte, und kaum ist man tot, so begibt man sich mit der Schnelligkeit des Lichts in die Gesellschaft der Zentauren und der Engel . . . Was sage ich! Man wendet kaum den Rücken, man ist kaum aus dem Gesichtskreis entschwunden, so macht die Meinung aus uns, was sie kann!

Ich kehre zur Geschichte zurück. Wie unmerklich wandelt sie sich in Traum, nach Maßgabe ihrer Entfernung von der Gegenwart! Noch ganz in unserer Nähe sind Mythen nur erst gemäßigte Mythen. Noch befangen von Auslegungen, die nichts Unglaubliches haben, weil noch Spuren vorhanden sind, die unsere Phantasie eindämmen. Aber drei- oder viertausend Jahre von unserer Geburt entfernt, ist die volle Freiheit gegeben. Schließlich wird in der weiten Leere des Mythos einer jungfräulich reinen Zeit, für was es auch sei, dem etwas uns Berührendes gleicht, der Geist, wenn er nur sicher zu sein glaubt, daß irgend etwas da war, gezwungen von der ihm wesentlichen Notwendigkeit, ein Vorangegangenes, eine causa, Grundlagen dessen, was ist oder dessen, was er ist, eine Zeugung vornehmen von Epochen, Zuständen, Ereignissen, Wesen, Prinzipien, Vorstellungen oder Geschichten, die immer naiver werden, die an die Kosmologie der Inder denken oder doch wenigstens sich ganz leicht auf diese zurückführen lassen, eine Kosmologie, in der sie sich die Erde im Raume denken, getragen von einem ungeheuren Elefanten, den Elefanten auf einer Schildkröte stehend, und diese Schildkröte wiederum getragen von einem Meer, das selbst wiederum in irgend einer Schale ruht . . .

Der tiefgründigste Philosoph, der bestausgestattete Physiker, der ausgezeichnet mit jenen Mitteln versehene Geometer, die Laplace die „Hilfsmittel der sublimsten Analyse“ nannte, können nichts anderes tun, noch wissen sie etwas Besseres.

Das hat mich eines Tages veranlaßt, zu schreiben: Im Anfang war die Fabel.

Womit gesagt sein soll, daß aller Ursprung, alle Morgenröte der Dinge von der gleichen Substanz sind wie Lieder und Märchen um Wiegen . . .

Es ist eine Art absoluten Gesetzes: daß überall, an allen Orten, in jeder Periode der Zivilisation, in jedem Glauben, mittels welcher Wissenschaft es auch sei und

unter welchen Bedingungen immer, das Wahre von dem Unwahren getragen wird. Das Wahre macht das Unwahre zu seinem Vorfahren, zu seiner Ursache, zu seinem Autor, zu seinem Ursprung und zu seinem Ende. Und dies ohne Ausnahme, und dagegen gibt es kein Mittel — und das Wahre gebiert das Unwahre, von dem es wiederum selbst geboren zu werden verlangt. Alle Antike, alle Kausalität, aller Ursprung der Dinge sind mythische Erfindungen und gehorchen dem einfachen Gesetz der Erfindung.

Was wären wir auch ohne die Unterstützung dessen, was nicht existiert? Wenig. Und unser recht unbeschäftigter Geist würde dahinsiechen, wenn nicht Mythen, Fabeln, Irrtümer, Abstraktionen, Glauben und Ungeheuer, die Hypothesen und die angeblichen Probleme der Metaphysik unsre natürliche Finsternis und unsere Abgründe mit Wesen und Vorstellungen ohne Gegenstand bevölkerten.

Die Mythen sind die Seelen unsrer Handlungen und unsrer Liebe. Wir können nur handeln, indem wir uns auf Phantome hinbewegen. Wir können nichts lieben, als was wir selber erschaffen.

Hier, meine Liebe, ist fast mein ganzer Vortrag an die körperlose Frau, von der ich fürchte, daß Sie auf sie eifersüchtig sind, was mir gar nicht unlieb wäre. Ich erspare Ihnen einige große Worte, mit denen ich diese Ideengänge abschließen zu müssen glaubte.

Ich habe in den Abschluß meines Briefes ein wenig Poesie gelegt. Man kann eine Dame nicht einfachen Ideen ausliefern; man muß ihr den Abschied vergolden. Ich habe also nicht angestanden meiner Unbekannten zu sagen, daß Morgenröte wie Abend der Zeitläufe, ähnlich wie die eines schönen Tages, von einer sehr niedrig am Horizont stehenden Sonne ganz mit Wundern des Lichts erfüllt, in Farben tauchen und sich mit Zauberwesen füllen. Wie das fast in der Ebene stehende Licht in dem Blick des Menschen zauberhafte Lüste, den Abgrund der Magie, ideale Verwandlungen, riesenhafte, von dem Meeresspiegel getragene und geformte Gebilde zeugt, Gestalten aus andern Welten, glutvollen Aufenthalt auf goldenen Felsen, in überklaren Seen, auf Thronen und schweifenden Grotten; über die Erde emporragende Höllen, Feerien. So wie diese ragenden Orte, die das Auge blenden, diese Phantasmen, diese Ungeheuer und diese luftigen Gottheiten sich im Dampfe auflösen und in Strahlen zersetzen — so geht es mit allen Göttern und Idolen, selbst den abstrakten. Was unser Geist fordert, die Urgründe, die er sucht, die Folge und die Auflösungen, auf die er begierig ist, er kann sie nur sich selbst entlocken und nur selbst sich ihnen unterordnen; getrennt von der tatsächlichen Erfahrung, isoliert von dem Zwang, den die unmittelbare Berührung ihm auferlegt, gebiert er, was ihm selbst ureigenes Bedürfnis ist.

Er zieht sich in sich selbst zurück, stellt das Außerordentliche aus sich heraus. Aus seinen geringsten Erlebnissen läßt er übernatürliche Schöpfungen entspringen. In diesem Zustand macht er von allem Seienden Gebrauch; ein *qui pro quo*, ein Mißverständnis, ein Wortspiel geben ihm Nahrung. Wissenschaften und Künste nennt er die Macht, die er selbst besitzt, um seinen Phantasmagorien eine Präzision, eine Dauer, eine Stofflichkeit und selbst eine Gewalt zu geben, die auch ihn in Erstaunen versetzt; manchmal bedrückt!

Leb wohl, Geliebte; schon war ich wieder dicht bei dem Thema Liebe.

(Deutsch von B. Schiratzki.)



MARCEL PROUST UND DER KAMMERDIENER ALBERT

Von
WOLF v. HARDER

Von seinem Krankenlager aus verteidigte sich Marcel Proust gelegentlich gegen den Vorwurf, er sei ein Snob. Eines Tages schreibt er an Madame Sert (Princesse Bibesco: „Au Bal avec Marcel Proust“, pag. 181): „. . . si dans les très rares amis qui continuent par habitude à venir demander de mes nouvelles il passe çà et là encore un duc ou un prince, il sont largement compensés par d'autres amis dont l'un est valet de chambre et l'autre chauffeur d'automobile et que je traite mieux. Ils se valent d'ailleurs.“

Wir wissen, wer der Chauffeur gewesen ist. Er war mit Prousts Haushälterin verheiratet; der Schriftsteller nannte die beiden gesprächsweise „la famille“, beschwerte sich in Briefen über sie und erteilte ihnen eine Zeitlang Unterricht in französischer Geschichte. Wer aber ist der Kammerdiener, den der eben zitierte Brief erwähnt? Von ihm muß Proust eine besonders gute Meinung gehabt haben, denn er fährt in seinem Schreiben an Madame Sert so fort: „Les valets de chambre sont plus instruits que les ducs et parlent un plus joli français, mais ils sont plus pointilleux sur l'étiquette et moins simples, plus susceptibles.“ Zum Schluß kommt eine Einschränkung: „Tout compte fait ils se valent. Le chauffeur a plus de distinction . . .“

Vielleicht war damals die Freundschaft, die Schriftsteller und Kammerdiener verband, schon im Abflauen, und Proust suchte nach Gründen, um seinem Taxichauffeur den Vorzug zu geben. Dies ändert nichts an der Tatsache, daß während einer Spanne von zehn Jahren, etwa von 1911 bis 1921, der große Romanschriftsteller zu dem Kammerdiener in einem sehr herzlichen Verhältnis stand, und daß

diese ungewöhnliche Freundschaft nicht nur persönliche und menschliche, sondern auch literarische Auswirkungen hatte.

Nomina sunt odiosa. Ich möchte mich darauf beschränken, den heute in Paris Lebenden mit dem Namen zu benennen, unter dem er in seinem eigenen Kreise und darüber hinaus bekanntgeworden ist: „Monsieur Albert.“ Durch Zufall lernt Proust eines Abends den jungen und hübschen Diener in einem kleinen Hotel kennen. Albert stammt aus der Bretagne, aus Tréguier (geboren am 30. 5. 1881); er stand nacheinander beim Fürsten Radziwill, beim Prince d'Essling, bei der Comtesse de Greffhule im Dienst, und als Proust ihn kennenlernte, war er Kammerdiener (valet de pied) beim Fürsten Orloff. Das bescheidene, liebenswürdige und aufgeweckte Wesen des jungen Mannes machten auf den damals völlig unbekanntem Schriftsteller den allergünstigsten Eindruck. Er forderte „Monsieur Albert“ auf, ihn zu begleiten und lud ihn zu einer Plauderstunde in seine Junggesellenwohnung ein. Proust wohnte damals Boulevard Haussmann 102, im ersten Stock. (Das Gebäude ist abgerissen worden, heute steht ein Bankhaus an der Stelle.) Als der Schriftsteller mit dem jungen Diener die Treppe hinaufstieg, kam es zu einem geistreichen kleinen Wortwechsel, einem Geplauder, wie es sich am allerleichtesten in Paris und in französischer Sprache ergibt. Albert sagt irgendeine Liebenswürdigkeit.

Proust: Mais comme c'est spirituel, ce que vous dites là.

Albert: Ce n'est que de l'esprit d'escalier.

Proust: Mais c'est le meilleur!

Albert: Peut-être, car il ne court pas les rues.

Der Schriftsteller ist entzückt und beschließt, den geistreichen jungen Mann in seine literarischen Pläne einzuweißen. Nun ihre Bekanntschaft gemacht ist, sehen sie einander häufig. Proust, der an einer Art von nervösem Asthma schwer Leidende, fühlt oft mitten in der Nacht eine plötzliche Besserung, er kann nicht mehr schlafen und hat Verlangen nach Gesellschaft. Er schickt seinen Taxichauffeur zu Albert und läßt den jungen Diener herbeiholen. Dann stellt er ihm endlos Fragen über die Genealogie bekannter adliger Familien, läßt sich von ihm über Probleme der Etikette unterrichten und beginnt von den Figuren seiner Romane zu reden, als seien sie lebende Wesen. „Die Duchesse des Guermantes gibt ein Diner,“ sagt er, „sie lädt den Divisionskommandeur ein und dazu den Bischof. Wer von den beiden Geladenen hat den Vortritt, und wer sitzt zur Rechten der Gastgeberin?“ Albert antwortet, ohne zu zögern: „Der Bischof hat den Vortritt und sitzt rechts neben der Herzogin.“ (Damals waren in Frankreich Kirche und Staat schon getrennt.)

Ein paar Tage später wird Albert beinahe in der gleichen Angelegenheit abermals befragt. „Die Duchesse des Guermantes gibt wieder ein Essen,“ erklärt Proust, „diesmal will sie die Duchesse d'Uzès und die Princesse Murat auffordern. Wie muß sie es mit dem Vortritt und den Plätzen bei Tisch halten?“ Die Frage war heikel. Die Duchesse d'Uzès ist die erste und vornehmste Herzogin in Frankreich; die Princesse Murat dagegen, obwohl von jungem Adel, stammt aus einem ehemals regierenden Hause. (Murats napoleonische Königsherrschaft in Neapel.) Albert war auch jetzt nicht verlegen. Ruhig und sicher antwortet er: „Die Duchesse des Guermantes würde niemals die Duchesse d'Uzès und die

Princesse Murat zusammen einladen.“ Proust ist begeistert! Er nennt Albert immer wieder seinen „Gotha vivant“, er sagt, Albert besitze die Kenntnisse eines Pico della Mirandola und den Geist der Madame du Deffand.

Ihre Bekanntschaft wird zu einer wirklichen und herzlichen Freundschaft. Albert verläßt den Dienst des Fürsten Orloff und wird Diener beim Duc de Rohan. Wenn Proust ihn nicht sehen kann, schreibt er ihm, oft mehrere Male an einem Tag. Manchmal ist das Albert unangenehm, denn die andern Diener des Herzogs machen sich darüber lustig und hänseln ihn, obwohl sie eigentlich nur neidisch sind. Proust, der bei all seinen Bekannten als oberflächlicher und eleganter Weltmann gilt, ist im übrigen voll Rücksicht und Takt. Seine Herzengüte und Freigebigkeit kennen keine Grenze. Nach stundenlangen Gesprächen entschuldigt



Martin Bloch

er sich umständlich für seine große Neugier und öffnet sein Scheckbuch. „Sie müssen mir erlauben, Sie für Ihre Mühe in bescheidener Form schadlos zu halten. Bitte, nehmen Sie hundert Francs an!“ Albert wehrt ab: „Sie haben vollkommen recht, es ist viel zu wenig, natürlich schreibe ich hundertundfünfzig Francs aus.“ (Und das waren damals noch keine Papierfrancs!) Aber Albert bleibt standhaft, lehnt bescheiden, doch fest ab: er habe doch wirklich nichts geleistet, wofür er solche Belohnung verdiene. Proust gibt nicht nach. Ahnte er, daß sein Werk unsterblich würde, daß es einst sich rechtfertigen ließe, daß er dafür geleistete Dienste so königlich belohnte? Jede Einwendung Alberts führte zu einer neuen Steigerung. Schließlich schwieg der junge Mensch still, um nicht zum Schluß noch unverschämt zu erscheinen. Er erhielt bei solchen Gelegenheiten Schecks von 250, 300, 400 Francs und vielleicht manchmal noch mehr. Der Herzog von Rohan verlor seinen Diener, denn der Schriftsteller ermöglichte es dem jungen Bretonen, ein kleines Hotel zu kaufen. Es war das Hotel Marigny in der Rue de l'Arcade in Paris.

Im Jahre 1917 hatte Albert als Besitzer dieses Hotels Schwierigkeiten mit der Polizei, die zu einem Prozeß und zu seiner Verurteilung führten. Es ist also unnütz zu leugnen, daß dieses Hotel damals ein Absteigequartier war, und daß Proust, der darin aus und ein ging, diesem von ihm gutgeheißenen „Betrieb“ manche der interessanten Beobachtungen verdankte, die er in „Sodome et Gomorrhe“ und „Le Temps retrouvé“ niedergelegt hat.

Er ließ sich auch zuweilen von Albert durch die Armenviertel von Paris begleiten. Der Dichter liebte es, die Bekanntschaft von jungen Leuten aus dem Volk zu machen, die er während vieler Stunden über alles nur Erdenkliche ausfragte. Auf diese Art verschaffte er sich die Einblicke, deren er zu seiner Arbeit bedurfte. Gern sah er diese ungelenten Burschen in ihrer Berufstätigkeit. Ihn, den körperlich schwer leidenden, überfeinerten Denker zog es zu allen Werk-tätigen hin, er empfand eine merkwürdige Art von Erschütterung vor der Arbeit des gemeinen Mannes. Von Albert beschützt und begleitet, sah er durch die großen Glasscheiben der Fleischereien und Wurstereien und Bäckereien, wie seine Bekannten hinter der Theke ihrem Erwerb nachgingen.

Manchmal war der große Schriftsteller nicht ohne Eigensinn im Hinblick auf solche Bekanntschaften. Einmal verlangte er durchaus einen Fleischer zu sehen, um ihn auszufragen. Albert, der keinen zur Hand hatte, bat irgendeinen Bekannten, als angeblicher Fleischer Proust aufzusuchen. Es geschah. Proust fragte ihn: „Sind Sie Fleischer?“ Der Besucher bestätigte es. „Haben Sie auch heute gearbeitet?“ Abermals kam ein Ja. Proust fuhr fort: „Wurde geschlachtet?“ Dem angeblichen Fleischer schien es ratsam, auch dies zu bejahen. Der Schriftsteller wurde zusehends angeregter: „Haben Sie selbst ein Tier geschlachtet?“ — Wieder ein Ja. — „Was für ein Tier?“ — In Verlegenheit gebracht, erwiderte der junge Mann: „Einen Ochsen!“ — Proust gewann der Sache immer mehr Interesse ab. „Hat es sehr geblutet?“, fragte er. „Was meinen Sie damit?“ gab der Jüngling betreten zurück. „Nun, den Ochsen, beim Schlachten“, sagte Proust. „Ach ja, meinte der Besucher, sehr.“ — „Haben Ihre Hände das Blut berührt?“ ... Der angebliche Fleischer ermannte sich. „Natürlich,“ bemerkte er, „ich mußte sie ganz hineintauchen.“ Der Schriftsteller war aufs äußerste erschüttert. Er



George Grosz

empfand Grauen, Bewunderung und einen unbestimmten Schauer. „Zeigen Sie mir Ihre Hände!“, verlangte er. Der junge Mann tat wie ihm geheißen und unterdrückte das in ihm aufsteigende Lachen. Man mußte ernst bleiben, der Schriftsteller, das wußte er, zahlte für solche Verhöre sehr gut, wenn er zufrieden war. —

Selten nur ließ Proust solche Zufallsbekanntschaften in seine Wohnung kommen. Bei einem einzigen machte er von Anfang an eine Ausnahme. Es handelte sich um André, einen Freund von Albert. Der Hotelbesitzer, dem der Schriftsteller zu allem Überfluß auch Möbel für sein Hotel gegeben hatte, war diesem jungen Mann leidenschaftlich zugetan. In Alberts Leben haben Frauen immer nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt, es erscheint darum mehr als erklärlich, daß er sich nach einem schlichten Gefährten sehnte, einem Menschen aus dem Volk, der seine Zuneigung dankbar erwidern würde und ihm in guten wie in schlimmen Tagen zur Seite stände. Ihn glaubte er in André gefunden zu haben. Eine Zeitlang war Proust mit Albert wie mit André in gleicher und herzlicher Weise befreundet, aber bald mußte er erkennen, daß ihn doch eine zu tiefe Kluft von diesen beiden einfachen Naturen trennte: der ganze Abgrund, der intellektuelles Leben, verschiedenes Blut, andere Erziehung heißt.

Leidenschaftlich, wie das Verhältnis von Albert und André zueinander, konnten die Beziehungen der beiden jungen Menschen zu dem Schriftsteller naturgemäß nicht sein. Das mußte jedoch eine so sensible Natur wie Marcel Proust aller Vernunft zum Trotz bitter empfinden.

Diese Dinge haben ihn als Schriftsteller lange beschäftigt. Das Problem der unvollkommen erwiderten Liebe, die Elemente der Eifersucht, ja, alle Stadien dieser Leidenschaft sind in seinen *Albertine*-Romanen in einzigartiger Form abgehandelt. Man hat angedeutet, daß die „*Albertine*“ genannte Romanfigur ganz deutlich als junger Mann und nicht als junges Mädchen zu erkennen sei, weil sie nach Bewegung, Sprache, Gewohnheiten und manchen Gebärden, wie der Roman sie schildert, unmöglich ein weibliches Wesen sein könne. Dies sei nicht bestritten. Unzweifelhaft ist Proust insofern noch viel weitergegangen, als er seine beiden jungen Freunde bat, ihnen ihre Vornamen für seinen Roman zu leihen. So wurde aus Albert *Albertine* und aus Monsieur André *Mademoiselle Andrée* — junge Mädchen, die nach dem Willen des Schriftstellers lesbischen Neigungen „frönten“.

Doch darf man nicht außer acht lassen, daß es Proust bis auf einen einzigen Fall (*Charlus* = *Robert de Montesquion*) durchaus verschmäht hat, die Wirklichkeit sozusagen zu photographieren, wie dies etwa ein Schlüsselroman tut. Er erfand freilich wenig oder nichts, aber er nahm von überall her seine Beobachtungen, mischte sie bunt, übertrug Erlebnisse von einer Person auf die andere, machte aus drei lebenden Figuren seiner Bekanntschaft eine einzige usw. Hiernach wird jeder Einsichtige verstehen, daß man keineswegs die inneren oder äußeren Erlebnisse von Albert und André so ohne weiteres nachschlagen kann, mögen sie auch stückweise hier und da in dem großen Romanwerk enthalten sein. (Züge von Albert wurden *Julien* zugeteilt, der aber beispielsweise *Charlus*, d. h. *Montesquion*, persönlich kaum kannte, also an der berüchtigten Romanszene „*Sodome et Gomorrhe*“, I, pag. 258, sicherlich unschuldig ist.)

So viel aber ist gewiß: Die einzigartige zehnjährige Freundschaft des Dichters mit dem früheren *Lakaïen* nahm ihr Ende infolge einer Eifersucht, die man tragisch nennen muß. Ihr Gegenstand war der junge André. Vielleicht war Proust bei all seiner Herzensgüte, Großmut und vornehmen Gesinnung doch als schwerkranker Künstler zu gierig nach Freundschaft, zu sehr liebevoller und restloser Anteilnahme bedürftig und als Privatmann allzusehr gewohnt, durch Geld sein Ziel zu erreichen, als daß er eine andere, bessere Lösung hätte finden können.

Nach 1921 — also in den letzten Lebensjahren des berühmt Gewordenen — hat Proust weder Albert noch André wiedergesehen. Albert standen damals noch mancherlei Erfolge und auch Schicksalsschläge bevor. Sein Vermögen betrug in der besten Zeit nicht viel weniger als eine Million Francs, aber erneute Schwierigkeiten mit der Polizei in seiner Eigenschaft als Besitzer eines anderen Hotels, des *Hotels Saint Augustin*, rue St. Augustin, und sonstige Fehlschläge setzten ihm hart zu.

Heute gehört ihm ein bekanntes Pariser Badeetablissement und daneben ein Tanzlokal (*Bal des 3 Colonnes*) in der durch Victor Hugos Roman „*Les Misérables*“ berühmt gewordenen „*Rue de Lappe*“, in der Nähe der Bastille. Gerüchte behaupten, daß sich noch Hunderte von Proust-Briefen in seinem Besitz befinden, aber es ist wohl richtiger, Monsieur Albert selbst Glauben zu schenken, der angibt, daß ihm die meisten dieser Briefe gestohlen worden sind, daß er aber eine ganze Reihe davon seinem Arzt und andern Bekannten geschenkt habe.

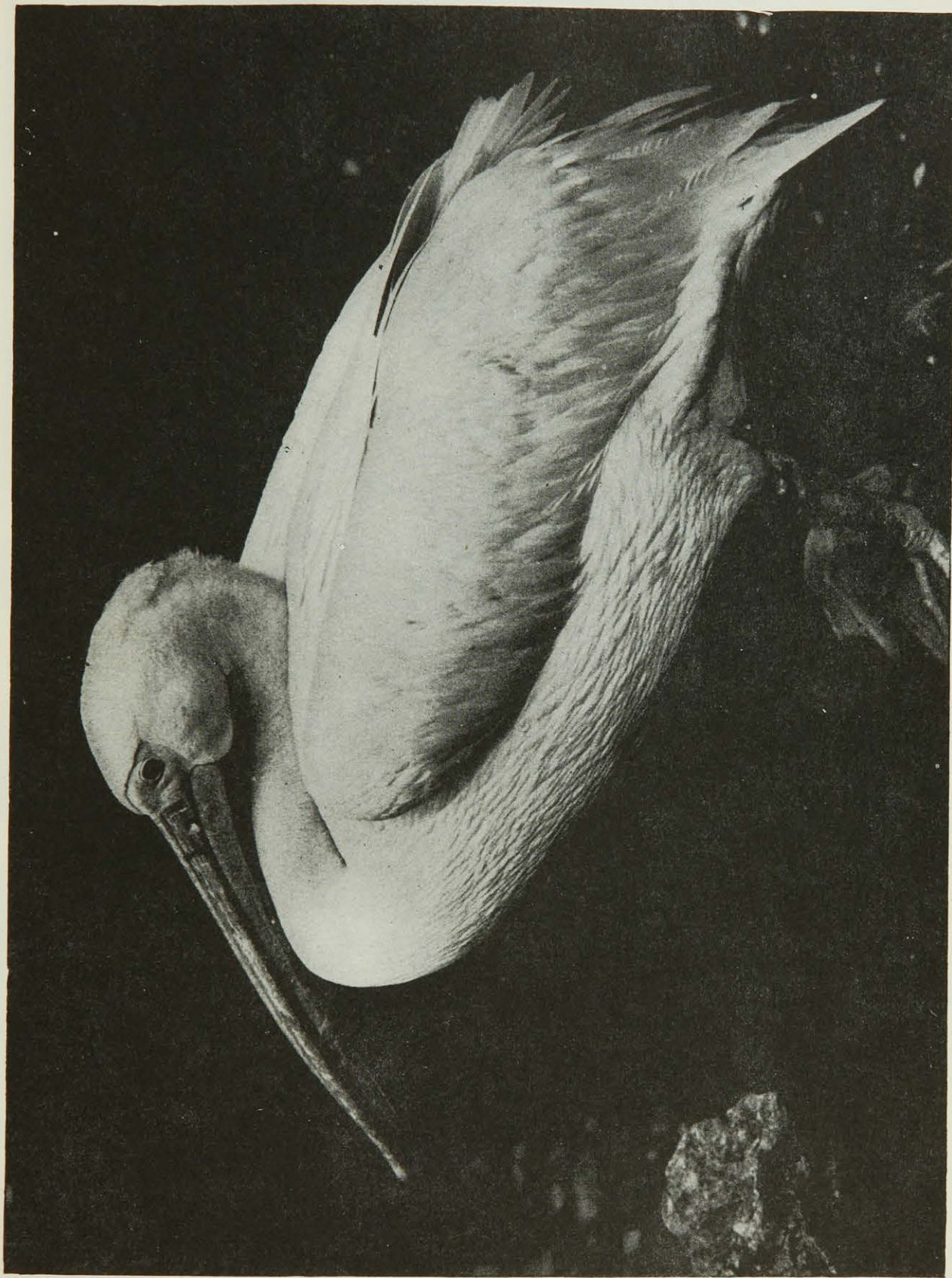


Photo M. Sandor

Pelikan

Freundschaften



Marcel Proust

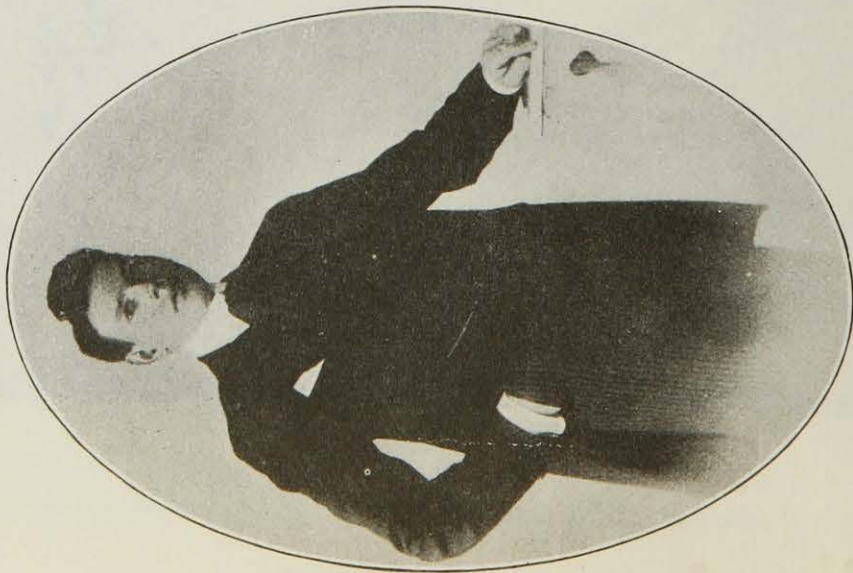


Photo Delgo

Albert



Photo Delgo

André



Photo Henri Manuel

Mme. Louise de Mornand und ihre Tochter, Freundinnen Prousts

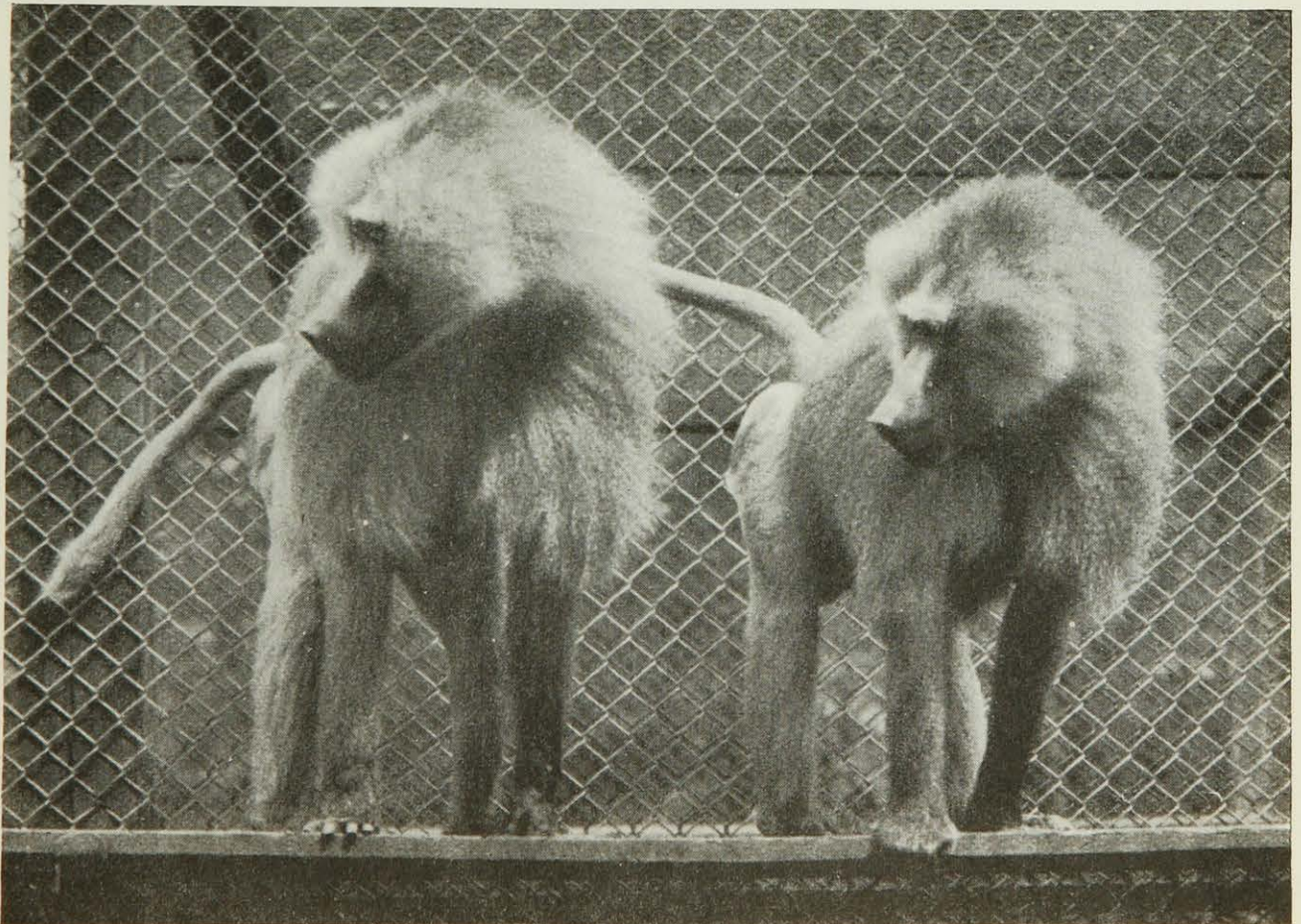


Photo Seidenstücker

Mantel-Paviane (Berliner Zoo)

Heimweh



Städt. Kunstmuseum Düsseldorf
Feuerbach, Iphigenie

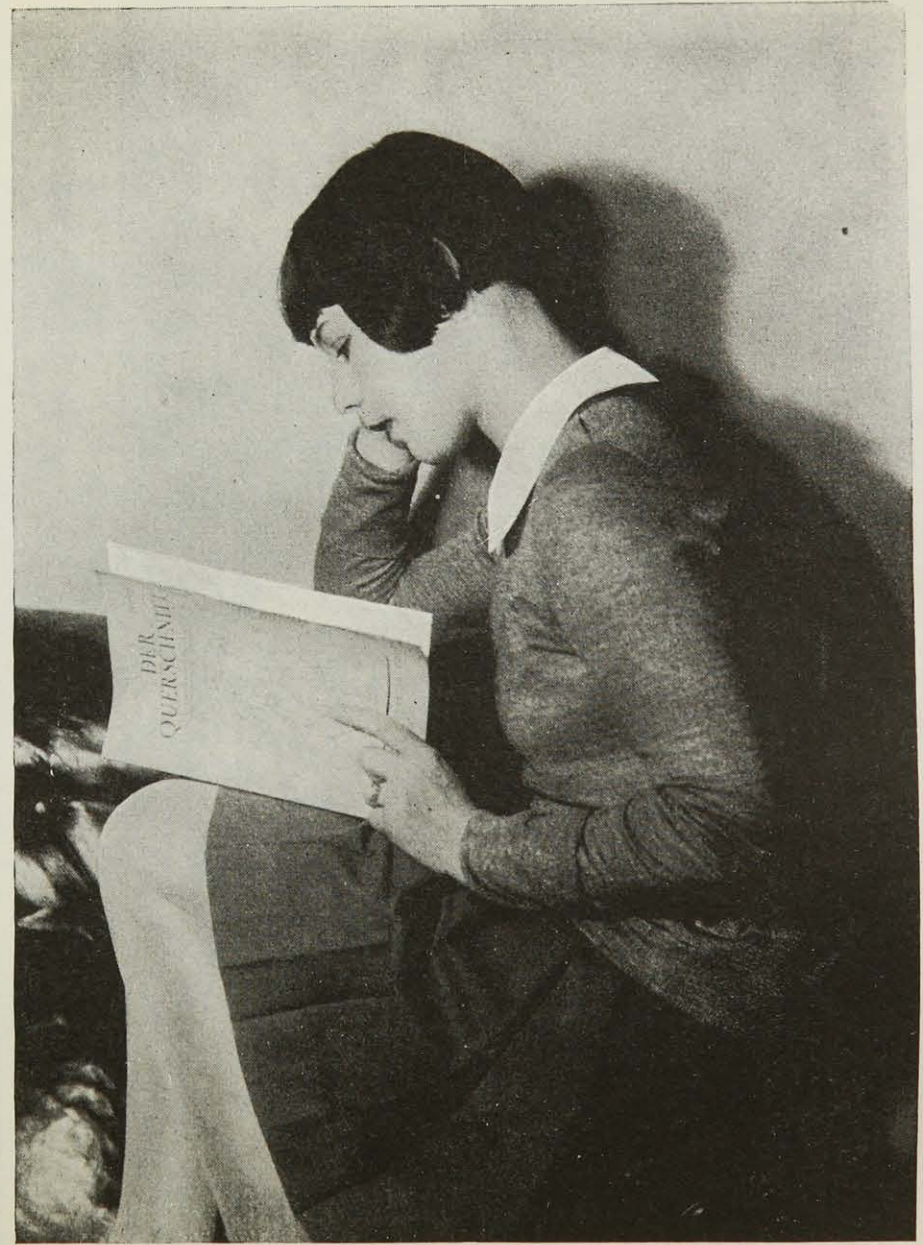


Photo Grete Ulster
Alexa v. Porembski aut der Tournée

LIEBESBRIEFE VON M. P.

Von

CHEVALIER DESGRIEUX

Wo soll man heute abend hingehen? — Am liebsten möchten wir Boxer sehen, aber leider wird erst morgen abend in der Salle Wagram die französische Leichtgewichtsmeisterschaft in zwölf Runden ausgetragen. Es bleiben also schlechterdings nur die Zerstreuungen auf intellektuellem Gebiet übrig. Da wäre freilich das „Schlummernde Schwein“ im Concert Mayol, aber es ist schon zehn Uhr, und wenn wir zu spät kommen, riskieren wir, das philosophische Leitmotiv des Werkes nicht mehr voll zu erfassen . . .

Eine Idee: Wenn wir doch zu Flammarion gingen, Boulevard des Italiens, wo Herr Samuel als belebender und erfindungsreicher Prophet wirkt? Da ist heute Gala-Autogrammabend.

Man müßte schon drei Monate bettlägerig gewesen sein und außerstande, Zeitungen und Prospekte zu lesen, um nicht zu wissen, daß die vertraulichen Briefe des armen Marcel Proust an zwei seiner *amitiés amoureuses*, die Damen Laura Haymann und Louisa de Mornand, in einem lieblichen Bändchen gesammelt erschienen sind. Man müßte seit drei Wochen interniert gewesen sein, um nicht zu wissen, daß die Materie dieser Veröffentlichung, die authentischen Handschriften, am Samstag im Hotel Drouot versteigert werden. Und um ebenfalls nicht zu wissen, daß Madame Louisa de Mornand, eine der Teilhaberinnen an der Zuneigung Prousts, heute abend im hellerleuchteten Buchladen der Grands Boulevards so viele Exemplare der gesammelten Liebesbriefe mit handschriftlicher Widmung versehen wird, als da jeder erwerben mag.

So ist das. Diese Darbietung und praktische Verwertung intimer Gefühle und vertraulichster Ergüsse nennt man jetzt „Evolution der Sitten“ (siehe auch „Geist der Nachkriegszeit“). Wen geht das denn an? Bloß ein paar alte Vorstandsdamen des Frauenvereins finden, es sei ein Skandal. Sie fordern mit dieser obsoleten Schamhaftigkeit die ungütigen Sarkasmen der besseren Leute heraus. Die Schlechtdenkenden sagen, daß eine, die es sich leistet, sensationelle Liebesbriefe unter dem Scheffel aufzubewahren, über eine anständige Rente verfügen müsse, oder daß die, so über keine anständige Rente verfügen, niemals zur Veröffentlichung geeignete Liebesbriefe besessen haben.

Marcel Proust ist der Typus des hochkotierte Briefschreibers. Selten noch hat sich mit solcher Geschwindigkeit um einen toten Schriftsteller ein derartiges Gewimmel von literarischer Agiotage organisiert. Der arme Kranke war von der — für ihn tröstlichen — Manie besessen, über alles und jedes kürzere oder längere Episteln psychologischer Autosektion zu verfassen, und von denen, die mit ihm in Verkehr standen, haben die wenigsten die Gelegenheit verpaßt, sich aus der hinterlassenen brieflichen oder bibliographischen Garderobe kleine Profite und große Publizität zurechtzuschneiden.

Aber das ist ihre Angelegenheit . . . Es ist sogar ihre Gelegenheit.

Wenn du willst, Manon, gehen wir und sehen uns Madame Louisa de Mornand an, wie sie den Käufern ihre Beglaubigung erteilt, und, hinter einem kleinen Ladentisch, wie zur guten alten Buchhändlerzeit, die offizielle Erklärung

abgibt, daß „jedes Exemplar, das nicht meine Unterschrift trägt, als Nachahmung zu gelten hat“ . . . oder doch als minderwertiges Produkt.

Manon willigt ein, da doch einmal der Boxmatch erst morgen ist. Und dann möchte sie ganz gern einmal von der Nähe und in breiter Öffentlichkeit ausgestellt die Frau sehen, auf die die Berühmtheit ihres zärtlichen Korrespondenten ein wenig abgefärbt hat; sehen, wie sie sich benimmt, und vor allem, was sie dazu angezogen hat.

Da ist auch schon der hellerleuchtete Buchladen. Im Schaufenster stehen verschiedene Photographien der „Heroinnen“ und ein paar Statuetten von Tänzerinnen, die die eine von ihnen modelliert hat. Wenn schon . . . Wir treten ein. Ein Verkäufer bemüht sich sofort um uns. Ich stammle die sinnlosen Worte, die ihm sofort den Mann verraten, der nichts kauft, und er läßt mich links liegen.

Im Hintergrund des Ladens steht ein Tisch mit einer Decke, einer Kristallvase mit Nelken und allem nötigen Schreibmaterial. An diesem Tisch sitzt Madame de Mornand, der eine reizende junge Dame assistiert: angeblich ihre Tochter. Es ist lange her, daß ich Madame Louisa de Mornand das letztmal gesehen habe und — möge sie mir meine Offenheit verzeihen, falls diese Zeilen je unter ihre ausdrucksvoll unterstrichenen Augen kommen sollten — ich bin überrascht über die Beziehungslosigkeit zwischen der Zahl der verflossenen Jahre und den Veränderungen in ihrer Physiognomie . . . Dieselbe elegante Silhouette, das gleiche braune Babygesicht, die gleiche, etwas ausgefallene Verführerlichkeit.

Louisa de Mornand ist, den Umständen angemessen, in distinguiertes Schwarz gehüllt, aber ein leichter, hellblauer Schal und ein Busch rosa Nelken mischen symbolisch in das bedrückende Andenken des Todes die tröstliche Bestätigung glorreicher Unsterblichkeit. Dazu trägt sie eine dunkle Filzglocke mit Barockperlennadel. Das Publikum — ich sehe, nebenbei, kein einziges mir bekanntes Gesicht — rückt gegen den Tisch vor, und jeder legt sein Buch, auf der Titelseite geöffnet, vor sie hin, zusammen mit einem Zettel, der „in deutlicher Schrift“ seinen Namen trägt. Die Künstlerin liest diesen sorgfältig (um ihn nicht zu verstümmeln) und widmet dann dem Besitzer mit schöner Spontaneität ihre rührenden Jugenderinnerungen. Ein fester, geradliniger Schwung, der sicher von graphologischer Bedeutung ist, geht vom Anfangs-L aus und unterstreicht mit Autorität die gleichzeitig steifen und gewundenen Buchstaben des ganzen Namenszugs.

Die Unterschriften folgen und gleichen einander alle. Die Käufer auch. Diese letzteren stehen übrigens noch herum für ihr Geld, stauen sich, bilden Gruppen und perorieren. Eine Schachtel mit Luxusbonbons zirkuliert unter den Intimen des Hauses. Ein Photograph erscheint, und da man Statisten zur Belebung des Hintergrundes braucht, wird ein Teil des Publikums gebeten, sich dort zusammenzurotten . . . Ohne zu wissen, wie ich dazu komme, bin ich plötzlich mit Manon mitten darunter. Ein Blitz, und ich bin für immer, ohne einen Schatten von Grund und Zusammenhang, mit der Erinnerung an diese Zeremonie verbunden, und zwar zweifellos mit dem Wasserleichenantlitz, das die Rache des Magnesiums ist.

„Werden deine Briefe mal einen Wert haben?“, fragte mich Manon obenhin, beim Hinausgehen.

„Nie!“ antwortete ich vehement der blühenden jungen Frau, erstens weil es so ist, und zweitens um die bösen Geister zu bannen.

(Deutsch von Biche.)



Heinrich Ehmsen

POKER - NOVELLE

Von

MASSIMO BONTEMPELLI

WICHTIGE MITTEILUNG

Derjenige, der nicht Poker spielen kann, darf diese Geschichte nicht lesen. Wenn ihm dies aber, wie anzunehmen ist, einen zu großen Schmerz bereiten sollte, möge er das Spiel vorher erlernen und dann die Geschichte lesen.

ERSTES KAPITEL

Ein Streich des Bösen

Da folgende prinzipielle Voraussetzungen vorhanden waren:

erstens, daß wir vier waren,

zweitens, daß es neun Uhr abend war,

drittens, daß alle Theater infolge eines Streiks der Bühnenarbeiter geschlossen waren,

viertens, daß es Sonnabend war,

schlug Umberto vor, eine Partie Poker zu spielen.

Die letzte dieser Voraussetzungen verrät dem Leser augenblicklich, daß wir vier gute Bürger waren; denn der gute Bürger gehört einer Kategorie Menschen an, die am Sonntag eine Stunde mehr zu schlafen hoffen, und die sich deshalb am Sonnabend abend ein längeres Aufbleiben gönnen.

Ich weiß, daß es für viele eine Enttäuschung sein wird, daß ich, ein Schilderer

und Verkünder des erfüllten Lebens, ein guter Bürger bin. Das Studium der Literaturgeschichte verursacht häufig solche Enttäuschungen. Es gibt darunter einige, die von nachhaltiger Wirkung sein können. Als Dante Alighieri die Sonette des „Neuen Lebens“ schrieb, war er, wenn auch nur pro forma, ein Gewürzhändler. Eine meiner Zimmervermieterinnen (als ich noch möbliert wohnte) vertraute mir einmal an, welchen Schmerz es für sie bedeutet habe, eines Tages erfahren zu müssen, daß der Lieblingsschriftsteller ihrer Jugend, der Verfasser von „Marco Visconti“, (o Ottorino, o Ermelinda!) von Beruf ein Advokat gewesen sei; und ihre Tochter würde beinahe ohnmächtig, als ich ihr aus reiner Bosheit sagte, daß Antonio Fogazzaro (o Miranda!) von seiner Frau gestrickte Wollstrümpfe getragen habe. Und welcher Leser der zauberhaften „Romances sans paroles“ des großen Verlaine ist nicht enttäuscht, wenn er seine sokratischen Gesichtszüge auf irgendeinem Bilde erblickt:

„Il pleure dans mon coeur
comme il pleut sur la ville.

— — — — —
Oh c'est bien la pire peine
de ne savoir pourquoi
sans amour et sans haine
mon coeur a tant de peine.“

Andererseits vermittelt ebendasselbe Studium manchmal angenehme Ueber- raschungen: so als ich las, daß sich Nicolo Tommaseo in Paris die französische Krankheit geholt habe. Seit diesem Tage benützte ich mit größerer Bereitwillig- keit sein „Wörterbuch der Synonyme“ und las alle drei Bände seines „Zweiten Exils“, während es mir vorher niemals gelungen war, über Seite 159 des ersten hinauszugelangen. Aber das sind seltene Fälle.

Ich selbst war nie in Paris, und ich bin ein guter Bürger genau so wie meine drei Partner an jenem Abend, den ich nun schildern will.

„Eine Stunde, nicht länger,“ sagte Umberto und begann ohne weiteres die Karten zu mischen.

„Eine Stunde?“ wird der naive Leser fragen; „und deswegen mußten diese Leute gute Bürger sein und am Sonnabend zusammenkommen, um am Sonntag- morgen eine Stunde länger schlafen zu können, wenn es erst neun Uhr war und man nur eine Stunde zu spielen beabsichtigte?“

Ganz offenbar hat dieser naive Leser die Warnung, die ich diesem Roman vorausschickte, nicht befolgt und einfach zu lesen begonnen, ohne jemals Poker gespielt zu haben; denn sonst würde er wissen, daß dieses edle Spiel stets unfehlbar mit der Bemerkung beginnt:

„Eine Stunde, nicht länger.“

Keine Partie Poker aber hat jemals weniger als sechs oder sieben Stunden gedauert: die Spieler wissen es; und daher bedeutet diese Bemerkung für nieman- den eine Abschätzung der bevorstehenden Spieldauer. Aber es ist eine notwendige, selbstverständliche, heilige Eingangsformel. Wahrscheinlich beruht sie auf einer alten Ueberlieferung. Wehe, wenn sie nicht gesagt wird: es bringt Unglück. Jedermal noch, wenn in der weiten Welt eine Partie Poker ohne diese Eingangs- formel begonnen wurde, hat es am Ende einer der Spieler bitter bereuen müssen.

Deswegen sagte Umberto, der dies alles sehr wohl wußte, vor dem Kartenmischen:

„Eine Stunde, nicht länger.“

Worauf irgendeiner aus der Gesellschaft, indem er streng die Vorschrift des Rituals befolgte, antwortete:

„Wenn es sich nur um eine Stunde handelt . . .“

Und man verteilte die Marken.

Aber als wir alle bequem Platz genommen hatten (Umberto auf dem Diwan, ich auf einem Stuhl ihm gegenüber, Cesare mit der umfangreichen rückwärtigen Hälfte seines beweglichen Körpers in einem Lehnstuhl zu meiner Rechten, Isidoro ihm gegenüber auf einem anderen Stuhl), als wir alle fest auf unseren Plätzen saßen, wie vier Belagerungsgeschütze, entstand ein Streit über eine äußerst wichtige Vorfrage: wie hoch man nämlich die Marken (oder „Scheinmünzen“, wie sie Carducci bezeichnet hätte, wenn er mit Lydia Karten gespielt hätte, oder „fiches“, wie sie sonst in Italien genannt werden) bewerten sollte. Eine Frage von der größten Bedeutung, weniger für damals als für die Leser des Romans, nicht näher bezeichnen, um nicht allzu viele ihre persönlichen Verhältnisse betreffenden Geheimnisse zu verraten.



A. Camerini

Bontempelli

denn aus diesem Streit wurde das geboren, was den Sinn und die Bedeutung der ganzen Geschichte ausmacht und was mir das Recht verleiht, sie als tief und symbolisch zu bezeichnen. (Ganz abgesehen davon, daß in einem Zyklus des erfüllten Lebens die Schilderung einer Pokerpartie nicht fehlen durfte.)

Zur Frage der Bewertung der Spielmarken wurden rasch zwei einander entgegengesetzte Thesen geäußert; ich werde aber die Personen, die sie vertraten,

Erste These: „Der Wert der Marke muß ein wenig hoch sein, nicht um die Gewinn gier hervorzurufen, sondern um dem Spiel jene erregende und aufpeitschende Lebendigkeit zu geben, durch die es zum wirklichen leidenschaftlichen Kampf wird.“

Zweite These: „In einem Spiel, das auf so tiefer psychologischer Einsicht beruht wie das Pokerspiel, bedarf es nicht erst des Anreizes, viel gewinnen, oder der Furcht, viel verlieren zu können; es soll vielmehr die reine Technik des Spiels so weit wie möglich allein zur Geltung kommen.“

Unglücklicherweise befand sich unter uns vieren auch ein Sophist und Phantast der (ich kenne ihn schon einige Jahre) manchmal unter dem Einfluß des Bösen zu handeln und zu sprechen pflegt. Er erfand eine

dritte These: „Lassen wir die Technik des Spiels allein sich auswirken, indem wir die Frage des Wertes der Marke vorläufig nicht entscheiden.“

„Und auf welche Weise?“

„Wir setzen drei oder vier hypothetische Werte der Marken fest, ohne uns für eine bestimmte zu entschließen. Erst nach Beendigung des Spiels wird durch das Los entschieden, welcher Wert der für uns gültige sein soll. Auf diese Art wird jeder nur nach seiner Geschicklichkeit spielen, ohne daß er weiß, ob er viel oder wenig von seinem gemeinen Geld gewinnen oder verlieren wird: aber während des ganzen Spiels wird über uns die Drohung des noch unbekanntes, aber unbeeinflussbaren Schicksals schweben.“

Die dritte These wurde angenommen und mit einer leichten Aenderung folgendermaßen ausgeführt: jeder von uns viere schrieb denjenigen Wert auf einen Zettel, den nach seiner Meinung die Einheit der Spielmarke haben sollte. Der Vertreter der ersten These schrieb „zehn Lire“, der der zweiten „eine Lira“, der dritte wählte geistesgegenwärtig die Mitte und schrieb „fünf Lire“. Diesen drei Hypothesen gegenüber war ich zunächst einmal in der größten Verlegenheit, welchen vierten Wert ich vertreten sollte. Ich wagte nicht „zwanzig Lire“ zu schreiben, und es wäre töricht gewesen, zwischen den drei Ziffern noch eine mittlere zu wählen. Endlich faßte ich mich und schrieb „fünf Centesimi“. Wir legten dann die vier Zettel in vier gleiche Kuverts, verschlossen sie und warfen sie in eine Vase.

Dann nahmen wir drei wieder heraus und verbrannten sie unter vollkommenem Schweigen an einer Kerze, ohne sie geöffnet zu haben.

Der vierte Zettel blieb allein und geheimnisvoll in der Vase zurück. Wir stellten sie auf ein hohes Wandbrett; und dort oben, in seiner einsamen Höhe, sollte das Schicksal, in der Vase verschlossen, unerschütterlich und unbeeinflussbar ruhen und auf das Kampffeld unten, den Kartentisch, auf Gewinner und Verlierer herabblicken.

Die Partie begann mit Andacht.

ZWEITES KAPITEL

Andante lento

Die ersten Runden einer Partie Poker sind immer ereignislos und uninteressant.

Der grobe Positivist, der glaubt, daß nichts als der Zufall wirksam ist, um irgendeine Kombination von bestimmten Karten zustande zu bringen — hat niemals Poker gespielt.

Denn so groß die Welt ist, es ist noch niemals vorgekommen, daß irgendein Spieler innerhalb der ersten vier oder fünf Runden eine starke Kombination — ein „Full“, ein „Flush“, einen „Poker“ oder ein „Royal Flush“ erhalten hätte; und in keiner Partie, die jemals im Laufe der unendlichen Zeit und an irgendeinem Ort gespielt wurde, hat sich je ein interessanter Zusammenstoß vor der vierten oder fünften Runde ereignet.

Diese unbestrittene Tatsache ist ein klarer Beweis dafür, daß keine Kombination jemals zufällig ist; sie werden vielmehr alle von einer geheimnisvollen Intelligenz beherrscht — was übrigens vor einigen Jahren für das Bakkarat von

Emilio Bodrero, einem Philosophen und Neovorsokratiker, in der Novelle „Der Flug des Ikarus“ gezeigt wurde.

Dem unverletzlichen Gesetze treu, zügelte auch an diesem Abend die geheimnisvolle Intelligenz, die jeder Partie nach einer harmonischen, der Sinfonie abgelauchten Norm ihre Gestalt gibt, die in den Karten ruhende Energie; und so habe ich vom Anfang unseres Spiels keine erwähnenswerten Ereignisse zu melden.

In der ersten Runde machte, wie es üblich ist, jeder von seinem Recht zu „passen“ Gebrauch, da unter den Spielern die wohlbegründete Ueberzeugung besteht, es bringe Unglück, im Beginn einer Partie zu gewinnen. Der erste unbedeutende Einsatz wurde von Cesare eingesteckt, der dadurch auch bald Gelegenheit fand, seine ersten Seufzer auszustößen, die freilich noch sehr gemäßigt waren. Immerhin konnte ihm Isidoro die ersten gleichfalls gemäßigten Zurechtweisungen erteilen, wie es das obenerwähnte Gesetz fordert, das für den Anfang freiwillige Zurückhaltung auferlegt.

Die ersten bedeutenderen Ereignisse fanden, wenn ich mich recht erinnere, in der fünften Runde statt. Ich hatte wie gewöhnlich wieder nichts Ordentliches zusammengebracht und war „out“ gegangen.

Isidoro, der links von mir saß, hatte eröffnet, eine Karte genommen und wagte einen ziemlichen Einsatz. Umberto zog sich zurück, während Cesare den Einsatz Isidoros „hielt“. Man zeigte die Karten, und Cesare hatte zwei Paar Könige und Damen, während Isidoro zwei Paar Asse hatte.

„Wissen Sie nicht,“ bemerkte Isidoro, während er die gewonnenen Marken an sich zog, „daß zwei Paar Könige unfehlbar zwei Paar Asse nach sich ziehen?“

„Aber ich hatte zwei Könige und zwei Damen,“ gab Cesare, der sich langsam aufzuregen begann, zurück, „und Sie wissen nicht, daß wenn Damen dabei sind, die Könige nicht mehr die Asse nach sich ziehen?“

„Es ist nicht meine Schuld,“ antwortete Isidoro, „wenn Sie mit zwei Damen nichts anfangen können.“

Mit einem Wort, die gewöhnlichen Scherze. Cesare beendete die Diskussion: „Es geht weiter.“

Und während er dies sagte, begann er die Karten zu mischen, denn er war an der Reihe zu teilen.



Gabriele Mucchi

Am Ende dieser ersten Phase überstiegen die Differenzen nicht acht oder zehn. „Acht“ oder „zehn“ wovon? Es war noch nicht von Wichtigkeit, es zu wissen, und keiner dachte in diesem Augenblick an den Zettel, der still und wachsam in seinem weißen Kuvert zwischen den Wänden der Vase auf dem hohen Wandbrett ruhte.

DRITTES KAPITEL

Allegretto agitato

In diesem Zeitpunkt hielt es die geheimnisvolle Intelligenz für angebracht, zwischen uns mit einem Schlag eine Reihe von starken Kombinationen zu werfen. Es war wie ein orchestrales „Tutti“, das plötzlich über ein langes Präludium von zögernden und gedämpften Akkorden hereinbricht. Die „Fulls“ fielen in einem gleichmäßigen und pausenlosen Rhythmus auf den Tisch und wurden während einiger Runden zum Ausgangspunkt ständiger Angriffe. Sie waren es, die die Hebung und Senkung des Zeitmaßes angaben: inmitten dieser Erregungen blitzten die Feuerwerke der „Flushs“ auf, erschienen verschiedene andere „Fulls“ von größerer und kleinerer Bedeutung, platzte die Bombe eines unerwarteten und mächtigen „Pokers“ (er gehörte Umberto, der mit einem Paar begonnen hatte!). Die Umsätze in der Kasse wuchsen. Plötzlich verschwanden die „Fulls“ und sogleich schien sich der Kampf, wenn auch für kurze Zeit, abzuschwächen. Dieses unvorhergesehene Verschwinden war vielleicht von einem echten und berechtigten Zornesausbruch Cesares hervorgerufen worden. Ich hatte mit einem prachtvollen Dreier aus Assen, Karo, Herz und Treff eröffnet.

Ich glaube, daß viele mit mir übereinstimmen werden, daß der Besitz eines Dreiers von Assen das angenehmste Gefühl der Welt verursacht. Die dreifache Weiße, die kaum in der Mitte durch das eine aufgedruckte, symbolische Zeichen gestört wird, bietet einen ästhetischen Genuß, der die Befriedigung über den Wert der Kombination und das Interesse an ihr weit übertrifft. Ich freute mich damit, die beiden roten Zeichen und die reine Blume betrachten zu können. Als ich diesen höchsten Dreier entdeckt hatte, hatte ich eine gewaltige Freude empfunden, die weit größer war, als wenn ich eine günstigere Kombination erhalten hätte: und es hatte mich sogleich eine Art Leidenschaft für meine drei Karten ergriffen. Ich nahm gewissenhaft zwei Karten und betrachtete sie nur ungerne. Wenn ich noch ein Paar dazubekommen hätte, wäre meine Position um vieles stärker gewesen; aber ich wünschte es nicht, ja fürchtete mich sogar davor: mein Vergnügen, das rein ästhetisch war, wäre dadurch gestört und verdorben worden. Als ich sah, daß mein Dreier unverletzt blieb, war ich glücklich. Ich hätte um keinen Preis der Welt darauf verzichtet, mit ihm jeder Herausforderung zu begegnen.

Das verlieh mir ein Gefühl der stärksten Sicherheit. Ich setzte. Isidoro zog sich zurück. Umberto überbot mich. Cesare hielt den Einsatz Umbertos.

Ich überbot, ohne zu zögern, neuerlich. Umberto verzichtete. Cesare dachte einen Augenblick nach, dann gab auch er es auf und warf die verdeckten Karten voll Wut auf den Tisch.

Alle hatten es aufgegeben, und ich war Sieger geblieben. Ich hätte die Kasse nehmen können, ohne meine Karten aufzudecken.

Aber aus reiner Herzensfreude zeigte ich die Karten, mit denen ich gespielt

A e g y p t e n



Abend am Nil (bei Theben)



Sammlung Paul v. Mendelssohn-Bartholdy

Photo Galerie Flechtheim

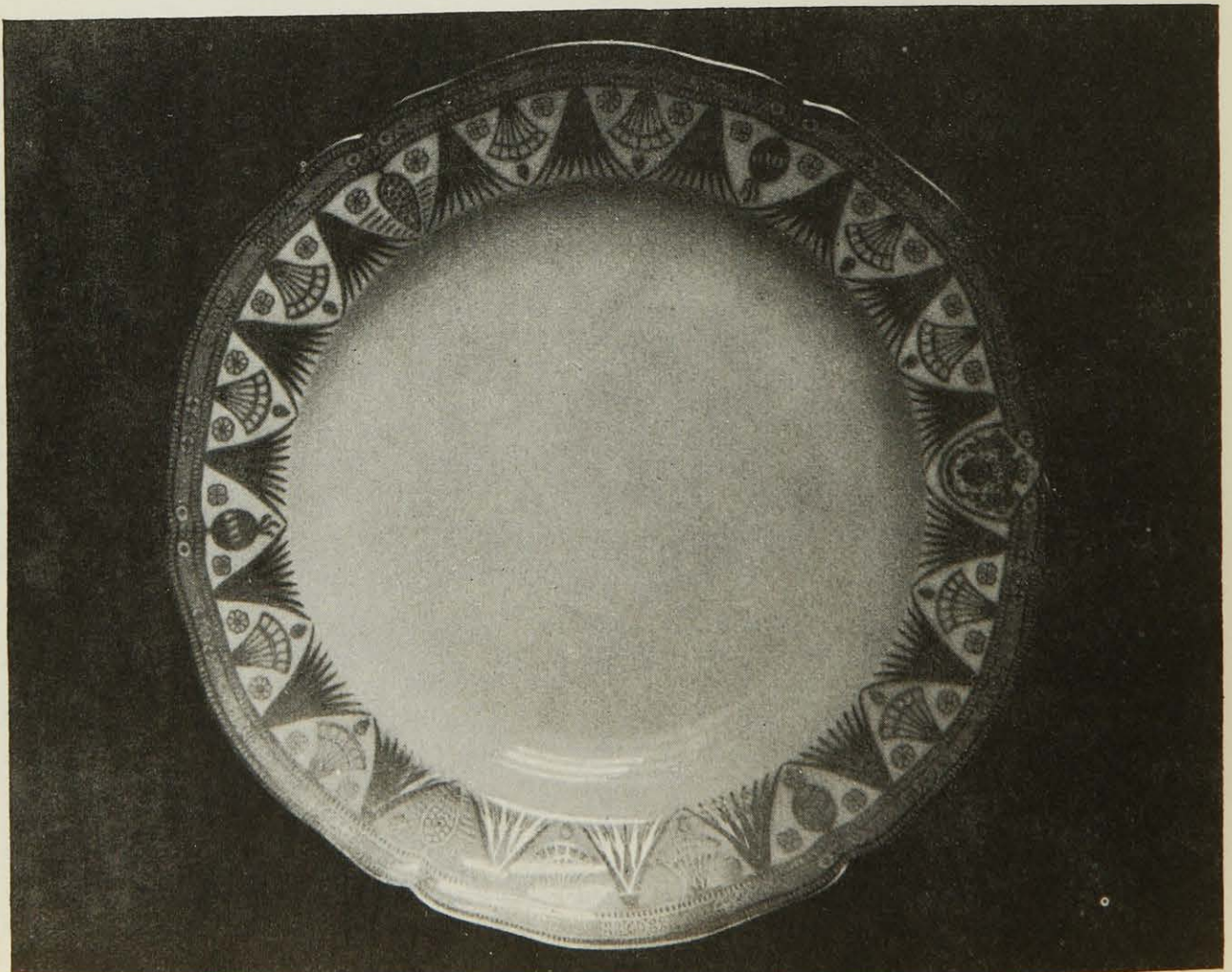
Henri Rousseau, Die roten Flamingos



Museum Leiden
Holzstatuette mit Salbgefäß (Neues Reich)



Berlin, Staatl. Museen
Holzstatuette (Neues Reich)



Berliner Porzellan-Manufaktur

Photo W. v. Debschitz-Kunowski

Teller aus dem Service der Aegyptischen Gesandtschaft



Pflüger



Kleine Karawane

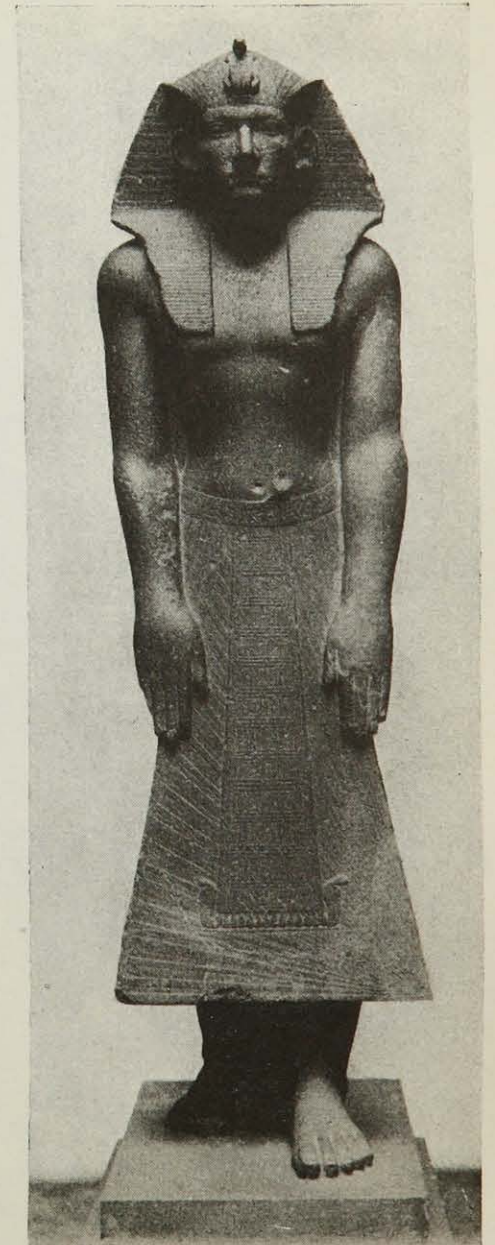
Photo Edith Rosenheim



Sudanesischer Offizier



Der kleine Botenjunge vom Schneider
Milani (Kairo)



Berlin, Staatl. Museen
Granitstatue des Königs Amemhet III. (Mittleres Reich)

hatte: ich wollte meinen Partnern das ästhetische Vergnügen an diesen drei Assen (zwei rote und ein schwarzes) vergönnen. Es war reinste Einfalt des Herzens. Umberto sagte ruhig:

„Verdammt, ich hatte ein kleines ‚Full‘.“

Aber Cesare ging wie eine großkalibrige Granate in die Luft:

„Und auch ich hatte ein ‚Full‘ und durchaus kein kleines! Da ist es noch: drei Buben und zwei Könige! Aber wenn ein ‚Full‘ augenblicklich gar nichts bedeutet! Ich habe soeben vierzig Punkte mit einem ‚Full‘, in dem drei Damen waren, verloren. Seit einer Stunde wachsen die ‚Fulls‘ wie Schwämme aus dem Boden und treffen fast immer auf ‚Poker‘ und ‚Flushs‘. Wer hätte denken können, daß du, der du bis jetzt verloren hast, einen solchen Angriff mit einem nichts-würdigen Dreier wagen wirst?“

„Ich bitte um Verzeihung,“ murmelte ich boshaft.

„Sie haben wie ein Anfänger gespielt,“ wandte sich Isidoro an Cesare. „Der Dreier lag auf der Hand, und ich hätte ihn mit der kleinsten Quint gehalten.“

„Zum Teufel lag er auf der Hand!“ brauste Cesare auf und bewegte aufgeregt seinen Körper von den Schultern bis zu jenem Teil, der in den tiefen Lehnstuhl eingebettet war. „Ich mußte zumindest glauben, daß er einen ‚Poker‘ in der Hand habe und konnte nicht an einen so schamlosen ‚Bluff‘ denken.“

„Das nennen Sie ‚Bluff‘, wenn einer einen Dreier aus Assen hat?“

Hier nun setzte der traditionelle Streit darüber ein, ob der „Bluff“ ein absoluter oder ein relativer war. Aber Cesare beendete die Diskussion mit den Worten:

„Es geht weiter.“

Und während er dies sagte, begann er die Karten zu mischen, denn es war die Reihe an ihm zu teilen. Inzwischen schätzte jeder mit einem Blick ungefähr sein Vermögen ab; und alle, ohne vorheriges Einverständnis und wie bewegt von einem geheimnisvollen Mechanismus oder einem gemeinschaftlichen Gefühl, warfen einen langen und schweigenden Blick hinauf zur Vase auf dem hohen Wandbrett, die das stille Blatt Papier behütete.

Das Blatt Papier fühlte, unsichtbar zwischen den Wänden der Vase, unseren Blick und machte allen unnützen Gesprächen gebieterisch ein Ende.

VIERTES KAPITEL

Feierliches Crescendo und Ausklang

Aber der himmlische Kapellmeister befahl von seinem fernen Himmel den Trompeten zu schweigen und legte unserem Kreis eine kurze Ruheperiode auf, die jedoch nur äußerlicher Art und von schauerlichen Vorahnungen ungeheurer, noch bevorstehender Ereignisse durchzittert war.

Es verminderte sich in dieser Periode die Größe der Gewinne und Verluste, aber die Gesamtschulden oder der Gesamtbesitz des einzelnen vermehrte sich — und immer häufiger und bedeutsamer wurden die Blicke, die jeder von uns zur Vase des Schicksals hinaufwarf.

Es folgten rasch aufeinander einige bemerkenswerte Episoden. Ein „Poker“ aus Damen (mit einem As als fünfte Karte) begegnete einem „Poker“ aus Königen,

ein Ereignis, bei dem der Raum zwischen dem Tisch und der Lampe von den Worten „hundert“, „hundertfünfzig“, „dreihundert“ durchkreuzt wurde, so daß man an Lanzen, die pfeifend durch die Luft flogen, denken mußte.

Dann kam eine längere Ruhepause, die durch ein originelles Bluff-Duell kaum merkbar unterbrochen wurde. Ich selbst machte den Anfang mit fünf verschiedenen Karten, die ich alle behielt, indem ich mich als „serviert“ erklärte. Es leistete mir nur Umberto Widerstand, der sich gleichfalls als „serviert“ erklärte. Ich setzte, er überbot mich. Aber während des Ueberbietens bemerkte ich, daß er den Ballen der rechten Hand (während er mit der Linken die Karten hielt) gegen den Tischrand drückte. Nun hatte ich an anderen Abenden beobachtet, daß Umberto stets, wenn er bluffte, seine rechte Hand in diese Stellung brachte: ich begriff also, daß er nichts hatte und mich einschüchtern wollte. Ich überbot deshalb noch einmal:

„Hundert!“

„Zweihundert!“ gab er zurück.

Das hatte ich nicht erwartet. Ich war wie gelähmt und fühlte mich bereits geschlagen. Einen Augenblick lang schwankte ich: ich schämte mich zu fliehen, nachdem ich mich als „serviert“ erklärt und einen Angriff inszeniert hatte, der meinem Charakter nicht entsprach; aber ich beging den schweren Fehler, kein Vertrauen zu der Art und Weise zu haben, auf die ich Umbertos Handlung ausgelegt hatte. So kam es, daß ich nicht den Mut fand, meinen Gegner mit überlegener Leichtigkeit zu überbieten. Dagegen packte mich auf einmal die Begierde, die Karten Umbertos kennenzulernen (die er nicht hätte zeigen müssen, wenn ich mich zurückgezogen hätte), und so wählte ich schließlich den schlechtesten Ausweg und erklärte:

„Ich halte.“

Umberto warf die Karten hin, wie jemand, der verloren hat, und sagte:

„Ich habe nichts.“

„Auch ich habe nichts.“

In der Metaphysik ist das Nichts etwas Absolutes und verträgt keinerlei Grade oder Abstufungen; denn da es in sich uniform gedacht werden muß, so können zwei Nichts nicht existieren. Existierten sie aber, so würden sie sofort miteinander identisch werden, das heißt, sie würden ein einziges Nichts, nämlich das Nichts.

Dagegen existieren in der empirischen Welt des Pokers keine Identitäten. Man verglich das Nichts Umbertos mit dem meinigen. Auch er hatte fünf verschiedene Karten und gleichfalls von verschiedener Farbe. Aber seine höchste war ein König, während meine höchste eine Dame war. Ach, die Frauen! Ich zahlte zweihundert. Unbestechlicher Zettel auf dem erhabenen Wandbrett, steh mir bei!

Isidoro bat um die Erlaubnis, sich auf eine Minute entfernen zu dürfen. Wir bemerkten, daß wir alle in einer ähnlichen Lage seien und baten einander um die gleiche Vergünstigung. Eine Minute lang blieb die Schicksalsvase allein zurück und bewachte stumm die auf dem Kampfplatz unter der Lampe verstreuten Karten.

Mit unserer befriedigten Rückkehr nach jener kurzen Abwesenheit begann die letzte Phase des Kampfes. Es gab keine Diskussionen mehr: das Spiel gewann vielmehr an Intensität, was es an Erregung verlor. Wir waren nicht berauscht, aber uns durchbebt ein ganz innerlicher und verborgener Taumel, wie auch die Zahl auf jenem Zettel sich stillschweigend uns immer mehr zu nähern schien — ähnlich der Loslösung der Ideen aus dem Reich des Ewigen, wenn sie auf die Erdkruste herabsteigen, um Wirklichkeit zu werden.

So endete unsere bemerkenswerte Schlacht mit jener Größe und jenem Heroismus, die ihrer würdig waren.

Als man die letzte Runde gespielt hatte, wurde kühl und mit einem Ausdruck herablassender und gleichgültiger Zerstreutheit der Gewinn und Verlust eines jeden berechnet.

Ich habe nicht die Absicht, die Resultate meiner Mitspieler bekanntzugeben. Dagegen werde ich sagen, was ich selbst verloren hatte: es waren „hundertfünfzig“. Hundertfünfzig wovon?

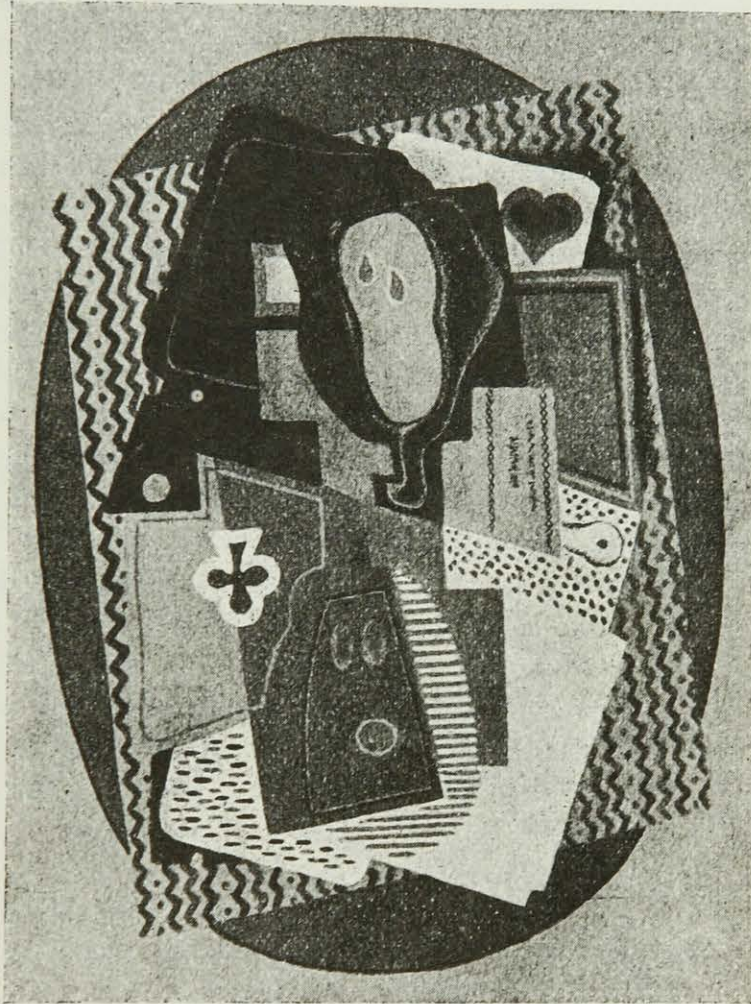
FÜNFTES KAPITEL

Die Eröffnung des Kuverts.

Der Leser brennt, bebt, kocht vor Neugier, zu erfahren, was auf dem verhängnisvollen Zettel stand. Umberto hat die

Vase vom Wandbrett genommen und hält ihn jetzt gut vierzig Sekunden lang vor unseren Augen unter die Lampe wie eine heilige Hostie. Der Leser rast, stampft mit den Füßen, brüllt vor Neugier, zu erfahren, ob ich — der ich „hundertfünfzig“ verloren hatte — hundertfünfzig mal fünf Centesimi, mal eine Lira, mal fünf oder mal zehn Lira verloren hatte, das heißt also, ob ich sieben Lire fünfzig oder hundertfünfzig Lire oder siebenhundertfünfzig Lire oder eintausendfünfhundert Lire verloren hatte.

Ich wünschte, daß der Leser in diesem Augenblick in einen Spiegel sähe, damit er erkennen könnte, wie häßlich er in seiner gemeinen Neugier ist; und wenn er gerade keinen Spiegel bei der Hand hat, so möge er sich augenblicklich einen von seiner Frau bringen lassen, vorausgesetzt, daß er sich zu Hause befindet und ver-



Gino Severini

heiratet ist; falls er aber Junggeselle ist, so von seinem Dienstmädchen oder seiner Zimmerfrau; und falls er mich in einem Kaffeehaus oder in einem Zug liest, dann von der nächsten Dame oder Kokotte; und wenn es ihm auf keine Weise möglich ist, sogleich einen Spiegel herbeizuschaffen, so greife er sich mit der Hand ins Gesicht, und wie Panuphcius in dem Roman „Thais“ wird er mit seiner Hand fühlen, wie häßlich er in diesem Augenblick ist, in dem ihn die Neugierde überwältigt zu erfahren, ob ich sieben Lire fünfzig oder tausendfünfhundert Lire verloren hatte. Ich wünschte, er könnte es begreifen, wie grob, gemein, stinkend, unkünstlerisch seine Neugierde ist, und nur deshalb nenne ich sie nicht auch bestialisch, weil kein Tier auf der Welt, kein Hund, kein Schaf, kein Elefant neugierig wäre, zu erfahren, was ich eigentlich verloren hatte. Der Leser verkennt das wahre Ziel und die wahre Absicht aller Kunst. Der Leser versteht nicht zu lesen. Er gibt sich nicht Rechenschaft darüber, daß meine Aufgabe damit gelöst ist, daß ich ihn an Hand einer an und für sich banalen Geschichte durch einige mit Weisheit erfundene und erschütternde Sensationen, die ihn während der Lektüre packten, bis zum Ende geführt habe, und daß er von mir als Schöpfer bewegter Phantasmen durchaus nicht verlangen darf, ihm noch ein Detail mitzuteilen, das mein privates Geheimnis ist und mir überdies unwesentlich, kleinlich und jeder künstlerischen Bedeutung bar erscheint; daß die Aufklärung darüber, was auf dem Zettel steht (den Umberto geheimnisvoll unter das Licht der Lampe hält) nicht die geringste Wirkung mehr nach den Sensationen erzielen kann, die ich ihn vorher habe erleben lassen. Aber der Leser ist nun einmal so. Er kann nicht lesen, und er verschlingt Romane und hört Theaterstücke mit demselben

kleinlichen Geist, mit dem er die Gerichtssaalrubrik und die Interviews, die sogenannte berühmte Männer gewähren, in einer Volkszeitung liest oder mit dem er dem Klatsch über seine Nachbarn lauscht, den man in der Portierloge erzählt; er interessiert sich für die brutale Wirklichkeit, nicht für die Lyrik, die aus ihr entspringt. Aber wir Schriftsteller haben uns verpflichtet, ihm zu dienen: und deshalb müssen wir, um die Notwendigkeit, für unsere Zeitgenossen lesbar zu sein, mit unserem Wunsch zu vereinen, auch der Nachwelt irgendeine Spur unseres Erdenwallens zu hinterlassen, in den Falten jenes brutalen Geschehens einen Funken lyrischer Empfindung oder einer ewigen Wahrheit verbergen. Vielleicht wird die Zeit über die Asche blasen und die Nachwelt den Funken entdecken: augenblicklich nähren sich unsere Zeitgenossen vergnügt von der Asche. Während ich mich bemühe, ein Bild der Menschheit in ihrer größten Tragik zu zeichnen, glaubt der glückliche Leser, daß ich ihm allerlei heitere Dinge erzählen will. Damit sei's genug. Für jetzt möge er nur in den Spiegel sehen oder mit den Fingern sein Gesicht abtasten. (Deutsch von A. W. Freund.)



Loulou Albert-Lazard



Pascin

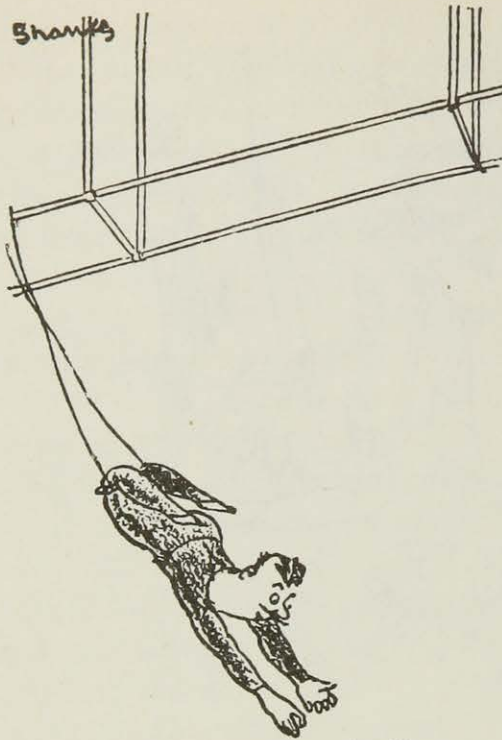
L U F T R E I S E

Von

VICTOR WITTNER

Nach einigen Versuchen zur Landbildung — hilflose Inseln flecken das venezianische Meer — verdichtet sich die stotternde Erde, wird Festland: an dem Stiefel-Ohr Venedig wird der Stiefel Italien herangezogen, in den der Eisenbahnfahrer schlüpft. Er kann aber auch die lange Brücke überbrücken, indem er sich dem Aeroplan anvertraut (es wird höflich ersucht, nicht „Äroplan“ auszusprechen). Aus dem Marmorsaal, der die Piazza San Marco ist (Cafés mit vogelvollem Himmel), wird man nach dem Aeroporto San Nicoletto gebootet, dem Flughafen. Bis die Maschine eintrifft aus Wien, vertreibt man sich die Zeit mit kleinen Sprachübungen: Das Vergnügen, Worte einer fremden Sprache in den Mund zu nehmen, ist nicht zu unterschätzen und, wenn man diese Worte seinem spezifischen Sprachinstrument und Sprachcharakter anbequemt, nicht zu überbieten. Viertelstundenlang kann man „Portorose“ vor sich hinsagen, nachdem man gelernt hat, daß das Wort keineswegs einer Hafenrose gleichklingt, sondern nach einem offenen O für seine dritte Silbe verlangt: aufgemacht den Mund! und dieses O aus seiner Tiefe geholt, wo er schon in den Gaumen abrutscht. Porto-ró-se. Portoróse. So.

Jetzt schüttelt der allzublau Himmel den ersehnten Aeroplan ab, einen Walfisch, der, aufs Trockene kommend, nicht mehr schwimmen kann. Formalitäten. Höflichkeiten. Einsteigen. Der eingetroffene Pilot setzt langsam die Schritte, als löste er nicht gern die Füße von der Erde: und sie ist ihm ein Ge-



„Oop — — — pardon!“

schenk, das er, nicht der tägliche Landkleber empfindet; so wenig wie der Inhaber der Muttersprache den Stolz, mit dem die nordische Zunge die südlichen Silben ausschwingt, auskostet: Aeroporto San Nicoletto.

Der entläßt uns jetzt. Man hat sich in der für zehn Personen gedachten Kabine einen vorderen Fauteuil gesichert; aber es ist nicht wahr, daß der Schwanz wippt, man muß nicht im Orchester, man kann auch im hinteren Parquet sitzen. Denn man los! (Der Wiener Pilot: „Alstern geh ma!“) Die Erde fällt ab, wir stürzen nach oben, es gibt keine Schwerkraft. Wie geht es uns? Luftleicht. Wie fühlen wir uns? Fischwohl. Der Bug unseres Luftmobils zieht die zackige Uferlinie nach zwischen dem Festland

und dem blauen Adriatischen Tuch (wissen Meere, wie sie heißen?), kopiert die lebende Landkarte unter uns. Man müßte noch einen Aeroplanplan auf den Knien haben . . . oder ein Mädchen . . . beide, um sich zu wärmen: denn wenn der Höhenmesser 1800 zeigt, wird es kühl und kühler. Und dann hilft auch der Mantel nicht: die Füße frieren leise, es zieht aus dem Weltraum.

2000. Denn man kann nicht mit dem Kopf durch die Wand der Apenninen. Sie sind ein Mittelgebirge und imponieren nicht dem Äpler, der gestern, via Wien—Venedig (der unwahrscheinlich schönen, schönsten Luftreise), auf die Julischen Alpen spuckte und durch ein Gewitterloch das Fellahtal sah, zwischen Wolken- und Schneebergen fliegend. Immerhin, es sind Berge, gewisse Unebenheiten des Bodens, der terra communis, die an Entkräftung jetzt leidet: Schwund der Anziehungskraft. Berge, gefrorene Wellen, Kleinberge, die sich verbeugen, auf die Knie rutschen vor uns. Das Fliegen ist eine Anleitung zum Größenwahn: man strecke die Hand aus, sie deckt eine breite Lage Land, der Finger nimmt einen Feldstreifen — kein Zweifel, wir haben uns ungewöhnlich entwickelt. Und können zwischen Elefantiasis und Luftkrankheit wählen, zwischen Willensschwellung und Willenslähmung. Da sich diese in einem dreimotorigen Apparat nicht ausbreitet, kann man sich jener hingeben. Das Fliegen ist ferner eine Einrichtung zum Zwecke: von oben herab zu schauen. Über einer Stadt, in der man erfolglos war, sollte man sich im Aeroplan erheben dürfen. Drittens ist die Luftfahrt Tauben zu empfehlen: denn abgesehen davon, daß ihnen ein plötzlicher Sturz das Gehör wiedergeben könnte — was ein ebenso großes Gefühl ist wie der Verlust des Lebens —, kommen sie während der Luftfahrt nie in die Verlegenheit, eine Frage schuldig zu bleiben. Wer sie da äußert, ist naiv: niemand hört hier, die Motoren und



Propeller nützen die Luft auch darin aus, daß sie ihr kein Echo für andere Geräusche lassen. Daher schaut der Passagier auch der ungeliebten Frau auf die Lippen (ob sie nicht ein Wort formen), und der Hintermann meint, hier Hochzeitsreisende zu sehn . . . Oder die Berliner Dame schreibt einen Zettel und reicht ihn dem Gatten — und der Hintermann, den freundlichen Gewohnheiten des irdischen Daseins noch nicht entfremdet, liest ihn schulterüber mit . . . entziffert aber statt einer zärtlichen Zeile die Zahl 2200.

Um diese Sensationen unbekümmert, blättern die Kinder der englischen Dame in einem Bilderbuch, aber keineswegs in dem der plattgedrückten Landschaft zu ihren Füßen. Und ohne ein Auge an die Stätte des Heiligen Franz zu wenden, die mit ihren Säulen vorüberschwankt, unverwechselbar, hat sich Mama in ein anderes Buch vertieft, eine Kunstgeschichte. Trotz meiner ausdrücklichen Aufforderung können sich die beiden Jungens nicht entschließen aufzustaunen, aufzujubeln. Ihr technisches Bilderbuch scheint ihnen interessanter. Gut, dann ziehe auch ich eine Zeitung aus der Tasche und lese einen Mordbericht. Seltsam, daß die unten sich morden! denke ich erdfern und erhaben. Dann halte ich das Blatt zum Fenster hinaus, und der scharfe Luftstrom reißt es mir aus der Hand. Unten kriecht auf einem Lineal eine Laus. Das Lineal ist eine Straße, die Laus ein veritabler Mensch, die Zeitung fliegt ihm auf den Kopf, er denkt: Seltsam, daß die oben Zeitung lesen! Das Fliegen scheint ja weniger gefährlich als langweilig zu sein . . .



George Grosz

FRÄNKISCHE STÄDTE

Von

ANTON SCHNACK

*

ASCHAFFENBURG

Oh Traumstadt: leise treibt ein Boot auf dem Abendmain.
Wer eine Mundharmonika besitzt, bläst sie im Gehen.
Ich romantischer Narr bin ganz allein,
Das kann in Aschaffenburg keiner — und keine — verstehen.

Einmal saß ich im Schloßgarten mit einer Telephonistin aus Franken,
Ich habe nur noch in Erinnerung ihre Apfelbrüste.
Auf einem Denkmal spreizt ein bayrischer Löwe seine steinernen Pranken,
Dann und wann oxydiert im Gebüsch eine berühmte Büste.

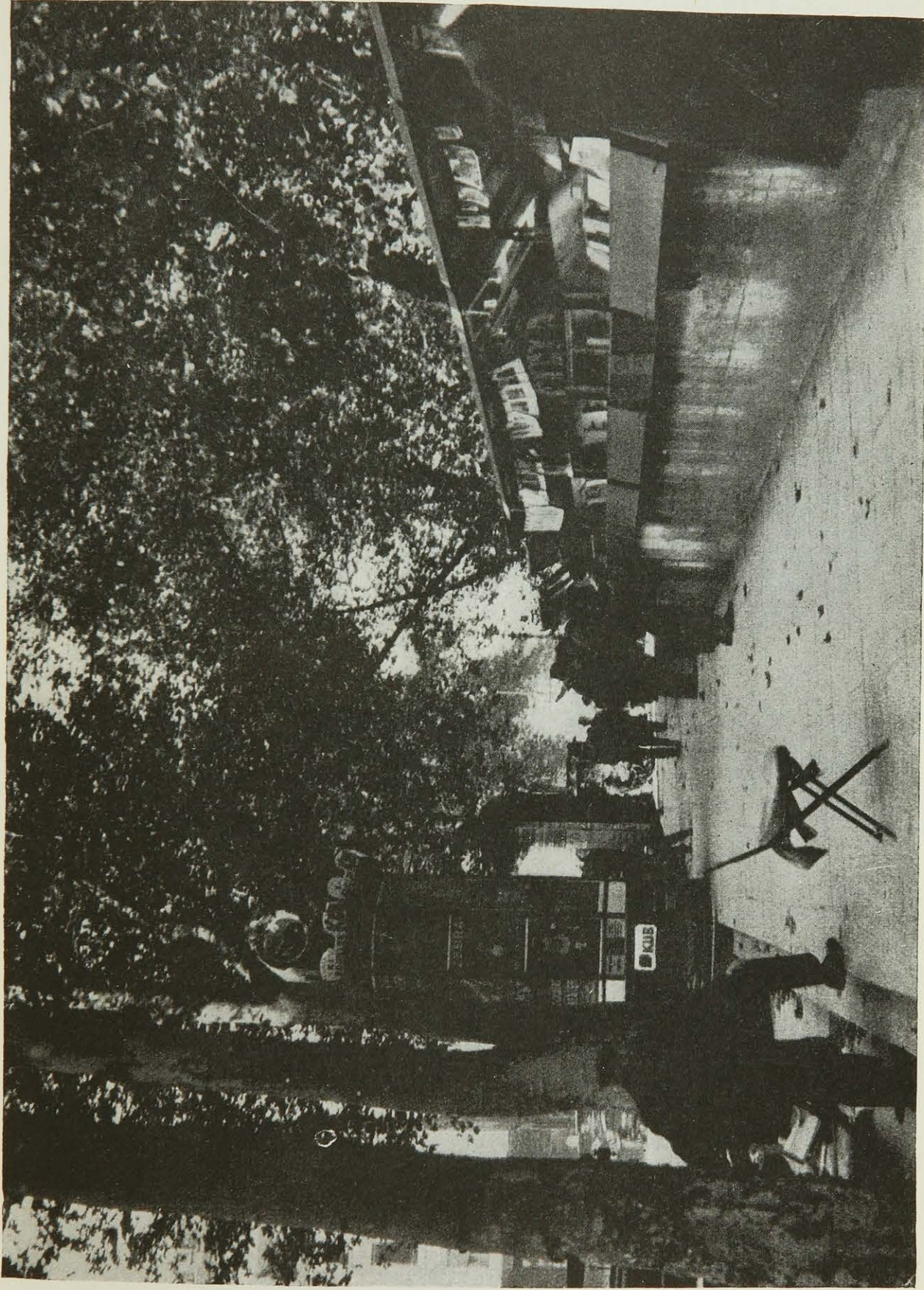
O Glockenschlag zur Sommernacht! O rote Schloßbeleuchtung!
Das exotische Wunder des Pompeanums sehnt sich nach Fremdenverkehr.
Viele Gebetbücher geben Seelentrost, gute Biere dagegen Kehlenbefeuchtung.
Unten am Main hängen die Fischernetze. Auch Nepomuk wacht auf der Brücken-
[wehr.

Im Hofgartencafé trifft sich die Creme vom Städtchen,
Um sich streng nach Gehaltsordnung abzustufen,
Der Schönbusch ist das Hochzeitsbett aller Warenhausmädchen,
Ich war immer lieber zu diesen als zu jener gerufen.

Beneidenswert der Gymnasiast mit grüner Mütze,
Der zwischen fünf und sieben durch die Herstattstraße blitzt,
O blonder Backfisch, sinnlich, kichernd, ohne Grütze,
Und der doch unterm Röckchen alle Weltweisheit besitzt. —

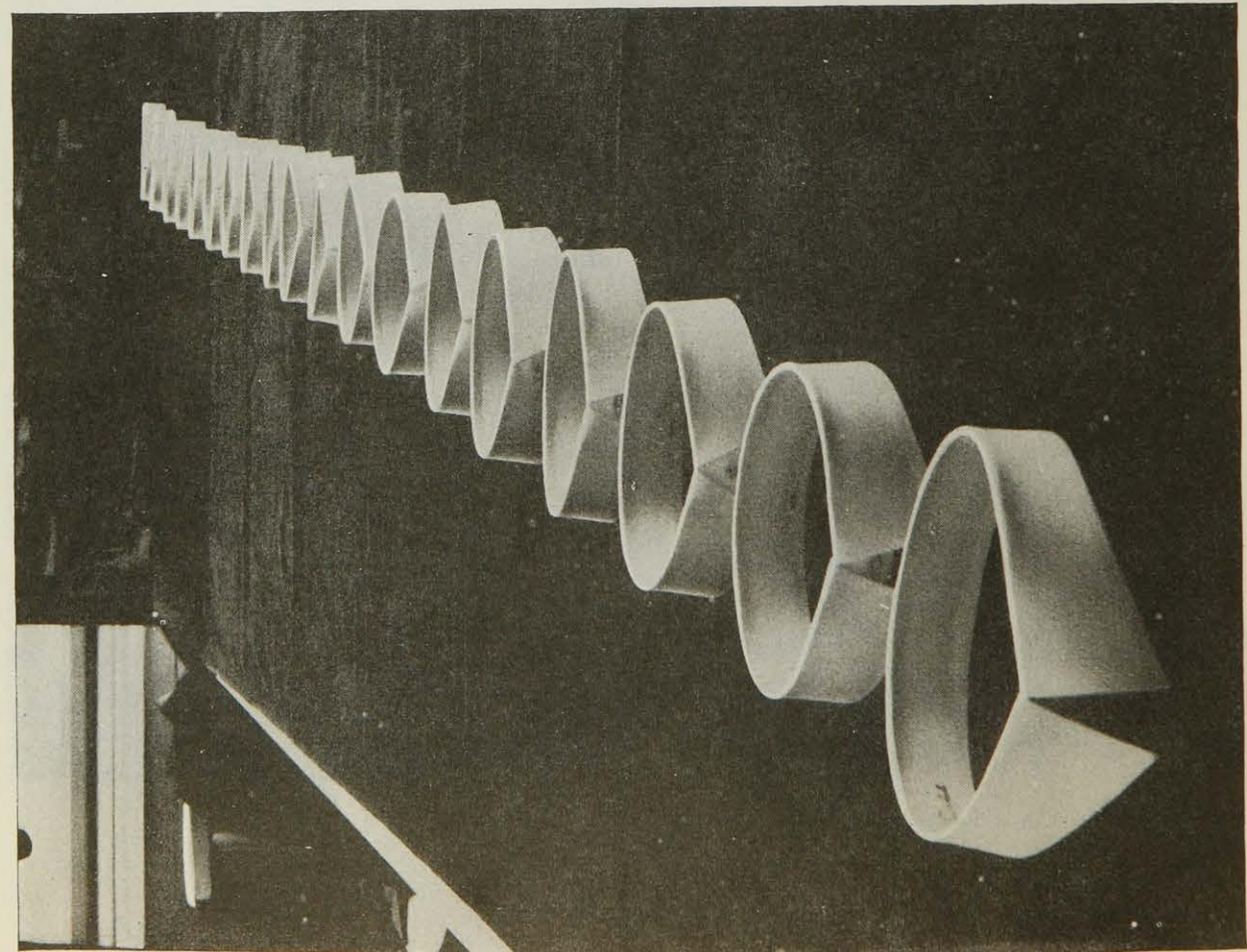
Ich möchte gerne Hausbursch im Hotel Luitpold sein,
Mit meiner goldbestickten Jacke wär auch ich Respektsperson,
Es wäre mein: das Zimmermädchen, Trinkgeld, abgestand'ner Wein,
Auch stünd ich stundenlang nichtstuend auf dem Stationsperron.

Mir ist es rätselhaft, daß hier der Spötter Heine war.
Irgendwo liegt auch Clemens Brentano begraben.
Auch die Kunstmaler haben wie Affen hier langes Haar.
Aber dafür kannst du für ein Viertel Praliné mit allen Mädchen Gemeinschaft
[haben.



Bücher am Seine-Quai

Photo Abbé



Kragen-Riege



Rugby-Riege

Photo Paul D. Miller



Danzig



Photo The New York Times

Heinrich Sahn, Senatspräsident der Freien Stadt Danzig

Das russische Ballett



Photo Lipnitzki

Kremneff, Benois, Grigorieff, Karsavina, Diaghilew, Nijinsky, Lifar



Photo v. Dimitriew

Serge Lifar in „Apollo“, Ballett von Strawinsky

WÜRZBURG

Hier habe ich im Herbst in alle Kellerlöcher gerochen:
Unten gäerte und rumorte in Riesenfässern der Most.
In einem Hofe wurde einem Säulein ins Herz gestochen.
Leberknödel dufteten. Bratwürste zischten spritzend auf dem Rost.

Ich werde es nie vergessen: aus den Türmen brausten die Glocken
Bacchantisch über die Sonntagsstadt. Der Vierröhrenbrunnen sprang.
Lausbuben spielten Indianer. Ein Droschkengaul fing an zu bocken.
Wallfahrer aus Franken zogen den Berg hinauf mit Gesang.

Den Main hinab trieben Schiffe und Nachen.
Über der Festung hing der Mond. Ich suchte nach einer Frau,
Die etwas Unbeschreibliches hätte. Aber es war nichts zu machen:
Die Bänke waren zu feucht schon vom Mitternachtstau.

Hier lebte Dauthendey mit gewaltigen Weltfahrerträumen,
Im schattigen Chorgestühl steht eine Riemenschneidergestalt.
Ach, unter des Hofgartens sternhaft blühenden Bäumen
Lehnte ich manchmal mit kindisch klopfender Liebeseinfalt.

Herrlich brütete im Sommer über dem glitzernden Fluß die Sonne.
„Gelobt sei Jesus Christus“ sprach ich zu einem schwarzen Talar,
Mit einem Muttergottesgesicht trat aus dem Dom eine Nonne,
Ich wurde ganz fromm, weil es so himmlisch war

Ich sah Bauernköpfe, die glichen meinem verstorbenen Vater.
Melancholisch, ein Wunder, lag in der Mondnacht die Residenz.
Vor einem Wirtshaus kotzten die Söhne der alma mater,
Zwei Hofräte machten betulich sich vor eine geziemende Reverenz.

Mein Schlaf war gut, umspielt von Weihrauch, Wein- und Fischgerüchen,
Am Käppele stand jede Nacht der blaue Abendstern,
Die Mönche zogen zur Virgil mit dumpfen Bibelsprüchen,
Wie hatt ich da im Gartenhaus des Bäckers Babett gern!

Ich weiß, daß ich einmal wieder hier wohne:
Ich angele im Main wie ehemals nach Hecht und Barsch,
Ich süffele Wein, gehe am Schlachttag in die goldene Krone,
Dem Physikprofessor von einst präsentiere ich freundlich den Rücken.

DIE LEUTE VOM NEBENTISCH

Von
ANTON

Es gibt nichts Peinlicheres, als wenn Leute hinter einem Geplauder neugier-erweckend unerkannt bleiben möchten, dessen Klang allein alles Wichtige über sie ausplaudert.

*

Nichts wirkt auf den Plebejer beunruhigender, als wenn am Nebentisch ein Lord-Byron-Antlitz Platz nimmt. Er hat die Wahl:

ihm zu zeigen, daß er selber ein Lord Byron ist;

ihm zu beweisen, daß es auch nur einem ordinären Lackel gehört;

oder es um ein Autogramm zu bitten.

Aus der Verwirrung so vieler einander widersprechender Möglichkeiten kommt er zur Entscheidung: beim Ausgang absichtlich an des Unbekannten Arm zu streifen.

*

Traum des Snobs: nach dem Buchstaben des Gesetzes legère zu sein.

*

Die stärkst betonte Vokabel im Plebejermund ist das Konzessivum: Am „aber“, „obwohl“, „während“ „hingegen“ streckt sich wie an einem Reck das Selbstbewußtsein des Schwächlings hoch.

*

Dieser Lümmel behält ruhig seinen Kopf auf dem Hals, obwohl er sieht, daß eine Dame an den Tisch tritt!

*

Neugier ist die gespannte Angst, daß es Wunder geben könnte.

*

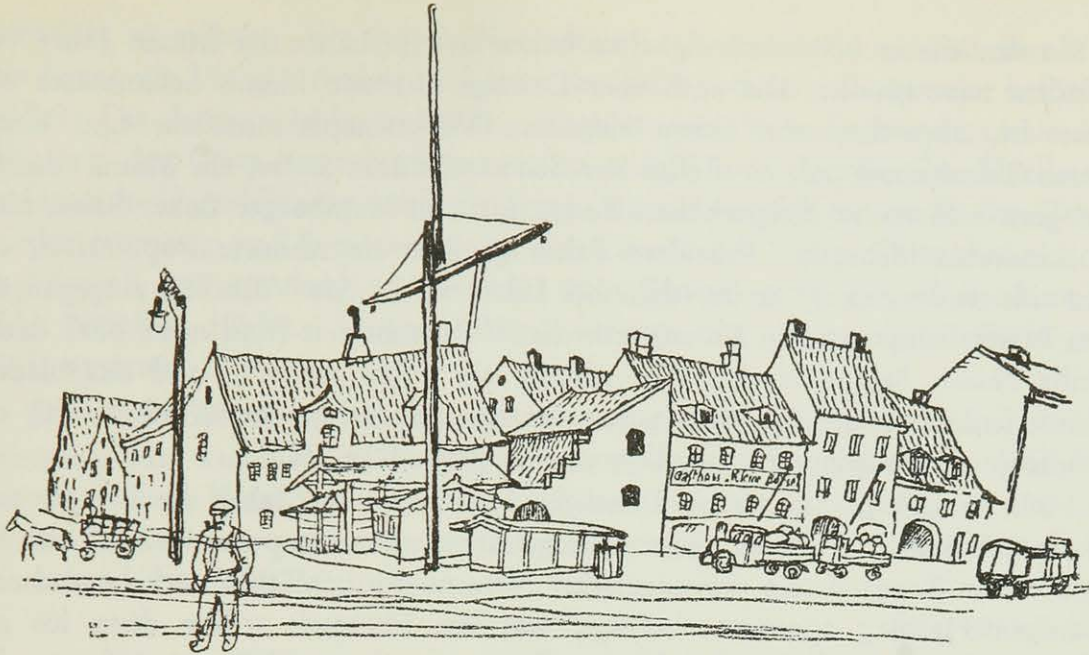
Es gibt Stimmen, die man belauschen muß, um sie zu hören, und solche, die einen belauschen, ob man sie nicht überhört. Kaiser, Kurtisanen und Genies haben die eine; Filmstars und Feuilletonisten die andere.

*

Meine Krawatte macht ihn nervös. Nicht, weil sie lässig geknüpft ist, sondern, weil sie trotzdem Schwung hat. Er möchte am liebsten aufspringen, sie mir vom Hals ziehen und sagen: „Behalten Sie Ihre politischen Ansichten gefälligst bei sich!“

*

Der Sessel, auf dem ein Engländer sitzt, ist Großbritannien. Rings umher die See — man sieht die Menschen am andern Ufer nicht.



Siegfried Sebba

MARGINALIEN

DEUTSCHE STÄDTE

Danzig, die Hauptstadt seiner selbst.

Danzig ist nicht nur die Hauptstadt, sondern auch der einzige nennenswerte Bestandteil des gleichnamigen Freistaates, der seine Geburt einer Art von politischer Notzucht zu verdanken hat. Höchstens wäre da noch Zoppot mit seinem hochmondänen Seesteg und einem veritablen Spielkasino, aber diese Herrlichkeiten blühen eigentlich kaum drei Monate im Jahr, und wennes (einem) hochkommt, so ist's ein Blumenkorsso und der Parsifal auf der Waldbühne gewesen — die übrige Zeit fristet es das schlechtbeleuchtete Dasein eines Provinznestes, das, dem rauhen Kern seiner eingesessenen Bevölkerung nach, besser Zoppotsdam zu heißen hätte.

Die Stadt Danzig ist bis an den Rand vollgestopft mit Sehenswürdigkeiten, mit alten Kirchen, Toren, staatlich geschützten Giebeln, zentimeterbreiten Gassen, wundervollem Kopfsteinpflaster, aufklappbaren Brücken, Glockenspielen. Von malerischen Kodakmotiven wimmelt es nur so. Sie zeigt einen derart musealen Charakter, daß ein Witzbold vorgeschlagen hat, die Stadt einfach zu schließen, am Hauptbahnhof einen livrierten Diener aufzustellen und Zugereisten den Eintritt nur gegen eine anständige Gebühr zu gestatten. „Moderner Verkehr“ und so ist natürlich nicht zu machen. Trotzdem regelt man ihn mit Liebe und weißen Handschuhen. Von Autofahrten muß Personen, die nicht unbedingt seefest sind, energisch abgeraten werden, da das schon erwähnte Kopfsteinpflaster sich in permanenter wilder Erregung befindet.

Zu den älteren Sehenswürdigkeiten haben sich im Laufe der letzten Jahre verschiedene neue gesellt. Die auch über Danzigs Grenzen hinaus bekannteste von ihnen ist, abgesehen von einem eleganten Völkerbundskommissar und einem miesen Tabaksmonopol, zweifellos der Senatspräsident *Sahm*, ein Mann von gut und gern 2 Meter 10 Körperhöhe. Er ist mit dem Hamburger Boxer Sahm nicht im mindesten identisch. Präsident Sahm genießt die schönste Popularität, die man sich denken kann: er ist schon bei Lebzeiten in das Volkslied eingegangen, zum Beispiel singt man in Danzig um die Weihnachtszeit (und nicht bloß dann) „Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft, ein Sahm wacht“, und das biedere Wanderlied „Immer lang Sahm voran, immer lang Sahm voran“ scheint für die noch fehlende Danziger Nationalhymne wie geschaffen . . .

Halt, es gibt ja eine eigene Danziger Nationalhymne, aber die ist nur auswärtigen Besuchern bekannt. Einem Eingeborenen kann es passieren, daß sich bei irgendeinem Kongreß sein reichsdeutscher Nebenmann urplötzlich erhebt und eine Lohengrin-Haltung annimmt; befragt, was um Himmels willen denn los sei, äußert er diskret tadelnd: „Ihre Nationalhymne wird gespielt!“, worauf man sich einigermaßen verlegen von seinem Stuhl emporwindet. Es ist eine peinliche Situation.

Um gleich noch etwas über die vielen hier stattfindenden Kongresse hinzuzufügen, so sind sie vor allem dazu da, um einem Senatsmitglied die Gelegenheit zu bieten, eine Begrüßungsansprache zu halten, in der das Adjektiv „deutsch“ den Rhythmus des Satzbaues bestimmt. Wie überhaupt jede Rede um dieses strapazierte Beiwort herum gesprochen wird. Es ist wirklich erstaunlich, daß Danzig trotzdem tatsächlich deutsch geblieben ist.

Von dem Danziger Dialekt, einer noch von keiner Dissertation ergatterten handfesten Variation des Plattdeutschen, zehren mehrere Heimatdichter und zwei allseits beliebte Journalisten. Wenn einem nichts mehr einfällt, läßt sich das im Dialekt meist sehr hübsch und wirkungsvoll ausdrücken, ein schriftstellerischer Kniff, zu dem Artur Brausewetter, Pfarrer zu St. Marien und Hersteller zahlreicher Romane, leider nicht greift. So muß jeder bei der Lektüre seiner Werke bald merken, daß dem Autor nichts eingefallen ist, was dem Rufe eines Dichters immer abträglich zu sein pflegt.

Furchtbar eingebildet, wenn auch nicht ganz ohne Grund, sind die Danziger auf ihr Stadtbild. Um seine peinliche Erhaltung werden wüste Architektenkämpfe ausgefochten, oft sogar mit Lichtbildern und unter fleißiger Benutzung sehr grober Ausdrücke. In den letzten Monaten etwa ging es um das Schicksal eines Turmes heiß her, es ist der sogenannte Milchkannenturm, ein wackerer, massiver alter Herr, er sieht genau so sympathisch aus, wie wackere alte Herren eben aussehen. Aber er hat das besondere Pech, unverrückbar im Wege zu stehen. Die einen wollen ihn daher stracks auf Abbruch verkaufen, während die anderen an ihm einen ästhetischen Narren gefressen haben, tja, so liegen die Dinge, und mit dem Zitat „Eure Sorgen möcht ich haben!“ kommt man da auch nicht viel weiter, verdirbt es jedoch gründlich mit beiden Parteien

Na, und das Stadttheater ist 127 (in Worten: Einhundertsiebenundzwanzig), sein Intendant 61 Jahre alt. Dies weise bedenkend, hat man sich am Ende der vorigen Spielzeit entschlossen, ihm, dem Intendanten nämlich, den Titel General-

intendant zu stiften. Ein junger Korrepetitor namens Fuchs richtete darauf an den Senat die höfliche Anfrage, ob man ihn nicht auch zum Fuchsmajor befördern wolle? Die Antwort steht noch aus. Nachdem ein Operndirektor, der eine Aufbügung der Oper bewerkstelligen sollte, lediglich blutige Kritiker-Duelle und umfassende Unterbilanzen entfacht hatte, legte man den ganzen faulen Zauber wieder reumütig und brav in die soliden Hände des Herrn Generalintendanten zurück und ernannte besagten Direktor zum Generalmusikdirektor, damit er sich nicht getroffen fühlte. In Kunstdingen ist man hierorts immer fabelhaft großzügig gewesen.

Der Philosoph Schopenhauer soll, einer schmächtigen Tafel am Hause Heiligegeistgasse Nr. 114 zufolge, in Danzig geboren sein. Möglich. Aber gelebt hat er jedenfalls in Frankfurt am Main, und das kann man ihm schließlich nicht verdenken. (Auch ein anderer prominenter Danziger, auch Max Adalbert haust ja woanders — — —!)

Kurt Reinhold.

Auf Deutschlands Parnaß.

Der deutsche Klassiker Dralle befindet sich in Weimar in der Schillerstraße an hervorragender Stelle, eingerahmt von Schiller und Goethe. Zwischen einem Berg von Seifen und Schwämmen erhebt sich gipsern und hoheitsvoll Goethe, dessen Geheimratswürde hier einem Laden kosmetischer Artikel Relief gibt. Da Goethe und Schiller Synonyme sind und als Dioskuren bezeichnet werden, bewacht Schiller rechts im Winkel gewinnend lächelnd einen Stapel Gummischwämme. Dazwischen aber thront in cäsarenhafter Aufmachung — Georg Dralle. Wer?? — Der Erfinder eines bekannten Kopfwassers!!

Sinnig und deutsch ist es — besonders zurzeit körperlicher Ertüchtigung —, dem Bahnbrecher äußerer Schädelkultur ein Denkmal zu setzen, inmitten seiner mehr innerlich gerichteten Kollegen.

Als ich in Weimar die Schule schwänzte, kam ich häufig meinen staatsbürgerlichen Pflichten nach und besuchte das Parlament, mit Ausnahme einer alten Dame, die aus Sparsamkeitsgründen die Wärme des „hohen Hauses“ genoß und Strümpfe strickte, meist der einzige Besucher. Meine Anwesenheit

EDGAR LEE MASTERS **Der Hochzeitsflug**

Mit einer Vorrede von
UPTON SINCLAIR

ROMAN

Edgar Lee Masters, der in der Reihe der Nobelpreiskandidaten steht, gibt mit seinem »Hochzeitsflug« ein großes, erschütterndes Werk. Upton Sinclair sagt in der Vorrede: »Masters erforscht das Eheproblem . . . Was ich an Kritikeransehn besitze oder zu besitzen hoffe, will ich mit der Behauptung aufs Spiel setzen, daß dies ein großer Roman ist. Kein dickleibiges Buch. Aber zum Überströmen voll menschlichen Lebens . . . Ich kenne außer Strindberg keinen Schriftsteller, der in so starken Farben malt, was Liebe den Menschen antut.«

*Loeben
erschieden!*

In allen Buchhandlungen
Ganzleinenband M 7.—

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien / Leipzig

war für den normalen Verlauf der Geschäfte durchaus erforderlich, wie gleich bewiesen wird.

Zur Zeit der roten Regierung. Verwegen aussehende moskowitzische Jünglinge klapperten mit Pultdeckeln, weibliche Wandervögel aßen Butterstullen, drei rote Fraktionen sagten einander Liebenswürdigkeiten. Würdige Herren der Oppositionsparteien lasen unbekümmert und demonstrativ die Zeitung. Als Vertreter der sonst durch Abwesenheit glänzenden Demokraten verlas ein Herr K....g.r eine langdauernde, langweilig-sachliche Resolution. Da ich glaubte, es sei an der Zeit, nach Hause zu gehen, rief ich in den Saal: „Herr K....g.r, Ihre Frau wartet mit dem Mittagessen!“ — worauf ich prompt an die Luft gesetzt wurde.

Im Parlamentsbericht stand dann zu lesen: „Gestern erweckte die Eingemeindungsfrage eine ungemein heftige Debatte zwischen den Vertretern der Linksparteien. Das anschließende Referat des demokratischen Abgeordneten K....g.r wurde durch stürmische Zwischenrufe von der Galerie (das war ich) unterbrochen. Die Tribünen (das war ich) mußten durch Polizeigewalt geräumt werden. Die Ruhestörer (das war ich) leisteten keinen Widerstand.“ Nein, meine Pflicht als öffentliche Meinung war getan, ich konnte in Ruhe Räuber spielen.

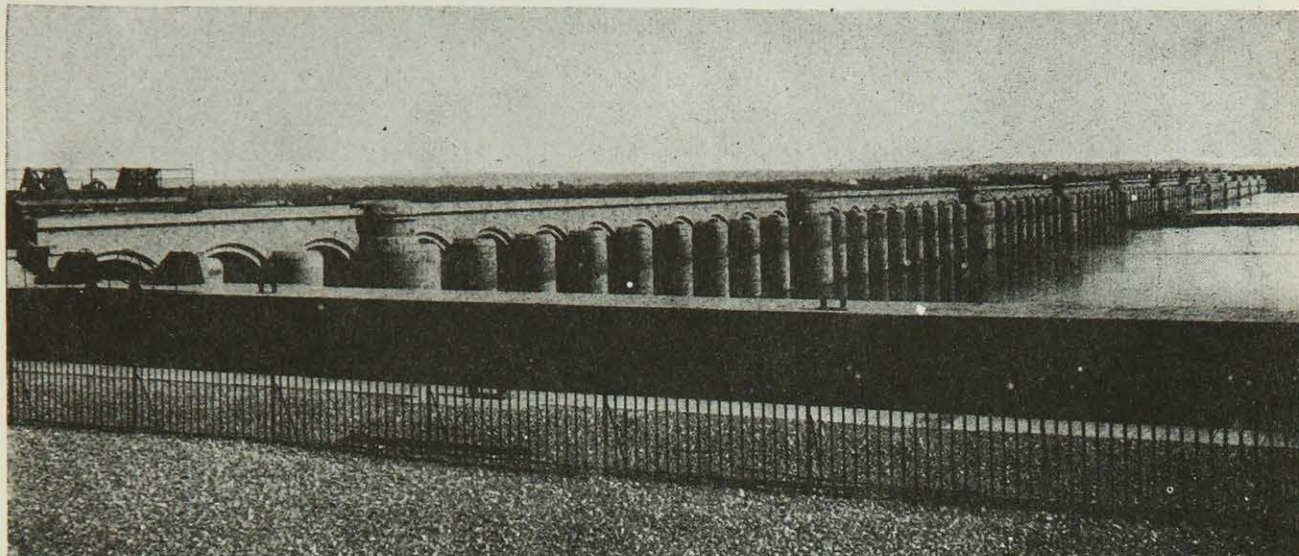
Eine entzückende Bimmelbahn fährt nach dem nahe gelegenen Bad Berka. Für meine sieben Mark kostende Schülermonatskarte hatte ich einen Salonwagen zweiter Klasse für mich allein und ließ mich von den Beamten „Herr Baron“ titulieren. Mit so geringen materiellen und geistigen Mitteln kann man in Ilm-Athen Aristokrat sein. In dieser Stadt hat Harry Domela sensationelle Erfolge errungen. Es ist ein fruchtbarer Nährboden für wahre Erlauchtheit. Der kleine, minderbemittelte Spießer ist ekstatisch beschwingt, wenn er sich mit dem Erhabenen, sei es Schiller und Goethe, sei es eine Durchlaucht, mengen kann. Schon die Zugehörigkeit zu einem nationalen Verein verleiht Heldenglanz.

Die Stadt blieb ein Panoptikum lieber Andenken. Vom Geschirr Goethes bis zu den Bierversen Wagners findet man alle Kuriosa. Das Gästebuch des Hotel „Erbprinz“ verzeichnet Heroennamen. Frau Förster-Nietzsche, *seine* Schwester, bewahrt die Intimitäten ihres großen Bruders. Aber man darf, der Ehrfurcht wegen, ihr erhabenes Heim nur im Frack betreten. Wer sich weiter orientieren will, lese Sternheims „Bürger Schippel“. Carlo.

Der Auftrag. Der als witziger Kopf bekannte Berliner Architekt E. L. macht seine erste *Aegyptenreise*. Bewundernd steht er vor den Pyramiden. Eine Zeitlang verschlägt ihm das Staunen alle Worte. Endlich findet er für seine Gefühle den tiefempfundenen Ausdruck: „Was muß das für eine Arbeit gewesen sein, zuerst einem Pharao solche Dinger einzureden und sich dann den Auftrag zu sichern!“
(B. Z. am Mittag.)

Die neue hessische Arbeitsgemeinschaft eröffnete eine interessante Ausstellung in Darmstadt: „Der schöne Mensch.“

Aegypten



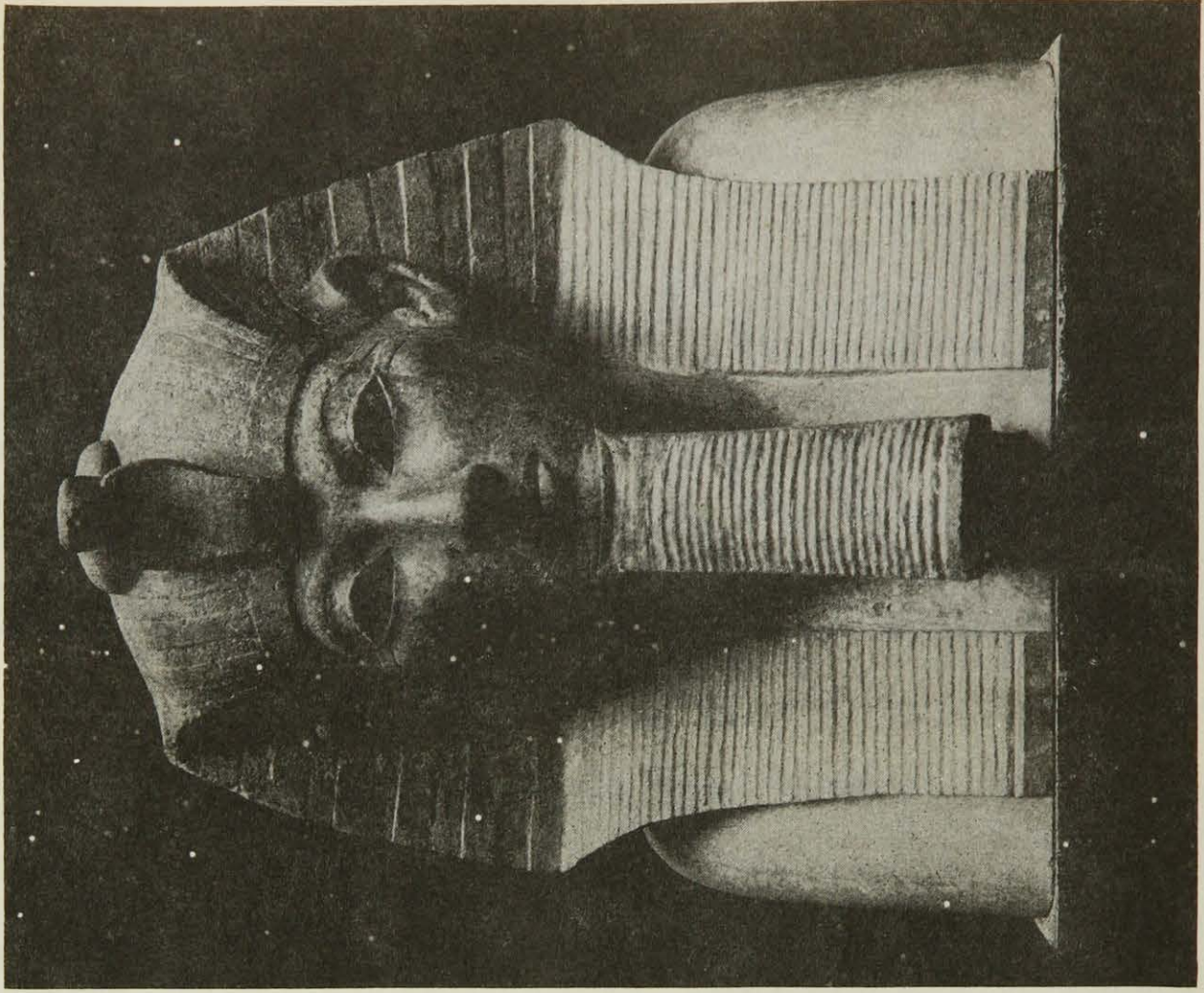
Der Staudamm von Assuan



Ruinen des Tempels Ptolemäus' XIII.

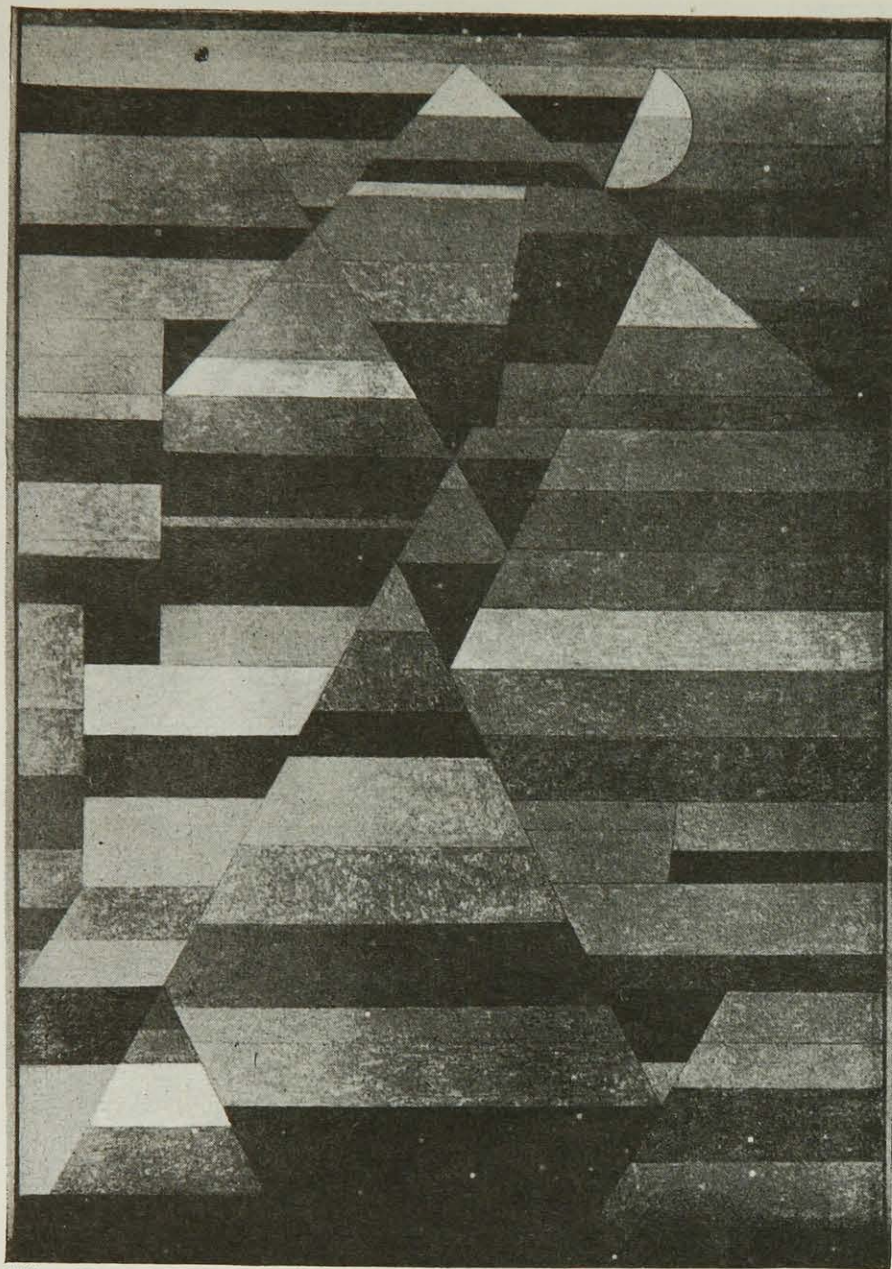


Aegypterin



Kopf einer Sphinx aus Granit

Berlin, Staatl. Museen



Köln, Künstlerbund

Aus der Galerie Flechtheim
Paul Klee, Nekropolis. Oel (1929)



Aus deutschem Privatbesitz

Ehepaar (Altes Reich)



Fellachen in der Wüste



Relieffragment aus einem Grab des Neuen Reiches Archäolog. Museum, Florenz

Waldeck. Nun sind sie einheitlich preußisch, die Rivalinnen: *Arolsen* und *Corbach*, die höfische und die bürgerliche Kleinstadt, die bis jetzt nur das gemeinsam hatten, daß eine sich mehr dünkte als die andere. Hübsch ist jede in ihrer Art und bietet manches Sehenswerte. Am eigenartigsten ist das köstlich primitive Relief im Portal der Corbacher Kilianskirche, eine Auferstehungsszene. Aber die Bewohner des Städtchens machen sich nicht viel daraus. Ihr Stolz sind: „Peters Union“, das „Kornhaus“ und die vielen Neubauten außerhalb der alten Stadtmauern. Arolsen in seiner adlig konservativen Stille wirkt ein wenig verschlafen mitsamt den Geburtshäusern von Christian Rauch und Wilhelm von Kaulbach. Beide Städte haben ihre Zeitung und gefühlvolle Mitarbeiter mit Berichten wie: „Doch nun zum Höhepunkt unserer Sonntagsstunden, zu Richard Wagner, unserm großen deutschen Dramatiker, in sein Reich der strahlenden Macht!“ Beide haben Kaffeekränzchen, Musik- und Kriegervereine und den Jungdeutschen Orden. Der beliebteste „Dichter“ der Corbacher war bis zu seinem Tode Max Bever, der stundenlang vor einer restlos begeisterten Zuhörerschaft seinem bartumrahmten Munde Gereimtes und Ungereimtes entquillen lassen konnte; denn dort wird deutscher Geist gepflegt und alles „Fremde“ verachtet. Ich hörte die „Gebildeten“ — Akademiker — an ihrem Stammtisch von den Japanern als von den „kleinen gelben Affen“ sprechen, und „am deutschen Wesen wird die Welt genesen“. Natürlich tragen die Frauen in Waldeck langes Haar. Als im vorigen Jahr eine nichtsahnende junge Dame hübsch und fesch über das holprige Corbacher Straßenpflaster ging und einen Herrenschnitt zu zeigen wagte, wurde sie vor Empörung angespuckt. (Allerdings war das gekürzte Haar schwarz und kennzeichnete somit außer einem aufreizend neuen Stil auch noch eine höchst verdächtige andere Rasse.) Es wird darüber gewacht, daß das waldecksche Kind „bieder, ehrlich und treu“ ist, mit dem schönen Erfolg, daß Julchen ihre Mutter warnt, ein Mädchen zu engagieren, das sich eben bei ihr vorgestellt hat: „Mutter, die darf nicht zu uns kommen, die lügt! Ich habe sie gefragt, ob sie schielt, und da hat sie nein gesagt.“ Dasselbe Julchen belehrt auch seine Gespielinnen, daß sie tüchtig turnen und essen müssen, damit sie später Mütter von Heldensöhnen werden. — Außer Arolsen und Corbach gibt es noch viele andere reizvolle Orte im Waldeckschen, Rhoden mit seinem Schloß, Willingen mit gutem Skigelände, Usseln im Upland, das alte Schloß Waldeck mit dem Blick auf den großen See der Ederalsperre, die vielen neuen Dörfer, die als Ersatz für die im Staubecken ertrunkenen in einheitlichem Stil erbaut wurden. Man züchtet Kühe und bebaut Felder; und für den Reichtum zeugen Riesemisthaufen. Es gibt hübsche alte Möbel, seltsame Truhen, vergilbte Urkunden und vielerlei Stifte für brüchig werdende Damen und Herren. Man findet Rittergüter und Barone, alte Handwebarten, Stickereien und Knüpfereien. Und ist einem der Horizont des sich seiner Tüchtigkeit rühmenden Kleinstädters zu eng, so hat man zum Ausgleich herrlichste Weite der Landschaft mit abwechslungsreichen Wäldern, hohen Bergen und anmutigen Tälern.

Lisbeth Kaufmann.

Die nackten Deutschen.

Betrachtungen des Herrn Maurice de Waleffe.

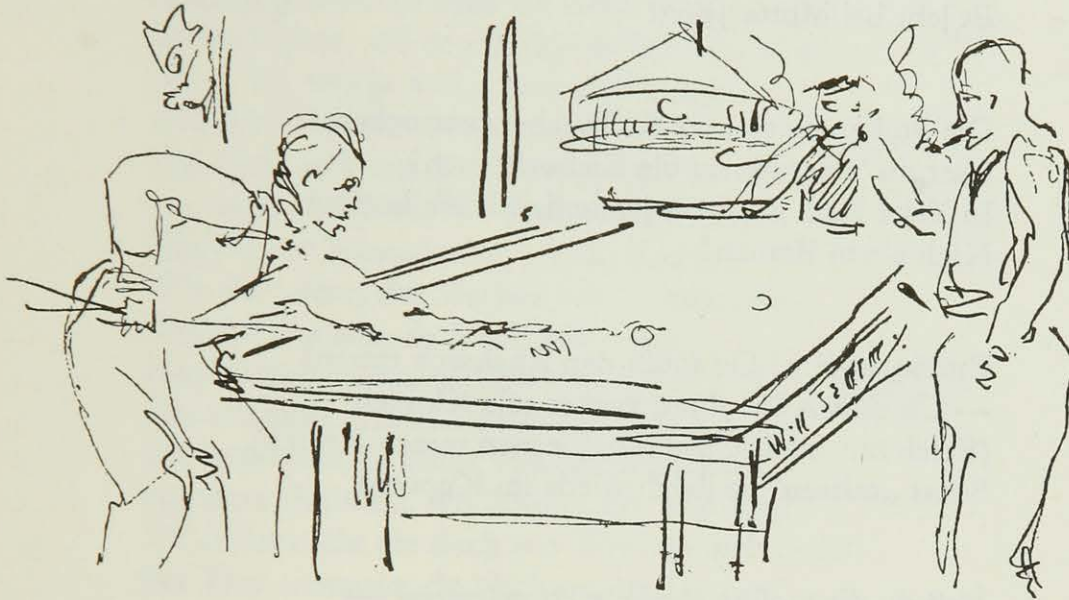
„Um glücklich zu leben, laßt uns nackt leben! Das ist die Parole des heutigen Deutschland...; dort glaubt man fest an die Möglichkeit, die Nacktheit auf das städtische Leben zu übertragen. Einer unserer Mitarbeiter, M. Roger Salardenne, wird in nächster Zeit eine Publikation herausgeben, in welcher er seine Erfahrungen jenseits des Rheins mitteilen wird. In Hannover hat er eine Schule kennengelernt, in der Lehrer sowohl wie Schüler ebenso wenig bekleidet waren wie Adam und Eva im Paradies!! In Berlin in einem Theater, im Theater Piscator nämlich, hat man eine mondäne Komödie aufgeführt, Schauspieler und Schauspielerinnen waren splitternackt... einstimmig betonte die deutsche Kritik die Anständigkeit dieses Stückes. Im Herbst dieses Jahres wird in Frankfurt ein großes gymnastisches Fest stattfinden, zu welchem nur Nackte zugelassen werden!! Professor Koch, ein überzeugter „Nudist“, bereitet augenblicklich einen Film vor, der über sämtliche Kinobühnen Deutschlands laufen soll; dieser Film, der im Juni des Jahres fertig sein wird, zeigt keinen einzigen bekleideten Menschen! Den Höhepunkt in dieser Hinsicht bietet dem verblüfften Ausländer Dresden, die schöne, malerische Stadt an der Elbe... unser Gewährsmann geriet dort in eine Familie von bescheidenen und ehrbaren Bürgern; wer beschreibt sein Erstaunen, als er, zum Mittag eingeladen, einer nackten Tafelrunde gegenüber saß!! Papa, Mama und das Töchterchen saßen höchst vergnügt und mit geradezu erschreckender Selbstverständlichkeit ohne das geringste Kleidungsstück bei Tische; sie schienen sich außerordentlich wohl zu fühlen... Ich bin noch nicht tugendhaft genug, mir erscheint ein wenig Mysterium reizvoller als diese plumpe Wahrheit; ja, ich weiß, daß die Tiere nackt herumlaufen, aber das ist es ja gerade, ich habe beobachtet, daß die Tiere sich langweilen, es fehlt ihnen an Zerstreuung, sie tun nichts als gähnen, ihr ganzes Leben lang, es ist bedauernswert... Eine spontane, therapeutische Nacktheit, nun ja!! Aber die Nacktheit ununterbrochen, in den Straßen und in den Salons!! O nein, so verdreht ist Paris noch nicht...“ *(Aus dem „Paris-Midi“ überiragen von A. von Oertzen.)*

Die deutsche Frau. Mein Mann brachte neulich von seinem Kegelklub eine Flasche Sekt „Henkell Trocken“ mit, die er durch eine amerikanische Versteigerung gewann. Nun möchte mein Mann ihn möglichst bald trinken, ich aber will ihn bis zu einem Geburtstage oder dergleichen aufheben. Dann will ich ihn zu einer Bowle verwenden. Ich habe mir nämlich sagen lassen, daß Sekt für sich allein für die Augen schädlich sein soll. Was denken die anderen Leserinnen darüber, und wie bewahrt man ihn möglichst lange auf? Der nächste Geburtstag ist erst im Oktober. Muß man die Flasche stellen oder legen?

Frau U. M. *(Aus dem „Kyffhäuser“).*

Der Anschluß. Der alte Fürstenberg über den Anschluß: „Immer davon sprechen, nie daran denken!“

Reichsgerichtsentscheidung. In der offiziellen Sammlung der Reichsgerichtsentscheidungen findet sich folgende mysteriöse Definition: „Ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen, bzw. die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist, und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften (Dampf, Elektrizität, tierischer oder menschlicher Muskeltätig-



Reemtsma Cigaretten



Selbe Sorte

6 Pf

keit, bei geneigter Ebene der Bahn auch schon der eigenen Schwere der Transportgefäße und deren Ladung usw.) bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige (je nach den Umständen nur in bezweckter Weise nützliche, oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende) Wirkung zu erzeugen fähig ist.“ — „Wer eine solche, in der gekennzeichneten eigenartigen Weise gefährliche Verknüpfung der Metallbahn und sonstigen Triebkraft zu seinen Transportzwecken (als der über jene verknüpften Bewegungsfaktoren als wirkendes Ganze Verfügungsberechtigte) in Funktion setzt, ist“ — — Betriebsunternehmer einer Eisenbahn.

B E R L I N E R G E D I C H T E

Von *Mascha Kaleko*



SPIESSERS FRÜHLINGSERWACHEN

Hol aus dem Schrank die Frühjahrmäntel, Jrete!
Die ollen Wintafetzen pack in Naftalin!
— Und ihr wascht euch man dalli alle beede:
Et jeht bei Mutta Jrien!

Die Stullen ha'ck in'n Koffa schon vastochen,
Hast du 't Serwie un die Zichorie auch?
In Tejel kenn wa dann jemietlich Kaffe kochen
Nach altem Brauch!

Emilie, komm! Du muß den Rucksack traren!
— Un schick die Jören vorher uffs Kloseeh
(Reich mir man schnell noch eenen reinen Kraren),
Sonst „missen“ se jleich wieda im Kupee!

Haß du die wollne Decke nich vajessen? —
Wejen den Kuchen sach die Schmidt Bescheid,
Det se nich wieda unsan allefressen,
— Det jeht suuu weit!

Wenn die heut ankommt mit'n Kindawaren,
Denn sinn wa quitt!
Det heest denn jleich: „Wolln Sie den Kleenen traren“,
Mach ick nich mit!

Putz dir die Neese orntlich ma, Mariechen,
Und Fritz, hol Vatan die Harmonika!
— Wenn ihr wert weita wie die Schnecken kriechen,
Denn bleibta da!

Wat heest, der Tabak tut dir nich bekommen? —
— Wer is hier Herr im Haus?
Adschö — un daß mir keene Klaren kommen!
Na, denn man rrraus!

ZWISCHEN ZWEI FENSTERN

Ob Se 't nu jlooben oda nich —:
Von Bumkens, die Meta, die jeht uff'n Strich!
Wat, Meyern, ick sachte doch ofte schon,
Die takelt sich uff wie' ne richtje „Person“;
Na, ick hab's die Bumken schon imma jesacht,
Die Jöre, die treibt sich doch rum jede Nacht!
Un denn mit die Kerle in'n Hausflur pussiehrn,
Ick meene, det kann zu wat Jutet nich fiehrn!
Aba ick jloobe, *die* sieht det noch jern!
Schon frieher, wo se mit den möblierten Herrn — — —
Na — ick will ja weiter nich drieba reden,
Aba die Olle erzählet ja jeden.
Die bild't sich wat in uff det goldije Kind,
Na, meine Tochter, die derft et nich sind!!!
Det is ja ne Schande for 't janze Haus,
Wie sieht denn det Mechen schon heite aus!
Bemalte Fassade, de Haare wie Stroh,
Det Reckchen, det reicht ihr man knapp bis zum Po . . .
Die schickste Kleedasche is der nich ze teier,
Bis jetzt truch se Kluft von Brenninkmeyer . . .
Ick frare 'Ihn'n nu, wo kommt det woll her? ? ?
Uff Arbeit jeht die doch seit Wochen nich mehr!
Bei Tare stempeln, de Nächte zum Tanz —
Un Sonntachs riecht's stets nach jebratene Jans — — —
Det soll eena jlooben?! Na, det ick nich lache! —
— Aba det is ja die Bumkens ihre Sache — — —
Wat jeht mir det an? — Na, denn jute Nacht,
Sonst heest's: unsaeens hat Tratsch jemacht!

Die erweiterte Reibaro müßte, um Piscator und Aufricht vermehrt, nach einem Ausspruch Dr. Robert Kleins „Pisaufreibaro“ heißen.

„WAS NICHT IM BAEDER STEHT“

Band
VII:

PARIS von H. von Wedderkop

Mit Zeichnungen von Cocteau, Großmann, Matisse, Pascin,
Picasso, Poiret, Renoir, Touchagues, Wilczinsky und anderen.

Ein großes, sehr instruktives Vergnügen, Wedderkop über die schönsten Frauen und die besten Restaurants, die Bars und die Cavernen, die Parfums und die Schneider, die Theater und die Zeitungen, die geheimen Bälle und die Cercles von Paris plaudern zu hören. Mit Wedderkop in Paris sein, heißt das Leben dieser herrlichen Stadt durch und durch kennenlernen.

R. P I P E R & C O. / V E R L A G / M U N C H E N

The Things I saw in Berlin. („Drei-Groschen-Oper.“)

By *Hannen Swaffer*.

The Sausage-Eaters. I should never get used to these German theatre audiences, opera-lovers eating sausages in between the acts, Shakespearians filling themselves with layers of meat on bread. Scarcely one of them wears evening dress. They nearly all belong to the middle class, and they drink in not only the beer, but every word and every note. "Siegfried," unfortunately, at the other State opera house in Unter den Linden, is not so successful. I only heard the first act, because I was called away. That had Futurist scenery, Cubist steps leading into the cave where Siegfried makes his sword, curves put in exactly where they belong. The Germans are using their brains. We only knock our heads against the Wallstreet.

Neither Rich Nor Gay. Well, they have modernised not only Wagner and Shakespeare, but "The Beggar's Opera." They call it "The Threepenny Opera," and it is produced like that. Not only has it a new name., but a new plot and new music—yes, and modern clothes. So it is not "The Beggar's Opera," after all. The penny-plain, twopence-coloured idea begins with a piece of rag, stretched across the stage in place of a curtain, and on which is crudely written the name of the play. Then, when the curtain goes up, you see at the back an organ and two men playing saxophones. The music, written by a young German composer, is very modern. There is not much of it, but it illustrates how the saxophone, the most-hated of all American tortures, is being used in the new Germany.

Strange Beggars. Polly Peachum is the daughter of a man who sells old clothes to London beggars and who recites pious phrases, which he reads from a Bible chained to his desk. Now and then there is dropped from the flies a sign like "It is better to give than to receive," while magiclantern effects suggest scenery. On one side are some weird dummies, like a Chamber of Horrors, illustrating how beggars ought to dress to extort the most from passers-by. The rag-seller draws from his clients half their takings, and he gives them, in vulgar language now and then, useful advice. Polly Peachum runs away with Captain Macheath, pronounced "Mackie." He is the king of the beggars and crooks.

More Grossness. The wedding scene contains many indecencies, and when the thieves and beggars eat at the marriage feast some of them, especially a priest clad in a cherry-coloured robe, eat with grossness and revolting greed, one using two knives. One scene takes place in a house of ill-fame, where Macheath runs to escape from the chief of the London police force, who was formerly his friend, and who is dressed like an admiral in the Swiss Navy. They shut him up in a prison which consists of a thing like a cage at the Home for Lost Dogs at Battersea. There was a laugh when some tin plates used at the wedding were said to have been "stolen from the Savoy Hotel." — I should think the whole production cost about £30.

(*The Sunday Express, London.*)

ZUM 50. GEBURTSTAG

Von *Albert Einstein*

Jeder zeigt sich mir heute
Von der allerbesten Seite,
Und von nah und fern die Lieben
Haben rührend mir geschrieben
Und mit allem mich beschenkt,
Was sich so ein Schlemmer denkt —
Was für den bejahrten Mann
Noch in Frage kommen kann.
Alles naht mit süßen Tönen,

Um den Tag mir zu verschönen.
Selbst die Schnorrer ohne Zahl
Widmen mir ihr Madrigal.
Drum gehoben fühl' ich mich
Wie der stolze Adlerich.
Nun der Tag sich naht dem End',
Mach ich euch mein Kompliment,
Alles habt ihr gut gemacht,
Und die liebe Sonne lacht.

(*A. Einstein peccavit 14. III. 29.*)

Jubiläen. Der große *Hans Poelzig*, Staatssekretär *Dr. Robert Weismann* und *Baron Schlippenbach*, der ausgezeichnete Künstler, feierten ihren 60. Geburtstag (letzterer im Schloß Monbijou bei Kerzenlicht mit Bach und Beethoven und einer erlesenen Gesellschaft); ihren 50. Geburtstag: *Jacob Tuteur*, ein Führer der Berliner Konfektion, *Dr. Anton Maier*, der brillante Roman- und Kunstschriftsteller, *Moissey Kogan*, der liebenswürdige gräco-russische Bildhauer, der jetzt mal von Paris nach Düsseldorf übergesiedelt ist, und *Curt Glaser*, einer der wenigen Kunsthistoriker, der alte und neue Kunst liebt und versteht und als einer der ersten in Deutschland für Munch und Matisse eintrat. Sie haben alle ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer verte vieillesse freuen. Dasselbe gilt für *Albert Einstein* und die *Fürstin Mechthilde Lichnowski*, die vor kurzem 50 Jahre und in der Tagespresse so sehr gefeiert wurden, daß es sich für den Querschnitt erübrigte, sein Sprüchlein extra anzubringen.

Spitznamen. Leopold Jeßner, Generalintendant der Berliner staatlichen Schauspielhäuser und überzeugter Jude, der gerade in diesem Punkt sehr empfindlich ist, hat den Kosenamen „Mimoses“. — Max Reinhardt führt das Epitheton „Der Zauberer“. — Der Berliner Nasenchirurg Dr. Joseph wird kurzweg „Noseph“ gerufen.

SOEBEN ERSCHIEN DER ZWEITE BAND DER

GESCHICHTE DES KUNSTGEWERBES ALLER ZEITEN UND VÖLKER

In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten
herausgegeben von Dr. H. Th. BOSSERT

In dem Band werden behandelt: Die Kulturen Nord-, Mittel- und Vorderasiens sowie Afrikas und Amerikas. Das gesamte Werk ist in 6 Bände eingeteilt. Jeder Band umfaßt annähernd 400 Seiten mit etwa 1000 Textabbildungen sowie 28 Sondertafeln, von denen 8 farbige Wiedergaben zeigen. Preis pro Band in Halbleder gebunden 42 Mark. Diese Geschichte des Kunstgewerbes ist eine notwendige Ergänzung jeder Kunstgeschichte.

**VERLAG
ERNST WASMUTH A. G.
BERLIN W 8**

Honorar vom Hause Habsburg. Der alte Professor Gussenbauer, noch zur klassischen Wiener Schule der ganz großen Aerzte gehörig, wie Hebra, Billroth, Mosettig, war zu seiner Zeit einer der bedeutendsten Operateure der Wiener Fakultät. Daher natürlich unabhängig wie im alten Oesterreich wenige Menschen, geschweige denn Staatsangestellte. Eines Tages operierte er einen Erzherzog, nahen Verwandten des Kaisers, auf Leben und Tod. Die Operation gelang, kaiserliche Hoheit fühlten sich nach einigen Tagen schon recht wohl und fieberfrei. Da kommt zu Gussenbauer der Adjutant des Erzherzogs: „Herr Professor, Seine Kaiserliche Hoheit wünschen zu wissen, was Herr Professor vorziehen als Honorar für die Operation: das Komturkreuz des Franz-Joseph-Ordens oder 20 000 Gulden?“ Gussenbauer schweigt ein paar Minuten, dann sagt er: „Bitte kommens morgen wieder, Herr Major, ich muß ma das überlegen.“ Zwei Tage später erscheint der Adjutant wieder in der Ordination: „Nun, Herr Professor? Welchen Bescheid kann ich Seiner Kaiserlichen Hoheit geben?“ Gussenbauer sieht auf und sagt schlicht: „Bitte richtens folgendes aus: ich krieg weder das Komturkreuz des Franz-Joseph-Ordens noch 20 000 Gulden, sondern 40 000 Gulden.“ *Elb.*

Täglicher Bedarf. Wir empfehlen Ihnen für Ihren täglichen Bedarf: Programme, Besuchskarten, Trauerpapiere, Verlobungsbriefe, Vermählungsanzeigen, Einladungsdrucksachen. G. Neuenhahn, G. m. b. H., Jena.

Beethoven und Rolls-Royce. *Beethoven*, the composer who, above all others, is able to impart the impression of power without a show of effort; who rises without violence to the sublimities of musical expression and then descends by swift, but not precipitous, steps to a feeling of peace and happiness. Not only in the world of music, but in the sphere of industry, is latent power an asset. It is this expression of power without effort, potentiality without fussiness, that distinguishes the best from the good, and no greater mechanical example of this can be found than in a *Rolls-Royce*.

Le Bled — Jean Renoirs neuer Film. Der erste französische, vielleicht europäische Film, den russischen ebenbürtig, der von den Russen und Amerikanern das Beste übernommen hat. Algerien. Propagandafilm für dieses Tausendundeine-Nacht-Land. Küste, Wüste, Oasen, Ruinen, Araberdörfer, Palmen, Kamele, Pferde, Windhunde, Eingeborene und Pariser. Eine Gazellenjagd mit Hunden, eine Falkenjagd auf den Schurken, der auf einem Mehari flieht, gleichwertig dem Rennen in Ben Hur, vielleicht wertvoller und aufregender. Brennpunkte des Films sind diese Jagden, denen die Boulevardzensoren nach der Privatvorstellung im Théâtre Marivaux (der Präsident der Republik und alles, was dazu gehört, waren dabei und alle Künstler der Avant-Garde) die „Grausamkeit“ herauschneiden wollen. Sahen die nie in Ben-Hur die widerlichen, nackten Galeerensklaven? Und dabei stirbt die algerische Gazelle in solcher Schönheit, daß die nordische Hella vor Neid erblassen dürfte. Und Rivero ist menschlicher und schöner als Ramon Navarro. — Ein großer Weg von „Nana“ bis zu „Le Bled“. Den Nana-Film haben die großen deutschen Kintöpfe sich entgehen lassen, diesen herrlichen Film, den der Sohn des großen Impressionisten-Meisters schuf. *A. F.*

Kleinschmidt gegen Picasso. Die Sezession hatte die Absicht, in Berlin eine umfassende *Picasso*-Ausstellung zu veranstalten. Man kennt zwar Picasso in Deutschland; vor allem schimpft man gern auf ihn als „Formzertrümmerer“ usw. Aber man hätte endlich einmal Gelegenheit bekommen, sich die Sachkenntnis anzueignen für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit einem Künstler, der wie kein zweiter das heutige Schaffen in allen Ländern der Welt beeinflußt hat. Picasso braucht selbstverständlich solche Ausstellung in der Berliner Sezession nicht; er ist berühmt und geschätzt, wo immer man sich für



Käte Wilczyński

Kunstgestalten interessiert, in Tokio nicht weniger als in New York. Aber Berlin und die Berliner Sezession hätten solche Ausstellung recht gut gebrauchen können. Leider ist nichts daraus geworden. Weil in der betreffenden Sezessions-Sitzung der Maler *Kleinschmidt* dagegen war. Wer ist Kleinschmidt? Ein junger Maler, der gewiß nicht unbegabt anfing, der aber in den letzten Jahren einem Manierismus verfallen ist, aus dem herauszukommen nicht leicht sein wird. Neuerdings wird er lanciert als Protektionskind von Meier-Graefe. Kleinschmidt ist gegen Zuzug aus dem Ausland. Picasso als Franzose, als feindlicher Ausländer...

(Aus dem Kunstblatt).

Auf der Tour.

Erlebnisse des rechtschaffenen Fremdzimmerers Toni Behr.

Wanderzeit — Welch ein Wort! Wie berührt es einen Menschen! Welche Erinnerungen werden wach, nach alledem, was hinter ihm liegt, in der Vergangenheit. So auch mir.

Eines Tages stand ich vor meinen Eltern. Sie wußten schon lange, daß etwas in mir vorging. Und jetzt da ich vor ihnen stand, wußten sie, daß es gekommen war. „Geh', mein Sohn, und bleibe brav!“ Weiter sagte mein Vater nichts. Und ich ging lachenden Herzens und frohen Uebermuts. Wußte nicht, mit welchen Gedanken meine Eltern mich ziehen ließen. Hinein in das unbekannte Dasein, welches man nennt die Welt! Wußte nichts von den Grausamkeiten, die meinem jungen Herzen, unerfahren und naiv, schon bald begegnen sollten.



Pretzfelder

Hamburg war mein erstes Reiseziel. Mit einem gefüllten Portemonnaie kam ich an, nachts 12 Uhr. Ich schlief im Hotel Amerika. Andern Tages Arbeit suchen? Kein Gedanke. Ich hatte ja Geld; das verlockende Wort St. Pauli, ich unterlag ihm. Am vierten Tage kam es, wie es kommen mußte: Ich war arbeitslos, mittellos, obdachlos. Die Hyänen der Großstadt hatten wieder ein Opfer gefunden. Auf der Alsterbrücke stand ich. Wohin? Da hörte ich hinter mir das mir heute noch so liebe Wort: „Guten Tag, Kamerad!“ Es war ein rheinischer Zimmerer mit einem Galgenhumor, wie man selten findet. Bald erfuhr ich, daß er auch kein Obdach hatte. Nun war es mir wohler. Abends? Zum Asyl, genannt „Pik Aß“. Dort genaue Papierkontrolle. Ein Saal mit Hunderten von Männern, vom 16. bis zum 000. Jahr, abgezehrt, bleich. Alle trugen mit stumpfem Gesicht ihr Schicksal. Es klingelte: Abendessen. Mir ist der erste Löffel voll im Halse steckengeblieben. Ich gab es einem hohlwangigen, jungen Menschen. Mit Gier verschlang er mein Essen. Dann Befehl nach „Bienen“. Eine Prozedur, welche mich anekelte.

Selten, wenn einer kein Ungeziefer hatte. Ich hatte das Glück, schon eine dicke Laus mein eigen zu nennen. Dann Schlafen. Mir tut heute noch der Rücken weh von diesen eisernen Drahtbetten ohne Unterlage und Decke. Da packte mich das Heimweh. Ich weinte mich in den Schlaf. Am anderen Morgen weinte ich weiter, denn es hatte mir einer meine Schuhe geklaut, welche ich an mein Kopfende gelegt hatte. Auf Strümpfen zum Wohlfahrtsamt, bei vier Grad Kälte! Dort bekam ich ein paar Schuhe, Größe 50, und drückten noch ein bißchen.

Am 1. Oktober tippelte ich von Hamburg ab. Ueber Lüneburg, Hannover, Kassel, Frankfurt, Nürnberg, Passau nach Wien. Zwischen Frankfurt und Würzburg traf ich eine sogenannte Tippelschickse. Ich wanderte mit ihr bis Kitzingen, wo sie verschütt ging. Ich blieb nämlich sechs Tage in Kitzingen, wo ich Arbeit gefunden hatte, sie wollte nicht ohne mich weiter tippeln und ging, währenddessen ich arbeitete, auf den Strich. Dabei erlebte ein Mann das, was heute so oft passiert, und er ließ sie hochgehen. Von Wien aus ging ich über Steiermark und Tirol nach Italien. Durch meine seltsame Zimmermannstracht erweckte ich überall Aufsehen. Durch diese und durch meine musikalischen Kenntnisse, da ich in Wirtshäusern mit Klavier und Bandonion zum Tanz spielte, erwarb ich mir bald die Zuneigung der sonst so deutsch gehässigen Bewohner Italiens. Ueber Milano, San Remo, Marseille kam ich bald in spanisches Gebiet. Da ich bald als Handwerksbursche bekannt war, so hat mich dort die arbeitende Bevölkerung herzlich aufgenommen. Daß die Mädchen dort so heißblütig sind, wie es im Film zu sehen ist, kann nicht wahr sein, sicherlich nie zu Fremden.

Von Portugal retour über Sevilla, Hochland und Pyrenäen kam ich in französisches Land. An der Grenze wurde ich vier Tage lang festgehalten, wegen angeblicher Spionage spanischerseits. Wurde aber bald wieder freigelassen. Genau wie in Spanien, so auch die arbeitende Bevölkerung Frankreichs, welche es waren, die keinen Unterschied machten ob Proletarier oder den sonst so verhaßten Bochus. Ich meinerseits habe auf meiner gesamten Tippeltour die Erfahrung gemacht, daß die arbeitende Bevölkerung und der kleine Mittelstand sämtlicher Länder, die ich bereist habe, den Frieden will, welcher uns nach diesem entsetzlichen Gemetzel bitter not tut. Und dieses ist auch das große Ziel, welches wir Fremdzimmerer-Gesellen uns gesetzt haben.

Nachricht aus Spa. Die Kraftwagen verkher ist under die direction von Herrn G. Nizet, unternehmer, das personal und material besitzen alle garantien von sicherheit. Die wagen sind offen, und ungürten mit glasscheiben, können jedoch in geschlossen wagen ändert werden. Das haus besitzt papieren für auslands reizen. Die wagen 10 oder 20 plätzen mit breite Pullman lehnstühle, haben bremse an jeder rad. Starke versicherung gegen alle Unfall. Vorbehaltung von plätze M. Nizet, Rue Royale, 1, oder Schlaffwagengesellschaft und Cooks, Monumenten Platz.

Ferien in Bad

**Kohlensäurebäder,
Solbäder, entgaste
Solbäder, Moorbä-
der u. -packungen.
Stahl- u. Salztrink-
kuren, Inhalationen.
Schonungs - Klima.**

**Prospekte
(reich illustr.) durch Kur-
verwaltung u. Reisebüros**

Pyrmont

**Musik • Theater • Sport • Tanz
Auserlesene Unterhaltungen**

Reklame, Reklame! Der Kunsthandel ist eine „Branche“ für sich. Er kommt gleich nach dem Pferdehandel. Die Helden gewisser Sensationsprozesse sind keine Roßtäuscher. Aber was die äußere Form betrifft, da geht es vornehm und sachte zu. Vor allem keine laute Reklame. Schließlich, nicht wahr, man kann edelste Kulturgüter nicht anpreisen wie Zigaretten und Seidenstrümpfe. Stellen Sie sich einen Rembrandt als Lichtreklame vor. Heute jedenfalls ist das noch nicht gut denkbar. Immerhin hat in einer der Hauptstraßen Berlins ein unternehmender Bilderhändler, nennen wir ihn Meyer, über seinem Laden folgendes Plakat angebracht:

Meyers Bilder sind begehrt,
Erfreuen das Auge
Und steigen im Wert.

Ein paar Straßen weiter prangt über einem Schaufenster ein stolzes Schild: Gemälde und Skulpturen. In der Auslage, zwischen all den Herrlichkeiten, in sauberer Rundschrift:

Jedes Stück fort um jeden Preis!!

Man muß zugeben, da eröffnen sich Perspektiven. Hier sind noch einige Vorschläge:

Die garantiert echten original-holländischen van Goghs! Lassen Sie sich durch keine der jetzt so beliebten Nachahmungen täuschen!

Soeben eine Kollektion *Pariser Impressionisten* eingetroffen. *Oft kopiert, nie erreicht!*

Ein Rubens ist Vertrauenssache. Kaufen Sie denselben nur beim Spezialisten. Gutachten erster Autoritäten.

Die Sonne Mazedoniens hat meine Orientteppiche beschienen. Wir lassen jedes Stück durch unsere Fachleute mit der Fadenlupe prüfen. Jeder Teppich wird von geschulten Händen entlaust, eingemottet, und mit Preisen versehen.

Die Dame von Welt freut sich, wenn Sie ihr den Pfingststrauß in einer alten Meißner Vase schenken. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Schon von 1000 Mark an vorrätig.

Dr. Annie Mainz.

Van-de-Velde-Film. Leider ist er weder besonders komisch noch besonders ernst, sondern nur schlechthin banal, so daß man ihn kaum für uns verwenden kann. Trudchen spielt Klavier z. B. im weiten, warmen, wollenen Haus-(Eigen-)Kleid, sie spielt ganz besonders schlecht (wie man deutlich sieht), und der Mann, ein verhältnismäßiger Gent, der gar nicht zu dem Wollkleid paßt, schläft mit vollster Berechtigung dabei ein. Trudchen schmolzt darüber zu unrecht, von „Vorerregung“ kann bei ihr nicht die Rede sein.

Die Sorte Mutter in dem Film gibts schon lange nicht mehr, ebensowenig wie die „Dirne“, die ihren sündigen Leib da spreizt. Hadrian Maria Netto (ehemals sächsischer Karabinier, sehr gut, doch nicht ganz so fein wie die Gardereiter) ist Vertreter von „Schizothym“. Die ganze Garde, die meisten Kavallerieregimenter und die meisten Engländer, auch fast ganz Schleswig-Holstein sind Schizothym, d. h. weltabgewandt und leicht erregbar. Mittel- und Süddeutschland dagegen, die Infanterie. Hans Thoma, Justinus

Kerner und überhaupt speziell die schwäbische Dichterschule, sind „zyklothym“, dem Leben zugewandt. Die jungen Mädchen sollen sich das alles vorher genau ansehen und überlegen, wobei sie nicht verwechseln sollen: asthenisch, athletisch und asketisch.

„Achtung Kurve!“ Vorsicht, Männer, das ihr die weibliche Kurve gut nehmt! Am plausibelsten schien mir noch die „Vorerregung“, allerdings nicht an diesem Hasche-Hasche-Spielen oder Maria Theresia und ihrem Gemahl. Da gibt es andere Spiele, die sich indes zur Volkerziehung durch den Film nicht eignen, im übrigen auch schon vor Van de Velde geübt und gern befolgt wurden.
H. v. W.

Permutationen. . . . aber jetzt weiß ich, daß „Zeno Cosini“ eins der kühnsten, an psychologischem Entdeckermut und dichterischer Gestaltungskraft reichsten Werke unserer Zeit ist . . . „Zeno Zenobi“ ist soeben (ausgezeichnet übertragen von Piero Rismondo) in deutscher Ausgabe im Rhein-Verlag, Basel, erschienen . . . Würde man im einzelnen die Wesenszüge der neuen europäischen Psychologie am Beispiele des „Zenobi Cosini“ aufweisen . . .

(Aus der „Neuen Rundschau“.)

Die verte vieillesse. Mr. und Mrs. Brown feierten ihre goldene Hochzeit. Sam, der schwarze Diener, schlich am Tage der Feier sichtlich mißvergnügt im Hause herum. „Was hast du Sam?“ wollte der Enkel der Jubilierenden wissen. „Ist das nicht ein Skandal, junger Herr,“ murrte Sam, „hätte der alte Herr Ihre Großmutter nicht schon längst heiraten können?“

Poincaré-Keßler

Der bekannte Briefwechsel zwischen den beiden Diplomaten ist der **zweiten Auflage** beigelegt:

WALTHER RATHENAU SEIN LEBEN UND SEIN WERK

6. bis 10. Tausend

Mit 32 Abbildungen in Kupfertiefdruck. Vornehmste Druckausstattung. Elegant in Ganzleinen gebunden

8

MARK

Das glänzend geschriebene Buch ist ein Meisterstück der Biographik und jedenfalls die beste Biographie Rathenau's, die wir besitzen; zugleich ein bedeutender Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte des letzten Menschenalters

VERLAGSANSTALT
HERMANN KLEMM A. G.
BERLIN-GRUNEWALD

Im Generalkommando der alten Hosen. Der Handel mit alten Kleidern ist bei uns ein kümmerliches Gewerbe. Einkauf und Verkauf liegen dicht zusammen, das Geschäft wird durch Ansprechen auf der besseren Straße eingeleitet und durch Verkauf auf der anderen Straße beendet. Der ökonomische Turnus hängt sozusagen zwischen zwei Belästigungen. Für einen einigermaßen erhaltenen Anzug zahlen die Händler 10—20 Mark, für einen Frack oder Smoking auch mehr, und während Fracks und Smokings von Kellnern als Berufskleidung gekauft werden, gibt es auch Leute, die sich sonderbarerweise in stets wenig getragener „Kavalierskluft“ wohler fühlen, als im frischen von der Stange gepflückten Konfektionsanzug. In Amerika ist auch dies Geschäft amerikanischer: Dort ist der Handel mit alten Kleidern organisiert und vertrustet. Am Eastriver, gegenüber den Wolkenkratzern New Yorks, stehen die Stocks für alte Kleider. Die ganze Welt wird von hier aus mit den abgelegtsten Hosen, Westen, Jacken und Mänteln beliefert. Es interessierte mich, den Chef des Trusts, *Mr. Christensen*, kennenzulernen. Ich hatte auf meine Bitte um ein Interview eine telegraphische Einladung bekommen und saß nun in dem prunkhaften Vorzimmer und wartete, daß mich Allan B. Christensen bitten ließ. — Als ich vor 20 Jahren in Berlin studierte, gab es da eine Reihe von Altkleiderhändlern, die den scheinbar schwierigsten Teil ihres Gewerbes, den Ankauf, unter den Linden, vor der Universität, mit den Worten: „Haben der Herr Doktor...“ (den übrigen Text schenkten sie sich und uns) einzuleiten pflegten. Schließlich fand der Rektor diese Warenbörse unter seiner akademischen Würde, die Polizei vertrieb die Händler vor den Denkmälern der beiden Humboldts, und sie mußten sich mit dem viel weniger günstigen Jagdgelände der Universität gegenüber, vor der jetzigen Staatsoper, begnügen. Damals besuchte uns einmal Herr von K. K. aus München, der gerade Erbe eines der größten bayrischen Vermögen geworden war. Er war harmlos, neugierig und mißtrauisch, und wir gaben uns alle Mühe, seine Voreingenommenheit gegen Berlin durch Zuführung persönlicher Erlebnisse zu bestärken. So zeigten wir ihm der Universität gegenüber die vor der Oper auf und ab gehenden Männer und erzählten, das seien jene unheimlichen Burschen, die schöne junge Leute abfingen, um sie den scheußlichsten Lastern und unrettbarem Verderben zuzuführen. K. K. wollte das nicht glauben, wir rieten ihm, den Versuch zu machen, er würde gleich angesprochen werden, wenn er nur hinüberginge. Da wir ihn zu einer Wette bekamen, wagte er sich tatsächlich über die Straße, und wir sahen, wie sich sofort ein Individuum an ihn heranmachte, wie K. sofort Kehrt machte und mit roten Ohren zu uns über die Straße gelaufen kam. Er war von dem Erlebnis erschüttert, weil er natürlich mit seinen bayrischen Gehörgängen gar nicht verstanden hatte, was der Mann von ihm wollte. Er war furchtbar aufgeregt, meinte, wenn solche Zustände geduldet würden, könne es mit der Einheit des Reiches sicher nicht mehr lange dauern, die Bayern würden sich so etwas nicht gefallen lassen, er würde es heute abend seinem Onkel in der bayrischen Gesandtschaft schon erzählen, was für Gefahren anständige Süddeutsche hier ausgesetzt seien... An diese Geschichte mußte ich denken, als ich jetzt in dem auf Louis XVI. montierten Vorzimmer zwischen echten Gobelins und gefälschten Möbeln in

dem unbequemsten Sessel des 18. Jahrhunderts saß und auf Mr. Christensen wartete. Ich hatte in einer Zeitung das Interview eines andern Journalisten bei Mr. Christensen gefunden und las jetzt den Artikel noch einmal durch, um nicht ganz unvorbereitet die ökonomischen Darstellungen dieses Captains of Industry entgegenzunehmen. Mein Vorgänger an diesem Ort erzählte, daß in Amerika der ganze Altkleiderhandel in Brooklyn konzentriert sei. Der Umsatz betrage mehr als 10 Millionen Dollar im Jahr, die Zahl der jährlich verkauften Anzüge sei aber kaum festzustellen, denn sie würden nicht einzeln, sondern nach Gewicht verkauft. Durchschnittlich koste ein Anzug im Großhandel 10 Cents (was ich übrigens nicht glaube). Die Mode, nach der man sich in diesem Geschäft richte, sei aber eine ganz andere als die von den englischen Herrenschneidern propagierte. Sie trenne sozusagen die Dinge. Zum Beispiel verlange China hauptsächlich Hosen, während in Indien Westen vor allem gesucht seien. Besonders rege sei der Handel in Afrika, aber die Neger wollten keine einfarbigen Stoffe, sondern möglichst bunte. Ein grüner Mantel mit lila Karos zum Beispiel sei am Kongo gut $\frac{1}{2}$ Dollar wert. Wirklich gute Anzüge würden natürlich teurer verkauft und blieben in Amerika, wo es auch genug Leute gebe, die Secondhand-Kleider lieber als billige neue Konfektion trügen. — In diesem Moment legte sich mir eine Hand auf die Schulter, vor mir stand ein vorzüglich angezogener Herr und sagte, wobei er auf meine Zeitung zeigte: „Ich sehe zu meiner Freude, daß Sie über das, was Sie wissen wollen, schon orientiert sind. Es ist zu unhöflich, die Bitte um ein Interview abzuschlagen, aber ich finde, man kann mit alten Kleidern wohl Geschäfte machen, doch sind sie eigentlich kein Gesprächsthema für Gentlemen. Wollen Sie nicht mit mir frühstücken kommen und mir erzählen, wie man in Deutschland über die Aussichten von Schmelting denkt?“

Bess.

Antike Möbel. Im französischen Kunsthandel ist aufgefallen, daß man in der französischen Provinz antike Möbel auffand, die sich bei genauerer Untersuchung als Neu-Anfertigungen nach alten Mustern herausstellten. Man hat daraufhin festgestellt, daß die Fabrik, die sich mit der Nachbildung antiker Möbel beschäftigt, für den Sammler auch noch ein weiteres tut und durch ihre Agenten die Kopien in den Dörfern und Provinzstädtchen verteilen läßt, um dem Sammler auch die Freude des glücklichen Finders nicht vorzuenthalten (Dossena, Vangogh, Leibl, vivant sequentes).

Bad Wildungen

für Niere und Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

Ueber einen Pokerkünstler.

Eine Aktiengesellschaft müßte gegründet werden, eine, deren Ziel es ist, diesem sonderbaren Mann die Chance zu geben, ein einziges Mal in Palm Beach mit Ford, Rockefeller, Vanderbilt pokern zu dürfen: die A. G. würde sich nach diesem Abend im Besitze der Detroitter Automobilwerke und der größten Vermögen der Welt befinden. Ja, auf Ihren Einwand, daß die Gesellschaft einen Falschspieler finanziere, muß ich Ihnen erwidern, daß sich der Mann — das Poker-Genie — nicht sträuben würde, wenn 20 Detektive das Game mit der Zeitlupe beobachteten. Man würde ihm nichts nachweisen, gleichwohl er jedesmal Vierlinge oder Flushs hätte. Die Augen der argwöhnischen Beobachter würden das Tempo nicht durchhalten, in dem er seine Volten schlägt. Und die schlägt er rascher und besser als irgendwer auf der ganzen Welt. Gleichwohl 70 Jahre — die hatte er im März schon hinter sich — die Finger ein wenig zittern machen.

Er heißt *Fritz Herrmann*, Herrmann mit zwei r und mit zwei n, und ist der Besitzer eines Delikatessenladens im Norden Berlins. Magere Weddinger Kinder pressen ihre sommersprossigen Nasen gegen die Auslagenscheibe, dahinter stehen Himbeerbonbons und glitzern wie eine Fata Morgana, unerreichbar weit. Es gibt auch Waschpulver zu kaufen, Essig und Senfgurken, in der Ecke steht eine verstaubte Pyramide aus Suppenwürzewürfeln, alles Pappendeckel. Der Laden wird von Frau Herrmann geführt, ihn interessiert er gar nicht. Um so mehr hängt er aber mit aller Liebe an dem Weinkeller unter dem Laden, einer brillanten Sammlung der seltensten Marken, die Herrmann, wie einer Briefmarken sammelt, aus den Erträgnissen seiner Zauberei zusammengetragen hat. Die ersten Berliner Häuser decken hier ihren Bedarf, bei Onkel Herrmann gibt es die ausgefallensten Marken, und worauf er besonders stolz ist, das sind die österreichischen Weine: Vöslauer, Gumpoldskirchner, Jahrgänge, von denen es nur mehr Flaschen gibt.

Der Monte Castello ist auch nicht schlecht, ein roter „Grenzwein“, sagt Onkel Herrmann, „er hat nicht die Herbe des Bordeaux und nicht die Süße des Spanierweins“. Wir sitzen in einem Hofzimmerchen, hinter dem Laden, so oft einer ins Geschäft kommt und etwas kaufen will, klingelt es, aber es klingelt selten. (Alles Mitleid mit dem Ladenbesitzer muß schon an dieser Stelle von dem Schreiber aufs entschiedenste zurückgewiesen werden: Herrmann ist ein steinreicher Mann, ob er das Waschpulver verkauft oder nicht, das ist ihm piepe, er hält sich den Laden des Amüsemments halber.) Es ist 11 Uhr vormittag. Wir pokern. Was kann man um diese Stunde auch Besseres machen? Ich habe ein neues Spiel aufgerissen und mische gewissenhaft. In dem Hofzimmer riechts ein bißchen muffig, aber der Monte Castello ist außerordentlich. Ich gebe die gemischten Karten meinem Partner, er hält sie eine halbe Sekunde lang zwischen zwei Fingern, gibt sie mir dann zurück: „Teilen Sie!“ Ich teile, eine ihm, eine mir, jedem fünf Karten. Er sieht sich sein Blatt gar nicht an, gießt sich wieder von dem Rotwein ein und sagt ganz nebenbei: „Ich eröffne!“ Meine Karten habe ich übereinandergelegt und öffne sie, raffiniert langsam, wie einen Fächer. Ein paar Könige sehe ich schon, noch ein König, also auf jeden Fall zumindest ein Drilling, kein

schlechtes Blatt. Ich drücke weiter: ein vierter König!, und dazu die Karo Neun. Also, ich habe ein hervorragendes Blatt, vier Könige. Schlagen können mich nur mehr vier Asse und eine Royal Flush, das heißt fünf in einer Farbe und in einer Reihenfolge. „Wieviel kaufen Sie?“ frage ich Herrmann, der immerzu trinkt und sein Blatt noch gar nicht kennt. „Keine!“ Himmel, was kann er haben? Full hand? Flush? Straight? Alles zu wenig. Vielleicht hat er eine Royal Flush? Soviel Glück trau' ich ihm nicht zu. Ich kaufe zum Scheine eine Karte, sehe sie mir interessiert an, als ob ich noch einen fünften König kaufen könnte. Es tut mir eigentlich leid, daß wir nicht um Geld spielen, ich würde ihn raisen — überbieten — bis er grün wird. So aber, da es nicht einmal um Erbsen geht, decke ich lachend mein Blatt auf. Bis zu diesem Augenblick hat er sein Blatt immer noch nicht gesehen. Er schaut auf meine vier Könige und sagt ruhig: „Zu wenig!“. Langsam legt er seine Karten um: vier Asse. Als er die gemischten Karten die halbe Sekunde zwischen den Fingern hielt, hat er die entscheidende Volte geschlagen. Die großen Berliner Pokerpartien, die, die Herrmann noch nicht kennen, müßten vor ihm gewarnt werden: man kann die Hosen an ihm verlieren. Zum Glück spielt Herrmann nicht Karten. Er spielt nur mit ihnen.

Im Schuljahr 1874 gab es an dem Görlitzer Gymnasium keinen unbegabteren Schüler als Fritz Herrmann. Das Zeugnis brachte er auch nicht nach Hause, mit dem lief er über die Grenze nach Oesterreich, zu einem winzigen Wanderzirkus, bei dem er als Plakatmaler unterkam. Der Junge lernte Parterre- und Luftgymnastik, gleichwohl er dafür nicht recht taugte. Mit sechzehn Jahren kommt er nach Wien und wird Lehrjunge bei Kratky Baschik. Wer den Wiener Prater kennt, der weiß, daß heute noch eine Schaubude existiert, die Kratky Baschiks Namen führt. Herrmann lernte viel bei seinem Meister, er bekam 30 Kreuzer für die Vorstellung, das heißt, er bekam sie versprochen, bei der Abrechnung wurden fünf daraus. Meister Baschik hatte es mit der Lunge und mußte eines Tages aufhören. Herrmann sprang für ihn ein. Er war immer ein guter Redner gewesen, und vom Zuschauen war er ein geschickterer Zauberer geworden als der dicke Baschik. Die Deutschmeister und Dienstmadeln applaudierten sehr, der Erfolg wuchs, gutes Publikum kam, und eines Tages auch Herr Rosenbaum, der Herrmann für das damals eben erbaute „Venedig in Wien“ engagierte, 50 Gulden den Abend. Feine Leute saßen Abend für Abend da, Herrmann bekam einen guten Namen. Sogar ins Sacher lud man ihn ein, einige Herren wollten eine Privatvorstellung für sich haben. Herrmann ging ins Sacher, in der linken Tasche trug er schon seit Monaten drei kleine Sperlinge, die er halbverhungert in der Hauptallee aufgelesen hatte und die nach einer genauen Dressur auf einen Pfiff davonflogen und wieder-



Emil Orlik Fritz Herrmann

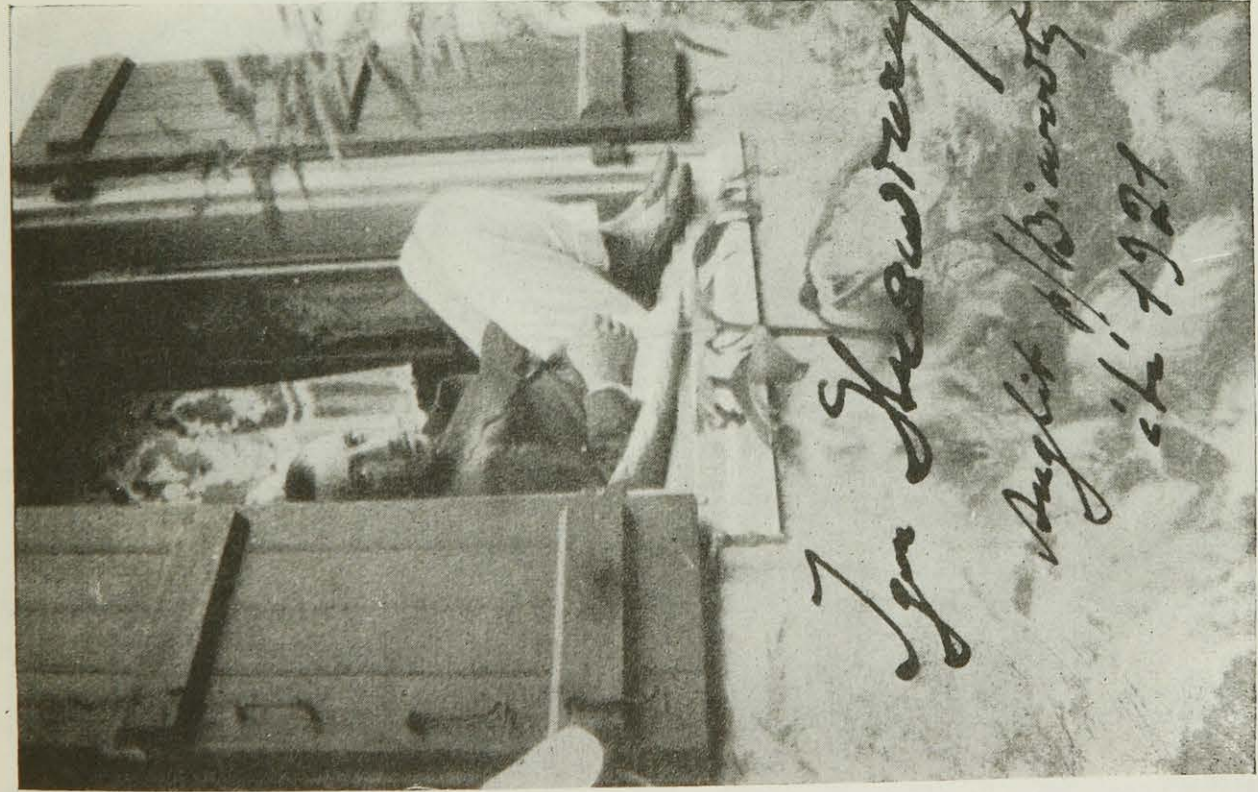
kamen. Es schienen feine Leute zu sein. Der eine zeigte auf eine Platte, auf der drei gebratene Krammetsvögel lagen und sagte: „Wenn du sie lebendig machen kannst, dann will ich dir meine goldene Uhr schenken!“ Herrmann nahm einen Krammetsvogel in die Hand, changierte ihn geschickt mit einem Sperling, der aufflatterte. So kam auch Leben in die zwei anderen Vögel. Die Uhr bekam Herrmann, und, weil er die Herren so fein unterhalten hatte, auch noch tausend Gulden. Wie er dann vom Kellner erfuhr, war der Mann mit der Uhr König Milan von Serbien, die andern Herren waren Baron Rothschild, Baron Springer, Erzherzog Ferdinand und Erzherzog Este. Einmal in so guter Gesellschaft, ließ sich Herrmann nicht mehr aus ihr hinausdrängen. Vierzig Jahre lang reiste er kreuz und quer durch die Welt, immer bei besten Leuten das beste Amusement. Er war sieben Jahre in Konstantinopel, am Hofe des Sultans. Ueber Auftrag des Schiffsreeders Ballin fuhr er ein dutzendmal nach Amerika und zurück, um einen Falschspieler zu entdecken, der den amerikanischen Passagieren alles Geld im Poker abnahm, ohne daß man ihm auf den Trick hätte kommen können. Auch Herrmann brauchte zwölf Reisen dazu: der Mann war ein österreichischer Offizier, und hatte beim Spiel immer eine goldene Tabatière vor sich liegen. Diese Tabatière war auf der einen Seite matt, auf der andern spiegelnd. Wenn dieser Offizier die Karten austeilte, so hielt er das Spiel über dieser spiegelnden Seite und kannte so die Karten der Partner: wenn er den Joker nicht im Spiel sah, zog er ihn aus seinem Aermel, den er eigens dafür präpariert hatte. Herrmann legte dem sympathischen Mann das Handwerk.

Der heute Siebzigjährige ist zweifellos der größte Kartenkünstler der Welt. Alle Varieté-Angebote lehnt er ab. Er tritt auf, aber nur in Privatgesellschaften, deren Hausherren ihm 1000 Mark für zwei oder drei Stunden Arbeit bieten können. Im Augenblick zum Beispiel packt er die Koffer und fährt nach Monte Carlo, wo er im Kasino zwei Abende hat, zu denen alle Billette vergriffen sind: Die Monte-Carloer Ganoven werden sich die Augen aus dem Kopfe gucken, ohne auch nur einen einzigen Trick zu kapiern oder gar für sich verwenden zu können. Dann wieder ist Herrmann Gast beim Deutschen Klub in Paris. Und tags darauf die Attraktion im Hause eines Bankmagnaten, dessen Gäste er so verblüfft, daß sie vierzehn Nächte lang nicht schlafen können. Der französische Botschafter wird keine einzige von den hundert Partien Ecarté gewinnen können, der amerikanische Konsul wird mit einem Vierling das Pokergame verlieren. Den Damen des Hauses wird der charmante Herrmann Treff As für den Herz Buben vormachen, er wird, ohne die Karten anzurühren, die gedachte Karte erraten. Und alles mit einer solchen Eleganz, wie man sie bei Kartenkünstlern gar nicht kennt, denn Herrmann ist auch mehr als das. Er ist ein Phänomen, wie Schermann eines ist.

Billie Wilder.

Jubiläum. Der *Kunstverein für Rheinland und Westfalen*, Düsseldorf, feierte seinen 100. Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner viellesse verte freuen.

Musik in der Sommerfrische



Igor Stravinsky



Willem Mengelberg

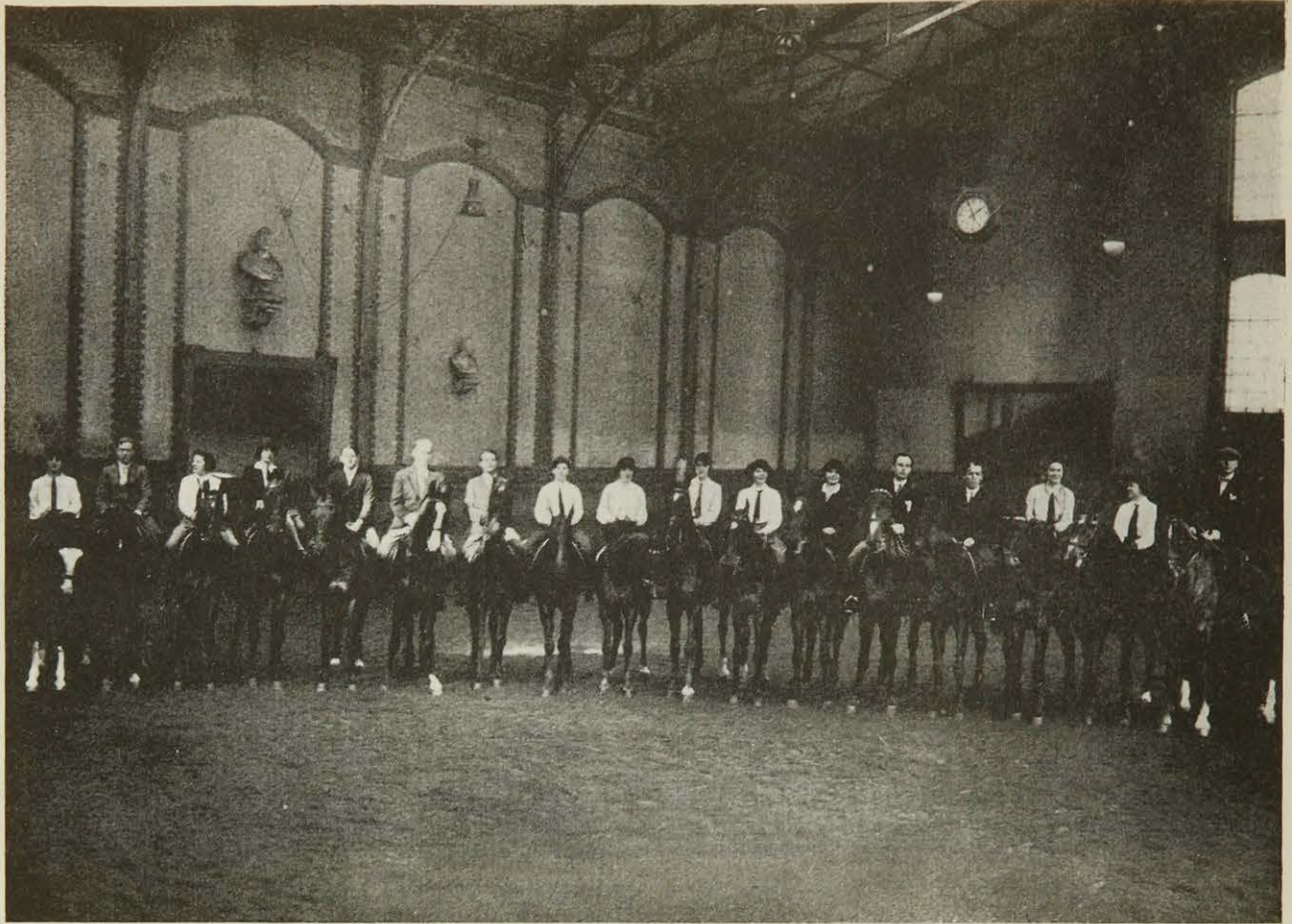
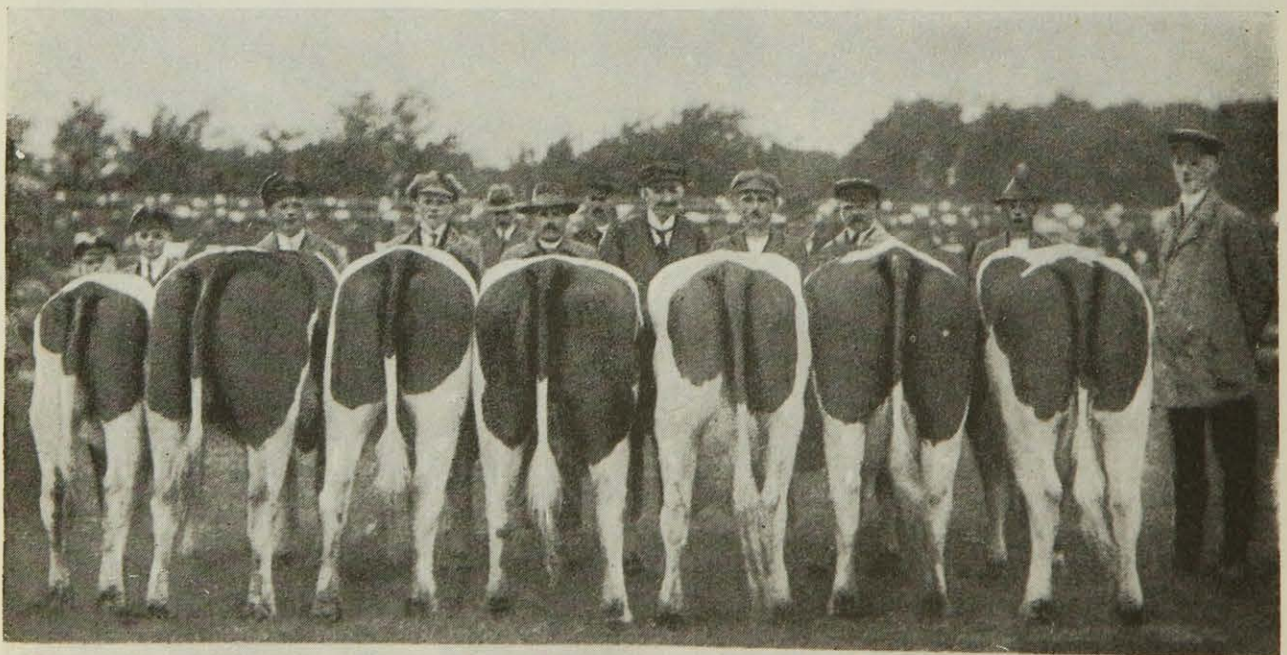


Photo Robertson

Reitunterricht: Schauspielschüler des Deutschen Theaters, Berlin



„Alfa III“	„Alfa II“	„Dora I“	„Debora I“	„Alfa“	„Dora“	„Hertha“
251/1390	251/1229	251/1228	144 752	96 124	125 731	115 786
1. Pr.	1. Pr.	1. Pr.	2. Pr.	la familienpr.	1. Pr.	1. Pr.

Zuchtsammlung, Tierchau Wittmund 1927 la Preis
 Züchter u. Besitzer: Carl Tammen, Abens b. Burhase.

Prämiiert



Bettelmusikanten in Deventer (Holland)

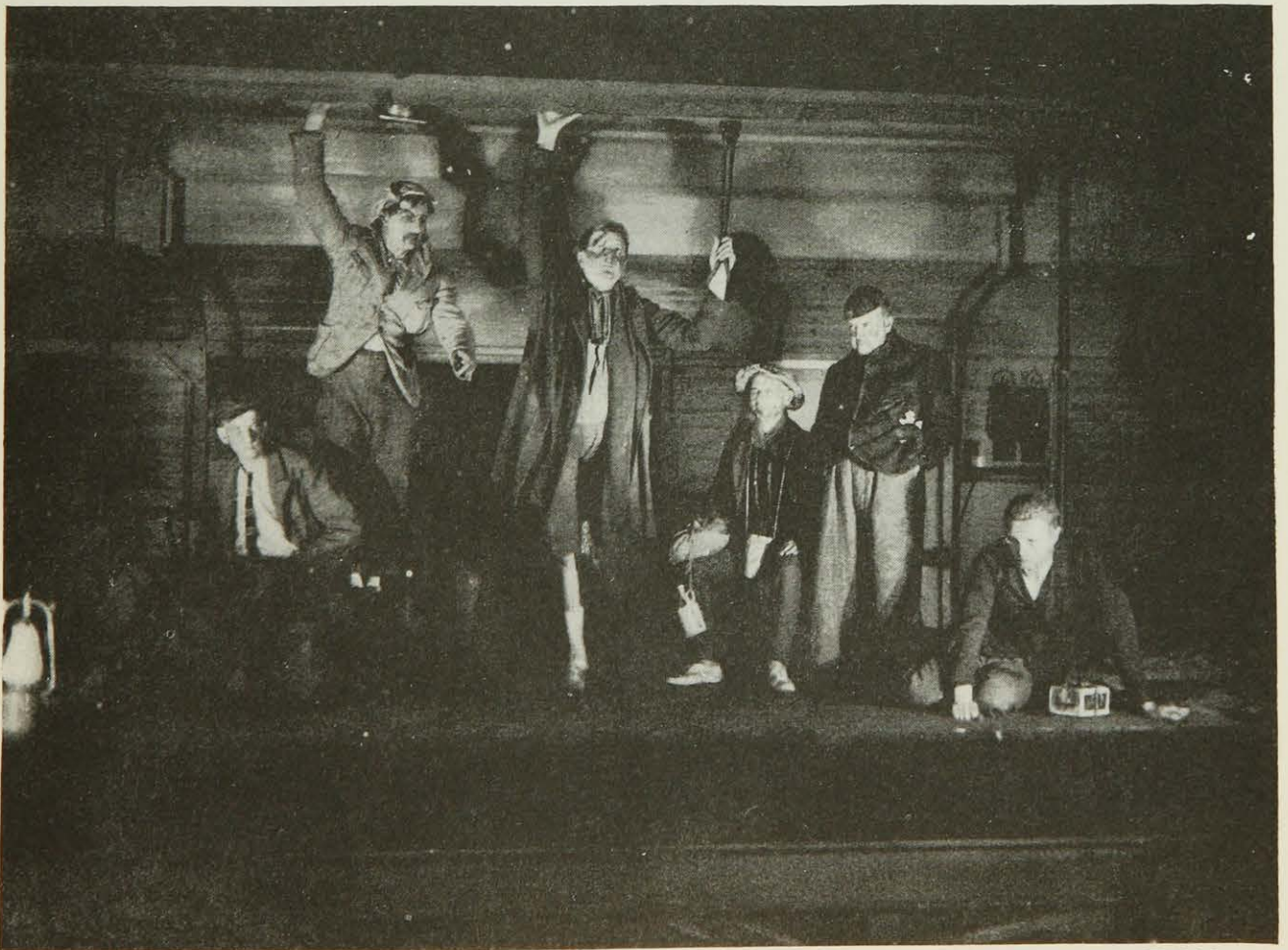
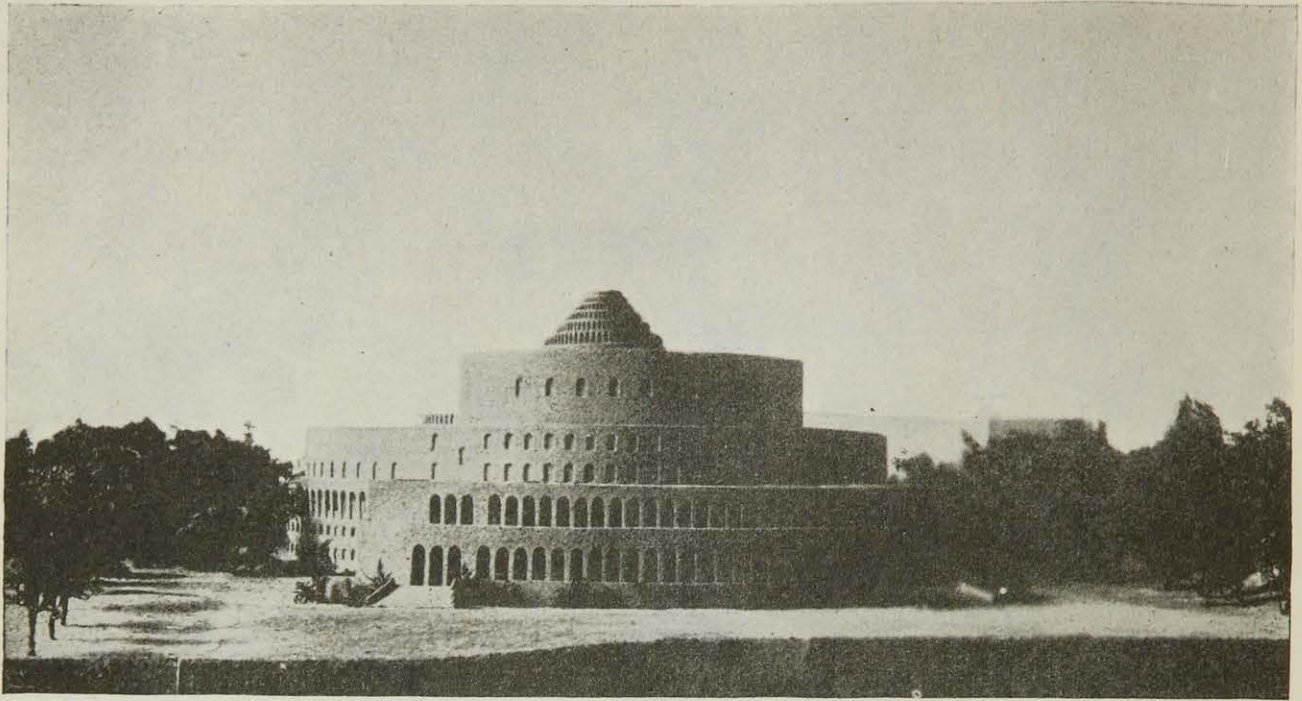


Photo Elli Marcus

„Zaungäste“ von Maxwell Anderson (Schiller-Theater, Berlin)
Brose, Bildt, Wäscher, Falkenstein, Koeslin, Keppler



Hans Poelzig, Modell eines Festspielhauses in Salzburg



Hans Poelzig

Photo Edda Reinhardt

BÜCHER - QUERSCHNITT

ZU EGON FRIEDELLES KULTURGESCHICHTE. Daß er, ohne konstitutionell ein Schauspieler zu sein, auf dem Theater auftritt und auch sonst nicht gerade mustergültig im korrekten Bürgersinne lebt, handelt und denkt, also nicht repräsentiert, sondern simplement da ist, das dürfte ihn als Historiker der Zunft verdächtig machen. Mit Zunft alle diese vielen gemeint, die als junge Leute in den Seminarien Quellenkunde, Diplomatie usw. gelernt haben. Friedell weiß eine Menge, vielleicht weiß er alles. Aber er tut nicht dick damit. Sondern schaltet da höchst souverän nach Vorurteil, Laune und sonstigen Subjektivitäten. Bemüht sich gar nicht, das zu kaschieren. Er ist ja kein Dozent, der Professor werden will. Das Resultat ist eines immer: amüsan, temperamentvoll, witzig, oft voll Geist. Das ist schon sehr viel für ein dreibändiges Buch. Der dritte Band, der das Heute zum Inhalt hat, wird ja rechtfertigen, daß und warum Friedell das Vergangene so aufgezogen hat. Warum er es überhaupt erinnert. Denn Geschichte ist ja kein bloßes antiquarisches Vergnügen über Kuriositäten. Sondern versuchte Rechtfertigung des Gegenwärtigen, gerade Gelebten. Im dritten Buch (alle im Verlag C. H. Beck in München) wird Friedell also zeigen, warum er da und dort in den beiden andern Bänden vielleicht bewußt geirrt hat. Man kann gespannt sein.

F. B.

THEODOR DREISER, *Sowjet-Rußland*. Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Dieser Bericht des bedeutenden amerikanischen Autors über seine Reise durch das rote Osteuropa und rote Asien anläßlich des zehnjährigen Bestehens der Sowjet-Union ist deswegen von so großer Bedeutung, weil der große Gegensatz, welcher zwischen dem krassen amerikanischen Individualismus des Betrachters und der kollektivistischen Staatsraison des betrachteten Landes besteht, den positiven Beobachtungen und Feststellungen den Wert der Wahrheit verleiht. Hier spricht kein Parteimann, sondern ein natürlicher Gegner, einer allerdings, der gleichzeitig ein beharrlicher Kämpfer ist für eine die Welt umfassende Menschheitskultur. Seine Frage ist immer wieder: kann das System der Sowjet-Union die Kultur fördern? Und er stellt tausende Beobachtungen an, reist schauend und fragend kreuz und quer, monatelang durch das unermeßliche Reich, spricht mit Arbeitern und Bauern, Kommunisten und Reaktionären, trifft Landsleute, die eine landwirtschaftliche Konzession bewirtschaften, und läßt sich von den Führern der Opposition informieren. Von allen Seiten leuchtet er hinein in das große Rätsel im Osten, unparteiisch und skeptisch, und schreibt eine große, aufregende und oft beglückende Reportage. Ihre Herausgabe ist ein außerordentliches Verdienst des Paul-Zsolnay-Verlages.

H—g.

DIE GROSSE SCHNAUZE. Goethe nannte ihn den Herkules der Revolution. Mirabeau war ihr genialster Kopf, ihr freiestes Herz. Tugend besaß er gar keine. Mitten in seiner gewaltigen Arbeit starb er innerhalb vier Tagen, man weiß nicht woran. Wahrscheinlich an den Aerzten. Nach ihm kamen dann die Tugendhaften mit ihrer Guillotine. Man könnte dieses Leben eines großartigen Menschen sowohl dem Geiste wie der Leidenschaft nach auch ganz schlecht erzählen, und es bliebe eine fesselnde Lektüre. Jouvenel hat es glänzend erzählt (*Henry de Jouvenel, Graf Mirabeau der Volkstribun*. Paul List Verlag, Leipzig), und sein Buch zu lesen ist ein hoher Genuß. Aber auch eine sehr zeitgemäße Lektüre. Es will nicht viel besagen, sagt man, unsere derzeitigen Staatsmänner könnten daraus lernen, denn — aus was könnten sie nicht lernen und was lernen sie alles nicht! Aber vielleicht bekommen sie aus der Lektüre dieses Buches wenigstens eine Ahnung, wie ein Staatsmann ausschaut.

F. Blei.

RICHARD LEWINSOHN, *Basil Zaharoff, der Mann im Dunkel*. S. Fischer Verlag, Berlin.

Regierungen regieren nur, aber die Rüstungsindustrien herrschen. Mächtiger als die wechselnden Minister sind die bleibenden Bürochefs. Alles aber überdauern die Rüstungsindustrien. Sie haben vor, während und nach Versailles diktiert. Für sie ist der Krieg ein Geschäft und der Frieden, der für den Krieg rüstet. Sie gewinnen, ob die Münze auf Kopf fällt oder auf Adler. Sie arbeiten mit Regierungen als Auftraggebern und Bestellern, und dabei wird am besten und am leichtesten verdient. Sie verfügen über eine vielgelesene, also einflußreiche Presse, in der sie immer, wenn's not tut, aus dem Floh einen Elefanten machen können. Meist stellen sie auch den Floh. Geschäftlich durchaus international, wissen sie, daß man nur mit dem Mittel nationaler Politik diese Geschäfte machen kann. So finanziert die Rüstungsindustrie jede nationale Politik als die allein einträgliche. In dieser aufschlußreichen Erzählung des Lebens eines der bedeutendsten Individuen dieses Geschäftes enthüllt sich System und Wesen dieses Geschäftes, das wie kein anderes die Politik diktiert, die gemacht werden muß, damit das Geschäft gedeiht. Man fragt sich: Wofür lebt der Mensch? Dafür, daß immer mehr Börseaner werden. F. Blei.

ERNST LOTHAR, *Der Hellseher*. Roman. Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Ein großer Roman. An der Figur eines graphologisch begabten, jungen Landmenschen, der unberührt und naturerfüllt die Großstadt betritt, werden Gegensätze unserer Zeit gestaltet: Kultur und Betrieb, Liebe und Sexualität, Ehrlichkeit und Bluff. Eine nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe, die Kraft, Menschen mit Spruch und Widerspruch lebendig darzustellen und die Vielfalt moderner Lebensverhältnisse zu schildern, ohne über dem Detail das Ganze zu verlieren, die verantwortungsvolle Bemühung um den klaren, sprachlichen Ausdruck . . ., all das zeichnet den Autor aus und hebt sein Werk über das durchschnittliche Niveau des heutigen Unterhaltungsromans. H—g.

DR. JOSEF LÖBEL, *Von der Ehe bis zur Liebe*. Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Wien.

Wollte man dieses vom Gehirn, nicht von einem speckigen Gemüt aus heitere Buch mit einem Wort kennzeichnen, man müßte sagen: „Hausarzt Nietzsche“. Der Große (vor dessen Schutzfrist-Erlösung der Herr Schwager und die Frau Schwester jetzt mächtig Angst haben — die Wahrheit könnte wohlfeil werden . . .) hätte nicht so sehr an der Lustigkeit als an der Listigkeit seines Nachfahren Freude gehabt. Wie er sich nämlich den Ton des guten Juxonkels, der mit Zeitungen und Zeitschriften gut Freund ist, ausborgt, um dem Gevatter Leser eine Spritze Anarchismus einzugeben. Es liest sich alles so glatt und nett und erlernbar, fast noch süffiger als der liebe Van de Velde — aber versucht man's am eigenen Leib zu probieren, so wird eine Weltrevolution daraus. Man lese z. B. das Kapitel über die „Vermännlichung der Frau“! Plaudert über den Gegensatz zwischen Odysseus und einem übermüdeten Bankdirektor und gelangt zum Vorrecht des Matrimoniats. Und dabei könnten Generationen von Psychoanalytikern vom Dr. Löbel (Franzensbad) lernen, wie man das Kind beim Namen nennen kann, ohne unappetitlich zu werden. Anton Kuh.

JACK LONDON, *Mondgesicht*. *Seltsame Geschichten*. Deutsch von Erwin Magnus. Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.

Man braucht ja nur zu sagen, daß ein neuer Band heraus ist, und die Leser werden sich ohne weiteres auf ihn stürzen. Sie wissen: nirgends quillt Leben frischer und unverfälschter als in dieser Phantasie, die keine Grenzen hat, wie das Leben selbst. Die Uebersetzung ausgezeichnet. Schi.

CHARMIAN LONDON, *Jack London. Sein Leben und Werk.* Universitas Verlag, Berlin.

Das Buch hat das Gewaltsam-Aufgerissene und zur Wahrheit Konstruierte einer Autobiographie. Die Frau, die erzählt, ist fast medialer Bote (neben den unmittelbaren prachtvollen Dokumenten, Bildern, Tagebuchnotizen, Briefen). Ein Leben in tollster Schwingung von erdiger Schwere zu Abenteuerbrauch wird heldisch, sobald Jack London zum Schreiben kommt. Dieses zweite Leben des Schriftstellers, mit dem Pensum von täglichen zweitausend Worten, scheint noch abenteuerlicher: wie man Schriftsteller wird, wenn man dazu geboren ist. Wie schwer man's wird. Kraft, Mut, Gesinnung und ein jugendlich überlegenes Gehirn, das alles verträgt sich mit schweren und zarten Kompliziertheiten (die bloß angedeutet sind, zu denen ein tieferes Lot gehört), gerade mit ihnen, gegen jede naive Simplifikation, zu einem Lied vom heldischen Menschen, der unser Zeitgenosse war. Und es ist überdies eine echte Geschichte von Jack London, vielleicht seine beste. Man liest sie mit erhitzten Knabenwangen. Das Buch ist eine Tröstung, eine Stärkung für jedermann.

E. Schw.

CHENG TSCHENG, *Meine Mutter.* Mit einem Vorwort von P. Valery. Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Mitten hinein in das pro und contra finanzierte chinesische Kriegsgedröhn tönt weit weniger monoton als dieses die idyllische Flöte eines europäisch, auch dies, gebildeten Chinesen, der von seiner Mutter erzählt. Man weiß ja, was Mutter und Familie dem Chinesen bedeuten: mehr als die nationale Befreiung, scheint es. Auf die Länge wenigstens. Ein Buch voller seltsamer Aspekte in die seelische Landschaft eines östlichen Menschen. Sehr lesenswert.

F. B.

Neuerscheinung!

Soeben gelangte zur Ausgabe

Der Mann im Dunkel

Die Lebensgeschichte Sir Basil Zaharoffs
des mysteriösen Europäers

von **Richard Lewinsohn** (Morus)

Geheftet RM 3.50, flexibel in Leinen gebunden RM 5.50

Es ist ein weiter, beinahe schon märchenhafter Weg vom niedrigen Haus des griechischen Händlers Basil Zaharoff père in dem kleinasiatischen Nest bis zur Londoner Residenz des Sir Basil Zaharoff fils. Und es lohnt sich schon, diesen Weg nachzugehen. Besonders, wenn man einen so instruierten und geistreichen Erzähler zum Führer hat wie Richard Lewinsohn. Es herrscht Streit zurzeit zwischen der historischen Zunft und den Biographen aus Passion und Talent. In diesem Streit bedeutet das Buch Lewinsohns einen neuen Sieg des Talents.

Spannend rollt sich auf dem Hintergrund der von Furcht und Ehrgeiz bestimmten Rüstungspolitik des Vorkriegseuropas das Leben dieses anatolischen Griechen ab, dem es gelungen ist, selbst im Hintergrund dieses Hintergrundes zu bleiben. (Vossische Zeitung)

S. FISCHER VERLAG / BERLIN

A. H. KOBER, *Rund um die Manege*. Tagebuch eines Zirkusmannes. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Das Buch tut's einem an. Kann jemand unbegeistert bleiben, wenn ihm aus Gegenwart und Geschichte des Zirkus erzählt und erzählt und erzählt wird? Menschen, Tiere — Artisten, Direktoren —, Stallungen, Manege — Lebenslauf des Einzelnen, Schicksal ganzer Unternehmungen — Anekdoten, Fakten — Organisation im Hintergrund — „Zum Schluß: Fanfaren“ — A. H. Kober, Sarrasanis Propagandachef, versteht's, die schwierige Materie spielend zu ordnen, scheinbar systemlos die stoffliche Ueberfülle aufzuteilen. Die Fähigkeit Kobers, das Bunte, Vielfältige, Feinverästelte des blendenden Komplexes „Zirkus“ darzustellen, ohne dem Farbigen, Wechselvollen, Bezaubernden den Schmelz und Schimmer, das Verlockende zu nehmen, tausendfach zu belehren, Kenntnisse zu vermitteln, ohne daß man's merkt, das Interesse zu befriedigen und doch immer neu zu reizen, — dies macht seinen Rundgang um die Manege zu einem unbeschreiblich reiz- und genußvollen Abenteuer. F. H. L.

QUERSCHNITT DURCH DIE ZEITSCHRIFTEN

VOLNE SMERY. Das April-Heft bringt diese ausgezeichnete, von der Künstlervereinigung Manes in Prag herausgebrachte Zeitschrift — Redakteure sind der vorzügliche Maler Emil Filla und Otakar Novotny — auf die *höchste Stufe europäischer Kunstzeitschriften*. Außer einer Reihe begabter tschechischer Künstler ein außerordentlich schöner, reichillustrierter Artikel von Hans Tietze über Eduard Munch und ein Aufsatz von Graf Keßler über Aristide Maillol. — Wir haben in Deutschland keine Kunstzeitschrift, die sich neben dieser halten kann. Schade nur, daß sie nur tschechisch erscheint und außerhalb der Tschechoslowakei keine Leser haben wird. A. F.

SCHRIFTEN DER NEUEN SCHWEIZER RUNDSCHAU. Zürich 1929. — Diese ganz ausgezeichnete Zeitschrift läßt ihr Herausgeber Dr. Max Rychner durch Einzelschriften ergänzen, wie A. Bäumlers Studie „Bachofen und Nietzsche“, eine geistvolle Gegenüberstellung des als Psychologen dem Geist seines Jahrhunderts verhafteten Nietzsche, dem er „als Handelnder Trotz bot“ und des als Symboliker eben diesen Geist überwindenden Weisen, dem er „als empirischer Mensch restlos angehörte“. Die zweite Schrift „Mensch und Geschichte“ von Max Scheler ist ein aufschlußreicher, kritischer Abschnitt aus der projektierten Anthropologie mit einer Andeutung von Schelers impersonalistischer Lebensanschauung. F. Blei.

DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION. Diese von dem verdienstvollen Hofrat Dr. Alexander Koch in Darmstadt herausgegebene Zeitschrift besitzt mit Recht die größte Verbreitung aller Kunstblätter; denn sie ist — abgesehen vom Inhalt, der sich um ein großes Publikum bemüht — typographisch und illustrativ so schön hergestellt wie keine andere deutsche Kunstzeitschrift. Die letzten Hefte brachten interessante Arbeiten über (Reproduktionen von) Toulouse Lautrec, Raoul Dufy, Modigliani, Picasso, Vlaminck usw. X.

INNENDEKORATION. (Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt.) Es wäre sehr wertvoll, wenn diese Zeitschrift öfters in die Hände solcher Leute käme, die vorziehen, sich mehr oder minder zerrissene Tapisserien, mehr oder minder echtes Louis XVI. zu kaufen, als sich an die Künstler von heute zu wenden. Der ‚Innendekoration‘ ist infolgedessen weiteste Verbreitung überall da zu wünschen, wo Wohnkultur ein Faktor ist. H. A. N.



RM. 140.- eine Nordlandreise

I. NORDKAPREISE

mit M.-S. „Monte Olivia“ vom 3. bis 18. Juli. Fahrpreis
einschl. voller Verpflegung von RM. **270.-** an

II. NORDKAPREISE

mit M.-S. „Monte Olivia“ vom 20. Juli bis 4. August. Fahr-
preis einschl. voller Verpflegung von RM. **270.-** an

FJORDREISE

mit M.-S. „Monte Cervantes“ vom 6. bis 14. Juli. Fahr-
preis einschl. voller Verpflegung von RM. **140.-** an

I. SPITZBERGENREISE

mit M.-S. „Monte Cervantes“ vom 17. Juli bis 7. August
Fahrpreis einschl. voller Verpflegung von RM. **320.-** an

II. SPITZBERGENREISE

mit M.-S. „Monte Cervantes“ vom 8. bis 26. August. Fahr-
preis einschl. voller Verpflegung von RM. **320.-** an

**KOSTENLOSE AUSKUNFT UND DRUCKSACHEN DURCH DIE
Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft
HAMBURG 8 / HOLZBRÜCKE 8**

SCHALLPLATTEN - QUERSCHNITT

Kurzoper.

„Der Freischütz“ auf vier „Grammophon“-Schallplatten, für die Heimbühne bearbeitet von Hermann Weigert und Hans Maeder. Orchester: Staats- und Stadtopernmitglieder. Dirigent: Hermann Weigert. Sänger: Marherr, Soot, de Garmo, Kandl u. a. Grammophon 95 234—37. — Endlich eine Kurzoper! Sehr geschickt geschnitten, einfach und verständlich zusammengestellt, sorgsam ausgeführt. Man sitzt bequem zu Hause, liest das mitgegebene „Spezial-Textbuch“ und lernt die schönsten Partien des Werkes genau kennen, bevor man die Oper originaliter hört. Hoffentlich werden die Herren auch Wagner kurzoperieren.

Orchester.

- „Rosenkavalier“-Walzer (Strauß). Großes Sinfonie-Orch. (Mitglieder der Städtischen Oper). Dirig.: B. Seidler-Winkler. Tri-Ergon 10 005. — Rundung und Farbe des Klanges sind bei dieser wirklichen Ton-Photographie besonders zu rühmen.
- „Rosenkavalier“-Walzer (Strauß). Berliner Sinf.-Orch. Dirigent: Felix Günther. Homocord 4—8973. — Wer in die Geheimnisse von Klangschattierung, Akustik und Lesart näher eindringen will, der vergleiche diese beiden, guten und doch so verschiedenen Aufnahmen . . .
- Salomes Tanz (R. Strauß) aus der Oper „Salome“. Philharmonisches Orchester. Dirig.: Dr. R. Strauß. Grammophon 66 827. — Rhythmisch und klanglich hervorragend equilibriert. Vorzügliche Platte.
- „Der Kalif von Bagdad“ (Boieldieu). Ouvertüren. Rückseite: „Figaros Hochzeit“ (Mozart). Ouvertüre. Berliner Sinfonie-Orch. Dirig.: Felix Günther. Homocord 4—8970. — Wie wohltuend berühren Exaktheit und Musikalität dieser unpretentiösen Wiedergabe. Entzückende Musik.
- „Die Zauberharfe“ (F. Schubert), Ouvertüre und Andante. Staatsoperorch. Dirig. Erich Kleiber. Electrola E. J. 359/360. — Die merkwürdig entrückte Atmosphäre dieser einzigen Schubert-Oper „Rosamunde“ umfängt Plattenhörer fast noch intensiver als Konzertbesucher.
- II. Ungarische Rhapsodie (F. Liszt). Städtisches Opernorch. Dirig. B. Seidler-Winkler. Tri-Ergon 10016. — Ungewöhnlich volltönende, stets weich und klar bleibende Reproduktion.
- Scènes Pittoresques (Massenet), 1. Marche, 2. Air de Ballet. Orchestre Symphonique de Paris. Cond.: Pierre Chagnon. Columbia 9491. — Findige Kinogeneralmusikdirektoren ernten mit diesen reizvoll-unbekannten Stücken großen Beifall.
- „Feuervogel“ (Strawinsky). Einleitung und Tanz der Prinzessinnen. Dirig.: Kleiber. Staatskapellen-Orch. Odeon 8368. — Lyrische Auswertung der ursprünglich herber konturierten Partitur.

Gesang.

- „Doch wie soll ich“ aus Traviata (Verdi). Duett: Amelita Galli—Curci und Giuseppe de Luca mit Orch. Electrola D. B. 1165. — Wundervoll in Klang, Auffassung und Empfindung.
- „Kashmiri Song (Woodford-Findler) und „For you alone“ (H. Geehl). Gesungen von A. Piccaver m. Klav. Grammophon 66772. — Hübscher Salondrink. Marke: Tauberiana Goût Américain.
- „Ihr seligen Träume beglückender Tage“ und „Soll auf immer ich dir entsagen“ aus „Die Puritaner“ (Bellini). Gesung. v. Umberto Urbano, Bariton m. Orchester. Electrola E. J. 369. — Vielgeplündertes Bellini, wie schade, daß man deine großangelegte Musik nur auf Schallplatten hört!

BAD EMS

Querschnitt durch das historische Bad mit den neuzeitlichsten Einrichtungen

heilt

Katarrhe
Grippefolgen
Rückstände von
Lungen- u. Rippen-
fell-Entzündung
Asthma
Emphysem
Herz- u. Gefäß-
erkrankungen
Frauenleiden
Gicht und
Rheuma

15. — 16. JUNI
49. Ruderregatta
(früher
Kaiserregatta)

27. — 30. JUNI
Allgemeines
Tennisturnier

29. JUNI, Tanzturnier
(Sonderklasse,
A-B-C-Klasse)

4. AUGUST
Großes Wasserfest

8. — 11. AUGUST
2. Tennis-Länderwettkampf
Deutschland — England



Auskunft und
Druckschriften durch
alle Reisebüros
und die Kurverwaltung

GRAF MIRABEAU

DER VOLKSTRIBUN

Ein stürmisches Leben
von

HENRY DE JOUVENEL

Mit 8 Bildtafeln

Geh. M 7.50, Leinen M 10

Neben Maurois' „DIS-
RAELI“ und Ludwigs
„NAPOLEON“ ist die-
ser Mirabeau die feinste
unter den unzähligen
Lebensschilderungen, die
jetzt so in Mode sind.

Prager Tagblatt.

LANGSPEER

Eine Selbstdarstellung
des letzten Indianers
von Häuptling

BUFFELKIND LANGSPEER

Mit 8 Bildtafeln

Geh. M 7.50, Leinen M 10

Höchst lebendig, von fesselndem
Reiz und dokumentarischem Wert.

Der Bund, Bern.

Lassen Sie sich beide Bücher
unverbindlich in Ihrer Buch-
handlung vorlegen.

PAUL LIST VERLAG
LEIPZIG



DER SCHÖNE
MENSCH
IN DER
NEUEN
KUNST

ORBITWISER

DARMSTADT / MATHILDENHÖHE / 1929

JUNI BIS OKTOBER

Verbringen Sie Ihre Ferien am
schönen Badestrand von

ST. JEAN DE LUZ

(Atlantischer Ozean—Pyrenäen)

Sport und Erholung

HOTEL D'ANGLETERRE

Pension von M 16.— bis M 25.—

MODERN HOTEL

Pension von M 12.— bis M 16.—

OSTSEEBAD

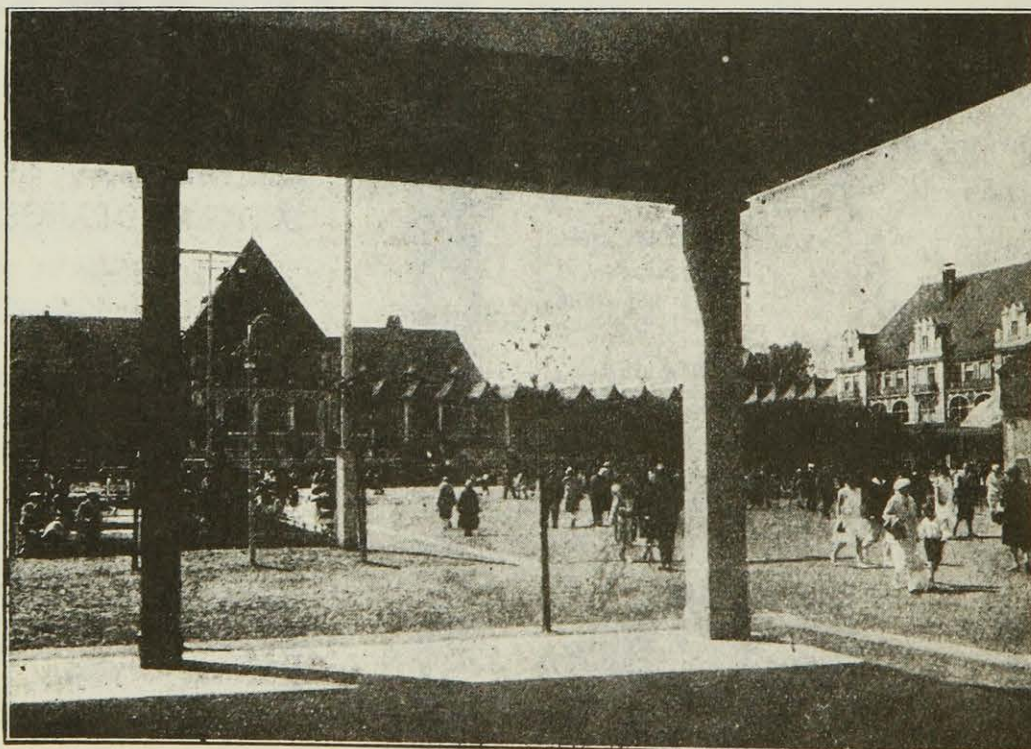
Rewahl i. Pom.

Das gesunde, am hohen Ufer geschützt liegende, schon vor 100 Jahren besuchte Seebad. Herrlicher Badestrand, Seebäder frei! Tägliche Verbindung vom 15. Mai ab Berlin mit Eilzug 12,25 Uhr, an Rewahl 10,12 Uhr. Direkte Autostraße durch neugebaute Chaussee bis in den Ort. Neuzeitlich eingerichtetes Warmbad für alle medizinischen Bäder. Für angenehmen Aufenthalt d. Gäste ist bestens gesorgt. Auskunft durch die Badeverwaltung.

Rewahl i. Pom. STRANDHOTEL

Erstes Haus / Direkt am Meer

R
O
U
L
E
T
T
E



B
A
C
C
A
R
A

OSTSEEBAD ZOPPOT

IN DER FREIEN STADT DANZIG / PASS OHNE VISUM

